This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

,282,183

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Napoleon auf Sankt Helena
Am 6. März (zwei Monate vor ſeinem Tode) nach der Natur gezeichnet
(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

Alexander Zivet

Die Franzosenzeit in deutschen Landen

1806–1815

In Wort und Bild der Mitlebenden

Herausgegeben von

Friedrich Schulze

Erster Band: 1806—1812

Leipzig :: R. Voigtländers Verlag :: 1908

Napoleon auf Sankt Helena
Am 6. März (zwei Monate vor seinem Tode) nach der Natur gezeichnet
(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

Alexander Zivet

Die Franzosenzeit in deutschen Landen

1806–1815

In Wort und Bild der Mitlebenden

Herausgegeben von

Friedrich Schulze

Erster Band: 1806—1812

Leipzig :: R. Voigtländers Verlag :: 1908

Napoleon auf Sankt Helena
Am 6. März (zwei Monate vor seinem Tode) nach der Natur gezeichnet
(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

Alexander Zivet

Die Franzosenzeit in deutschen Landen

1806–1815

In Wort und Bild der Mitlebenden

Herausgegeben von
Friedrich Schulze

Erster Band: 1806—1812

Leipzig :: R. Voigtländers Verlag :: 1908

Umſchlag und Einbandzeichnung
von Fritz Endell, Stuttgart

Das Werk iſt ausgeſtattet mit:

162 Textbildern
14 einfarbigen Einſchaltbildern
20 farbigen Tafeln
15 teils mehrfarbigen Karten u. Skizzen
und
10 Fakſimiledrucken

Druck von Oscar Brandſtetter in Leipzig

From the Estate of
Prof. [illegible]
4/7/80

Vorwort.

Die Anregung zu der vorliegenden Arbeit geht von der Verlagsbuchhandlung aus, die auch der Entstehung des Buches ein stetes Interesse zugewandt hat.

Bei der Beschaffung der Bilder sind mir vor allem die Jostschen Sammlungen zustatten gekommen, deren Benutzung der Rat der Stadt Leipzig mir erlaubt und die Liebenswürdigkeit des Herrn Architekten Curt Lerz mir sehr erleichtert hat. Reiches Material verdanke ich auch dem Kupferstichkabinett und dem Hohenzollernmuseum in Berlin, sowie dem Körnermuseum in Dresden, dessen Leiter, Herr Hofrat Emil Peschel, mir gern Zeit geopfert hat. Aus ihrem Privatbesitz stellten Herr Major a. D. Kretzschmer in Naumburg a. S., Herr Friedrich Strobel in Jena, sowie die Herren Hermann Buhrig, Besitzer des Völkerschlachtmuseums Ecke Querstraße und Grimmaischer Steinweg in Leipzig, und Martin Bertsch, Inhaber des Völkerschlachtmuseums am Leipziger Napoleonstein, Authentisches zur Verfügung. Ferner bot mir die von Herrn Professor Weber geleitete Jenaer Hundertjahrausstellung einige Bilder.

Mit Auskünften verschiedener Art haben mich unterstützt: Herr Geheimer Archivrat Dr. Paul Bailleu (Berlin), Herr Dr. Georg Ellinger (Berlin), Herr O. Göritz (Berlin), Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Gustav Hertzberg (Halle), Herr Dr. Benno Hilliger (Leipzig), Herr Hofprediger Dr. Hoffmann (Stuttgart), Herr Professor Dr. Paul Knötel (Kattowitz), Herr Fürstlich Dohnaischer Archivar Dr. Christian Krollmann (Schlobitten), Herr Bürgermeister Kummert (Kolberg), Herr Professor Kurz (Stargard), Herr Pastor Manger (Flieth, Kreis Prenzlau), Herr Dr. Friedrich Meusel (Berlin), Herr Dr. Rudolf Müller (Leipzig), Herr Superintendent Naumann (Eckartsberga), Herr Pfarrer Nietschmann (Halle), Herr Pfarrer Röhrig (Potsdam), Herr Professor Dr. Adelgott Schatz, O. S. B. (Meran), Herr Gymnasialdirektor Dr. Schirlitz (Stargard), Herr Graf Albert von Schlippenbach (Arendsee, Kreis Prenzlau), Herr Graf Wilhelm von Schlippenbach (Schönermark, Kreis Prenzlau), Se. Durchlaucht Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath (Schloß Amtitz,

Kreis Guben), Herr cand. min. Johannes Stephan (Jena), Herr Paſtor Voigt (Haſſenhauſen) und Herr Profeſſor Wehrmann (Stettin).

Mein Freund Dr. Heinrich Degen in Leipzig hat mir beim Korrekturenleſen geholfen. —

Über die Grundſätze der Herausgabe wenige Worte. Orthographie und Interpunktion ſind moderniſiert, nur einige Stücke aus der publiziſtiſchen Literatur haben um des echteren Eindrucks willen die alte Schreibweiſe. Die Durchführung dieſes Prinzips würde jedoch ein ſtilloſes Durcheinander zur Folge gehabt haben. Auslaſſungen ſind ſtets markiert, nur ſind gelegentlich Konjunktionen und Verweiſe, die bei dem herausgelöſten Stücke keinen Sinn mehr haben, ohne weiteres weggelaſſen. Sperrdruck, von dem die frühere Zeit auf Koſten des Druckbildes etwas verſchwenderiſch und aufdringlich Gebrauch machte, iſt meiſt beſeitigt. Über Sonſtiges gibt der Anhang Rechenſchaft. —

Die Mitteilung von unveröffentlichtem ſchriftlichen und bildlichen Material würde mir willkommen ſein.

Leipzig, den 20. Mai 1908.

Friedrich Schulze.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Einleitung XIII

Erster Teil.

Der Zusammenbruch Preußens . . . . . 1—144

Erster Abschnitt.

Bis Jena und Prenzlau . . . . . 5—102

Einleitung 5

I. Kriegsstimmung und Enttäuschung von 1805 7

1. Eine versäumte Gelegenheit Preußens. (Aus der durch Palms Schicksal berühmten Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung".) 7
2. Die Politik der Mittelmäßigkeit. (Aus E. M. Arndts „Geist der Zeit".) 8
3. Ansprache General Rüchels am Geburtstage Friedrichs des Großen. (Eisenhart.) 9

II. Deutsche Stimmen über Napoleon. Der Rheinbund . . 9

1. Arndt über Napoleon 9
2. Napoleon als Schiedsrichter Europas. (Königl. Bayrische Staatszeitung vom 3. April 1806.) 10
3. Napoleon als Wohltäter Deutschlands. (Aus der Schrift: Sibyllinische Blätter 1807.) 13
4. Zwei Prophezeiungen aus dem Jahre 1806 13

III. Berlin im Sommer 1806. Die Mobilmachung 14

1. Die Kriegspartei. (v. d. Marwitz.) 14
2. Die Mobilmachung. (Rühle von Lilienstern.) 16
3. Hoffnungen und beginnende Zweifel. (George.) 17

IV. Die preußische Armee von 1806 18

1. Soldatenleben: Verpflegung und Disziplin. (Wachholtz.) . . . 18
   In der Kaserne. (Jugenderinnerungen von Karl Friedrich Klöden.) 19
   Der Freiwächter. (Klöden.) 21
   Der patente Unteroffizier. (Klöden.) 21
2. Die Offiziere: Geist des Offizierkorps. (Reiche.) 22
   Wirtschaftliche Lage der Offiziere. (Wachholtz.) 23
   Der „brauchbare Offizier". (Boyen.) 25
   Militärischer Schneid. (Müffling.) 26
   Die Sommerschlittenfahrt der Offiziere vom Regiment Gendarmen. (Nostitz.) 26

Seite

V. Der Ausmarsch der Truppen. Der Streit um den Operationsplan 29
1. Auf dem Schlachtfelde von Roßbach. (Brief des Stabskapitäns Clausewitz an seine Braut.) 29
2. Die Zweifel am Oberfeldherrn und der preußischen Diplomatie. (Rühle von Lilienstern.) 30
3. Der Herzog von Braunschweig und seine Umgebung. (Müffling.) 31
4. Hohenlohe und der Naumburger Offensivplan vom 25. September. (Rühle von Lilienstern.) 32
5. Clausewitz über den Naumburger Offensivplan und die Hohenlohesche Opposition 32
6. Die Möglichkeit einer auswärtigen Unterstützung. Äußerungen des preußischen Ministers Haugwitz zu dem österreichischen Agenten Gentz im Erfurter Hauptquartier 33
7. Erste Nachrichten über die feindlichen Stellungen und geänderter Kriegsplan. (Valentini.) 34

VI. Saalfeld, 10. Oktober 1806 35
1. Saalfeld während und nach dem Gefecht. (Koburger Hofdame Amalie von Uttenhoven.) 35
2. Das Hauptquartier zu Blankenhain nach der Kunde von Saalfeld. (Boyen.) 36
3. Eindruck von Saalfeld bei der preußischen Avantgarde. (Reiche.) 39

VII. Jena vor der Schlacht 40
1. Die Panik vom 11. Oktober. (Rühle von Lilienstern.) 40
2. Napoleon in Jena. (Danz.) 41
3. Die Jenaer Schreckensnacht vom 13. bis 14. Oktober. (Danz.) 41

VIII. Die Schlacht von Jena 44
1. Das Eröffnungsgefecht. Kampf von Tauentziens linkem Flügel bei Closewitz. (Kapitän Luck vom Füsilierbataillon Pelet.) . . 44
2. Der Entscheidungskampf bei Vierzehnheiligen und Rüchels Gefecht bei Kapellendorf. (v. d. Marwitz, Hohenlohes Adjutant während der Schlacht.) 46
3. Napoleon und die sächsischen Offiziere nach der Schlacht. (Karl Heinrich von Einsiedel.) 51

IX. Auerstädt 53
1. Verlauf der Schlacht. (Boyen.) 53
2. Die Verwundung des Herzogs von Braunschweig. (Bauer Krippendorf, Führer des Herzogs in der Schlacht.) 56
3. Der Rückzug. (Aus einem Briefe Friedrich Wilhelms III. an die Königin Luise.) 58
4. Die Ursachen der Niederlage. (Aus einer eigenhändigen Relation Friedrich Wilhelms III. von Ende Oktober 1806.) 59

X. Weimar 61
1. Goethe in Lebensgefahr. (Riemer.) 61
2. Goethe auf dem Schlachtfeld in Jena. (Pfarrer Schlosser in Drakendorf.) 63

Seite

XI. Halle 64
Die Niederlage der Reservearmee bei Halle. (Steffens.) 64

XII. Das Schicksal der preußischen Gefangenen 67
1. Preußische Gefangene in Naumburg am 19. Oktober. (Luden.) 67
2. Befreiung eines Gefangenentransportes durch den Husarenleutnant von Hellwig am 18. Oktober. (Aus der Zeitschrift „Löscheimer".) 68

XIII. Französische Einquartierung 69
Die Franzosen in Dessau. Brief der Kammerdirektorin v. Raumer an ihren Sohn Karl von Raumer. 4. November 1806 69

XIV. Von Napoleons Gnaden 70
1. Beim Generalstabschef Berthier. (Weimarischer Gesandter Müller.) 70
2. Unterredung Müllers mit Talleyrand über die Weimarischen Angelegenheiten. (4. November 1806.) 71

XV. Berlin nach der Schlacht 75
1. Die erste Kunde von der Niederlage. (Rellstab.) 75
2. Einzug des Davoutschen Korps in Berlin am 25. Oktober. (George.) 76
3. Die Berliner Behörden und Napoleon. (v. d. Marwitz.) . . . 78
4. Finanzmanöver. (Gubitz.) 81
5. Entführung der Kunstschätze. (Schadow.) 83

XVI. Prenzlau 83
1. Prenzlau. Die Kämpfe vor dem Berliner Tor. (Ökonom Wothelius.) 83
2. Die Kapitulation. (v. d. Marwitz.) 87
3. Widerstand des Grenadierbataillons Prinz August. (Clausewitz.) 90
4. Urteil einer uckermärkischen Dorfchronik 92

XVII. Rückzug und Kapitulation Blüchers 93
1. Blücher und General Pletz auf ihrem Zuge durch Mecklenburg. (Malachowski.) 93
2. Die Einnahme Lübecks. (Reiche.) 94
3. Die Kapitulation von Ratkau. (Eisenhart.) 96

XVIII. Übergabe der Festungen 98
1. Die Festungsgouverneure. (Boyen.) 98
2. Magdeburg. (Wachholtz.) 99
3. Hameln. (Chamisso an Varnhagen am 22. November 1806.) . 100

Zweiter Abschnitt.

Von Prenzlau bis Tilsit . . . . . 103—144
Einleitung 103

XIX. Pultusk. (26. Dezember.) 105
1. Verlauf der Schlacht. (Plotho.) 105
2. Wirkung von Pultusk. (Gagern.) 106

XX. Die Flucht der Königin Luise 109

Seite

XXI. Schlesien 110
1. Die Übergabe Breslaus. (Holtei.) 110
2. Graf Götzen. (Ignaz Knötel.) 112
XXII. Schlachtfeld von Preußisch-Eylau 114
XXIII. Friedensvorschläge Napoleons 117
Blücher vor Napoleon in Finckenstein. 22. April 1807. (Eisenhart.) 117
XXIV. Die Fortführung des Kampfes 119
1. Der russische Oberfeldherr. (Boyen.) 119
2. Vorschlag Vinckes an den König über eine allgemeine Erhebung in Westfalen. (Altona, den 16. Mai 1807.) 120
XXV. Heilsberg und Friedland 125
1. Stellung bei Heilsberg. (Plotho.) 125
2. Die Schlacht. (Vietinghoff.) 125
3. Bennigsen nach der Schlacht. (Plotho.) 126
4. Friedland. (Plotho.) 127
5. Ein zeitgenössisches Urteil über Friedland. (Vietinghoff.) . . . 130
6. Franzosenfreundlicher Zeitungsbericht über die Schlacht bei Friedland. (Aus dem Berliner Telegraphen vom 20. Juni 1807.) . . 130
XXVI. Belagerung Kolbergs 131
1. Das Schicksal des Verteidigers von Kolberg in den Unglückstagen von 1806. (Aus einem Briefe Gneisenaus an die Familie von Trützschler in Bayreuth.) 131
2. Gneisenau über Nettelbeck in der „Königsberger Zeitung" . . 133
3. Gneisenaus Tätigkeit in Kolberg. (Nettelbeck.) 133
4. Das Ende der Belagerung Kolbergs am 1. und 2. Juli 1807. (Aus Joachim Nettelbecks Lebensgeschichte.) 134
5. Marwitz über die Belagerung Kolbergs und Nettelbeck 136
XXVII. Tilsit 140
1. Neupreußischer Patriotismus. (Aus einem Briefe Schleiermachers an Friedrich v. Raumer.) 140
2. Die Zweikaiserzusammenkunft in Tilsit am 25. Juni 1807. (Vietinghoff.) 142
3. Die Königin Luise und Napoleon in Tilsit. (Gräfin Voß.) . . 142
4. Patriotischer Ingrimm. Fichte über den Tilsiter Frieden an seine Frau in Berlin 144

Zweiter Teil.

Preußens innere Umgestaltung und der spanische und österreichische Befreiungskampf . . . . . 145—336

Erster Abschnitt.

Die Zeit der Steinschen Reformen . . . . . 149—222
Einleitung 149
I. Der Patriotismus des 18. Jahrhunderts 151
1. Deutschtum und Universalität. (Aus einer Flugschrift vom Jahre 1806: Magischer Spiegel betitelt.) 151
2. Deutschtum und Wissenschaft. (Fichte im Juli 1806.) 151

Seite

II. Vom neuen Patriotismus 152
1. Von Deutschlands historischer Größe. (Aus Arndts „Geist der Zeit".) 152
2. Von deutscher Sprache. (Jahn.) 154
3. Von deutscher Zukunft. (Aus Fichtes „Reden an die deutsche Nation".) 155
4. Der Patriotismus der Massen. (Aus einem Aufsatz Gneisenaus vom 7. Juli 1807.) 158

III. Die ethische Revision 159
1. Über den Fall der Kirche und ihre Wiedergeburt. (Joseph Görres.) 159
2. Über den Luxus. Ein Appell an die Mütter von Jean Paul . 163

IV. Friedrich Wilhelm III. 167
1. Friedrich Wilhelms Charakteristik aus Boyens Erinnerungen 167
2. „Friedrich Wilhelm der Regierer." (Aus einer politischen Broschüre der Zeit.) 173

V. Wirtschaftliche Fragen 175
1. Die finanzielle Lage des preußischen Staates nach der Katastrophe. (Heinrich von Beguelin.) 175
2. Wirtschaftliche Maßregeln Steins 1807. (Heinrich von Beguelin.) 178

VI. Die Heeresreorganisation 179
1. „Wandelbare und ungleiche Stimmung der deutschen Armee", ein übersehener Grund der Niederlage. (Gutschmid.) 179
2. Ein anderer Grund der Niederlage. (Aus einer adelsfeindlichen Broschüre.) 180
3. Die militärischen Konsequenzen. (Boyen.) 180
4. Friedrich Wilhelm und seine Räte. (Ein Erlebnis v. d. Marwitz' im März 1807.) 184
5. Blüchers militärisches Glaubensbekenntnis. (Aus einem Briefe an Gneisenau.) 185
6. Freiheit des Rückens. (Ein Zeitungsaufsatz Gneisenaus aus dem Jahre 1808.) 185

VII. Die Städteordnung 187

VIII. Politische Reformprogramme 190
1. Grundzüge einer neuen Verfassung für Deutschland und seine Staaten. (Aus der Zeitschrift „Lösheimer".) 190
2. Vincke über Publizität 192
3. Über den Fall Deutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt. (Görres.) 194

IX. Königsberg 195
1. Wechselvolle Tage. (Krug.) 195
2. Königsberger Hofleben 1807—1809. (Boyen.) 196
3. Von Kant und Kraus, den wissenschaftlichen Erziehern des neuen preußischen Beamtentums. (Krug.) 198

X. Der Tugendbund 199
1. Gründung des Tugendbundes und der Pflanzschule für Offiziere. (Boyen.) 199
2. Wirkungen des Tugendbundes. (Krug.) 202
3. Gegner des Bundes. (Eisenhart.) 202

Seite

XI. Der Erfurter Kongreß 203
1. Goethes Unterredung mit Napoleon am 2. Oktober 1808 im Gouvernementshause zu Erfurt 203
2. Napoleon in Weimar am 6. und 7. Oktober. (Friedrich Müller.) 208
3. Aus einem Brief von Caroline Sartorius über ihre Erfurter Eindrücke 212
4. Ein geplantes Attentat auf Napoleon. (Steffens.) 215

XII. Der Eindruck von Spaniens Erhebung 216
1. In französischen Diensten. (Johann Christian Mämpel.) . . . 216
2. Der Guerillakrieg. (Mämpel.) 218
3. Im Lazarett. (Mämpel.) 220

Zweiter Abschnitt.

Der österreichische Erhebungsversuch . . . . . 223—280

Einleitung 223

XIII. Der Traum einer deutschen Erhebung 225
1. Von deutscher Kraft. (Aus Arndts „Geist der Zeit".) 225
2. Von deutscher Pflicht. (Aus Kleists „Katechismus der Deutschen") 226
3. Friedrich Wilhelm III. zu Eisenhart über ein Zusammengehen Preußens mit Österreich. (Eisenhart.) 228

XIV. Die ersten Mißerfolge 231
1. Kriegsstimmung in Wien. (Caroline Pichler.) 231
2. Erzherzog Karl. (Varnhagen.) 232
3. Österreichs Kriegsaussichten. (Erzherzog Karl.) 235
4. Landshut in den Tagen der Schlacht. (Aus einem Briefe Brentanos an seinen Freund Arnim.) 236
5. Eine bayrische Stimme über den Feldzug der Österreicher an der Donau. (Aus einem Briefe Feuerbachs an seinen Vater.) . 239
6. Die Kapitulation Wiens. (Caroline Pichler.) 240

XV. Der Tiroler Volkskrieg in seinen ersten Tagen 242
1. Die Vorgänge in und um Innsbruck in den Apriltagen. (Eberhöfer.) 242
2. Der Auszug des Innsbrucker Akademischen Korps 2. bis 13. Mai 1809. (Eberhöfer.) 248

XVI. Schill 251
1. Österreichische Sympathien bei der Berliner Bevölkerung. (George.) 251
2. Die Schillschen in Halle. (Steffens.) 252
3. Die Bernburger Beratung über die Zukunft des Schillschen Korps. (Bärsch.) 255

XVII. Aspern 257
1. Die Schlacht. (Erzherzog Karl.) 257
2. Die Enttäuschung über Preußens Haltung. (Aus einem Briefe Gneisenaus an Götzen vom Juni 1809.) 260

XVIII. Wagram 5. und 6. Juli 261
1. Der erste Tag der Schlacht. (Varnhagen.) 261
2. Der 6. Juli. (Albrecht Adam; auf französischer Seite.) 264

Seite

XIX. Von den Schlachtenbummlern Dahlmann und Kleist . . 265

XX. Die letzten Zuckungen der Tiroler Erhebung 270

1. Niederlage Lefèbvres am Berge Isel vom 13. August. (Haspinger.) 270

2. Die Friedensnachricht und die letzte Berg Iselschlacht am 1. November 1809. (Landschützenmajor Sieberer.) 272

3. Der Streit um die Fortführung des Kampfes im November 1809. (Sieberer.) 274

XXI. Politische Ergebnisse 278

1. Der Friede von Schönbrunn. (Boyen.) 278

2. Gentz' Urteil. (Aus einem Briefe an Stein: vom 27. August 1809.) 279

3. Gneisenau an seine Frau 279

Dritter Abschnitt.

Die Zeit der Hardenbergschen Reformen . . . . . 281—336

Einleitung 281

XXII. Die Rückkehr des Königspaares nach Berlin. (Reiche.) 285

XXIII. Der Tod der Königin Luise 288

1. Aus dem Tagebuche des Berliner Arztes Heim 288

2. Aus dem Tagebuche der Gräfin Voß 288

XXIV. Die Begründung des preußischens Volksschulwesens . 290

1. Die Durchführung einer staatlichen Erziehungspolitik. (Friccius.) 290

2. Berichte Kaweraus an den preußischen Staatsrat Süvern über seine Iffertener Eindrücke 292

3. Ein Besuch bei Pestalozzi 1813. (Crome.) 294

4. Schulpolitische Grundsätze. (Aus dem Entwurf einer Kabinettsordre vom Sommer 1808) 295

XXV. Die Universität Berlin 297

1. Die Dozenten als Menschen und Gelehrte geschildert von Steffens 297

2. Berliner Leben und wissenschaftliche Strömungen. (Aus Briefen Savignys.) 300

XXVI. Das Turnen 304

1. Die Anfänge des Turnens. (Jahn.) 304

2. Der Eindruck der neuen Betätigung auf das Berliner Publikum. (George.) 306

3. Die historische Ohrfeige 306

4. Aus den allgemeinen Turngesetzen 308

XXVII. Vom geselligen Leben und allgemeineren Interessen der Zeit 309

1. In einem phrenologischen Vortrage Galls. (Steffens.) 309

2. Wiener Musikleben im Jahre 1808. (Reichardt.) 313

3. Die nationale Wirkung von Schillers Dramen auf das Berliner Publikum. (Ludwig Giesebrecht.) 317

XXVIII. Der Staatskanzler Hardenberg 319

1. Hardenbergs Persönlichkeit. (Boyen.) 319

2. Hardenbergs Arbeitsweise. (Friedrich v. Raumer.) 320

Seite

XXIX. Hardenbergs Reformideen 323
1. Grundriß einer Finanzreform von Friedrich v. Raumer 323
2. Luſtige Finanzvorſchläge von Privatperſonen. (Raumer.) . . . 324

XXX. Stimmen über die Hardenbergſche Reformgeſetzgebung 326
1. Cöllns Charakteriſtik der innerpolitiſchen Lage Preußens am Ende des Jahres 1810 in zwei Briefen 326
2. Die feudale Oppoſition. (Boyen.) 332
3. Der ſpätere Hardenberg über ſeine innerpolitiſchen Reformpläne. (Steffens.) 335

Friedrich der Große
Vignette von Friedrich Bolt. 1808
(Berliner Kupferſtichkabinett)

Einleitung

Dieſes Buch führt in die Zeit, in der das deutſche Volk ſich als Einheit begreifen lernte, in der das neue Nationalgefühl der Deutſchen ward, und was wir an politiſcher Energie heute haben, nimmt von dort ſeinen Urſprung: vom Jahre 1813, dann von 1848 und 1870; und es ſind wohl Wandlungen und Konflikte dageweſen und Widerſprüche und Unfertigkeiten unbeſeitigt geblieben, aber ſeit 1813 hegt das deutſche Volk Gedanken von Einigung und innerem Ausbau: es iſt erwacht.

Von der Geſchichte dieſes Erwachens möchte das Buch ein urkundtreues Bild geben. Es möchte Schätze für die Allgemeinheit heben, die meiſt nur dem Forſcher bekannt und zugänglich ſind: die Äußerungen der Zeitgenoſſen.

Die Periode der Befreiungskriege war auch literariſch keine tote Zeit. Sie war an Sängern reich, an politiſchen und unpolitiſchen, ſie war eine Zeit aufblühender deutſcher Wiſſenſchaft, ſie hatte Helden, die in ihrer Weiſe der Sprache mächtig waren, wie Gneiſenau, Boyen, Clauſewitz, Stein und Blücher. Von den großen Publiziſten: Arndt, Görres ganz zu ſchweigen. Ein reicher voller Nachhall jener Tage iſt uns geblieben; Stimmen klingen noch von dort, die Gemüt und Willen ſeltſam ergeifen, und es iſt uns, indem wir in den Schriften von damals blättern, nicht bloß, als wenn von Vergangenem die Rede wäre. ...

Was im folgenden dargeboten wird, hat mehr ſubjektive als objektive Wahrheit. Das iſt ſein Reiz und ſeine Gefahr. Dem ganzen Zuſammenhang der Ereigniſſe vermag das Einzelerlebnis nicht beizukommen, und ſchon deshalb iſt für den Leſer Kritik und Phantaſie zugleich vonnöten. Überwiſſenſchaftliche werden vielleicht das Unternehmen von vornherein verurteilen und könnten ſich dabei auf ein Wort des größten deutſchen Hiſtorikers, Rankes, berufen:

Der Geſchichtſchreiber muß auf ſeiner Hut ſein, ſich von dieſen Erinnerungen fortreißen zu laſſen. Denn in dem Perſönlichen liegt es, daß es häufig nicht einmal verifiziert werden kann: der Eindruck, den der Handelnde von Freunden oder Gegnern erfuhr, iſt dabei immer im Spiele; ſelbſt wenn man beide Parteien hört, wird es nur ſelten möglich, ein Urteil zu fällen. Auch iſt das nicht Beruf des Geſchichtſchreibers. Für die Muſe der Geſchichte, wenn ich ſie recht kenne, gibt es Dinge, welche ſie un-

bekümmert auf sich beruhen lassen kann. Die Memoiren haben ihre besondere Stellung in der Literatur; von den Zufälligkeiten des persönlichen Lebens, das sie mitteilen, kann der Geschichtschreiber abstrahieren; sein Augenmerk ist vor allem auf die allgemeinen Angelegenheiten gerichtet.

Dem ließe sich ein Ausspruch entgegenstellen, mit dem der größte deutsche Dichter (im folgenden verwertete) Kriegserinnerungen einleitete:

Wie sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind, und uns mit Geschichte von Jugend auf im allgemeinsten und allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß gibt, weshalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographien, Originalbriefen und was für ähnliche Dokumente der Art auch übrig geblieben, aufs angelegentlichste begehren. — Wie verschiedenen Wertes aber dergleichen Nachlässe sein mögen in Rücksicht der Personen, der Zeit, der Ereignisse, so dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißzuachten sein. — Alle Menschen, die nebeneinander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten.

Und so wird es wohl darauf ankommen, nicht bloß mit dem einen Maßstab des Tatsächlichen an das folgende Buch heranzutreten. Auch dieser Maßstab ist, wie die Auswahl vielleicht und die Nachbemerkungen sicher zeigen werden, nicht unberücksichtigt gelassen, aber unter Umständen kann auch (rein faktisch genommen) Unzulängliches Stimmung und Anschauung von der Vergangenheit vermitteln.

Daß den Lesern dieses Werkes von einer reichen Zeit ein reiches Bild entstehe, ist mein Wunsch; daß es anderen und größeren im wesentlichen zu danken, wenn diese Absicht gelang, bleibt mir bewußt, und meine Hoffnung ist die: als ein brauchbares Medium erfunden zu werden.

Erſter Teil

Der Zuſammenbruch Preußens

Preußens glorreiches erstes Jahrhundert
Nach F. G. Weitsch gestochen von Daniel Berger. Berlin 1800
(Im Berliner Kupferstichkabinett)

Erſter Abſchnitt

Bis Jena und Prenzlau

Ziel der preußiſchen Politik von 1795 bis 1806 iſt — durch perſön-
he Anſchauungen Friedrich Wilhelms III. nicht unweſentlich beſtimmt —
e Erhaltung des Friedens und Mittel dies Ziel zu erreichen eine ebenſo-
hr in politiſchem Urteil wie in Energieloſigkeit begründete Neutralität
weſen. Der Erfolg aber war, daß Preußen ſein Anſehen in Deutſch-
nd verlor, bei den europäiſchen Mächten in den Ruf der Unzuver-
ſſigkeit kam und ſchließlich allein den Kampf mit Napoleon auf-
hmen mußte, den es 1805 mit Rußland und Öſterreich zuſammen
tte führen können.

Schrittweiſe, wie man zu dem gefährlichen Entſchluß gekommen,
hrt man ihn aus: Am 9. Auguſt die Mobilmachung, Mitte September
e endgültige Entſcheidung für den Krieg, am 25. September ein
ffenſivplan, den die Ereigniſſe überholen, ehe man an ſeine Ver-
irklichung denkt, am 1. Oktober die Übergabe des Ultimatums, am 6.
n neuer abgeſchwächter Offenſivplan und am 9. das Kriegsmanifeſt
gleich mit dem erſten Zuſammenſtoß und der früheſten genauen
unde über den Anmarſch des Feindes! Dazu kommt eine weitgehende
neinigkeit der Führer, vor allem ein unleidliches Verhältnis zwiſchen
m Herzog von Braunſchweig und dem Fürſten Hohenlohe, und der
angel an Bundesgenoſſen: Sachſen-Weimar ſchließt ſich noch gern,
urſachſen der Not gehorchend an, Heſſen zieht die Entſcheidung hinaus,
n ſich ſchließlich wie Anhalt, Braunſchweig und Mecklenburg für neutral
erklären.

Napoleon nimmt zunächſt die preußiſche Kriegsdrohung leicht. An-
ng September hatte er geſtutzt, als Rußland die Unterzeichnung des
reinbarten Friedensvertrages verweigerte. Er vermutete eine preußiſch-
ſſiſche Koalition. Dann aber glaubt er, die bloße Ankündigung: er
erde ſeine deutſchen Truppen verſtärken, müſſe Preußen zum Rück-
g bringen. Als er ſieht, daß er Preußen diesmal unterſchätzt hat,
ndelt er raſch. Ende September iſt er mit den Garden in Mainz,
den Tagen vom 7. bis 10. Oktober wirft er ſein Heer in drei Ko-

lonnen über den Thüringer Wald und die Saaleübergänge von Hof, Saalburg und Saalfeld, und bereits am 13. ſteht das Korps Davout in Naumburg, im Rücken der preußiſchen Armee. Auch Napoleon kennt die Stellung des Feindes nicht, aber ſein Ziel iſt die Entſcheidungsſchlacht, während der Herzog von Braunſchweig am 12. ein Ausweichen nach Norden anordnet.

So kommt es zu der Doppelſchlacht von Jena und Auerſtädt und zu einer ſchier unerhörten Kataſtrophe. Es zeigt ſich, daß nicht nur ein militäriſcher Organismus getroffen iſt, ſondern daß ein überlebter Staat in ſeinen Fundamenten wankt. Und ſoviel auch an perſönlicher Schuld mit eingeht in die Niederlagen vom 14. und 17. Oktober, in die Kapitulationen der Städte und der Trümmer der Armee, ſo wäre doch ein ſolches Verſagen von Einzelperſönlichkeiten, die ſicher nicht ſchlechter als die glänzenderer Zeiten waren, ohne den Hintergrund eines allgemeinen geſchichtlichen Vorganges undenkbar geweſen.

I

Kriegsstimmung und Enttäuschung von 1805

Sr. Maj. hat es nicht entgehen können, da Sie sich zum Teil selbst davon zu überzeugen Gelegenheit gehabt, mit welcher Ausdauer und mit welchem guten Willen der größte Teil der Armee die anhaltenden und beschwerlichen Märsche in der schlimmsten Jahreszeit zurückgelegt hat. Da es aber Sr. Maj. gelungen ist, den Frieden auf eine genugtuende Art zu erhalten, so nehmen Sie jetzt, wo der größte Teil der Armee in die Friedensgarnisonen zurückkehren wird, die Veranlassung wahr, der ganzen Armee für ihre bei dieser Gelegenheit bewiesene Treue und Anhänglichkeit hiermit zu danken, in der festen Überzeugung, daß, wenn es zum Kriege gekommen wäre, sie sich beeifert haben würde, des preußischen Namens sich würdig zu machen und den Ruhm der Tapferkeit zu behaupten, den sie sich in den vorigen Kriegen errungen hat.

Preußischer Parolebefehl vom 24. Januar 1806, dem Geburtstage Friedrichs des Großen.

1. Eine versäumte Gelegenheit Preußens. (Aus der durch Palms Schicksal berühmten Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung".)

Als vor sieben Monaten alle öffentlichen Blätter ein mobilgemachtes preußisches Heer und dessen angetretenen Marsch verkündigten, dünkte sich Europa im preußischen Kabinett die Wagschale zu sehen, auf welcher Germaniens Los abgewogen werden sollte. Schon verehrten unzählige Deutsche den König von Preußen in der Stille als den Retter der Freiheit ihres Vaterlandes und Hersteller des politischen Gleichgewichts, welches seit dem Lüneviller Frieden sich ganz auf Frankreich hinneigte. Schon hörte man hunderttausend preußische Krieger an der schlesischen und ebensoviel an der bayrischen Grenze ein Machtwort sprechen, für welches Napoleon, wenn er nicht seine ganze, bei Austerlitz sehr geschwächte Armee preußisch-, russisch- und östreichischer Diskretion überlassen wollte, notwendig Achtung haben mußte. Schon war Friedrich Wilhelm dem Anschein nach an dem Ziel, Schiedsrichter zwischen drei Kaisern und zwei Königen zu sein. Schon blühte ihm der Name des Großen und Unvergeßlichen in den Annalen der wichtigsten Weltbegebenheiten. Die Ankunft des Grafen von Haugwitz in Wien berechtigte zu den größten Erwartungen. Das mindeste was man sich versprach, war die gewisse Darstellung Preußens als einer vermittelnden Macht zwischen Östreich und Frankreich. Allein dieser Minister, ganz von Napoleon gewonnen, verläßt den Ort seines Aufenthalts, ohne der Welt ein Zeichen von der Absicht und Wirkung seiner Sendung gegeben zu haben. Es müßte denn sein, wie sich's jetzt leider ansehen läßt, daß er wegen Hannover, Hamburg, Lübeck daselbst nochmals Abrede mit Deutschlands Unterdrücker gepflogen, oder zu dessen letzteren Siegen ihm das Glückwunschkompliment gemacht hätte. Der kostbare Augenblick war erschienen, da die Krone Preußen die glücklichste Revolution bewirken, Frankreichs Übermacht in engere Grenzen einschließen, Europa den Frieden geben, der unter Friedrich II. den französischen Heeren so furchtbar gewesenen Tapferkeit der Deutschen ihren vorigen Glanz wieder verschaffen, Beglückerin der Welt im eigentlichsten Verstande heißen, alle Reichsstände, das kaiserlich östreichsche Haus selbst, sich auf lange Zeiten verbinden und, damit wir alles sagen, Segnungen der ganzen Menschheit sich eigen machen konnte. . . . . .

Bisher behauptete das Berliner Kabinett fast unter allen den ersten Rang. Seine Schritte zogen allgemeine Bewunderung nach sich, und man hielt den Preußischen Staat unter einer so weisen Leitung für beneidenswürdig. Dabei konnte man dem Gedanken nicht ausweichen, Preußen werde durch seine, von hinreichender Macht unterstützte Vorsicht, Deutschland in Ruhe zu erhalten, und vor jeder auswärtigen Gewalt zu schützen wissen. Bot sich doch die schönste Gelegenheit dazu an, als mehrere Höfe in Süddeutschland, mit dem von Berlin noch vor Ausbruch der letzten Unruhen in Verbindung treten, oder eigentlicher zu reden, sich dessen Schutz anvertrauen wollten. Friedrich Wilhelm, anstatt ihnen die Hand zu bieten, lehnt ihren Antrag ab und nötigt sie in der kritischen Lage, die aus Ost und West mit schwarzen Ungewittern drohte, wie jene Tauben zu handeln, die den Geier wider ihren Erbfeind, den Stoßvogel, zu Hilfe riefen; leider aber auch dasselbe Schicksal erfuhren. . . . . .

Weine laut auf, edler, biederer Deutscher, dessen ruhige Hütte von den ersten Fürsten ungeschützt, den Heeren des allgemeinen Friedensstörers zum Aufenthalt dienen muß. Hardenberg, mit Ehrfurcht nenne ich seinen Namen, dieser Edle aus deutschem Blute, kannte und sah, wie am hellen Mittage, die Gefahren, den Untergang des Vaterlandes voraus — sah, daß Frankreichs Liebkosungen Preußens König für nichts anders als Sonnenblicke im April, deren Gefolge nur Stürme sind, gelten können, Hardenberg zog den Vorhang auf, damit Friedrich Wilhelm im Hintergrunde die unter dem Gras versteckte Schlange bemerken könne, und ach! er bemerkte sie nicht. Sie schlich sich immer näher, bis endlich ihre Zirkel den König in die Mitte brachten, woraus man ohne Gefahr erdrückt zu werden, nicht entrinnen kann. Der warnende Weise zog sich zurück, der Ehre versichert, für die Würde der preußischen Krone und ihre Unabhängigkeit ein Wort zu seiner Zeit geredet, und zugleich als Vormund der deutschen, jetzt tiefgesunkenen Nation gehandelt zu haben.

2. **Die Politik der Mittelmäßigkeit.** (Aus E. M. Arndts „Geist der Zeit".)

Man muß nichts halb tun, wenn man nicht früher oder später bitter büßen will. Mittelmäßigkeit ist der Tod alles Großen und Heroischen. Gut oder böse, und beides in Vortrefflichkeit, kann man mit der Welt spielen und herrschen. Was bekam Preußen dafür, Deutschlands alte Grenzen nicht zu retten, und Italien, die Schweiz, Holland, Spanien Frankreichs Provinzen werden zu lassen? Einige kleine und elende Herrschaften, im ganzen heiligen römischen Reiche zerstreut, die ihm keine Stärke und Befestigung seines Staates und wahrlich bei dem deutschen Volke keine Liebe gaben. Wollte es Krieg, so mußte es mit Österreich und Rußland sich über Deutschland vergleichen; wollte es Frieden, so mußte Frankreich ihm Franken und Westfalen und die hessischen, sächsischen und mecklenburgischen Fürsten als seine Vasallen erlauben. Das war ein Preis, der ein Schelmstück in der Politik wert war. Sonst mußte man schlagen, um mit den Seinen Ehre und Land zugleich zu gewinnen. Man verkaufte seine Ehre um nichts und verfaß die köstlichste Zeit in einem politischen Schlummer, der durch das Ungeheuerste, was seitdem geschehen ist, nicht hat geweckt werden können, bis wiederholte Schläge und Backenstreiche die Starrsucht hoben, und

Lithographie von C. Molte

UNIV. OF MICH.

Der

(Bertschs Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein bei Leipzig)

man zu spät zum ungleichen Kampf gegen den Riesen aufstand, den man, wie die Bachstelze den undankbaren Kuckuck, gepflegt hatte, um von dem Erwachsenen verschlungen zu werden.

3. Ansprache General Rüchels am Geburtstage Friedrichs des Großen. (Eisenhart.)

Der 24. Januar war immer ein Tag hoher Wichtigkeit für den General, da an diesem Tage der große König geboren wurde. — Diesmal (1806) war es der Tag des Abschiedes von unserm hochverehrten Feldherrn. Er hatte ein großes Mittagsmahl bei sich veranstaltet, an welchem alle gegenwärtigen Generale und diejenigen Offiziere, die das Glück genossen, zu seiner nähern Umgebung zu gehören, teilnehmen mußten. Kurz vor Beendigung der Tafel stand der General auf, nahm ein Glas mit Wein gefüllt in die Hand und trank auf die Erinnerung dieses größten Königs, der jemals gelebt habe. Er nahm bei dieser Gelegenheit in einer kurzen aber kräftigen Rede von uns Abschied und schloß mit den Worten:

„Meine Herren! wir scheiden zwar jetzt voneinander, betrübt, daß es geschehen muß, allein ich bin es überzeugt, daß wir noch früher, als ein Jahr vergeht, hier uns wiederfinden werden. Leider nur wird es nicht unter so günstigen Umständen, wo nicht gar zu spät, geschehen, allein meine Schuld ist es wenigstens nicht. Ich habe wohl zwanzig Briefe an die Behörde dieserhalb geschrieben und meinen Kopf für einen glücklichen Erfolg verbürgt — aber vergebens!"

II

Deutsche Stimmen über Napoleon. Der Rheinbund.

... Dabei ist der Reichskörper wie das erste Prinzip der Moral oder wie Jungfernerde sehr unauflöslich; ja gesetzt, einer von uns nähme ein Kurschwert und schnitte ihn damit wie einen Ohrwurm entzwei, so würde sich die gezähnte Hälfte eben wie der gespaltene Ohrwurm umkehren und den Hinterrest rein aufspeisen — und dann wäre ja der gesamte verknüpfte Ohrwurm wieder da und satt dazu. Es ist keine schädliche Folge dieses festen Reichsnexus, daß das corpus seine eignen Glieder wie der Bachkrebs seinen Magen verzehren und verdauen ohne wahren Schaden, so daß einer das corpus wie einen homerischen Gott nur verwunden, aber nicht ertöten kann: reibe, sag' ich oft, diesen Federbuschpolypenstamm mit Rösel zu Brei — stülp' ihn um wie einen Handschuh — schneide den Polypen wie Lichtenberg geschickt mit einem Haare entzwei — stecke wie Trembley mehre abgeschnittene Glieder ineinander und verleibe wie andere Naturforscher, Reichsstädte, Abteien, kleine Länder größern ein, oder umgekehrt — — und schaue nach einigen Tagen danach: wahrhaftig, herrlich und ganz und genesen sitzt dein Polype wieder dort, oder ich will nicht Schoppe heißen.

Schoppes „Lob der Reichsintegrität" in Jean Pauls „Titan" (1800).

1. Arndt über Napoleon.

Ich sage nicht, daß bei Bonaparte alles absichtlich und listig ist. Er würde nie Großes getan, nie den Purpur angezogen haben, wenn dies wäre; ich sage nicht, daß er der verruchte Bösewicht ist, wozu ihn manche im Haß machen. Er

hat geherrscht, wo man diente, geboten, wo man nachgab, seine gewaltige Kraft, oft planvoll, öfter unbewußt, fortgetrieben, wo kein Widerstand war, ja er hat wohl selten mehr gewußt, als er gefühlt hat, und so ist er dahin gekommen, wohin er beim Ausgehen noch nicht sehen konnte. Aber soll man ihn, der selbst einer blinden Macht in ihm folgt, den weisen und sichern Führer nennen, soll man groß nennen, was klein, kühn, was grausam, weise, was hinterlistig ist? Soll man einem Mann, der kein Maß hat, Mäßigung zutrauen? Das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht, von der Bildung und dem heiligsten Verhältnis Europens hat er keine Idee, in wilder Natur fährt er dahin und durch Zufall kann selbst das töricht werden, was nicht einmal töricht gemeint ist. Man kann über den Mann wahrlich noch nicht aburteilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden, die Schwachen hat er zertrümmert, wie sie ihm begegneten. Wenn er solches einmal fühlte und dann bestände — —

Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten tun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so tun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltne Naturkraft, und sie kann man auch Bonaparten nicht versagen.

2. Napoleon als Schiedsrichter Europas. (Königl. Bayrische Staatszeitung vom 3. April 1806.)

Ein berühmter Staatsmann Frankreichs entwarf ein Gemälde von Europa im Anfang des Jahres 1806, das mit folgender merkwürdiger Stelle anfängt: „Das Jahr, welches vor kurzem begonnen hat, wird in der neuesten Geschichte eine große Epoche bilden. Es wird sich nämlich ein neues System von Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Teilen von Europa begründen. Nicht mehr gleiche Kräfte werden es sein, die sich durch ihr wechselseitiges Entgegenwirken in Ruhe erhalten; sondern eine einzige überwiegende Macht, die in Zukunft zu stark sein wird, um Angriffe zu fürchten, und zu groß, um eine noch weitere Ausbreitung nötig zu haben, wird den Frieden um sich erhalten. Sie wird an die Stelle jenes Gerichtshofes der Nationen treten, den die Griechen unter sich errichtet hatten, und den Heinrich VI. im Mittelpunkte von Europa errichten wollte. Eine jede Nation wird ihre Streitigkeiten vor denselben bringen und ihr Urteil nicht mehr von dem Glücke der Waffen erwarten. Gedankt sei es dem Genie Napoleons, Frankreich wird in Zukunft der Schiedsrichter von ganz Europa sein!“ Wirft man einen prüfenden Blick auf die gegenwärtige Lage der Dinge in diesem Weltteil, dann wird man in diesem Gemälde, das freilich mit starken Farben aufgetragen ist, doch keine Übertreibung finden. Frankreich ist der Schiedsrichter der Angelegenheiten von Europa; und bringen auch die verschiedenen Nationen ihre Streitigkeiten nicht immer vor seinen Richterstuhl zur rechtlichen Entscheidung, so ist doch darum seine Stimme nicht weniger entscheidend.

Napoleon

Stich von A. Brückner (Josische Sammlungen in Leipzig)

UNIV. OF MICH.

3. Napoleon als Wohltäter Deutschlands. (Aus der Schrift: Sibyllinische Blätter 1807.)

So ist Napoleon der größte Wohltäter der deutschen Nation, durch Tat und durch sein Beispiel. Er hat die deutschen Staaten vergrößert, konsolidiert, in die Reihe der Kontinentalstaaten eingeführt. Von ihm, dem man zumutet, daß er alles unterjochen wolle, datiert sich zuerst die Unabhängigkeit, die Souveränität der deutschen Fürsten. Unter seinen Fahnen blüht Gleichheit der Rechte aller Klassen der Staatsbürger, aller Religionen auf. Wo machte je ein Sieger Forderungen der Kultur zu Friedensbedingungen, wie Napoleon es tut? — Er erspart uns blutige Revolutionen, die der fortschreitende Zeitgeist notwendig gemacht hätte, indem er den deutschen Fürsten Beispiel und Hilfe bietet, sie selbst, ohne Einwirkung der rohen Menge zu bewerkstelligen, und sie eben durch ihre Leitung so segensvoll für ihre Völker zu machen, als Napoleon die schreckliche französische Revolution, diesen Anfang der großen europäischen, für Frankreich machte. Schon jetzt fängt Süddeutschland die Früchte eines durch mächtigen Schutz gesicherten Staaten-Bundes zu fühlen an, und bloß bei seinen Fürsten steht es, wie weit sie zur Reife der Kultur ihrer Völker das benutzen wollen, was Napoleons Riesengeist ihnen vorarbeitete, und wodurch er ihren Herrschertalenten Spielraum gab, sich zu entwickeln. Klopstocks schöner Traum, dem er erst in einem Jahrhundert Erfüllung zu versprechen wagte, ist ihr dadurch um ein halbes nähergerückt!

4. Zwei Prophezeiungen aus dem Jahre 1806.

Groß wird das Reich des Löwen aus Abend, viele Lande beherrschet das Szepter seiner Macht und man höret seine schreckliche Stimme auch jenseit des Meeres. Welschland dienet ihm, Deutschland spricht: Ich bin dein! Albion kniet an seinem Thron, Hispania ist seiner Füße Schemel. Aber nur eine Zeit, so fallen dem Löwen die Zähne wieder aus, und seine Klauen werden stumpf, da er die Welt mit fassete und zu Boden warf. Denn ein großer Wirbelwind währet nicht lange, und ein Wetter stehet nicht über drei Tage am Himmel. Ein Werk aber menschlicher Kunst und Freiheit bleibet, und was der Geist geschaffen hat aus dem Grunde der Ewigkeit, wird nicht vergehen. Und das Reich wird zerteilet, welches fast groß und mächtig war, wie der Römer Herrschaft vor Zeiten, und die eherne Bildsäule zerscheitert, deren Haupt reichete bis an die Wolken. Und was einer zusammengebracht, wird vielen gegeben werden. (Aus der Schrift „Magischer Spiegel, darin zu schauen die Zukunft Deutschlands und aller umliegenden Lande. Hiebevor ein Wort von der Herrlichkeit unsers Reiches, edler deutscher Nation an Herz und Seele gelegt durch Theophrast, genannt Theutonicus" 1806.)

Bedenken Sie, daß kein einzelner bestehen, daß kein einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung und diese gilt es. .... Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter; ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die

Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß. (Schleiermacher Ende Juni 1806 an Charlotte von Kathen.)

III

Berlin im Sommer 1806. Die Mobilmachung.

Man kam in Leipzig an. Louis besuchte das Theater. Der Name des dargestellten Stückes ist mir entfallen, ich meine, es war eine Tragödie von Shakespeare. In diesem Stücke kommt eine Szene vor, in der zwei Männer miteinander uneinig werden und wütend zu den Schwertern greifen; plötzlich aber erscheint ein Geist, tritt mitten unter sie und ruft: Friede! — Dies Ereignis veranlaßte den Prinzen zu einem Impromptu. Er stand in der Loge auf und rief ziemlich laut: „Aha, die Sprache kenne ich: der gute Freund kommt sicher aus Berlin!"

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Berlin 1807.

In den Krisen der Staaten gilt der vernünftige Mann für schwach, weil die Leidenschaft der Kraft ähnelt. Lombard.

1. Die Kriegspartei. (v. d. Marwitz.)

Die Mißachtung, in die wir verfallen waren, und der Schaden, den wir erlitten, erregten in Berlin und in der ganzen Provinz Brandenburg den höchsten Zorn. Dem Minister Haugwitz wurden die Fenster eingeworfen, Hardenberg (den man für besser hielt) ein Ständchen gebracht, und der französische Gesandte Laforest behauptete, er sei insultiert worden. — Im Theater wurde um diese Zeit Wallensteins Lager zum ersten Male gegeben; alle Stellen, die sich auf den Krieg bezogen, erhielten den wütendsten Applaus, und das Reiterlied am Schlusse wurde vom ganzen Hause mitgesungen. Das Stück wurde sehr oft wiederholt, immer öfter gefordert und immer derselbe Enthusiasmus bei vollem Hause.

Da unterdessen in allen unseren öffentlichen Erlassen immer von den Segnungen des Friedens und von unserem Glück, daß der König ihn zu erhalten gewußt, geredet wurde, so bildete ich mir ein, er möchte glauben, daß sein Land wirklich so friedensdurstig sei, und zweifele, ob er auch in Gefahr die nötige Unterstützung finden würde. Diesen Wahn wollte ich ihm benehmen, und entwarf eine Vorstellung der Kurmärkischen Stände an den König (die ich auch heute noch gut und passend finde), in welcher wir ihm Gut und Blut anboten. Ich sendete sie durch den Landrat v. Itzenplitz an die eben versammelten Verordneten zum Biergelde und hoffte, sie würden selbige oder Ähnliches annehmen und in den Kreisen zirkulieren lassen. Aber ich täuschte mich; sie wollten nichts davon hören.

Die Prinzen unseres königlichen Hauses, Heinrich, Wilhelm, Louis und August fühlten ebenfalls unsere Schande tief und taten nebst dem Prinzen von Oranien sich mit den Generalen Rüchel und Schmettau, dem Minister Stein

und den Obersten Phull und Scharnhorst zusammen, um dem Könige eine gemeinschaftliche Vorstellung zu überreichen. Die Vorstellung, von Johannes Müller verfaßt, die etwas stark gewesen sein soll, wurde genehmigt, unterschrieben,

Selbstbildnis Ludwig Ferdinands
Bleistiftskizze
(Im Hohenzollernmuseum)

und nun sollte noch deliberiert werden, auf welche Art sie zu überreichen sei. Wie sie nun an Rüchel kam, fuhr er in seiner gewöhnlichen raschen Art zu. Bei einer zweiten Deliberation konnten Bedenken vorkommen — also siegelte er das Ding ein und schickte seinen Adjutanten damit nach Charlottenburg. Dieser mußte die „russisch" gesinnte Hofdame (Gräfin Moltke) aufsuchen und sie bitten, diesen

Brief der Königin zu geben. Sie tat es, die Königin gab ihn ab, und das Gewitter brach los. Des anderen Tages war Prinz Heinrich, der als Oberst bei der Garde stand, nach Königsberg i. Pr., Prinz Wilhelm, der Major bei den Gardedukorps war, zu den Karabiniers nach Rathenow versetzt, Prinz Louis zu seinem Regimente nach Magdeburg geschickt und Rüchel verlor das Gouvernement von Potsdam und bekam ein Regiment, ebenfalls in Königsberg. Sie mußten sämtlich an demselben Tage abreisen. Dem Prinzen August vielleicht wegen seiner Jugend, den übrigen vielleicht, weil sie dem Könige nicht so nahe standen, geschah nichts.

2. Die Mobilmachung. (Rühle von Lilienstern.)

In der Mitte des Erntemonats, als noch jedermann mit Ungeduld die Beendigung der zwischen Preußen und Schweden entstandenen Mißhelligkeiten herbeiwünschte, und als man im Begriff war, die ernsthaftesten Anstalten zur Belagerung von Stralsund zu treffen, ereignete sich plötzlich eine nur von wenigen scharfsehenden und in die geheimen Machinationen der Kabinetter eingeweihten Köpfen vorausgeahnete totale Umwälzung aller militärischen Anordnungen und des gesamten bisher von Preußen öffentlich beobachteten politischen Systems.

In einer Stadt wie Berlin kann eine Revolution im Kabinett nicht lange ein Geheimnis bleiben. — Es waren mehrere Kuriere von Paris angelangt; die Minister und geheimen Räte sah man auf der Chaussee von Charlottenburg kommen und gehen; in dem Bureau des Grafen Haugwitz herrschte eine ungewöhnliche Tätigkeit; die Zimmer des Kriegskollegiums waren bis tief in die Nacht erleuchtet, und kurz, aus tausend kleinen Anstalten, die dem neugierig-gaffenden Publikum selten entgehen, sah man, daß irgendein wichtiges Phänomen am politischen und militärischen Horizonte im Aufgange begriffen sein müsse.

Der geheimnisvolle Schleier lüftete sich schnell genug. Schon zwei oder drei Tage nach dem ersten Wahrnehmen dieser Gärung wußte die ganze Stadt, was im Werke sei. „Unser Gesandte in Paris, flüsterte man an allen Ecken, hat Lärm geblasen; wir sollen Hannover wieder herausgeben, Baireuth, Mark und Ostfriesland abtreten; das tut der König nicht, und es gibt Krieg gegen die Franzosen, gegen die Franzosen!“

Wenige waren geneigt, der wahrgenommenen Betriebsamkeit diese unwahrscheinliche Deutung zu gestatten, aber hier erschien ein Stallmeister, dort ein Bedienter oder Sekretär mit Operationsplänen und Truppenverteilungen *) in der Hand, um den neuen Glauben zu predigen; sie wußten genau wie stark jedes Armeekorps sei, von welchen Generalen sie angeführt werden würden, was ihre Bestimmung sei, wo und wie stark man die Lieferungen ausschreiben wolle, mit einem Worte alles, was sonst und an andern Orten erst spät nachher, oft gar nicht, ins Publikum kommt, und allerdings hinreichend schien, die störrigen Ketzer zu bekehren. Die Herren Beyme und von Haugwitz bemühten sich ihrerseits

*) Dies waren in der Tat die im geheimen Kriegsrate gemachten Entwürfe, da sie aber täglich geändert wurden, so hatte das allgemeine Mitwissen glücklicherweise weiter keinen gefährlichen Einfluß. (Anm. Rühles.)

Französische Karikatur auf die preußische Armee von 1806

(Nach einer in Bertschs Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein bei Leipzig befindlichen Kopie)

urch persönliche Versicherung dem Gerüchte Glauben zu verschaffen, und man ußte bald aus ihrem Munde, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei, eil das preußische Kabinett beschlossen habe, die Integrität des vaterländischen Staats, und der mit ihm so nah und bald noch näher verwandten nordischen älfte Deutschlands mit gewaffneter Hand gegen die gewalttätigen Eingriffe es transrhenanischen Kolossen aufrecht und unangetastet zu erhalten.

Doch dem allen zum Trotz schüttelte noch immer der größere Teil des ßublikums ungläubig den Kopf; man wollte es nicht glauben, daß Preußen, ben dieses Preußen, das neun oder zehn Monate früher sich nicht hatte entschließen gekonnt, der Koalition der beiden östlichen Kaiserhöfe ernstlich beizutreten, das noch bis diesen Augenblick den schwedischen Neckereien einen unbegreiflichen Langmut entgegensetzte, und das soeben, zugunsten Frankreichs, an England en Krieg erklärt, und dabei, ohne einen Schwertstreich getan oder ein Gran ßulver verplatzt zu haben, dreißig Millionen Taler ruhig eingebüßt, oder vielmehr in die Hände geliefert hatte —, daß eben dieses Preußen, sage ich, jetzt mit einem Male die Farbe wechseln, und ganz allein, von aller fremden Hilfe ntblößt, an den Ufern des Mains und der Weser einen blutigen mißlichen ampf, einen Kampf um Leben und Existenz beginnen werde. Man hielt es m so mehr für ein leeres Gerücht, oder wähnte irgendeine andere geheime bsicht hinter dem vermeintlichen Gaukelspiele, je mehr eben die Männer, deren ntschiedene Anhänglichkeit für die französische Partei bekannt genug war, sich's ngelegen sein ließen, das Publikum zu überreden, sie seien die Urheber dieser plötzlichen Metamorphose.

Es häuften sich indessen täglich die Bestätigungen aus glaubhaftigeren Quellen. Man wußte, daß verkleidete Feldjäger insgeheim nach Oehringen eschickt worden waren, um den Fürsten Hohenlohe aufs schleunigste nach Berlin u berufen. Der General Rüchel traf von seinen Gütern, der Obriste Massenbach on der Armee aus Pasewalk daselbst ein. Der Graf Götzen, der im Jahre uvor die Allianz mit Sachsen betrieben hatte, wurde nach Dresden geschickt, nd von seiten des Kurfürsten von Hessen erschien der Minister von Waitz in Berlin. An alle Regimenter, die nicht bereits auf dem Feldetat standen, mit lusnahme der ostpreußischen Inspektionen, war durch die Post der Befehl rgangen, sich unverzüglich mobil zu machen; die Beurlaubten wurden eingezogen nd die Lieferungen nahmen ihren Anfang. Jetzt war die Gewißheit der kriegsrüstung entschieden; Krieg gegen Frankreich war längst der Wunsch der Menge, und sobald man sich überzeugt hatte, daß nun der Krieg gewiß sei, edurfte es eines geringen Grades von Einbildungskraft, um sich auch mit der Vorstellung vertraut zu machen, daß es ein ehrenvoller und glücklicher Krieg ein werde.

3. Hoffnungen und beginnende Zweifel. (George.)

Plötzlich ward die ganze Armee auf den Kriegsfuß gesetzt, die Bagage- und Federvieh-Wagen restauriert, Berlin wimmelte von Pferden, die für die Truppen angekauft wurden, und ehe irgend öffentliche Erklärungen erschienen, wußte jeder, was im Werke war.

Im Schauspielhause wechselte Wallensteins Lager mit dem politischen Zinngießer. Beim ersten Stücke sang das ganze Parterre mit:

Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!

im Zinngießer dagegen wurden Unzelmanns Extemporisationen über den derangierten politischen Zustand und über die Notwendigkeit, ihm aufzuhelfen, mit ungeheurem Applaus und Dacapo-Begehren aufgenommen.

Ach, es war eine schöne, inhaltsschwere Zeit, als wir prophetischen Geistes träumten, Preußens glänzende Armee, die wir vor drei Monaten in der Revue als die erste, unwiderstehliche bewundert, werde die Welt von dem Joche Napoleons befreien, und durch ihr Schwert den gordischen Knoten lösen, der Völker und Länder unter seiner gewaltigen Hand umschlungen hielt.

Es waren hohe Festtage, als sie ins Feld rückten, die Gardekorps, die herrlichen Truppen, als die köstlichen Gardekorps, die Gendarmen unter Gesang kriegerischer Lieder vor den Augen des Königs, der Königin, des Sieges gewiß, die Mauern Berlins verließen, die sie in ganz anderm Zustande wiedersehen sollten!

Mit großer Schnelle war die Armee ins Feld gerückt; ungeduldig erwartete man Nachricht von ihren Erfolgen, aber — sie blieb an der Saale stehen und erwartete die Ankunft der Franzosen.

Allgemein wurde dieser Stillstand getadelt; vergebens äußerten Erfahrene, daß nichts weiter zu tun möglich, daß zuvor erst die Gründe zum Kriege dargelegt und besprochen werden müßten, daß wahrscheinlich nur eine Demonstration beabsichtigt sei, um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Berlins Bewohner wollten keine Unterhandlung, sie verlangten Kampf, Vernichtung des Feindes.

IV

Die preußische Armee von 1806

Zwar ist es vorgeschrieben, 76 Schritt in einer Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch besser sei.

Generalleutnant von Saldern.

1. Soldatenleben.

Verpflegung und Disziplin. (Wachholtz.)

Die Mannschaft einer Kompagnie, deren Stärke 150 Kombattanten sein mußte, bestand zur einen Hälfte aus Inländern, zur andern aus Ausländern. Die ersteren wurden von den Kantonkommissionen willkürlich ausgehoben, die Zeit ihres Dienstes war nicht bestimmt. Sie dienten oft bis zum vierzigsten, auch wohl bis zu ihrem fünfzigsten Lebensjahre. Nur gänzliche Dienstunfähigkeit oder Possessionierung bewirkte eine Verabschiedung. Das Regiment bedurfte daher wenig Rekruten; zuweilen hatte die Kompagnie nur drei bis vier Mann nötig.

Der Sold des Soldaten betrug acht gute Groschen für die fünftägige Löhnungsperiode; eine so geringe Summe reichte zur Bestreitung der Lebens- und Dienstbedürfnisse nicht hin, und es mußte also durch Arbeit von ihm noch zuverdient werden. Die Kasernen glichen daher Fabriken, denn in jeder Stube standen große Räder und Hecheln, an welchen die Soldaten, während sie im

Dienste nicht beschäftigt waren, bis aufs Hemd ausgezogen und mit bloßen Füßen vom Morgen bis in die Nacht hinein Wolle spannen und krazten. An allen Straßenecken fand man einige dieser Bedürftigen, die Montur über der Schulter und die Axt in der Hand, um für einen geringen Tagelohn eine Klafter Holz zu spalten. Zu jeder schweren Arbeit waren sie bereit und wurden dazu gebraucht. So nahmen sie den Charakter privilegierter Tagelöhner und Lastträger an. Wirkliche Bettelei fiel bei denselben zwar nicht vor, doch war jedem die geringste Gabe angenehm.

Später erhielt der Soldat eine Zulage durch Verabreichung eines sechspfündigen Brotes, mit welchem er fünf Tage haushalten mußte. Dasselbe war ein anderthalb Fuß langes, einen halben Fuß breites Parallelepipedon, schwarz wie Erde, von dem gröbsten Mehl und der gröbsten Kleie gebacken, und trug den Namen Kommißbrot. Frisch schmeckte es erträglich, doch alt unkräftig; nur der Magen eines Straußes hätte es verdauen können.

Die Disziplin war sehr strenge, konnte aber unter den obwaltenden Umständen nicht anders sein. Jeder Unteroffizier hatte das Recht, mit seinem Stocke den Soldaten für Unaufmerksamkeit im Dienste Hiebe zu geben. Arrest galt für keine Strafe. Vergehen wurden mit zehn bis dreißig Stockprügeln bestraft, welche Züchtigung von zwei Unteroffizieren an den Delinquenten mit Hainbüchen- oder Haselnußstöcken vor der Hauptwache vollzogen wurde. Auf größere Vergehen, besonders Desertion, stand Spießruten, oder wie es gewöhnlich genannt wurde, Spitzrutenstrafe und Gassenlaufen. Das Verfahren dabei war kurz; oft war um $10^1/_2$ Uhr das Standrecht gehalten und um 11 Uhr schon fand die Exekution statt. Die Wachtparade, welche ungefähr hundert Mann stark sein mochte, bildete eine Gasse, indem das erste Glied kehrt machte. Während der Profos an die so aufgestellte Mannschaft Weiden- und Birkenruten austeilte, wurde dem Delinquenten der Oberleib entblößt und ihm die Hände mit Riemen auf der Brust zusammengebunden; ein Unteroffizier mit umgekehrtem Kurzgewehr, die Spitze gegen den Sträfling gerichtet, ging voran, ein anderer nach, der Adjutant hinter dem Gliede, jeden sogleich strafend, der nicht tüchtig zuschlug. So ward der Delinquent auf und ab geführt, und seinen Rücken sah man bald zerfleischt. Die geringste Strafe des Gassenlaufens war, daß der Verurteilte die Reihe seiner ihn schlagenden Kameraden sechsmal passiern mußte. Bei der höchsten geschah solches in drei aufeinanderfolgenden Tagen sechsunddreißigmal durch 200 Mann. Der Anblick der Vollziehung dieser Strafe war schauderhaft, und doch mußte dieselbe weniger schlimm sein, als sie erschien, da der Bestrafte oft in kurzem neue Exzesse beging. Das sechsunddreißigmalige Gassenlaufen nannte man auf Leben und Tod; indes habe ich doch mehrere Unglückliche gesehen, welche dasselbe überstanden und nach wenigen Wochen einer vollkommenen Wiederherstellung sich erfreueten.

In der Kaserne. (Jugenderinnerungen von Karl Friedrich Klöden.)

Wer die Zusammensetzung des damaligen Heeres kennt, wird sich ein Bild von der Existenz in einer Regiments-Kaserne machen können. Nur ein Drittel des Heeres bestand aus eingeborenen und ausgehobenen Kantonisten und Landes-

kindern. Die beiden andern Teile waren Söldlinge, die sich oft nur anwerben ließen, um dem Zuchthause zu entgehen, und bei erster Gelegenheit wieder davonliefen; ein anderer Teil war zusammengesetzt aus Leuten, welche sich als notorische Taugenichtse ausgewiesen hatten, mit denen nichts anzufangen war, und welche man durch keine Korrektionsmittel zur Ordnung bewegen konnte, es wäre denn durch die härtesten Strafen.

Den eigentlichen Kern des Heeres bildeten natürlich die Landeskinder, und sie galten mit Recht als die zuverlässigsten Soldaten, während man bei den übrigen, und also bei mehr als der Hälfte des Heeres, wie in einem Zuchthause, stets damit zu tun hatte, Vergehungen und Desertionen zu verhüten. Unter diesen Umständen waren alle Disziplinarstrafen so getroffen, als ob das ganze Heer aus Menschen bestände, welche nur durch barbarische, härteste Strafmittel notdürftig in Ordnung zu halten seien, und diese Strafen wurden mit Unbarmherzigkeit angewendet, weil man überzeugt war, daß nur die furchtbarste Manneszucht imstande sei, den Soldaten zu zügeln. Wer die demoralisierenden Einflüsse einer solchen Zucht und die der nicht zu vermeidenden näheren Berührungen mit Auswürflingen der Menschheit zu würdigen weiß, der wird sich sagen müssen, daß eine große sittliche Kraft dazu gehörte, um sich in einer solchen Umgebung rein zu erhalten... Am unangenehmsten aber war folgende Einrichtung: Jeder verheiratete Unteroffizier erhielt zur Wohnung in der Kaserne eine Stube und eine Kammer. In die letztere wurden ihm zwei der schlimmsten Ausländer, denen man am wenigsten trauen durfte, unter dem Namen von Schlafburschen gelegt, die er überwachen mußte und für die er verantwortlich war. Desertierte ein solcher Kerl, so hatte der Unteroffizier tausend Sorgen und Ängste auszustehen, und hatte er sich im geringsten nachlässig gezeigt, so wurde er hart bestraft. Er hatte dafür zu sorgen, daß sie des Morgens pünktlich aufstanden und des Abends pünktlich um 9 Uhr im Bett waren, aus dem sie dann nicht heraus konnten, weil sie durch sein Zimmer gehen mußten. Ertönte des Abends die Lärmkanone, was im hohen Sommer, wenn das Getreide Ähren hatte, jeden Abend mehrmals geschah, so war dies ein Zeichen, daß ein Soldat desertiert sei. Dann mußte jeder Unteroffizier seine Mannschaft genau revidieren; in der Umgegend der Stadt aber mußten die Bauern sich mit Hunden auf den Weg machen, Felder und Wälder durchstreifen, um den Flüchtling einzufangen. Auch am Tage durfte kein Soldat zum Tore hinausgehen, wenn er nicht einen Erlaubnisschein vorweisen konnte, der nur den zuverlässigsten Leuten und möglichst selten erteilt wurde . . .

Einer von den beiden Schlafburschen meines Vaters war ein Pole, der nur gebrochen deutsch sprach, ein gutmütiger Kerl, sonst aber eigentlich ein halbes Tier. Mit mir machte er sich viel zu tun, und ich hatte ihn gerne. Gar sehr oft aber war er so „sternhagelvoll" betrunken, daß er kein Glied rühren konnte, auf dem Korridor umfiel und brüllte oder einschlief. So lag er stundenlang, und wenn er den Rausch endlich ausgeschlafen hatte, gab es grimmige Hiebe, die ihn nicht besserten. Er war auch wegen Diebereien mehrfach Spießruten gelaufen und behauptete, das wäre von Zeit zu Zeit einem Menschen nötig, weil die Haut sonst juckte. Eines Tages äußerte er: „Juckt

mir wieder mein Buckel so sehr, muß schröpfen lassen" und gleich darauf stahl er eine Kleinigkeit, wonach denn der gehoffte Erfolg nicht ausblieb.

Solch ein Wesen war wirklich entmenscht und mußte es durch die unmenschliche Behandlung immer mehr werden. Man hat jetzt kaum eine Vorstellung von den Subjekten, welche damals unter den Soldaten steckten, aber auch ebensowenig von der Behandlung, die ihnen zuteil wurde. Nicht selten vermochten sie bei aller Gewöhnung an die unwürdigste Mißhandlung das Leben nicht mehr zu ertragen und schnitten sich den Hals ab, aber fast alle nicht tief genug. Dann wurde zugenäht und geheilt, und war der Mensch wieder gesund, so mußte er zwölfmal Spießruten laufen. Welch eine Lust zu leben dadurch erweckt wurde, kann man sich denken. Manche ergriffen den Ausweg und töteten ein Kind in der Verzweiflung, um als Mörder ergriffen und hingerichtet zu werden, und dies gehörte nicht zu den ungewöhnlichen Fällen, ja ich selber bin einmal, wie mir meine Mutter erzählt hat, einer solchen Gefahr kaum entgangen. . . . . .

Der Freiwächter. (Klöden.)

Indessen wäre es allenfalls noch leidlich gegangen, wenn mein Vater nicht unglücklicherweise „Freiwächter" geworden wäre. Dies war auch eine von den schlimmen Einrichtungen jener Zeit, welche den Menschen zur Verzweiflung treiben konnten. Der Kompagnie-Chef konnte nämlich einen Teil seiner Kompagnie, ich glaube den dritten, auf vier Monate beurlauben und bezog inzwischen den Sold dieser Mannschaft für seine Privatkasse. Die Beurlaubten waren während jener Zeit dienstfrei. Die Landeskinder gingen nach Hause zu ihren Angehörigen und kehrten nach abgelaufener Zeit wohl ausgefüttert zurück. Diejenigen, welche ein Handwerk trieben oder Gegenstände zum Verkauf anfertigten, arbeiteten dann zu Hause ungestört um so fleißiger. Wer aber in der Kaserne seine Heimat hatte, mußte bleiben, wo er war, behielt seine Wohnung, die Unteroffiziere meist auch ihre Schlafburschen, für deren Überwachung sie verpflichtet blieben; aber sie erhielten in vier Monaten keinen Pfennig Sold. Dieses Los traf auch meinen Vater; er wurde Freiwächter und konnte nun sehen, ob er von der Luft zu leben vermöchte. Die Unteroffiziere waren dabei viel schlimmer daran als die gemeinen Soldaten; letztere konnten sich ja durch Handarbeiten als Packträger, Handlanger, Schuhputzer, Kleiderreiniger, Helfer beim Wäscherollen und auf mancherlei Weise Nebenverdienst verschaffen; denn zu allen diesen Verrichtungen nahm man damals Soldaten an; der Unteroffizier aber durfte dergleichen nicht tun.

Der patente Unteroffizier. (Klöden.)

Ich habe schon erwähnt, daß jeder Kompagnie-Chef für seine Kompagnie alles Notwendige besorgen mußte. Dazu gehörten auch die Montierungsstücke der Mannschaft, welche er anfertigen ließ und welche ihm nach einer feststehenden Taxe vergütet wurden. Es lag in der Natur der Sache, daß alles so wohlfeil als möglich hergestellt wurde, und eben so natürlich folgte daraus, daß alles unglaublich schlecht war. Kommißbrot, Kommißtuch, Kommißarbeit

bezeichnete durchgängig das schlechteste. Das gelieferte Tuch kroch zusammen, sobald es naß wurde; die Ärmel zogen sich zurück; die Arme streckten sich weit heraus; alles wurde zu eng; die Hüte erweichten und der Hutdeckel vertiefte sich; die Nähte der blauen Röcke rieben sich weiß, und nur ein unausgesetztes Putzen, Dehnen und Recken brachte es dahin, daß der Soldat noch ziemlich elegant aussah, auch wenn die Kleider nicht mehr ganz neu waren. Diejenigen Unteroffiziere und Soldaten, welche bemittelt waren, konnten sich auf eigene Kosten Montierungsstücke von besserem Material anschaffen, eine sogenannte feine Montierung, wenn nur der Schnitt beibehalten wurde, und wer auf Eleganz Anspruch machte, ließ sich dazu nicht nötigen. Daß es nun ein Kompagnie-Chef sehr gern sah, wenn es in seiner Kompagnie recht viele feine Montierungen gab, ist begreiflich; denn erstens sah dann die Truppe hübscher aus, worauf so viel gegeben wurde, und zweitens sparte der Kompagnie-Chef die Montierungen für solche Leute, die sich selbst bekleideten, und das Geld floß in seine Kasse; drittens waren die fein gekleideten auch meistens die ordentlichsten und zuverlässigsten Soldaten. Daß nun dem Kompagnie-Chef die Unteroffiziere mit feinen Montierungen lieber waren als die mit Kommißröcken, war höchst natürlich, und wenn es auf einen Vorschlag zur Beförderung ankam, so war es nicht zweifelhaft, wen er vorzog, ja man hätte sich wundern müssen, wenn es anders gewesen wäre. Mein Vater hat es nie dahin bringen können, sich mehr als einmal eine feine Montierung machen zu lassen, die bald genug abgenutzt war.

Zur höchsten Eleganz eines damaligen Unteroffiziers gehörte aber noch mehr als die feine Montierung. Er mußte auch in jeder Hosentasche eine silberne Uhr mit heraushängender silbernen Kette tragen, und das neidisch bewundernde Wort: „Er hat zwei silberne Uhren in der Tasche", bezeichnete einen Matador unter den Unteroffizieren, von dem man überzeugt sein konnte, daß er bald vorrücken würde. Pünktlichkeit war eine Haupttugend des Soldaten, und da eine Taschenuhr ja zuweilen unrichtig ging, so lieferte der, welcher sich noch eine zweite anschaffte, den schlagendsten Beweis, wie viel ihm die Pünktlichkeit galt, und zugleich empfahl er sich damit als einen wohlhabenden Mann. Zwar behaupteten die Neider dieser Männer, daß gar manche die silbernen Ketten nur an zugeschnittenen Kartoffeln in der Tasche hängen hätten, besonders wenn eine oder die andere Uhr einmal beim Pfandleiher Gevatter stünde; doch beruht dies wohl nur auf Vermutungen.

2. Die Offiziere.

Geist des Offizierkorps. (Reiche.)

Die Armee war ohne Unterschied vom besten Geiste beseelt, sie war diszipliniert, und das Band der Zucht und Ordnung wurde nirgends vermißt. Sie liebte und verehrte ihren König und drückte bei jeder Gelegenheit ihre Anhänglichkeit an seine Person aus. Von dieser Armee ließ sich alles erwarten! Bei den Offizieren vom Hauptmann abwärts herrschte große Kriegslust, und entsprachen sie im allgemeinen den Anforderungen ihres Standes. An ihrer

Tapferkeit, und daß sie ihren Untergebenen in der Gefahr mit dem besten Beispiele vorangehen würden, ließ sich nicht zweifeln. Doch waren ihre... ungestüme Sehnsucht nach Krieg, ihr Durst nach Taten, Auszeichnung und Avancement, sowie ihre Geringschätzung des Feindes, mit dem sie bald fertig zu werden meinten, bei der Mehrzahl von ihnen nur zu prahlerisch, sie vergaßen, daß, wer sich übernimmt, leicht fällt. Unzufrieden mit der bisherigen Teilnahmlosigkeit Preußens an den europäischen Händeln und dem gestiegenen Übergewichte Napoleons, hatten sie nur eine Besorgnis: daß es abermals nicht zum Kriege kommen würde.

Die Offiziere aufwärts zählten manche treffliche Männer; im ganzen war es aber eine wurmstichige Gesellschaft. Ihre Stellen waren ihre Pfründen, die im Kriege nichts einbrachten, sie liebten daher den Frieden. Sie waren größtenteils bejahrte, abgelebte Männer, bei denen der Durst nach Ruhm erloschen war, und die nur wünschten, den Rest ihres Lebens in möglichster Ruhe und Behaglichkeit zuzubringen. Das damalige Kriegskommissariat war in ungeschickten Händen, die Truppen waren schlecht verpflegt und litten größtenteils Mangel am Notwendigsten. Die Verpflegung geschah aus Magazinen; weder die Anlage, noch die Verteilung derselben entsprachen den Bewegungen der Truppen. Bei der Austeilung herrschte Unordnung, die Empfänger mußten nicht selten unverrichteter Dinge wieder abziehen oder sich gewaltsam vordrängen. Die Kommissäre glaubten, die Magazine wären nur da, um sie zu bereichern. Statt sich mit Treue und Eifer ihrem Dienste hinzugeben, schwelgten sie und betrogen. Noch heute spielen die eine Rolle, die sich damals durch Betrug bereicherten.*)

Truppen, die nicht die gehörige Sorgfalt für ihre Erhaltung gewahren, verlieren Vertrauen und Zuversicht zu ihren Führern. Kommt noch Unsicherheit und Mangel an Übereinstimmung in der oberen Leitung hinzu, so ist die Armee schon halb geschlagen, bevor noch der erste Kanonenschuß gefallen; die vollkommenste taktische Ausbildung und Tapferkeit der Truppen vermögen nicht, ohne daß Wunder geschehen, solches abzuwenden.

Wirtschaftliche Lage der Offiziere. (Wachholtz.)

Die Kapitäns standen größtenteils in einem Alter, in welchem die physischen Kräfte des Menschen bereits anfangen zu erschlaffen; indes tat dieses dem Dienste weniger Eintrag, als die besondere Art der Verwaltung der Kompagnien, welche sie wie eine Pachtwirtschaft benutzten und durch die kleinlichsten Ersparungen, mehr oder weniger, zuweilen aber auch durch lächerliche, schmutzige Filzigkeit den immer möglichst höchsten Erwerb zu erstreben trachteten. Ja, ich erinnere mich, daß einer derselben aus abgetragenen und zerschnittenen Rabatten sich, mit der Brille auf der Nase, einen Stubenteppich selbst zusammen-

*) Ungefähr so waren die Kommissariate jener und der früheren Zeit beschaffen. Wie ganz anders jetzt, seitdem es ein organisiertes, auch im Frieden bestehendes Korps (Intendantur) geschickter und ehrenwerter Männer ist, die bei der Armee in hoher Achtung stehen. (Anm. Reiches. 1844.)

nähete und mit rühmlicher Ausdauer die herkuliſche Arbeit glücklich beendete. Doch leider waren ſie auf dieſe Ökonomie, aus welcher ihr Haupteinkommen floß, angewieſen. Dasſelbe belief ſich nach Beſchaffenheit der Erwerbsgelegenheit der Garniſon und der Stärke des daſelbſt zu ſtellenden Wachtdienſtes auf 12—1600 Taler, während der feſte Gehalt der Kompagniechefs nur 800 Taler jährlich betrug. Da nun im Felde dieſe Emolumente wegfielen, und ſie dann faſt allein auf ihren eigentlichen Gehalt beſchränkt waren, auch noch überdem, einer alten Obſervanz zufolge, den Kompagnieoffizieren den Tiſch geben mußten, ſo zitterten ſie vor dem Ausmarſche. Die Stabsoffiziere, welche gleichfalls Kompagnien hatten — die des Generals führte den Namen Leibkompagnie, nahm ihren Platz auf dem rechten Flügel des Regiments ein und zeichnete ſich durch große und ſchöne Leute aus — die von Stabskapitäns kommandiert wurden, bezogen außer ihrem Kapitänsgehalte nur eine Stabszulage. So erhielten die Regimentskommandeure 27 Taler, die beiden älteſten Majore achtzehn Taler, der dritte Major 9 Taler monatlich, bei dem jüngſten aber fiel eine ſolche Zulage weg. Dieſelben waren daher noch übler daran, als die Kapitäns, da ſie von dieſer geringen Zulage die Ausgabe für Haltung der Pferde beſtreiten mußten. Der Regimentskommandeur empfing in der Regel vom Chef des Regiments für die Führung der Regimentsgeſchäfte eine Zulage von 10—15 Talern monatlich; doch gab z. B. General von Grawert dem ſeinigen dieſe Zulage nicht, weil er alle Geſchäfte ſelbſt beſorgte. —

Unter den jüngeren Offizieren herrſchte, was ihre geiſtige Ausbildung betraf, eine große Verſchiedenheit. Diejenigen, welche im elterlichen Hauſe eine ſorgfältige Erziehung genoſſen hatten, nahmen, wenn ſie ſich auch zu manchen leichtſinnigen Streichen hinreißen ließen, ein anſtändiges Benehmen, auch wohl eine feine geſellſchaftliche Bildung an. Diejenigen aber, welchen jenes Glück in ihrer Jugend nicht zuteil geworden war, verſanken nur zu oft in Müßiggang und Völlerei; eine unerträgliche Roheit blieb ihnen eigen. Die Zahl der beſſeren richtete ſich in jedem Regimente auch ſehr nach der Größe und der Beſchaffenheit der Garniſonſtädte. In ſolchen größeren, in welchen Dikaſterien ihren Sitz, Familien von Welt, Wohlhabenheit und Bildung ihren Aufenthalt hatten, und welche dadurch dem Offizier die Gelegenheit darboten, gebildeten Umgang anzuknüpfen, öfter in Geſellſchaften zu erſcheinen, war ſie bedeutend; in den kleinen Städten und Feſtungen, die ſolche Vorzüge nicht beſaßen, mußten die Offiziere mehr auf ſich ſelbſt beſchränkt ſein und war ſomit ihre Anzahl gering. Zu dieſem Übelſtande trug die traurige finanzielle Lage, in welche die meiſten allmählich geraten waren, viel bei. Eine drückende Schuldenlaſt ruhte auf ihnen. Der Gehalt war ſo gering, daß niemand damit auskommen konnte, und die ganze Dienſtzeit ſchien dazu beſtimmt zu ſein, in der erſten größten Hälfte Schulden zu machen, um ſie in der folgenden kleineren zu bezahlen. Ein Premierleutnant, ſelbſt ein Stabskapitän — dieſer in der Regel ein Mann von mindeſtens vierzig Jahren — hatte monatlich nur neunzehn Taler, zu welcher Summe letzterem der Kompagniechef nach Maßgabe ſeiner Generoſität eine Zulage von drei bis fünf Talern gab. Ein Sekondeleutnant und Fähnrich bekam dreizehn Taler, von welchem Gelde noch monatlich fünf Taler zur

Montierungskasse abgezogen wurden; mit Einschluß des Servis blieben ihm nur elf Taler bar für jeden Monat. Mit dieser Summe sollte er alle seine Lebensbedürfnisse bestreiten. Wie vermochte er bei solchen Mitteln an Vergnügungen, die in diesem Alter so lockend und auch notwendig sind, zu denken? Wie an die Tragung so mancher Ehrenausgaben? Wie konnte er an öffentlichen Orten erscheinen und etwas verzehren, seinen Anzug so erhalten, um anständig in größeren Gesellschaften auftreten zu können? Wollte er nicht Schulden machen, so mußte er zu Hause bleiben, oder nur Kneipenunterhaltung suchen. Es gab zwar wirklich einige, die sich einer äußerst strengen Ökonomie befleißigten, auf die erbärmlichste Art lebten, mit ihrem Traktemente auskamen und von den Stabsoffizieren als „ordentliche Offiziere" bezeichnet wurden. Es waren aber wahrlich nicht die besten. Sie brachten es nie weiter als zu mittelmäßigen Kompagnieoffizieren. Aber abgesehen von den hier aufgezählten Mängeln, war das Hauptunglück aller, fast ohne Ausnahme, jener Dünkel, dessen Motive ich oben erwähnt habe, der eine schroffe Kluft um uns zog, einen widerwärtigen, abstoßenden Kastengeist erzeugte, eine innere Erbitterung bei einem großen Teile des Zivils gegen uns erweckte, welche dann eine allezeit fertige Ranküne und scharfe Kritik für jeden zur Öffentlichkeit gekommenen Fehler hervorrief.

Der „brauchbare Offizier". (Boyen.)

Eigentliche umfassende Kriegsbildung gab es überhaupt im Verhältnis zu der Größe der Armee sehr wenig. Im Siebenjährigen Kriege, dieser großen Kriegsschule, hatte den strategischen Teil Friedrich eigentlich ganz ausschließlich besorgt, so daß höchstens nur bis zu dem Wirkungskreise eines Detachement- oder Korps-Anführers sich praktische Begriffe in den Reihen der Generale und ihrer Gehilfen entwickeln oder durch Tradition in der Armee bei dem Wißbegierigen sparsam vererben konnten. Man scheute eigentlich das wissenschaftliche Nachdenken über den Krieg. Noch Ende der achtziger Jahre sagte mir ein geachteter General wörtlich: „Es ist gar nicht gut, viel gebildete Generale zu haben; der Feldherr und dann noch einer, der die Avantgarde kommandiert, das ist hinreichend; die andren sind nur zum Anbeißen da, sonst gibt es Kabalen."

Dieser Übelstand wurde hauptsächlich im Frieden durch die Einrichtung der Inspektionen, die immer nur aus einer Waffe bestanden, erhalten und befestiget. Dies war ein sichres Mittel, alle Generale in bloße Exerziermeister zu verwandeln; sie lehrten nur immer eine Waffe und noch dazu in Reglements-Evolutionen ohne Anwendung auf das Terrain zu gebrauchen, und es ist kaum glaublich, was für lächerliche Vorstellungen über den Gebrauch der andren Waffen oft bei den Offizieren stattfanden. Die Herbstmanöver zu Berlin und Potsdam, wo man alle drei Waffen zusammen gegeneinander handeln ließ, blieben teils ohne Einfluß auf die Armee, teils waren sie so mit Suppositionen überladen, daß der Krieg sich nicht aus ihnen lernen ließ.

Unter diesen Verhältnissen hatten sich zwei ganz verschiedene Ansichten über den Begriff eines brauchbaren Offiziers in der Armee gebildet. Die eine forderte: daß der Offizier sich selbst gut anzog, bei der Kavallerie schulmäßig ritt und

gute Pferde hielt, laut und zur rechten Zeit kommandierte und seine Untergebenen in guter Manneszucht hielt. Wenn nun ein solcher Mann seiner Kompagnie oder seinem Bataillon die vorgeschriebenen Evolutionen richtig eingelernt hatte, es an Revuetagen gut produzierte, so war der tüchtige Offizier fertig; kam in der letzten Zeit noch etwas äußeres Benehmen, réputation de salon hinzu, so zweifelte kein Mensch an dem künftigen Turenne. Es ist nicht zu leugnen, daß der König etwas stark zu dieser Ansicht neigte, denn aus jener Klasse wurden gewöhnlich die Regiments-Kommandeure gewählt und dadurch der Grund zu ihrer Weiterbeförderung gelegt.

Der zweite Begriff über einen guten Offizier hatte sich in den Reihen des eigentlich erst seit dem Tode Friedrichs des Großen errichteten Generalstabes gebildet. Man galt hier für einen tüchtigen Offizier, wenn man zeichnen, eine Gegend aufnehmen konnte; verstand man gar ein Lager abzustecken oder hatte man einige auf der Karte berechnete Märsche zu irgendeinem Zweck zusammengestellt und dieser Arbeit den Namen eines Operationsplanes gegeben, so war der angehende Feldherr fertig. Der eigentliche Gebrauch der verschiedenen Waffen im Gefecht, die Behandlung des Menschen usw., dies waren für diese Strategen Nebendinge.

Militärischer Schneid. (Müffling.)

Es gab damals in der preußischen Armee von den Generalen bis zu den Fähnrichen Brauseköpfe ohne Zahl, und diejenigen, die es nicht von Natur waren, eigneten sich ein auffahrendes brutales Wesen an, weil sie glaubten, es gehöre zum militärischen Handwerk und Friedrich II. habe es so gewollt. Es galt damals als Regel, welche jedem jungen Offizier unaufhörlich wiederholt wurde, nicht allein (wie man es damals nannte) determiniert antworten, sondern überhaupt antworten, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ob die Antwort eine richtige oder eine falsche sei. Friedrich II. habe nie eine, als Antwort schnell ausgesprochene Lüge getadelt, er habe aber die Offiziere, welche sich nach einer von ihm gestellten Frage auf die Antwort besonnen hätten, weggejagt und zwar mit vollem Recht.

Das war eine schlimme Lehre und es gehörte Scharnhorsts Mut dazu, ihr praktisch entgegenzutreten.

Die Sommerschlittenfahrt der Offiziere vom Regiment Gendarmen. (Nostitz.)

Wir saßen eines Abends im Wachtzimmer im Kreise beisammen und verplauderten die Zeit, der Schwänke gedenkend, welche wir und noch mehr vor Jahren unsere berüchtigten Vorgänger ausgeführt. Dabei wurden die mancherlei öffentlichen Aufzüge und Mummereien nicht vergessen, darin sich die Gendarmen-Offiziere in den Straßen Berlins gezeigt hatten. „Man müßte 'mal wieder so einen Spaß machen!“ — „Aber welchen, wie?“ — „Natürlich einen Aufzug zu Pferde.“ Nach längerem Hin- und Herreden schlug der Rittmeister Königseck vor, das dazumal in Berlin häufig aufgeführte Spektakelstück, Werners Weihe der Kraft, zu einer Mummerei und einem Aufzug zu wählen. Der Vorschlag

gefiel, und es wurde folgende Parodie des Stücks entworfen. In einem Auftritt desselben wird in Wittenberg ein Nonnenkloster aufgehoben, und der diese Handlung vollziehende sächsische Kanzler sagt den Frauen: „Geht in die Welt und wirket!“ Alle verlassen hierauf das Kloster, und es ist im Stück keine Rede mehr von den in die Welt gestoßenen Nonnen, nur Katharina v. Bora bleibt auf der Szene, um später Luthers Frau zu werden. Die Parodie sollte nun ergänzend das fernere Schicksal der übrigen Nonnen darstellen. Diese nämlich, so ward angenommen, ziehen, um einen Wirkungskreis zu suchen, nach Berlin und finden hier in Madame Etschern (einer bekannten Kupplerin) die Vorsteherin, unter der sie zu wirken anfangen. Als Luther solches vernimmt, reist er in Begleitung seiner Hausfrau nach Berlin, um die neue, nutzbar gemachte Frauenanstalt zu besuchen. Hier machte er eines Tages zur Erholung eine Schlittenfahrt mit den ehemaligen Lebensgefährtinnen seiner geliebten Katharina und ihrer neuen Vorsteherin, der Madame Etschern, die auch auf Observanz zu halten hat und ihre pflegebefohlenen Jungfrauen nicht ohne Aufsicht in die Welt lassen kann.

Der also gemachte Entwurf dieses etwas rohen Spaßes, wobei wir, zu unserer Entschuldigung sei's gesagt, nur den Wernerschen Dr. Luther, nicht den geschichtlichen Riesen und Glaubenshelden ins Auge faßten, wurde belacht und ausführbar gefunden. Damit aber am anderen Tage das ausgesonnene Stückchen nicht wie ein verschollenes Gespräch vergessen würde, schlug ich eine Unterschrift vor und erbot mich zur tätigen Inswerkstellung des Ganzen. Dies ward auch beliebt, und bald standen auf meinem Blatte dreizehn bis fünfzehn Unterschriften (bloß Gendarmen-Offiziere). Nachdem wir uns hierauf Stillschweigen zugesagt, ging ich ans Werk.

Ich ließ einen Schlitten auf niedrige Räder setzen und diese mit herabhängendem grauen Tuche bedecken. Vier rüstige Pferde konnten dieses Fuhrwerk bequem ziehen. Darauf wurden folgende Verhaltungsregeln aufgesetzt: Jeder Teilnehmer stellte vier bis sechs Vorreiter, alle reich gekleidet, in Jacken mit Gold- und Silbertressen, wie solches bei großen Schlittenfahrten üblich ist. Ferner versieht er sich mit einem wohlangepaßten und anständigen Frauenanzug, sowie mit einem Damensattel für sein Pferd. Aus der Theatergarderobe wird die Tracht Dr. Luthers, sowie seines Famulus und der Katharina v. Bora entlehnt oder gekauft. Desgleichen wird ein Anzug angeschafft, der nach dem gewöhnlichen Hauskleide der Madame Etschern gemacht ist, dazu eine Punschkelle und ein Bund Schlüssel. Alle Offiziere als Frauen gekleidet, kommen auf ihren Paradepferden, nur derjenige, der Madame Etschern agiert, reitet ein kleines Pferd, Langschwanz, mit aufgesteckten Eselsohren. Im Schlitten sitzt Luther mit seinem Famulus, der in der Hand seines Herrn Flöte hält, die lächerlich lang sein muß. Katharina reitet auf der Pritsche, in der einen Hand eine Fackel, in der anderen eine Hetzpeitsche haltend. So lautete das Programm, dem getreulich nachgehandelt ward.

An einem Abend im Monat August sammelten sich sämtliche Teilnehmer in meiner Wohnung, die Offiziere als Frauen gekleidet, Graf Herzberg in der Tracht Luthers, Leutnant Ziethen in den Kleidern der Etschern, ein Junker vom

Er war in einer blutigen fürchterlichen Schlacht (bei Colin) in Böhmen geschlagen worden und erhielt sich mit Not und Mühe noch einige Zeit in diesem Lande; er kehrte dann nach Sachsen zurück, wo drei Armeen sich die Hände boten, seine Staaten zu verschlingen. Eine zweite große Schlacht raubte ihm sein Heer in Preußen und dieses ganze Königreich. Eine vierte Armee, der ganzen preußischen Macht allein überlegen, folgte ihm aus Böhmen auf dem Fuße nach. In dieser verzweiflungsvollen Lage dachte der König an keinen Frieden. Aber diese Lage war noch nicht verzweiflungsvoll genug, um die Größe dieses erhabenen Gemütes auszumessen. Eine dritte Schlacht vernichtete bei Breslau den schönsten Teil seines Heeres und brach die einzige Säule zusammen, auf welcher die Grundfesten des Staates ruhten; zwei Dritteile von Schlesien gingen verloren. So brachte der indes bei Roßbach erfochtene Sieg den König kaum einen Schritt von dem Abgrunde zurück, in welchen sein Staat zu stürzen und ihn unter seinen Trümmern zu begraben drohte. Der König sammelte die Reste seiner Heere und führte sie, dreißigtausend Mann stark, den neunzigtausend Österreichern bei Leuthen in Schlesien entgegen. Er war entschlossen, alles zu verlieren, oder alles wiederzugewinnen, wie ein verzweifelter Spieler und — daß unsere Staatsmänner es sich wohl merken möchten! — in diesem leidenschaftlichen Mute, der nichts ist als der Instinkt einer kräftigen Natur — liegt die höchste Weisheit. Die ruhigste Überlegung des glänzendsten Kopfes kann, entfernt von jeder Gefahr und jedem leidenschaftlichen Antriebe, auf kein anderes Resultat kommen. Davon bin ich ganz überzeugt. Hier, bei Leuthen, errang Friedrich in einer Mordschlacht jenen glänzenden Sieg, der den schönsten Stein in die Strahlenkrone seines Ruhmes fügte und den Staat, wie ein Zauberschlag, aus seinen Trümmern neugefügt hervorgehen ließ. — In dieser ganzen Periode sieht man den König mit einer Freiheit des Geistes und Heiterkeit handeln und leben, die mich bis zur leidenschaftlichen Bewunderung hinreißt..... Hätten doch alle Preußen vornehmen wie geringen Geschlechts den Blick so fest auf diesen glänzendsten Zeitpunkt unsrer Geschichte gerichtet wie ich, sie würden früher schon es mehr der Mühe wert geachtet haben, ein so schön errungenes Dasein politischer Freiheit zu behaupten.

2. Die Zweifel am Oberfeldherrn und der preußischen Diplomatie. (Rühle von Lilienstern.)

Die physischen Kräfte waren für den ersten Anlauf, wenn man sich zusammennahm, so über die Maßen ungleich nicht. Daß man sich aber zusammenraffen werde, war eine sehr verzeihliche Hoffnung, da auf einer Seite Gefahr und Untergang uns im Unterlassungsfalle unverkennbar und unvermeidlich genug bevorstanden, auf der andern aber eine von allen Redlichen und Unbefangenen lange sehnlichst gewünschte Veränderung im Kabinette, in der Führung der Kriegs- und Staatsgeschäfte und in den nächsten Umgebungen des Königs mit höchster Wahrscheinlichkeit eintreten zu wollen schien. Die Entfernung der Herren Beyme, Lombard und Haugwitz aus dem Kabinett und des Herzogs von Braunschweig von der Spitze der Armeen hätten allein der Sache Preußens und Deutschlands ein mächtigeres Übergewicht gegeben, als ganze Heere und

Guineenladungen, wenn dieſe Männer blieben, wie ſie denn geblieben ſind. In der Sendung des Herrn von Knobelsdorff nach Paris [Überbringer des preußiſchen Ultimatums], in der Reiſe des Grafen Haugwitz in das Hauptquartier, in der Übertragung des Oberbefehls an den Herzog von Braunſchweig und in der Nichterſcheinung erwarteter und mit Recht zu erwartender Proklamationen darf man die Haupturſachen ſuchen, wenn der Armee und dem Volke das Vertrauen auf glückliche Erfolge durchaus wieder geraubt wurde, das allerdings einen Augenblick ſtattgefunden hat.

3. Der Herzog von Braunſchweig und ſeine Umgebung. (Müffling.)

Der Herzog von Braunſchweig hatte mit 72 Jahren zwar noch eine merkwürdige körperliche Rüſtigkeit und Friſche des Geiſtes, indes war er mißtrauiſch und übermäßig vorſichtig geworden, ihm mangelte die Einfachheit in der Behandlung der Geſchäfte, und die Begebenheiten waren ihm dergeſtalt über den Kopf gewachſen, daß, weit davon entfernt ſie zu leiten, er von ihnen beherrſcht wurde.

Er hatte das Kommando angenommen, um dem Kriege auszuweichen, ich darf das mit einer ſolchen Beſtimmtheit ſagen, weil ich es aus ſeinem Munde mehr als einmal gehört habe, wenn die ihm zunächſt Untergebenen ihm das Kommando erſchwerten, oder hinter ſeinem Rücken Dinge ausführten, mit denen er in keiner Art einverſtanden war. Wenn ich denn im Vortrag bei geſchloſſener Türe die Mittel angab, den Gehorſam zu erzwingen und zu erhalten, ſo ſtieg ſein Unwille bis zu dem Grade, daß er die Charakteriſtik dieſer nächſten Umgebung in die einfachſten aber bitterſten Worte kleidete.

Er nannte dann den Fürſten von Hohenlohe einen ſchwachen und eitlen Mann, der ſich von Maſſenbach regieren ließ, den General von Rüchel einen Fanfaron, den Feldmarſchall Möllendorf einen abgeſtumpften Greis, den General von Kalckreuth einen liſtigen Ränkeſchneider und die Generale en second ordre, talentloſe Routiniers, worauf er dann jederzeit ſchloß:

> Und mit ſolchen Leuten ſoll man den Krieg führen, den Krieg gegen Napoleon, nein, der größte Dienſt, den ich dem Könige leiſten kann, iſt, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten.

Der Generalquartiermeiſter-Leutnant von Phull war in die Suite des Königs gebracht worden, weil der Herzog ihn haßte, man hatte ihm Scharnhorſt als Generalquartiermeiſter überwieſen, den er zwar ſchätzte, mit dem er aber ſich über militäriſche Gegenſtände zu beraten eine beſondere Scheu hatte.

Lucheſini und Haugwitz waren des Herzogs Hoffnungsſterne, weil dieſe ihn glauben machten, der Krieg könne noch vermieden werden. Noch klingt es in meinen Ohren wie Lucheſini nach ſeiner Ankunft aus Paris im königlichen Hauptquartier Naumburg auf des Herzogs Frage über Napoleons Abſichten ihm erwiderte: Monseigneur — il ne fera jamais l'agresseur jamais jamais.

Eine innere Zufriedenheit überzog bei dieſen Worten das Geſicht des Herzogs.

Er machte den beiden Miniſtern Lucheſini und Haugwitz förmlich die Cour, weil er ſie als die Partei des Friedens betrachtete.

4. Hohenlohe und der Naumburger Offensivplan vom 25. September. (Rühle von Lilienstern.)

Die Hauptidee des Operationsplans war:

„Nicht den Thüringer Wald auf beiden, oder auf einer Seite zu umgehen, sondern die ganze preußische und sächsische Heeresmacht zwischen der Werra und Saale nördlich hinter dem Thüringer Waldgebirge zu sammeln und nach geschehener Vereinigung die Offensive durch den Übergang über dies unwegsame Gebirge zu beginnen."

. . . . . , Als dieser Entwurf im Hauptquartier des Fürsten [Hohenlohe] bekannt gemacht wurde, wollte man seinen Ohren und Augen nicht trauen. Man fragte: hat denn irgendeine Nachricht von den feindlichen Operationen diese seltsame Bewegung veranlaßt, bei der wir geflissentlich (man möchte sagen, mutwillig), wenigstens vierzehn Tage Zeit verlieren, dem Feinde unsere linke Flanke preisgeben und ihm den Weg nach Berlin, nach Leipzig, nach Dresden und nach unsern Hauptmagazinen bei Naumburg frei lassen; die unendlichen Schwierigkeiten ganz unerwogen, die bei eintretender schlechter Witterung den Übergang über das Thüringer Gebirge in Gegenwart des Feindes fast unmöglich machen — oder liegt hier irgendein andrer versteckter, schwer zu entziffernder Plan zum Grunde, durch den man den Feind zu überlisten hoffte? denn kein Mensch wollte es glauben, daß der überbrachte Entwurf die wahre Ansicht des Herzogs und des Königs enthalten könne, und zum Scherz war doch wahrlich die Sache zu ernst.

5. Clausewitz über den Naumburger Offensivplan und die Hohenlohesche Opposition.

Daß dieser Angriffsplan, den man den 25. September entwarf, nicht mehr auszuführen sein würde, konnte man befürchten, aber nicht vorher wissen, und es war immer noch nicht als ein Fehler zu betrachten, ihn dennoch entworfen zu haben. Denn man konnte, wenn uns der Feind zuvorkam, zur Verteidigung übergehen, ohne sich in eine nachteilige Lage versetzt zu haben, und die Möglichkeit, in seinen Unternehmungen gestört und zu anderen Plänen veranlaßt zu werden, findet im Kriege überall statt.

Die Verteidigung, zu welcher man dann übergehen wollte, mußte also zu diesem Angriffsplan gleich hinzugedacht werden, um so den eigentlichen Operationsplan zu bilden. Dieser Verteidigungsplan bestand darin, bei Erfurt oder Weimar eine vorläufige, konzentrierte Aufstellung zu nehmen. Kam die Hauptmacht des Feindes auf der Frankfurter Straße, so befand man sich ihr gerade gegenüber, ebenso, wenn sie über den Thüringer Wald kommen sollte. Kam sie durchs Bayreuthische, so war man durch die Saale von ihr getrennt und konnte, wenn sie in ihrer Richtung fortzog, ohne sich um uns zu bekümmern, ihr zur Seite folgen und sich bei Weißenfels vorlegen. Wenn sie aber eine Linksschwenkung machte, um die Saale zu passieren und uns anzugreifen, so ließ das mehr als irgendeine andere Lage zu den besten Angriffskombinationen für uns Gelegenheit. Denn das Tal der Saale hat den Charakter eines

steilen Gebirgseinschnitts, und die dahinter liegende Ebene läßt schnelle Bewegungen zu. Man durfte also hoffen, wenn man eine Schlacht noch ratsam fand, irgendeine der feindlichen Kolonnen mit Überlegenheit anfallen zu können.

Gegen diesen Plan des Herzogs, der mir nie anders als einfach, natürlich und verständig vorgekommen ist, waren der Fürst Hohenlohe und sein Oberst Massenbach in wahrem Zorn entbrannt. Sie hatten ihre Ideen für das Ganze schon früher dem Könige, wohlgemeint aber unberufen, vorgelegt. Diese Anmaßung zeigt schon den Geist und die Stimmung beider. Der Plan, welchen sie befolgt wissen wollten, bestand darin, mit der Hohenloheschen Armee, die aber sechs Divisionen stark sein sollte, die Pässe von Saalfeld, Saalburg, Hof und Adorf zu besetzen, mit der Haupt-Armee auf der Frankfurter Straße auf Eisenach und Bach vorzurücken und so in Fortsetzung der Offensive mit zwei großen Massen, wie Flügel-Bastione, den Thüringer Wald zu umgehen, während 10 000 Mann denselben besetzten, und General Rüchel in der rechten Flanke (vermutlich also in Hessen oder im Eichsfelde) eine tätige Defensive führte. Diese verworrenen Ideen des verbrannten Massenbachschen Gehirns sind von allen Zeitschriftstellern mehr oder weniger zur Basis ihres Urteils gewählt worden, je nachdem sie mehr oder weniger von der Sache verstanden.

6. Die Möglichkeit einer auswärtigen Unterstützung. Äußerungen des preußischen Ministers Haugwitz zu dem östreichischen Agenten Gentz im Erfurter Hauptquartier.

Wir haben uns mit ungeheuren Kosten gerüstet und werden diese Armee noch fortwährend vermehren müssen. Alle, die in der Nachhut zurückgeblieben, haben bis zum letzten Regiment Befehl erhalten, zu marschieren. Unsere Absicht ist, einen kräftigen Krieg zu führen. Einmal ausgerüstet, soll uns kein Unglück, keine verlorene Schlacht zum Rückschritt bewegen. Übrigens wird es uns nicht an Verbündeten fehlen. Der Kaiser von Rußland hat sich bereits erklärt, und zwar in einer Weise, die uns zu jeder Hoffnung von seiner Seite berechtigt. Frankreich hat nie eine Ahnung von unseren eigentlichen Verhältnissen zu diesem Souverän gehabt. Es ist aber ein solches, daß, wenn wir uns heute am Rande des Verderbens befänden, und der Kaiser gestern erst einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet hätte, von welcher Art er auch immer sein möchte, er uns doch mit seinen Hilfsquellen zur Hand sein würde. Ferner schmeicheln wir uns günstigen Gedeihens der mit England eingeleiteten Unterhandlungen. Ja, Sie werden vielleicht erstaunen, zu erfahren, daß es nach Briefen, die ich von Hamburg empfangen, scheint, als ob ein englischer Gesandter bereits hierher unterwegs sei. Was Österreich anbetrifft, so sind wir über dessen Teilnahme nicht hinlänglich unterrichtet, hegen aber doch die feste Überzeugung, von dessen freundschaftlicher Gesinnung. (Am 5. Oktober.)

. . . Er [Haugwitz] sprach hierauf mit mir von Rußland und äußerte, ich könnte mich überzeugt halten, daß der Kaiser zu keiner Zeit günstiger für den Krieg gestimmt gewesen, daß er ihn eifriger als selbst Preußen wünsche, und daß er, ohne sich auf freundschaftliche Unterhandlungen zu beschränken, eine höchst energische Sprache gegen seine Nachbarn führen wolle, und sich dahin

geäußert habe, er werde zu gleicher Zeit drei Armeen ausmarschieren lassen, eine nach Schlesien, die andere nach Galizien und die dritte nach Italien; kurz, daß er Neutralität in keinem Falle zugeben werde. (Am 7. Oktober.)

7. Erste Nachrichten über die feindlichen Stellungen und geänderter Kriegsplan. (Valentini.)

In der Nacht vor dem neunten erhielt man die längst zu erwartende Nachricht, daß Graf Tauentzien mit seinem kleinen Korps, von der großen französischen Armee gedrängt, in vollem Rückzuge gegen Schleiz begriffen sei. Man hatte dies kleine Korps recht geflissentlich im Schach stehen lassen, gerade als wollte man den Feldzug mit einer sich selbst bereiteten Niederlage eröffnen.

Es lag nun klar am Tage, daß Napoleon der preußischen Armee die Gemeinschaft mit Berlin und Dresden nehmen wollte, wozu man ihm die Wege so gutmütig schon geöffnet hatte. Ein Linksziehen der ganzen Armee ward notwendig, und Fürst von Hohenlohe, dessen Armeekorps zwischen Jena und Weimar sich ausdehnte, erhielt Befehl, sich im Tal der Saale zu konzentrieren. Der Geist, der diesen Befehl diktierte, dachte ohne Zweifel sich unter diesem Konzentrieren wiederum eine geregelte Defensivstellung, wie man deren in früheren Epochen angewendet hatte und noch ferner anwenden mag gegen Feldherren, die Napoleons Kriegskunst nicht verstehen.

Der Fürst von Hohenlohe, fähig in den Geist eines kühnen Feindes einzudringen, und nicht Freund von Defensivstellungen, gab dem erhaltenen Auftrage die den Umständen allein angemessene Auslegung. Das rechte Ufer der Saale wieder zu gewinnen und den General Tauentzien aufzunehmen, mußte Hauptzweck sein. Es ergingen also an die Armee die Orders zum Marsch nach der Saale dergestalt, daß sie am zehnten in vier Kolonnen an vier Übergangspunkten über diesen Fluß versammelt sein konnte, nämlich an den Passagen bei Rudolstadt, Orlamünde, Kahla und Jena. Mit diesen vier Kolonnen glaubte der Fürst sogleich die Saale passieren zu dürfen, um zuvörderst das vorteilhafte Terrain zwischen Neustadt und Groß-Ebersdorf zu gewinnen. Sollte von einer Defensivstellung die Rede sein, so würde diese Gegend wenigstens eine solche geliefert haben, aus der man sich nach Gefallen bewegen konnte, und die der Feind angreifen mußte, wollte er gegen Dresden oder Berlin weiter vordringen. Eine Schlacht, die wahrscheinlich erfolgt sein würde, hätte auf jeden Fall den Staat gerettet, denn gewonnen, stellte sie die anfangs günstige Lage der Umstände wieder her und eröffnete den Weg nach Franken, das Thüringer Gebirge rechts lassend, eine Operation, mit der man hätte freilich den Feldzug anfangen sollen. Der unglückliche Fall einer Niederlage warf die Armee nach der Gegend von Gera zurück und ließ ihr die Gemeinschaft mit den beiden Hauptstädten offen. Alle Quellen der Subsistenz hinter sich konnten die Verhältnisse nicht stattfinden, die bei Jena und Auerstädt die Armee mit einem Schlage vernichten ließen. Je mehr dieser Plan von der Notwendigkeit vorgeschrieben zu werden schien, je weniger konnte man zweifeln, daß er die höhere Bestätigung erhalten würde. Die Nachricht von den Schritten der französischen Armee erregten daher Frohlocken bei denjenigen, welche die

Tod des Prinzen L

Kolorierter Kupferstich von J. L. Rugendas

and bei Saalfeld

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

gefährliche Lage der preußischen Angelegenheiten einsahen. „Man ist jetzt gezwungen, das einzig Vernünftige zu tun," sagte man sich. Das einzig Vernünftige schien aber zu kühn demjenigen, den der böse Dämon der preußischen Monarchie verblendet hatte. [Dem Herzog von Braunschweig.]

VI
Saalfeld. 10. Oktober 1806.

Laßt die Fahnen herrlich wehn, Soldaten!
Laßt den Marsch der Trommel mutig schallen!
Und der Mund von donnernden Metallen
Tu' es kund, ein Herold tapfrer Taten,
Daß ein Held fürs Vaterland gefallen!

Friedrich August Stägemann. Bei dem Leichenbegängnisse des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen im März 1811.

1. Saalfeld während und nach dem Gefecht. (Koburger Hofdame Amalie von Uttenhoven.)

Am 10. früh 7 Uhr vernahm man bereits von Garnsdorf her das Knattern des Gewehrfeuers. Das herzogliche Paar begab sich an ein Fenster des obersten Stockwerkes, von wo aus man einen vollständigen Überblick über die ganze Ebene hatte und den Gang des Gefechtes beobachten konnte. Der Prinz Ludwig Ferdinand ritt, von zwei Adjutanten begleitet, in der Nähe des Schlosses vorbei und wurde durch Graf Mensdorf [den Schwiegersohn des Herzogs] begrüßt. Um 11 Uhr vormittags begann das Gefecht größere Dimensionen anzunehmen. Der Donner der Kanonen und das Krachen des Pelotonfeuers ertönte in unmittelbarer Nähe des Schlosses, man sah die Franzosen am Fuße der Berge aus der Waldlisiere hervordringen und sich immer mehr ausbreiten. Verwundete wurden unter den Fenstern des Schlosses vorbeigeführt und getragen. Diesem traurigen, sich immer erneuernden Anblick wurde die herzogliche Familie gegen 2 Uhr mittags durch die Meldung, daß das Diner serviert sei, entzogen. Die Tafel war in einem nach Osten gelegenen Zimmer des Schlosses gedeckt, da man auf dieser Seite ein Einschlagen von Kugeln nicht zu befürchten hatte. Niemand aber war imstande, etwas zu genießen, infolge der Aufregung der letzten Stunden. Graf Mensdorf erhob sich von Zeit zu Zeit, um über den Verlauf des Gefechtes sich zu orientieren; nach 3 Uhr brachte er die Nachricht: „Die Schlacht scheint verloren, die Preußen gehen zurück." Man eilte wieder zu den Fenstern und konnte deutlich die Attacke zweier französischer Reiterregimenter auf vereinzelt stehende preußisch-sächsische Kavallerie-Abteilungen wahrnehmen.

Gleich darauf drang eine französische Infanterie-Abteilung, einige feindliche Husaren vom 9. Regiment voran, gegen das Schloß vor. Die Husaren sprengten mit wildem Geschrei in den Hof und schossen auf einen versprengten preußischen Husaren, der sich hierher geflüchtet hatte. Der Preuße riß sein Pferd herum, schoß den nächsten Angreifer nieder, gewann noch glücklich das Tor und sprengte, von den Husaren verfolgt, in Karriere davon. Indes waren die französischen Infanteristen in den Hof eingedrungen und begannen eben, die herzogliche Leibwache für Feinde haltend, die Wache zu stürmen; da trat

ihnen auf Befehl des Herzogs Graf Mensdorf entgegen und hielt sie von weiteren Gewalttätigkeiten zurück, indem er ihnen ihren Irrtum bemerklich machte. Sie verlangten nun zu trinken und gaben sich, als ihnen Wein gereicht wurde, zufrieden. Eine halbe Stunde später sprengte ein französischer Offizier in den Schloßhof und meldete die baldige Ankunft des Marschall Lannes. Er und sein Gefolge werde sich im Schloß einquartieren, ein Souper von 30 Gedecken sei bereit zu halten. Es dauerte nicht lange, so füllte sich der Hof mit den Reisewagen, den Saumtieren und der ganzen zahlreichen Bagage und Dienerschaft des französischen Marschalls. Kurz danach ritt er selbst, von einer glänzenden Suite begleitet, in den Schloßhof und ließ sich sofort dem Herzog anmelden. Während er nun von dem Herzog empfangen wurde, traf ein Offizier ein mit der Meldung vom Tode des Prinzen Ludwig Ferdinand, derselbe überbrachte ferner die Orden des gefallenen Prinzen. Graf Mensdorf setzte die herzogliche Familie von dieser Trauerkunde in Kenntnis, welche bei allen die schmerzlichste Teilnahme und tiefste Trauer hervorrief. . . . .

Am nächsten Morgen, den 11. Oktober, vormittags 10 Uhr, marschierte eine französische Truppenabteilung in der Stärke einer Kompagnie vom Schlachtfeld her dem Schlosse zu. An der Tete der Kompagnie befand sich eine französische Regimentsmusik, die einen lustigen Marsch spielte, in der Mitte der Abteilung wurde eine Bahre getragen, auf welcher ein menschlicher Körper zu ruhen schien. Die Kompagnie marschierte zum Schloßhof herein, inmitten desselben schwieg die Musik und die Bahre wurde niedergesetzt. Der Marschall Lannes, welcher mit seinen Offizieren das Herannahen der Kompagnie von den Fenstern des Mittelbaues im ersten Stockwerk erwartet hatte, begab sich nun in den Hof hinunter und trat zu der Bahre. Gleichzeitig war Graf Mensdorf hinabgeeilt. Er erkannte in dem Toten sofort den Prinzen Ludwig Ferdinand, dessen Körper, der Uniform beraubt, mit einem zerrissenen Mantel bedeckt war. Auf Lannes Frage, ob dieser Tote der preußische Prinz sei, bejahte dies Graf Mensdorf, und seinen gerechten Unwillen über diese Art und Weise, einen Prinzen des königlichen Hauses zur letzten Ruhe zu geleiten, nicht verhehlend, bat er den französischen Marschall, daß die Leiche des Prinzen in würdigerer Weise nach der Stadtkirche geleitet und an geheiligter Stätte niedergesetzt werde. Der Marschall gab seine Einwilligung, die Musik intonierte nun einen Trauermarsch, der Zug, den Graf Mensdorf nun selbst führte, setzte sich wieder in Bewegung und erreichte, von einer unübersehbaren Menschenmenge in ehrfurchtsvollem Schweigen durch die Stadt begleitet, die Johanniskirche. In ihr, vor dem Altar, setzte man die Bahre mit dem für sein Vaterland in den Heldentod gegangenen Prinzen nieder.

2. Das Hauptquartier zu Blankenhain nach der Kunde von Saalfeld. (Boyen.)

Bei diesem Hin- und Herreiten war es spät Abend und dunkel geworden, wir hatten den ganzen Tag zu Pferde gesessen und nichts gegessen, und dies war Veranlassung genug, daß sich die Umgebung des Herzogs instinktartig nach seinem Quartier drängte, da wir wußten, daß dort für unseren Unterhalt

Ludwig Ferdinand
Gemälde von Grassi
(Im Hohenzollernmuseum)

immer fürstlich gesorgt war. In dem alten Schlosse oder Rathause, ich weiß dies nicht mehr bestimmt, war auch für uns in einem sehr großen Zimmer ein langer Tisch gedeckt, indes der Herzog in dem Nebenzimmer blieb und nicht, wie sonst gewöhnlich, zur Tafel kam. Wir waren eben im Begriff, unseren Hunger zu befriedigen und unsere politisch-militärischen Zweifel gegeneinander auszutauschen, als sich die Tür öffnete und der König, begleitet von einigen seines Gefolges, schnell durch nach dem Zimmer des Herzogs ging, wobei seine natürliche Gutmütigkeit uns noch ausschalt, daß wir vom Tische aufsprangen, um ihm unsere Ehrerbietung zu bezeugen. Es wurde nun bei dem Herzoge beratschlagt, Scharnhorst und einige andere, die bei Tische saßen, auch hinzugerufen, und bei diesem Hin- und Hergehen versäumte man, die Türe des Konferenz-Zimmers zuzumachen. Dies war, so klein dieser Umstand hier auch erscheinen mag, ein wirkliches Unglück; denn nun ward die Beratung eigentlich bald allgemein, und fast jedermann fühlte sich berufen, in diesem offenkundig gewordenen Zustande der Ratlosigkeit seine Meinung zum besten zu geben. Es ist unglaublich, wie schnell dabei für diesen Moment die Schranken der bis dahin bestandenen Militär-Hierarchie schwankten; die Sache war wahrhaft trostlos, und da ich sie nicht für ohne Einfluß auf die kommenden Begebenheiten halte, so hat es mir nicht überflüssig geschienen, sie als eine Warnungstafel ganz ausführlich zu erzählen. Sobald der Feldherr den Zustand seiner Verlegenheit nicht in seiner Brust oder wenigstens in den vier Wänden seines Zimmers zu verschließen versteht, und das Schwanken des Steuerruders in seiner Hand offenkundig wird, ach! in diesem Augenblick weicht der Genius des Sieges von ihm und von seinen Scharen.

Endlich wurde nach langem Umherreden, besonders auf Betrieb von Scharnhorst, beschlossen, mit den bei Blankenhain befindlichen drei Divisionen bei Anbruch des Tages nach Weimar zu marschieren, diese dort mit der Reserve in einem Lager zu vereinen, während der Fürst Hohenlohe mit dem ihm untergeordneten Heere ein Lager bei Kapellendorf nehmen würde. Die Offiziere des Generalstabes bekamen den Befehl, sogleich nach Weimar zu reiten, um dort Auswahl des Lagers und alles, was darauf Bezug hatte, zu besorgen. Dies war nicht der physischen Beschwerden, aber wohl der einstürmenden Empfindungen wegen ein sehr trüber Nachtritt; es bedurfte in der Tat nur einer sehr geringen Kriegserfahrung, um die äußeren und inneren Übel unserer Lage nebst ihren nur zu wahrscheinlichen Folgen deutlich einzusehen.

3. Eindruck von Saalfeld bei der preußischen Avantgarde. (Reiche.)

Kaum bei Ilmenau angelangt, erschienen Schwärme von Flüchtlingen, alles durcheinander, Preußen und Sachsen. Sie kamen von Saalfeld und verkündeten das dort vorgefallene Unglück, sowie den Tod des Prinzen Louis Ferdinand, wovon uns einige Gerüchte schon in der Nacht vom 11. auf den 12. zugekommen waren, doch nicht geglaubt wurden. Was man nie als möglich gedacht hatte, diese Leute kamen alle ohne Gewehr, und als man näheres erfragen wollte, wußten sie nichts anderes herauszubringen, als „sie seien Versprengte!“ ein Wort, das bis dahin noch nicht gehört war.

Unsere Truppen waren entrüstet und verhöhnten die Flüchtlinge, die sie als Feige empfingen. Der Herzog Karl August wollte sie züchtigen lassen, es waren ihrer aber zu viele. Auf alle gegen sie ausgestoßene Schimpfreden antworteten sie: „Ja, wartet nur, es wird euch nicht besser gehen!"

Dergleichen von preußischen Truppen zu erleben, war etwas bis dahin Unglaubliches, eine Begebenheit, die um so schmerzlicher ergreifen mußte, als die Unmöglichkeit vor Augen lag, daß unser Korps zu der alle Tage zu erwartenden Hauptschlacht, die über so viele Weltfragen entscheiden sollte, zu rechter Zeit noch hätten herankommen können.

Das Vaterland und die Kameraden in Gefahr zu wissen und ihnen nicht beistehen zu können, da man es doch vermocht hätte, war ein schrecklicher Gedanke! Verwünscht habe ich in Schmerz und Unmut den Urheber der unheil-Expedition [Hauptmann von Müffling] und noch heute, 38 Jahre nachher, empört sich mein Inneres, so oft ich daran denke, und das geschieht oft.

VII

Jena vor der Schlacht

Ihr Landsleut', ihr Brüder, frisch auf!
Deutschland, die Freiheit sich verlieret,
Wo ihr nicht mutig schlaget drauf,
Und überwindend triumphieret.

Achim von Arnim in einem Heftchen „Kriegslieder" für die preußischen Soldaten nach Weckherlins „Schlachtlied" (1806).

1. Die Panik vom 11. Oktober. (Rühle von Lilienstern.)

Es mochte etwa drei Uhr sein, als der General Tauentzien die Ankunft seiner einstweilen übernommenen Brigade melden ließ. Der Fürst, der eben im Begriff war, sich zu Tisch zu setzen, ließ die Pferde vorführen, um derselben entgegenzureiten, als sich in eben dem Augenblicke auf den Straßen ein gewaltiger Tumult erhob und als Ursache davon angegeben wurde, die Franzosen seien im Anmarsch, und bereits dicht vor der Stadt. Dies Geschrei hatte zuviel Unwahrscheinliches, als daß man ihm hätte Glauben beimessen können. Man wußte zwar, daß französische Patrouillen dem Marsche der Sachsen fast auf dem Fuße gefolgt waren, aber es war unmöglich, daß auch nur ein bedeutender feindlicher Trupp auf eine Meile weit sich Jena genähert haben konnte, da sich noch auf allen gegen den Feind zu laufenden Wegen Kolonnen von unsern Truppen befanden und von keiner derselben annoch ein mit dem entstandenen Lärmen übereinstimmender Rapport eingelaufen war. Dennoch hatte sich dies ärgerliche Gerücht wie ein Lauffeuer unter den in und bei Jena versammelten Truppen verbreitet und sie so in Alarm und Schrecken gesetzt, daß der Fürst sich genötigt sah, zur schnelleren Herstellung der Ordnung alles ausrücken zu lassen. — Man kann nicht ohne Beschämung an den Zustand zurückdenken, in dem man die im ersten Gewirr zu allen Toren herausgeströmten Truppen durch ein Gerücht versetzt fand, das sich bei der geringsten ruhigen Betrachtung gleich im ersten Augenblick als falsch und unbegründet zu erkennen, aber einen Begriff von der Lage gab, worin man durch einen wirklichen Überfall versetzt worden wäre. Hörte man gleich auf allen Seiten das Geschrei und die Ver-

Schlacht bei Jena (Eröff

Französischer kolorierter Kupferstich von Bertaux und Levachez

Vorn rechts am Fuße des Windknollens Napoleon mit Gefolge. Die Gegend ist vom Zeichn

fecht am Dornberg)

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

drängt. Erhebungen des Geländes sind mit Rücksicht auf die Bildwirkung übertrieben

ſicherung, der Feind komme in großer Anzahl und ſei gar nicht mehr weit, ſchon habe er die Vorpoſten zurückgeworfen u. dgl., ſo war dennoch niemand, der ihn ſelbſt geſehen hatte, oder auch nur beſtimmt hätte anzugeben vermocht, auf welcher Straße er anrücke. Es gab eine Menge, welche ſich ihm auf der Chauſſee nach Weimar entgegenſtellen wollten, wo er doch gerade am wenigſten erwartet werden konnte. . . . . .

War dieſer ganze Auftritt für eine diſziplinierte und im Rufe des Muts und der Beſonnenheit ſtehende Armee ſchon verdrießlich und beſchämend genug an ſich, ſo zeigten ſich noch erſt alsdann, nachdem Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt worden waren, die verderblichen und niederſchlagenden Wirkungen desſelben in einem höchſt traurigen Lichte. Hinter allen Gebüſchen und Hecken krochen einzelne Soldaten von allen Truppengattungen hervor; alle Wege und Felder waren mit weggeworfenen Gewehren, Bajonetten, Küraſſen und Montierungsſtücken beſät; leere Futterſäcke und Patronenhülſen lagen umher; in den Gräben ſteckten drei bis vier umgeworfene demontierte und von ihren Leuten verlaſſene Kanonen und Munitionswagen. Preußen hatten ſächſiſche, Sachſen preußiſche Bagage geplündert, die Stränge abgehauen und die Wagen zerſchlagen; der größere Teil des Gepäckes, der ſich der Plünderung von Freundeshand entzogen hatte, war auf das Geſchrei, daß der Feind von Weimar her anrücke, nach der entgegengeſetzten Seite davongejagt, hatte ſich verirrt und vereinzelt und geriet am folgenden Tage den feindlichen Streifparteien in die Hände.

2. Napoleon in Jena. (Danz.)

> Den Kaiſer — dieſe Weltſeele — ſah ich durch die Stadt zum Rekognoſzieren hinausreiten; — es iſt in der Tat eine wunderbare Empfindung, ein ſolches Individuum zu ſehen, das hier auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde ſitzend, über die Welt übergreift und ſie beherrſcht.
>
> Hegel an Niethammer in einem Briefe vom 13. Oktober 1806.

Um dieſe Zeit [ungefähr 3 Uhr] oder vielmehr etwas ſpäter, mag es auch geweſen ſein, wo der franzöſiſche Kaiſer hier erſchien. Ich ſage mit Fleiß erſchien, denn er eilte jetzt nur wie eine Erſcheinung vorüber, um die Anhöhe zu gewinnen, von wo aus er die preußiſchen Dispoſitionen überſehen konnte.

Schon um zwölf Uhr war ſeine Ankunft im hieſigen herzoglichen Schloſſe angemeldet und Befehl gegeben worden, dasſelbe zu ſeiner Aufnahme inſtand zu ſetzen. Man war, unter mancherlei Verhinderungen, doch eilig geweſen, den Willen des Kaiſers zu erfüllen. Als er aber ankam, ritt er bloß einige Schritte in den Schloßhof, beſah ſich den Ort, wo er, mit neuen Lorbeeren bekränzt, ausruhen ſollte, und ſprengte dann mit ſeiner Suite den Apoldaiſchen Steiger hinan. Er war ganz einfach mit einem grauen Überrocke bekleidet.

3. Die Jenaer Schreckensnacht vom 13.—14. Oktober. (Danz.)

Es war gegen zwei Uhr des Morgens, oder vielleicht ſpäter — denn wer konnte in ſolcher Verwirrung die Stunden zählen? — als das gräßliche Geſchrei: Feuer! Feuer! den in ihren Häuſern bis zum Tode geängſtigten Menſchen

auf einmal Freiheit und Ruhe zu geben verſprach. Nun ſind wir frei! ſagten ſie ſich untereinander. Man wird die Stadt an vier Enden anzünden und uns davonjagen. Man öffnete den Kerker und ging heraus.

Und wie viele verließen in dieſen erſten Augenblicken des freudigen Erſchreckens ihre Häuſer als das Land der Dienſtbarkeit, ohne weiter hinaus, als auf den erſten Augenblick zu denken? Sie waren unbeſorgt um das, was nun aus ihnen werden würde, wenn ſie ihre Häuſer als Ruinen und ihr Beſitztum als

Die Franzoſen ſind bemüht, ihre Kanonen den Apoldaiſchen Steiger hinauf zu bringen

Kupferſtich von L. Heß aus Danz, Anſicht der Stadt Jena in den Oktobertagen 1806

Aſche wiederfänden. War doch ihr dringendſtes Bedürfnis für die nächſten Momente ihres Lebens geſtillt, Freiheit und Ruhe; lag doch nun in ihren Träumen die weite Welt vor ihnen offen, wo doch gewiß noch ein Platz und eine Beſchäftigung zu finden ſein würde, die ſie bei Waſſer und Brot, wenigſtens unbedrängt und ruhig nähre.

Aber es fand ſich bald, wie eitel auch dieſe Hoffnung, wie unbeſtändig und flüchtig auch dieſer Traum geweſen.

Ein großer Teil der Einwohner, denen die Gefahr des Feuers zunächſt gedroht, nebſt vielen andern, die vorderhand noch nichts von ihm zu befürchten

hatten, waren in die Gärten außerhalb der Stadt und besonders in den Griesbachischen Garten geflüchtet. Dieser ward bald der Versammlungsplatz von Elenden aller Art, oft in lächerlicher Gestalt. . . . .

So sehr man sich vielleicht im Herzen gefreut haben mochte, als man das Haus verließ, daß man doch nun der Freiheit wiedergegeben sei, so empfindlich mußte nun auch die Täuschung sein, als man sich zuletzt nichts weniger, als frei sah. Denn auch in diesen geträumten Sicherheitsörtern wurden die Menschen

Der Griesbachsche Garten in den ersten Stunden des 14. Oktober 1806
(Jetziger Prinzessinnengarten)

Kolorierter Kupferstich aus Danz, Ansicht der Stadt Jena in den Oktobertagen 1806

von dem bedrängenden Feinde aufgesucht und durch Drohungen und Plünderungen von neuem zusammengeworfen. Und die Angst vergrößerte die Gefahr. Hatte man einige Menschen in der Entfernung um Hilfe rufen hören, die bald darauf wieder still geworden waren, so schloß man daraus, sie seien ermordet, welches zu glauben man doch eigentlich keine nähere Veranlassung hatte. Nun verkroch man sich hinter das Gebüsch, in Todesangst auf jeden Fußtritt lauschend. Auf dem Gottesacker wurden die Leichensteine und Grabeshügel zu Hilfe genommen, um sich hinter dieselben zu verstecken; die Totenbahren, um unter ihnen auszuruhen.

VIII

Die Schlacht von Jena

Meine Freundin, ich habe schöne Manöver gegen die Preußen ausgeführt. Ich habe gestern einen großen Sieg erfochten. Sie waren 150 000 Mann stark; ich habe 20 000 Gefangene gemacht, 100 Kanonen und viele Fahnen erobert. Ich war unmittelbar in der Schlacht und nahe beim Könige von Preußen; ich habe ihn und die Königin beinahe gefangen genommen. Ich biwakiere seit zwei Tagen und befinde mich vortrefflich.

Napoleon an Josephine aus Jena am 15. Oktober 1806.

Welches ist nun der Charakter der Schlacht selbst? General Tauentzien zieht sich in der Nacht vom 13. auf den 14. in die Ebene zurück, um am Morgen im dichten Nebel mit Echelons den Feind wieder anzugreifen. Er wird natürlich geschlagen und halb gesprengt. Nun kommt General Grawert, verändert seine Front und rückt gleichfalls in Echelons gegen den Feind an und wird geschlagen. Hierauf kommt General Rüchel an, rückt in Echelons vor und wird geschlagen. Die Sachsen bleiben unterdes in ihrer müßigen Flankenstellung auf dem Flohberge stehen, als ob nichts vorginge, werden umgangen und gefangen genommen. So hat also jede dieser Abteilungen von 6, 10 und 15 000 Mann ihre eigne kleine Schlacht gegen eine Masse von 60 000 Mann versucht, ohne daß irgendein Punkt der Einheit möglich gewesen wäre. Clausewitz.

Man besaß zwar das Haus, der Feind aber Türen und Fenster.

Gneisenau über die Stellung der Preußen auf dem Hochplateau von Jena (im November 1806).

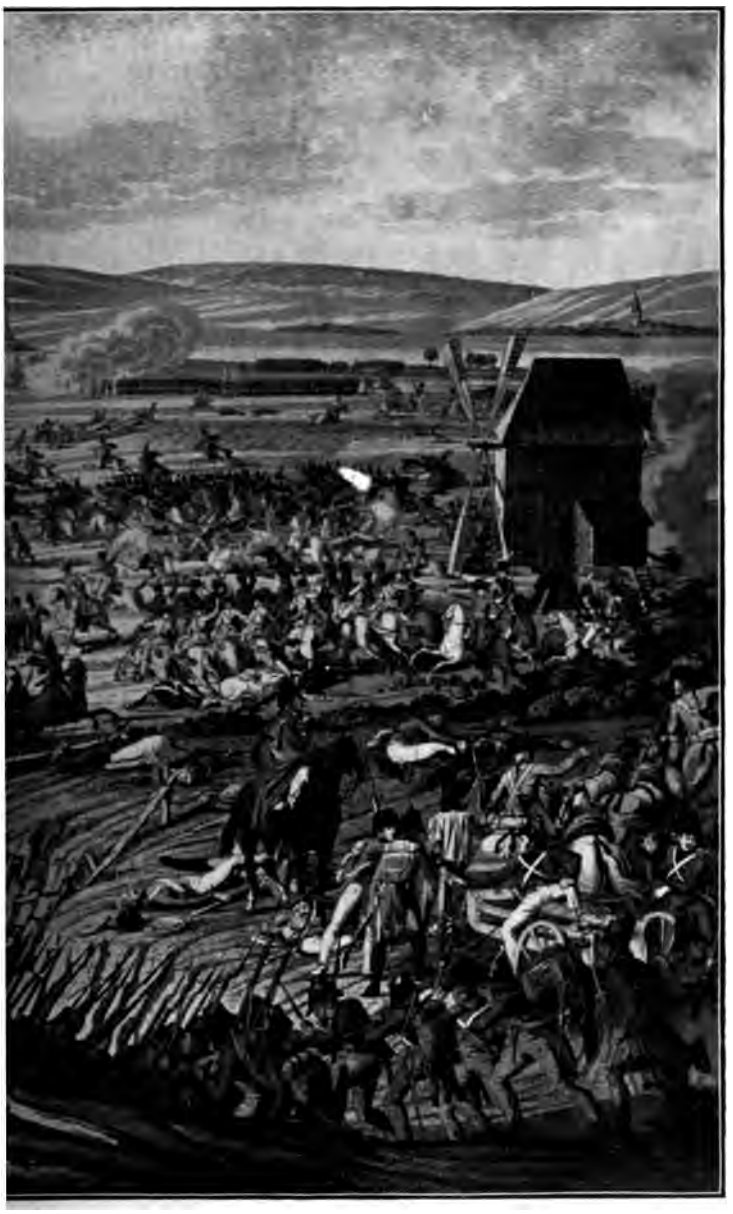
1. Das Eröffnungsgefecht. Kampf von Tauentziens linkem Flügel bei Closewitz. (Kapitän Luck vom Füsilierbataillon Pelet.)

Gleich bei Tagesanbruch am 14. Oktober machte ich die Ronde, die Posten zu doppelter Aufmerksamkeit ermahnend. Nebel deckte das Tal vor unserer Front [das Rautal]. Auf den Höhen sah man undeutlich den Feind in großer Hast nach rechts abmarschieren. Ich meldete die Beobachtungen der Nacht und diese Bewegung dem General, kehrte wieder zum Feuer zurück und stand in Erwartung, alle Nerven gespannt. Im Begriff, noch einige Lebensmittel auszuteilen, die mein sehr findiger Diener irgendwo aufgetrieben hatte, fuhr ich auf, als meine Vedetten gleichzeitig wie auf Kommando losschossen. Ich formierte die Kompagnien sofort in Schlachtordnung. Da kam vom linken Flügel auch schon die Meldung, daß der Feind uns bereits umgangen und unsere beiden linken Flügelkompagnien geworfen habe. Ich gab, um sicherer Vernichtung zu entgehen, für alle das Zeichen zum Rückzuge. Der dichte, mit Unterholz verwachsene Wald gewährte Schutz, allein den Widerstand begünstigte er nicht, da man keine zehn Schritte weit sehen konnte. — Von meinen Leuten konnte ich bald kaum sechs Mann überblicken; auch war mir das Innere des Waldes ganz unbekannt, ich mußte dem Zufall die Sorge für meinen Rückzug überlassen und gestehe, daß ich in große Verlegenheit kam. In der linken Flanke umfaßt, war es leicht möglich, daß der Feind früher als ich den Ausgang des Waldes erreichte. Schließlich konnten meine Leute sich im Holze zerstreuen und verlieren. Endlich gelangte ich auf freies Terrain und bemerkte zu meiner großen Freude, daß der größte Teil der Leute sich geschickt durchlanciert hatte

Schlacht bei Jena (Entſd

Entworfen von J. L. Rugendas. Die Gegend iſt nach der Natur gezei

Vorn rechts die Windmühle von Krippendorf.



bei Vierzehnheiligen)

(Buhrigs Völkerschlachtmuseum in Leipzig)

Dörfer Klein-Romstädt, Hermstädt, Stobra

und beisammen war. Jetzt ereignete sich aber ein Vorfall, der mein bisheriges Glück, mich selbst und meine Kompagnie zu vernichten drohte. — Beim Debouchieren aus dem Walde wurden wir plötzlich von heftigem Kartätschenfeuer aus Bataillonskanonen überschüttet. Ein Bataillon Sachsen, welches als Vorhut für die leichten Truppen gegen den Wald vorgerückt war, hatte uns für feindliche Tirailleurs angesehen. Im schnellen Laufe suchten wir die Schußlinie zu durchschneiden. Dies gelang — die Sachsen schossen zu hoch. Aber einmal im Lauf, war ein Teil der Leute nicht mehr zu halten. Mit größter Mühe gelang es mir — wirksam vom Leutnant v. Busse unterstützt — die übrigen zum Stehen zu bringen, während jene nicht einzuholen waren. Sie haben sich übrigens später an das Regiment Grawert angeschlossen und am weiteren Verlaufe der Schlacht teilgenommen.

Ich rückte nun schnell zwischen das Grenadierbataillon Herwarth [am Dornberg hinter Closewitz] und das erwähnte sächsische Bataillon und suchte so die große Intervalle auszufüllen. Nicht lange hatte ich in dieser Stellung den überlegenen und zahlreichen feindlichen Tirailleurs die Spitze geboten, als Leutnant v. Busse erst einen Streifschuß am Kopf, dann einen Schuß, der ihm den linken Arm zerschmetterte, erhielt und so gezwungen wurde, das Gefecht zu verlassen. Dies war für mich sehr unangenehm. In Busse verlor ich meine beste Stütze, und es blieb mir nur noch ein ganz junger, des Dienstes unkundiger Offizier, der mir wenig helfen konnte. Von Minute zu Minute wurde der Angriff des Feindes heftiger, immer neue Tirailleurlinien tauchten auf. Ich folgte daher dem Grenadierbataillon Herwarth in seiner Retraite, seine linke Flanke deckend. Nach kurzem Rückzuge machten wir wieder Front und avancierten gegen den Feind, der uns merkwürdigerweise nicht verfolgt hatte. In gleicher Höhe mit dem sächsischen Grenadierbataillon hielten wir, als wir plötzlich ein Bataillon mit weißen Röcken und Bärenmützen auf uns zukommen sahen, das wir für Sachsen ansprachen. Diese Ansicht änderte sich jedoch schnell, als das Bataillon aus einer Entfernung von 80—100 Schritt uns mit einer Salve begrüßte. Es begann nun hier ein furchtbarer Feuerkampf, den wir vor der Übermacht zuletzt mit namhaftem Verlust aufgeben mußten. Das Grenadierbataillon Herwarth, dessen Chef gefallen war, geriet auf dem Rückzuge etwas in Verwirrung; die Offiziere stellten aber schnell die Ordnung wieder her und der älteste Kapitän übernahm das Kommando. — Wir hatten nun ein Defilee, das im Tale gelegene Dorf Krippendorf zu passieren, zum Glück ohne feindliche Kavallerie in der Nähe. So erreichten wir die jenseitigen Höhen und nahmen die Verbindung mit mehreren anderen Bataillonen auf. Unter anderen hing sich ein Teil der oberschlesischen Füsilierbrigade an meinen linken Flügel an.

Der Feind folgte durch das unbesetzte Defilee und ließ uns sein Artillerie- und Gewehrfeuer fühlen. Wir blieben im langsamen Rückzuge und fand ich die beiden linken Flügelkompagnien unseres Bataillons wieder, denen ich mich anschloß.

2. Der Entscheidungskampf bei Vierzehnheiligen und Rüchels Gefecht bei Kapellendorf. (v. d. Marwitz, Hohenlohes Adjutant während der Schlacht.)

> Bis jetzt geht es gut, ich schlage den Feind allerorten. Die Kavallerie hat Kanonen genommen. Was Ew. Exz. gegen Vierzehnheiligen vorbringen können, wird mir sehr angenehm sein. Sie sind ein braver Mann und rechtschaffener Freund.
>
> Hohenlohe an Rüchel etwa 11 Uhr vormittags.

Unsere Division Grawert stand mit dem rechten Flügel — Grenadier-Bataillon Hahn, Regiment Hohenlohe — dicht an Kapellendorf; sie brachen die Zelte ab, und erklärten auf Befehl des Generals Grawert abzumarschieren. Die übrigen Regimenter waren schon nicht mehr da, ich jage durch den Nebel weiter und finde endlich die ganze Division im Vorgehen, um Tauentzien aufzunehmen.

Auf meine desfallsige Meldung bestieg der Fürst [Hohenlohe] im vollen Zorn das Pferd. Erst nahe am Gefechtsplatze holten wir die schnell marschierende Kolonne ein, die auf persönliches Kommando Hohenlohes Halt machen mußte. Da die Hintersten sogleich, die Vordersten später, die Spitze aber vielleicht gar nicht hielten, riß die ganze Division auseinander, und alles stand in einzelnen Zügen wie im Finstern. Glücklicherweise kam alsbald General Grawert zurückgesprengt, scheltend, daß sie den Marsch unterbrochen. Es gab eine Explikation mit dem Fürsten, welcher einsah, daß diese Bewegung (Grawert hatte die Tete links schwenken lassen) die einzige sei, wodurch wir dem Feind eine Front entgegensetzen konnten, da er sonst von hinten in unser Lager gedrungen wäre. Sie wurde also fortgesetzt, dann in der Nähe von Klein-Romstädt eingeschwenkt. Hohenlohe selbst kommandierte Marsch! und so ging es mit dieser langen Linie von 10 Bataillonen in den Nebel hinein, bis gegen Vierzehnheiligen; einige und zwanzig Eskadrons, welche den Aufmarsch gedeckt hatten, stellten sich teils am linken Flügel, teils hinter der Infanterie auf.

Der Feind hatte seine zahlreichen Tirailleure durch Krippendorf und Alt-Gönne bis zu dem Rücken vorgeschickt, der von Vierzehnheiligen bei der Windmühle von Krippendorf vorbei sich gegen Stobra hinzieht. Mehrere französische Batterien fuhren hier rasch auf und die Tirailleure liefen bis an unsere Linie vor, ihr lebhaftes Feuer vorzüglich auf die Offiziere richtend. Unsere kamen nun ebenfalls in Tätigkeit, und namentlich zeichnete sich die reitende Artillerie durch ebenso schnelles als gutes Schießen aus. Die feindlichen Geschütze wurden mehrfach zum Schweigen gebracht, sobald aber an einem Punkte der Kampf entschieden war, kam an dem andern eine neue Batterie zum Vorschein.

Ungeachtet der Verlust schon merklich zu werden anfing, sahen wir doch wenig vom Feinde, der zu unserem größten Nachteile wie hinter einer Gardine focht. Seine Tirailleure benutzten jede Unebenheit des Terrains, und auch die Geschütze waren so placiert, daß man wenig mehr als die Mündungen wahrnahm. Gegen diesen unsichtbaren beweglichen Feind begannen wir mit Echelons vom linken Flügel zu avancieren trotz des bald beginnenden Kartätschfeuers

in beſter Haltung der Truppen. Major v. Loucey, der kriegserfahrenſte unter uns, machte dem Fürſten den Vorſchlag: etwa 20 Eskadrons in Kolonnen durch die franzöſiſchen Tirailleure brechen und dann dieſe, ſowie die zwiſchen ihnen

Brand von Vierzehnheiligen.
(Hundertjahrausſtellung in Jena.)

ſtehenden Batterien von rückwärts her anfallen zu laſſen. Wie mir Graf Reichenbach, der als Brigade-Major fungierte, verſichert hat, ſchickte Hohenlohe durch ihn 3 Kavallerie-Regimentern Befehl zum Vorgehen, und dies ſollte eben geſchehen, als Maſſenbach erſchien, Halt rief und die Maßregel als eine ganz unausführbare verhinderte. — Kurz darauf machten einige Regimenter beinahe in der Mitte unſerer Linie durch dieſe eine Attacke auf feindliche Reiterei, die

zum Vorschein gekommen war. Eben vom linken Flügel zurückkehrend, hörte ich alle Signale geben und eilte, um dabei zu sein; allein ehe dies noch gelungen, wurde das Tempo immer kürzer, und plötzlich kehrte die ganze Linie vor einem weit geringeren Trupp Franzosen um. Betrunken, wie fast alle an diesem Tage, stürzten dieselben mit großem Geschrei nach; alle Anstrengungen unserer Offiziere, die Leute zum Stehen zu bringen, blieben erfolglos, und die wüste Masse wälzte sich gegen die Linie der Infanterie. Der Fürst kam eben vom rechten Flügel gesprengt und kommandierte selbst vor dem Regimente Grawert oder Zastrow: Bataillon fertig, 't an, Feuer! aber kein Schuß fiel, weil der Gedanke, nötigenfalls auf die eigenen Leute zu schießen, in den damaligen Anschauungen keinen Raum fand. Die Infanterie machte Platz, und da alle anwesenden Offiziere scharf in die Flüchtigen einhieben, wurden sie endlich wieder zum Stehen gebracht; der Feind war abgezogen, sobald er in den Bereich der Infanterie kam. Man wird sich die Verzweiflung der beteiligten Offiziere leicht denken können, und die Gerechtigkeit fordert, zu erwähnen, daß ihren Vorstellungen usw. gelang, den Mut der Leute wieder aufzurichten, denn wo noch einzelne Eskadrons zum Einhauen kamen, schlugen sie sich ehrenhaft. Aber das frühere Vertrauen in unsere gerühmte Reiterei war allerdings verschwunden. . . . . .

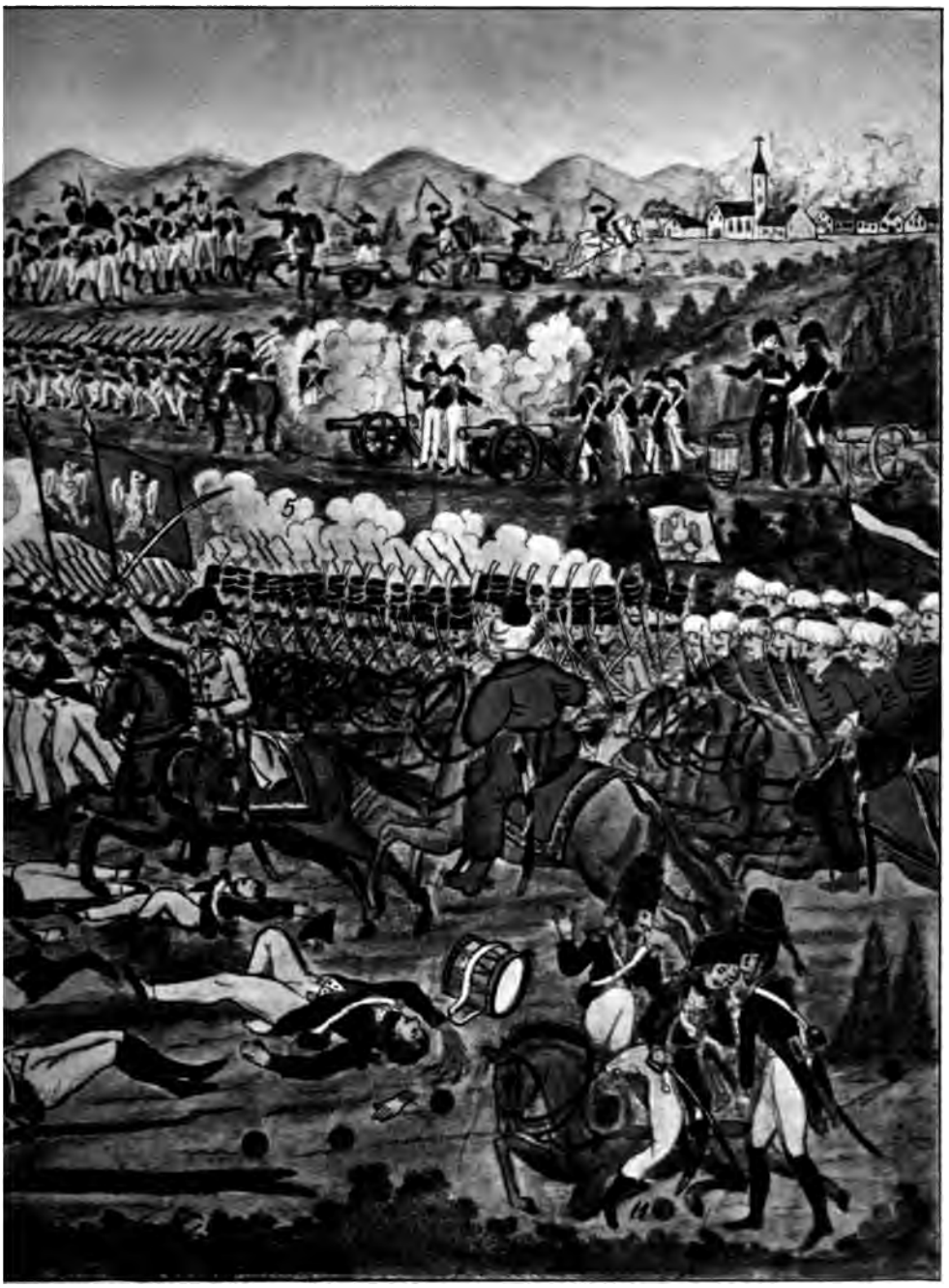
Die Infanterielienie stand gegen Vierzehnheiligen fortwährend im heftigsten Feuer, ohne zu wanken, und erwiderte dasselbe durch Salven, deren Erfolg nur gering sein konnte. Das Grenadier-Bataillon Hahn, die Regimenter Hohenlohe, Zastrow, Grawert verloren unendlich viele Offiziere und Mannschaften, meist die Hälfte ihres Bestandes. — Wahrscheinlich in dem Augenblicke, als der Rest des Neyschen Korps sowie die erste Division der Reservekavallerie angelangt war, und Bonaparte nun einen unmittelbaren Angriff einleitete, wurde es eine Zeitlang ruhiger. Die Tirailleure gingen etwas zurück, und man sah nur noch in und hinter Vierzehnheiligen Feinde. Der Fürst glaubte, es sei als letzte Anstrengung nichts anderes nötig, als dieses Dorf nehmen zu lassen, und General Grawert gratulierte ihm bereits zu der gewonnenen Schlacht. Doch bat er, den beabsichtigten Angriff noch zu verschieben, zeigte auf unsere halb ruinierten Bataillone ohne Reserve und schloß mit der Bemerkung: in dieser Stellung könnten und müßten wir uns halten, bis General Rüchel herankäme, wo dann zur Vervollständigung des Sieges das Dorf genommen werden möge. Fiele jetzt der Angriff ungünstig aus, so würden wir eine durch nichts zu ersetzende Lücke in der Linie erhalten, welche der Feind gewiß benutzen werde, um uns den Sieg zu entreißen. Der Fürst gab diesem Raisonnement nach und sprach noch mit Oberst Massenbach. Was dieser geäußert, konnte ich nicht vernehmen, bedeutend ist es aber schwerlich gewesen, denn der große, sonst so diktatorische Geist verhielt sich im feindlichen Feuer fortwährend höchst passiv, und es schien, als ob das Denken auf dem Schlachtfelde ebensowenig seine Sache sei, als wenn er nicht ausgeschlafen hätte!

Nun geschah es, daß einige französische Schützen um Vierzehnheiligen herum durch die Büsche schlichen und mit Wirkung in das Regiment Sanitz zu schießen begannen. Dasselbe hatte bisher viele Fassung bewiesen, wurde aber durch die wenigen Schüsse so überrascht, daß es umkehrte. Die Offiziere taten ihr

Schlacht bey Jena, den 14. 8br. 1806.

Die französische Armée unter dem *Comando S. M.* des Kaisers und Kön
Schlacht beeder Seiten, da das Schlachtfeld mit Todten bedeckt, war die preussische Arm
Armée 28.000 Gefangene. 200 Canonen. 30 Fahnen. *No 1. S. M.* der Kaiser und König *Napoleon*
Armée. 6. die preuß. Armee. 7 Jena. 8. der Herzog v. Braunschweig blef. 9. *Gen.* Rüchel blef. 10. die Armée der *M*

Naive Darstellung d
(Bertschs Völkerschlachtm



r Welt merkwürdig ist.

Napoleon, der Grosse, grief die preussische Armée an. Nach einer hizigen
tnordnung, erhielten die Franzosen den Sieg. Dieser Sieg verschafte der triumphierenden
M. Fridrich Wilhelm König von Preusen. 3, die preus. *Retiraden*. 4, die Gefangene 5, die franz
an flank. 11, der franz. *General* Debilij tod.

ɟlacht bei Jena

Napoleonstein)

möglichſtes, der Fürſt mit ſeiner ganzen Umgebung unterſtützte ſie, doch half es immer nur für kurze Zeit, denn ſobald wieder einige Kugeln einſchlugen, kehrte das Regiment aufs neue um. Auch die ſchöne Tat des Fähnrichs von Eberhard brachte ein Bataillon nur für kurze Zeit zum Stehen. Dieſer, kaum dem Knabenalter entwachſene Offizier, als Ordonnanz zum Fürſten kommandiert, und daher zu Pferde, jagt auf den mit der Fahne fliehenden Junker zu: „Was? Du biſt auch ſo ein Hundsfott, daß du mit der Fahne davonläufſt? Pfui, ſchäme dich.“ Damit entreißt er ihm das Panier, pflanzt es neben ſeinem kleinen Pferde in den Boden und ruft: „Hier, Kameraden, hier iſt eure Fahne, lauft nicht wie die Schurken, kommt her, ſammelt euch um mich und zeigt, daß ihr Preußen ſeid.“

Jetzt wurde das bei Saalfeld halb vernichtete Regiment Müffling, welches bisher zurückgehalten worden, vorwärts und in die Linie geführt, folgte aber bald dem üblen Beiſpiele. Die Lücken wuchſen immer mehr, und da nunmehr der Feind anzudringen begann, kehrten auch die Regimenter Zaſtrow und Grawert um, wobei jedoch von letzterem zu rühmen, daß es bald wieder in Ordnung und zum Stehen kam.

[Soults entſcheidender Vorſtoß.] Um die nämliche Zeit kam von der Kavallerie des linken Flügels die Meldung, der Feind rücke bei Alten-Gönna in geſchloſſenen Kolonnen vor. Der Fürſt ließ deshalb die ganze Linie zurückgehen, den linken Flügel nach Hermſtedt zu, wo die Trümmer der preußiſchen Truppen des Grafen Tauentzien eine kleine Reſerve bildeten, was die Überflügelung auf dieſer Seite unmöglich machte. Aber die an ſich zweckmäßige, ja notwendige Maßregel wurde doch verderblich. Sobald es rückwärts ging, ſchwand bei allen Truppen die bisher behauptete Faſſung, und das Beſtreben, ſich möglichſt bald in Sicherheit zu bringen, war mehr oder weniger überall bemerkbar.

Dagegen rückte der Feind allerorten unter Trommelſchlag und Muſik raſch vor, und nunmehr erſt bekamen wir ihn vollſtändig zu ſehen. Er ging zur Rechten durch den Grund nördlich von Vierzehnheiligen, mit der Mitte aus und neben dieſem Dorfe vor und umklammerte auch bald unſeren rechten Flügel. Hinter ſeiner Linie folgten volle Kolonnen, die mit großer Ordnung in die Lücken einrückten, welche das immer weitere Vorziehen der Flügel veranlaßte.

Unſere reitende Artillerie, die wir am meiſten gebraucht und ausgeſetzt hatten, war großenteils ruiniert, die unbehilflichen Zwölfpfünder-Batterien konnten durch die davorgeſpannten Katzen in dem Acker nicht bewegt werden und blieben faſt alle da ſtehen, wo ſie einmal aufgefahren waren. Sowie der Feind irgendwo eine Unordnung bemerkte, brach ſeine Kavallerie hervor, welche mit gewaltigem Geſchrei — betrunken — anrannte und ſchon deshalb alles niederritt, weil ſie ihre Pferde nicht halten konnte. Daß die unſrige nur ſchwachen Widerſtand leiſtete, iſt nach dem früher Geſagten erklärlich. Dazu kam, daß ſelbſt erlangte Vorteile (wie von einzelnen Schwadronen mehrmals geſchah) unbenutzt blieben, weil unſere Leute dann wie blind und nicht zu mäßigen waren. Erreichten ſie einen Franzoſen, ſo fielen zehn über ihn her, und hieben ihn faſt in Stücke, ohne zu überlegen, daß mit den unnützen Hieben ebenſoviele andere Feinde außer Gefecht geſetzt worden wären, welche ſich nun inzwiſchen wieder ſammelten.

In dieſer kritiſchen Lage tat Fürſt Hohenlohe Wunder perſönlicher Tapferkeit. Wie er vom Anfange an immer bei dem vorderſten Bataillon geweſen und, wenn ſich das Feuer rechts oder links zog, dem Kugelregen gleichſam nachgeritten war, — ſo hielt er ſich nunmehr bei dem letzten Bataillone auf, und ſuchte durch ſein Beiſpiel, durch Ermahnungen und Drohungen das entflohene Glück wieder zu feſſeln. Aber es war bereits zu ſpät! Bei Vierzehnheiligen hatte ihn eine matte Kartätſchkugel am Arme getroffen und eine ſtarke Kontuſion verurſacht, die nämliche Salve verwundete mehrere Pferde ſeiner Adjutanten und Jäger. Sonſt aber hatte er, immer an den heißeſten Orten und durch ein ſtarkes Gefolge auffallend, unbegreifliches Glück. Außer einigen getöteten Pferden des Gefolges (eines wurde unter ihm bleſſiert) fiel nur ein einziger Ordonnanz-Offizier vom braunen Huſaren-Regiment ſchwer verwundet, allen übrigen geſchah nicht das mindeſte. . . . . .

Das bei Klein-Romſtedt ſtehende Soutien bewirkte, daß unſer linker Flügel noch mit ziemlicher Ordnung davonkam. Graf Tauentzien übernahm das Kommando desſelben und führte es auf Apolda, wo er mit der über Stobra weichenden Abteilung des Generals von Holtzendorf zuſammentraf.

Der rechte Flügel, von allen Seiten bedrängt, war nicht ſo glücklich und geriet bald in große Unordnung, doch zeigte ſich während dieſer furchtbaren, für jeden Preußen niederbeugenden Augenblicke ein herzerhebendes Schauſpiel. Mitten unter Tauſenden von Flüchtlingen, unabläſſig vom Feinde angegriffen und niemals erſchüttert, ging das Sächſiſche Grenadier-Bataillon „Aus dem Winckel" vollkommen geordnet, in mäßigem Schritt und mit klingendem Spiel zurück. In einem offenen Karree bot es dem Feinde die Spitze, ſo oft er ihm nahe kam, und weder das vielfach wiederholte Anreiten ſeiner Kavallerie, noch die Kugeln der Tirailleure erſchütterten dieſe tapferen Leute. Sobald das Bataillon Luft hatte, ward Trupp geſchlagen, es zog mit Muſik, wie auf dem Exerzierplatze ab; kam der Feind wieder heran, ein Wirbel, und alles ſtand ſchlagfertig.

[Rüchels Unterſtützungsverſuch.] Ich mußte zum General Rüchel reiten, deſſen Unterſtützung zu erbitten. Dieſer war — ohne die Rückkehr ſeines an Hohenlohe geſendeten Feldjägers abzuwarten — bereits aufgebrochen, ſo daß ich unweit Frankendorf mich des erteilten Auftrages entledigen konnte. Die Frage: an welchem Punkte er nunmehr den Feind wohl faſſen könne, war leider nur durch die Verſicherung zu beantworten, wir ſeien ganz vollſtändig geſchlagen, und von den weit überlegenen Gegnern auf beiden Flügeln umklammert. Dennoch beſchloß der General, ſeinem Charakter treu, über das ſchwierige Defilee von Kapellendorf hinausrückend, die davor liegenden Höhen zu nehmen. Man ſah deutlich die franzöſiſche Linie zwiſchen Groß-Romſtedt und Kötſchau und vor derſelben überaus zahlreiches Geſchütz.

Rüchel führte ſeinen kleinen Haufen mit ſtaunenswerter Todesverachtung dem Feinde entgegen, und die zweite Schlacht dieſes denkwürdigen Tages begann. Die Kavallerie deckte den Aufmarſch, dann zumeiſt den linken Flügel der auf zwei Glieder geſetzten zwölf Bataillone, welche den Grund bei Kapellendorf überſchritten hatten, und nun in Echelons aus der Mitte vorſchritten.

wei zwölfpfündige Batterien nebst vier Grenadier-Bataillonen blieben als ückhalt hinter dem Grunde von Kapellendorf.

Hohenlohe hatte mit einigen Bataillonen — Aus dem Winckel, sächsische renadiere von Lecocq, preußische Grenadiere, sowie Reste der Regimenter Grawert ıd Zastrow — im Augenblicke des Aufmarsches Kapellendorf erreicht. Rüchel bat hier seine Befehle, er lehnte dies ab, „weil er geschlagen sei und dem eneral den Ruhm lassen wollte, die Sache vielleicht noch wieder herzustellen." a jedoch eben einige sächsische Kavallerie-Regimenter von der Jena-Weimarer traße her zurückkamen, so fügte der Fürst hinzu, er wolle mit dieser Reiterei e rechte Flanke decken. Er führte sie rechts gegen Kötschau hin, ohne etwas chebliches leisten zu können, indem die Regimenter Karabiniers, Kochtitzky-üraſſiere und Polenz-Chevaulegers unter General-Leutnant v. Zezschwitz zwar pfer gegen die französischen Küraſſiere und Dragoner anritten, aber durch örderisches Kartätschenfeuer aufgehalten wurden. Ich war einstweilen beim eneral Rüchel geblieben und spreche daher über die Schicksale seines Korps ıch eigner unmittelbarer Anschauung.

Das Regiment Alt-Larisch an der Spitze lief mit wahrer Ungeduld gegen e Batterien; seine Reihen wurden furchtbar gelichtet, die meisten Offiziere :len, und bald erhielt auch der Kommandeur, Oberst Walther von Kronegk, ır der Front eine tödliche Wunde. Ohne Führer ward das Regiment erst ıschlüssig, dann schwankend und kehrte zuletzt ebenso rasch um, wie es vorwärts gangen. In diesem Augenblicke traf eine Kartätschenkugel Rüchels Brust ıd raubte ihm die Sprache, so daß er jeden Befehl dem Adjutanten nur leise das Ohr flüstern konnte. Da er die Notwendigkeit des Rückzuges sehr wohl kannte und denselben mit seiner sonstigen Donnerstimme und unglaublichen ätigkeit gewiß zweckmäßig geleitet hätte, so war diese Verwundung ein folgen-icher, entscheidender Unfall. Inzwischen kamen noch andere Regimenter mit ıgeheurem Verluste in das Gefecht, namentlich Winning, an dessen Spitze letzt der Premier-Leutnant v. Zglinicki stand, weil alle älteren Offiziere tot ver schwer blessiert auf dem Wahlplatze lagen.

Der Rückzug ging geordnet durch Kapellendorf, dann gegen Apolda. Fürst ohenlohe, welchem ich mich wieder angeschlossen, deckte denselben und wollte cht vom Platze weichen; endlich bewogen ihn unsere Vorstellungen, die Straße ıch Weimar einzuschlagen, wohin sich die meisten Flüchtlinge seiner Truppen wendet hatten.

Napoleon und die sächsischen Offiziere nach der Schlacht. (Karl Heinrich von Einsiedel.)

Fast das ganze Regiment [v. Thümmel] hatte sich ergeben müssen. Die rstreuten Haufen wurden gesammelt und nach Jena transportiert.

Bei dieser Gelegenheit mußten wir die Reihen der alten französischen Garde ıssieren. Es ereignete sich hierbei ein für mich interessanter Vorfall. Da wir hr herabgekommen aussehen mochten, bot mir ein Stabsoffizier der alten arde eine Erfrischung an, für welche ich auf französisch mit einigen Worten emdlich dankte. Als der Offizier hörte, daß ich seiner Sprache mächtig

war, bat er mich, aus den Reihen zu treten und bei ihm zu verweilen, während er seinen Adjutanten sofort abschickte, um jemanden aus der Umgebung des Kaisers zu holen.

Kurze Zeit darauf kam ein großer, hagerer, noch jugendlicher Mann in reichgestickter Uniform und mit einem Zopf — wie ich erfuhr der Großmarschall Duroc — und veranlaßte mich, ihm zu folgen.

Er führte mich in ein von der Garde gebildetes großes Karree. In der Mitte dieses Raumes erblickte ich eine Anzahl Generale und Stabsoffiziere. Unter ihnen, auf einer Trommel sitzend, einen kleinen Mann in grauem Rocke und schlichtem Hute. Vor diesen wurde ich geführt. Als ich nun wußte, vor wem ich stand, fing mir das Herz doch ein wenig schneller zu schlagen an.

Napoleon fragte mich nach der Stellung unseres Korps und nach der Stärke unserer einzelnen Truppenteile. Dann richtete er eine Menge eingehender Fragen an mich über unsere bisherige Marschroute und Heereseinteilung. Ich gab ihm so gut Auskunft wie ich konnte. Seine Fragen waren kurz und bestimmt gefaßt und doch lag etwas Verbindliches in Stimme und Ausdruck. Besonders fiel mir der helle Klang seines Organes auf und die Anwendung des ihm eigentümlichen Ausrufes „hä" oder besser „häng", welchen er mehrere Male, verschiedenartig moduliert, hervorstieß, als ich mich wahrscheinlich nicht klar genug ausgedrückt hatte oder ihn eine Mitteilung verwunderte. Mit einem freundlichen „Adieu" und der Aufforderung, meine noch unverbundene Wunde nicht zu vernachlässigen, entließ mich der Kaiser. Ein Offizier seines Gefolges brachte mich meinem Regimente nach.

Am folgenden Tage [15. Oktober] hielt Napoleon im Schlosse zu Jena vor den versammelten sächsischen Offizieren eine Rede. Anfänglich sollte Lefèbvre als Dolmetscher dienen. Da dieser uns aber mit der Anrede „Sächser" begrüßte, ließ ihn der Kaiser bald durch General Rapp ersetzen. In sehr geschickter Weise führte die Ansprache den Gedanken aus, daß wir in unseren bisherigen Bundesgenossen, die uns zu ihrer Gefolgschaft gezwungen hätten, unsere eigentlichen Feinde und Unterdrücker erblicken müßten und daß er, Napoleon, unser Befreier sei. Er ging in seiner Darstellung der Sachlage so weit, als bekämpfe er Preußen nur aus dem Grunde, um unsere sächsische Unabhängigkeit aufrecht erhalten zu sehen.

Wir erhielten dann Pässe nach unserer Heimat ausgestellt gegen das Versprechen: nicht mehr gegen Frankreich zu dienen. Diese Verpflichtung unterschrieben wir jedoch nur, nachdem der Passus dahin abgeändert wurde „de ne plus servir dans cette guerre."

Am 16. Oktober verließ ich Jena. Der dreitägige Aufenthalt in der überfüllten Stadt war schauderhaft gewesen.

Daß der Sieger in der Tat willens war, ganz außergewöhnlich milde mit uns zu verfahren und die versöhnlichste Gesinnung gegen uns an den Tag legte, bewiesen die Tafeln, die ich bei Passierung der Grenze an den Grenzpfählen antraf und die von den Franzosen angebracht worden waren. Sie trugen die Aufschrift: „Territoire de la Saxe électorale. — Pays neutre."

Davout, Herzog von Auerſtädt
Zeitgenöſſiſcher Stich
(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

	IX	
Auerſtädt		

Bei Auerſtädt war es von preußiſcher Seite eine Kunſt, die Schlacht zu verlieren, alles ſtand dort eigentlich zu unſerem Vorteil, wenn wir unſere Mittel gehörig verwendeten, mußte das Korps von Davout vernichtet werden.
Boyen: in den Erinnerungen.

1. Verlauf der Schlacht. (Boyen.)

Der Nebel war nun etwas gefallen, und ſo kam der Herzog zum Könige, gab ihm eine allgemeine Überſicht des Geſchehenen, daß eine Batterie im Nebel mit großem Verluſt unerwartet auf den Feind geſtoßen ſei [Batterie Graumann], ſowie einige Verluſte, die auf eben dieſe Art einem Reitertrupp zugeſtoßen wären uſw., worauf der Herzog den König wieder verließ und ich mich nun meiner Beſtimmung gemäß [als Generalſtabsoffizier] an den erſteren anſchloß.

Mit großer Tätigkeit war der Herzog beſchäftigt, ſich, ſo viel es der Nebel zuließ, ein Bild des Terrains und der Marſchdirektion der Truppen zu ver-

ſchaffen, und ich muß es der Wahrheit gemäß erwähnen, daß derſelbe hierbei viel mehr Selbſtbeherrſchung als in den früheren Tagen vor der Schlacht zeigte. Der Kanonendonner hatte dem alten Kriegesherren wieder ſeine Feldherrenhaltung gegeben. Ich habe mehr als einmal die Gelegenheit gehabt, an ganz wackren Kriegsgeſellen dieſelbe Bemerkung zu machen, die vor Eröffnung des Gefechtes ſich ziemlich unentſchloſſen zeigten, aber in dem Augenblick, in dem ſie in dem Kreiſe der Gefahr ankamen, auch eine männliche Haltung in ſich fanden; der Kampf zwiſchen Pflicht und ſinnlicher Sorge war dann beendet, und die Ehre hatte einen inneren Sieg errungen. Wir waren ſo eine ganze Zeit beobachtend hin und her geritten, als der Herzog zwei Anhöhen entdeckte, die meiner, freilich unvollkommenen Erinnerung nach auf dem Wege nach Köſen, rechts von Haſſenhauſen liegen mußten. Er faßte dieſe Höhe ſcharf ins Auge und rief mit aufgehobener Hand: „Das iſt der Schlüſſel zum Siege; wenn wir dieſe Höhen mit Infanterie und Geſchütz beſetzen, ſo iſt der Sieg unſer", und wandte ſich nun nach ſeinem Gefolge um, und da ich in dem Augenblick gerade hinter ihm hielt, ſo befahl er, zurückzureiten und den anmarſchierenden Diviſionen zu ſagen, daß ſie ſich in dieſer Richtung bewegen ſollten. Die Worte des Herzogs waren, „ich ſollte Truppen heranbeordern, wo ich ſie fände". Dies war der letzte Augenblick, an dem ich dieſen in ſo vieler Hinſicht achtenswerten und unglücklichen Fürſten geſehen habe. Ich eilte meinem Auftrage gemäß nun zurück, fand die Ausführung desſelben aber nicht ſo leicht, als ich ihn mir vielleicht gedacht hatte. Denn durch ein mir bis jetzt noch unerklärliches Verhältnis war in dieſen vom Feinde noch nicht bedrohten Diviſionen bereits ein Zuſtand großer Unruhe bemerkbar; viele Truppenteile waren eigentlich nicht mehr in der Hand ihrer Führer. So z. B. war die Diviſion von Wartensleben [rechter preußiſcher Flügel], um eine Waſſerpfütze zu umgehen, die gerade auf ihrem Wege lag, beinahe über das ganze Feld verbreitet; eine jede derartige Auflöſung muß man aber an ſolchen Tagen, es koſte was es wolle, zu verhindern ſuchen. Nachdem ich, ſo gut es möglich war, meinen Auftrag beſtellt und von dem einen Befehlshaber zu dem andren geweſen war, kehrte ich mein Pferd mißmutig, um zu dem Herzoge zurückzureiten. Hier aber hatte ſich vieles und leider nicht zum Guten verändert. Zuerſt kam mir ein Zug von einem Grenadier-Bataillon, deſſen Namen ich nicht mehr anzugeben weiß, im vollen Laufen entgegen; alle Mühe, die Leute zum Stehen zu bringen, war vergebens. Nachdem ich dieſe ihrem Schickſal überlaſſen und wiederum vorwärts geritten war, begegnete ich einem Bataillon des ehemaligen Regiments Deſſau aus Halle, zwar noch zuſammen, jedoch mit vorherrſchender Neigung, aus dem Schuß zu kommen. Indes hier gelang es doch dem Bemühen mehrerer Offiziere und Soldaten, das Bataillon wieder zum Frontmachen zu bringen. Ein alter Unteroffizier war dabei beſonders tätig, der abwechſelnd bat, fluchte und ſchlug und dabei immer ausrief: „Bedenkt doch, daß ihr die alten Deſſauer ſeid."

Wenn dieſe einzelnen Vorgänge allerdings nicht erfreulich waren, ſo freut es mich dagegen, einen meinem Gedächtnis noch treu gebliebenen Zug ganz entgegengeſetzter Art hier anführen zu können. Durch die Menge der Rückläufer

schritt ganz wohlgemutet ein sehr wohlgebildeter Grenadier des Bataillons Krafft aus Erfurt auf unsere noch im Feuer stehenden Truppen zu, mir fiel dies sogleich auf, ich ritt an ihn heran und frug ihn nach seinem Namen. „Ich heiße Kaufmann", antwortete er mir, „habe einen verwundeten Unteroffizier zurückgebracht und gehe jetzt zu meinem Bataillon; denn es wäre doch schimpflich, es jetzt zu verlassen." Es war damalen meine Absicht, nach beendeter Schlacht dies ehrenwerte Benehmen seinem Vorgesetzten anzuzeigen; da dies aber der unglückliche Ausgang verhinderte, so möge jene Handlung als ein achtenswertes Beispiel hier ihre Stelle finden.

Bald darauf erfuhr ich dann auch die unglückliche Verwundung des Herzogs, ohne daß mir jemand sagen konnte, an wen der Oberbefehl übergegangen sei. In diesem sonderbaren Verhältnis schien mir für meine Person ein Zurückreiten zur Reserve unanständig und ich beschloß daher, zu der vor mir im Feuer stehenden Linie zu reiten und an dieser mich so lange fortzubewegen, bis ich mich bei einem Offizier des Generalstabes etwas zusammenhängender über den Gang der Schlacht zu unterrichten imstande sein würde. Ich fand diese Linie, die größtenteils zur Division des General Schmettau [linker Flügel] gehörte, noch in guter Kriegsordnung, jedoch nicht im Vorgehen, sondern auf der Stelle vorgezogene Schützen sich mit dem Feinde herumschießen, der sich hinter Hecken und Gräben fast immer verdeckt aufgestellt hatte. Indem ich so hart hinter der Front nach dem linken Flügel herunterritt, sah ich ohngefähr gegen den Eingang von Hassenhausen den alten Feldmarschall Möllendorf, der im Schritt und im Bereich des feindlichen Tirailleurfeuers ganz ruhig die Linie richtete; es hatte diese Handlung allerdings einen geringen Feldherrenwert, aber sie spricht doch für die kalte Todesverachtung dieses damalen achtzigjährigen Greises, der wenigstens hier auf diesem Punkte den jungen Soldaten ein ehrenwertes Beispiel gab. Ich mochte ein paar Bataillonslängen weitergeritten sein, so erblickte ich zu meiner großen Freude den Obersten Scharnhorst, an den ich sogleich heranritt und mich meldete; auch ihm schien es angenehm zu sein, daß er, der bis dahin ganz allein gewesen war, jetzt jemanden zum Versenden um sich habe, und ich erfuhr zugleich von ihm, daß der Herzog ihn gleich am frühen Morgen nach dem linken Flügel gesendet habe, um die Bewegungen desselben zu leiten.

Um diese Zeit fingen mehrere Bataillonskolonnen der Franzosen an, ohngefähr in der Entfernung eines kleinen Kanonenschusses unseren linken Flügel zu umgehen; sie wurden zwar von unserem Geschütz, den damaligen Bataillonskanonen, und auch zum Teil mit Effekt beschossen, ohne daß dies jedoch ihren Marsch aufhielt. Deutlich sah ich z. B. mit meinem damalen ausgezeichnet guten Auge, wie eine unserer Kugeln mit guter Wirkung in die feindliche Masse schlug, die indes mit einer achtenswerten Contenance die entstandenen Lücken zumachte und ruhig ihren Umzinglungsmarsch fortsetzte. . . . . .

Wir waren noch beschäftiget, die nach der früheren Erzählung gestörte Ordnung unseres linken Flügels wiederum herzustellen, als auf einmal gegen unsere Mitte ein sehr heftiges kleines Gewehrfeuer anfing, welches dem Gehör nach von der feindlichen Seite sehr schnell vordrang und in Verbindung mit der mehr erwähnten Umgehung die Stellung unseres linken Flügels sehr mißlich

machte. Scharnhorst befahl mir daher, nach jenem Feuer hinzureiten, um mich selbst von dem Gange des Gefechtes zur Bestimmung seines weiteren Entschlusses zu unterrichten. Ich durfte indes leider nicht weit reiten, denn mein Auge erblickte bald, daß die bis dahin festgestandene Mitte der Division von Schmettau im völligen Rückzuge war. Die Feinde waren aus dem bis dahin von ihnen besetzten Dorfe und Garten mit großen Tirailleurlinien vorgedrungen, hatten unser schwächeres Feuer bald überwältigt und schossen nun ohngehindert in unsere Linie, die sich unter diesen Umständen erst zum Rückzuge, dann zur Flucht anschickte; es ist dies immer unvermeidlich, wenn man eine Infanterielinie in dem Feuer eines verdeckt stehenden Feindes halten läßt und nicht schnell auf die eine oder die andere Art seinen Entschluß nimmt. Der General v. Schmettau, sowie die Offiziere gaben sich alle mögliche Mühe, die Leute wieder zum Frontmachen zu bringen, dies gelang zwar auch pelotonweise, aber nie auf die Dauer. Ich erinnere mich, daß ein junger Offizier auf einen fliehenden Tambour zusprang und, indem er ihm mit dem Degen drohte, zurief: „Schlag Trupp". Mechanisch nahm der Tambour seine Trommelstöcke, schlug zitternd seinen Wirbel, und siehe da, die Macht der Gewohnheit war so groß, daß die ihm zunächst laufenden Soldaten auf dies vom Exerzierplatze her ihnen bekannte Zeichen wirklich Front machten.

Eigentlich hätte ich, so wie ich die Sache jetzt übersehe, nach dem ersten Anblick gleich zu Scharnhorst zurückreiten sollen, allein ein falscher Diensteifer riß mich fort, und ich stürzte mich mitten in diesen fliehenden Haufen, um aus allen Kräften ihn wieder zum Stehen und zum Angriff gegen den Feind zu bringen. Da dieser aber, durch nichts abgehalten, immer stärker auf uns eindrang, so bekam ich endlich aus großer Nähe von einem französischen Tirailleur einen wohlgezielten Schuß, der, von oben nach unten gehend, meine linke Lende traf und meiner Dienstthätigkeit ein Ziel setzte.

2. Die Verwundung des Herzogs von Braunschweig. (Bauer Krippendorf, Führer des Herzogs in der Schlacht.)

Der Nebel hatte sich fast ganz gelegt, so daß man das ganze Schlachtfeld sehen konnte, aber der Wind trieb uns zum öftern den Pulverrauch in die Augen, daß wir nicht alles deutlich erkennen konnten. Bisher hatte ich noch immer Mut gehabt. Nun ritt aber der Herzog auf die Anhöhe nach dem Birnbaume, welcher von Hassenhausen nach Zäckwar zu steht; dort war das Feuer am heftigsten. Er kam an eine reitende Batterie, hielt einige Augenblicke an und sah sich um. Es flog immer ein Kanonier nach dem andern weg.

Während dieser Zeit war der linke Flügel der Franzosen ganz geschlagen und durchbrochen. Man hörte die freudige Nachricht: „Jetzt jagt der rechte Flügel 30 000 Franzosen in die Saale, 30 Kanonen sind in unsern Händen." Nicht lange darauf erscholl ein lautes Jubelgeschrei: Vivat, es lebe der König! Dies ging durch die ganze Armee. Der rechte Flügel der Franzosen hatte sich nun zwischen Hassenhausen und Spielberg festgesetzt. Auf diesen sollte ein preußisches Kavallerieregiment einhauen. Es stieß auf eine Batterie, und da einige Mann fielen, machte es rechtsum kehrt und retirierte. Der französische

ORDRE.

Tout francais et prévenu qúil doit respecter les personnes et les proprietés; tous ceux qui seront pris en Contravention à cet ordre seront arretés et punis dans toutes les rigueures des Loix.

Les habitans qui auroient des plaintes à faire contre des Militaires quelqu'ils soient doivent s'adrèsser au Commandant des Faubourgs qui est Logé au No. 48.

Les Marchands des Faubourgs peuvent sans crainte etaler leurs Marchandises Le Commandant se charge et répond du bon ordre.

Naûmbourg le 21 Octobre 1806.

Le Commandant des Faubourgs
Spinosi.

Befehl.

Jedem Franzoſen wird hiermit eingeſchärft Perſonen und Eigenthum zu reſpectiren. Wer dieſem Befehl zuwider handelt, ſoll verhaftet und nach aller Strenge der Geſetze beſtraft werden.

Sollte jemand ſich über irgend einen vom Militair, er ſey wer er auch wolle, zu beklagen haben, ſo hat er ſich deswegen an den Commandanten der Vorſtädte Nro. 48 zu wenden.

Die auf der Freiheit und in den Vorſtädten wohnenden Kaufleute können ohne Furcht ihre Gewölber öffnen, und wer nur immer etwas zu verkaufen hat, kann ſeine Waaren auslegen, indem der Commandant ſich anheiſchig macht für die Erhaltung der Sicherheit und Ordnung zu ſtehen.

Naumburg, den 21. Octbr. 1806.

Der Commandant der Vorſtädte,
Spinosi.

Franzöſiſcher Armeebefehl vom 21. Oktober wegen Behandlung der Naumburger
(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

linke Flügel zog sich hinter Hassenhausen zurück, schloß sich wieder an den rechten Flügel an und formierte ein offenes Karree. Nachdem das Kavallerieregiment retiriert hatte, erhielt der rechte Flügel der Franzosen Luft, drang vor,

Die Schlacht bei Jena im Guckkasten
Kolorierter Kupferstich von Geißler
(Jenaer Hundertjahrausstellung)

und suchte dem linken Flügel der Preußen in die Flanke zu kommen, welches er auch erzwang. Der linke Flügel der Preußen mußte sich etwas zurückziehen, und dadurch änderte sich die ganze Front. Der Herzog trieb unaufhörlich, links aufzumarschieren, um sich nicht in die Flanke kommen zu lassen, aber es war nicht mehr zu zwingen. Er ging hier so weit ins Feuer, daß er oft vor der

Linie der Bataillons war. Sein Pferd wurde von einer Kanonenkugel erschossen, und ich bekam zu gleicher Zeit einen Streifschuß von einer Musketenkugel an der linken Seite, der mir zwar nichts schadete, aber allen Mut benahm. . . . . .

Der preußische linke Flügel setzte sich wieder über dem Dorfe Taugwitz und lehnte sich über die Anhöhe nach den Poppeler Wiesen an die Weiden, der rechte Flügel aber lehnte sich an das sogenannte Neppsche oder diebische Hölzchen. In dieser Stellung standen die Armeen eine Zeitlang fest gegeneinander, ohne sich große Vorteile abzugewinnen. Auf beiden Seiten fielen viele Menschen. Hier ritt der Herzog bei Taugwitz über die Chaussee, stieg bei der schönen Linde über den Rand, machte ungefähr 100 Schritte über den Weiden einen kleinen Halt und sah sich rechts nach der Rehhäuser Höhe um. Als er so da hielt, drehte sich ihm der Hut auf dem Kopfe. Ich dachte, wenn es nur der Hut ist, mag es noch angehen. Indem kehrte sich der Herzog um und das Blut lief ihm über das Gesichte. Gleich wurde gerufen: Der Herzog ist blessiert. Dies geschah ungefähr in der Mittagsstunde.

Der König hatte sich während der ganzen Schlacht auf dem rechten Flügel aufgehalten. Nach ihm mochte sich wohl der Herzog umsehen, als er die Blessur erhielt.

3. Der Rückzug. (Aus einem Briefe Friedrich Wilhelms III. an die Königin Luise.)

Hauptquartier Sömmerda, den 15. Oktober 1806.

. . . . . Lange blieb das Gefecht unentschieden. Schon ward unsere linke Flanke umgangen. Zuletzt mußten die Truppen der Übermacht und den beständig frisch heranrückenden Truppen weichen. Sie erhielten die Order zum Rückzuge. Die Reserve deckte ihnen diesen, ist zusammen und hat seit gestern früh in einem Zuge bis hierher 9—10 Meilen zurückgelegt. Die drei übrigen Divisionen Infanterie, so eigentlich im Feuer gewesen, sind leider gänzlich aufgelöst. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Alles, was noch lebt, läuft einzeln herum. Kalckreuth zog sich mit der großen Reserve mit vieler Ordnung bei und durch Auerstädt zurück, ohne vom Feinde anders als mit Kanonenkugeln verfolgt zu werden. Die Retraite sollte auf Weimar gehen. Schon war die halbe Kolonne der noch existierenden siebzehn Bataillone und einige Kavallerie bis in die Gegend gekommen, wo ich Dir zum letzten Male die Hand drückte, als man die Franzosen in großen Haufen hinter Apolda bemerkte. Hohenlohe und Rüchel nämlich, wovon ich nicht das geringste ahnte, waren gleichfalls angegriffen und zerstreut worden. Diese Kolonne mußte daher auf der Chaussee umkehren und sich längs dem Grunde auf Nebenwegen fortstehlen. Es war finster geworden, wir waren ganz mit Franzosen umringt, ich an der Spitze mit den Überbleibseln von Heising und Irwing, gefaßt, uns durchzuhauen, die Infanterie preiszugeben. In dem nächsten Dorfe vor Weimar griffen wir 5 Chasseurs, die fast in der Dunkelheit unbemerkt geblieben waren. So schlichen wir uns, glücklicherweise mit guten Boten aus den Dörfern versehen, bei den Wachtfeuern der Franzosen durch, ohne etwas zu verlieren und bemerkt zu werden. Welches Glück! Die Zahl der Toten und

Verwundeten ist sehr, sehr ansehnlich. Der Herzog so gut wie tot, Möllendorf Kontusionen an beiden Beinen und jetzt vermißt. Hohenlohe vermißt. Rüchel sehr schwer nahe am Herzen blessiert. Schmettau unterm linken Auge durchgeschossen. Heinrich ein Streifschuß, wie man sagt, bis jetzt vermißt. Wilhelm das Pferd erschossen, hierbei einen schweren Fall auf den Kopf getan. General Schimonsky tot. Major Schenk tot. General Quitzow den Fuß abgeschossen, — noch andere sagen, tot. Major Eben und Krafft tot. Major Herwarth tot usw. usw. — Also brav ist man denn doch im ganzen, gottlob, gewesen. Allein nicht glücklich.

L'ennemi fait mine de vouloir nous tourner et nous cerne de tout côté. L'avis universel est que je parte pour Magdebourg; je le fais dans cet instant. Je n'ai aucun bagage, aucune chemise, mettez-vous tout de suite en route et apportez-moi de quoi me nettoyer. Adieu.

4. Die Ursachen der Niederlage. (Aus einer eigenhändigen Relation Friedrich Wilhelms III. von Ende Oktober 1806.)

Die Ursachen des Verlustes dieser Bataille sind vielfältig. Zuerst wußte man gar nichts Gewisses von dem eigentlichen Dasein und der Stärke des Feindes, da man abends zuvor gar nichts entdecken konnte. Nach Aussage der am 13. eingebrachten Gefangenen, womit die Aussage der Landleute übereinstimmte, sollten sich drei Regimenter Chasseurs in dortiger Gegend befinden. Hierauf gründete sich das Zusammenziehen so vieler Kavallerie vor der Tete der Kolonne und das rasche Vorgehen derselben unter Generalleutnant Blücher, da man stets besorgt war, diese feindliche Kavallerie nicht mehr einholen zu können. Der Verlust zweier reitenden Batterien und eine kopfscheu gemachte Kavallerie waren die Folgen dieses zu raschen Vorgehens, wobei die Kavallerie beträchtlich durch Kanonenfeuer und Kartätschen litt. Der undurchdringliche Nebel, der diesen Morgen die Atmosphäre anfüllte, hinderte gänzlich, den Irrtum zu rechter Zeit zu entdecken, indem man sich in Ansehung der eigentlichen Stärke des uns gegenüberstehenden Feindes befand. Die Aussagen der Gefangenen, die wir erst jenseits Rehhausen trafen, waren zu verschieden, um daraus ein Ganzes zu formen. Die Verschiedenheit der Angaben war bald 16 000, bald 50 000, bald 80 000 Mann. Generalleutnant Blücher unterließ, einen Rapport über die veränderte Lage der Gegenstände zu machen; noch immer glaubte man daher, es mit einem kleinen Korps von höchstens 16 000 Mann zu tun zu haben. Das rasche Vorgehen der Kavallerie veranlaßte das schnelle Folgen der Infanterie, die Blücher heranhaben wollte, um seine avanturierte Kavallerie soutenieren zu können. Hierdurch und durch den noch immer anhaltenden Nebel verleitet, formierte sich die Division des Generalleutnants Grafen Schmettau viel zu nahe am Feinde, ebenso die des Generalleutnants Grafen Wartensleben, die solches im kleinen Gewehrfeuer des Feindes zustandebringen mußte. Noch immer dauerte der Nebel fort, noch immer glaubte man aufs höchste mit 16 000 Mann unter Marschall Davout zu tun zu haben. Der Feind schlug Marsch und rückte heran, man sah ihn kaum, man wollte sich nicht angreifen lassen, man wollte selbst angreifen, man avancierte ihm entgegen.

Allmählich verzog sich der Nebel; unterdessen aber, und zwar schon während dem Aufmarsche der 2. Division [Wartensleben], fiel der Herzog, mithin erhielt das Hauptkommando hierdurch einen wesentlichen Stoß. Man wußte indessen nicht anders, als daß sich alle drei Divisionen aneinanderhängend folgten; statt dessen aber war die des Prinzen von Oranien, nach Aussage des Prinzen durch die sich in Auerstädt wider die Order verfahrene Bagage, nach Aussage anderer durch andere Aufenthalte gänzlich von der 2. abgekommen; mithin konnte sie nicht mehr da aufmarschieren, wo man es beabsichtigte, nämlich zur Verlängerung des rechten Flügels, sondern sie mußte geteilt werden, um die 2. und 3. Division zu unterstützen, da die Reserven noch gar nicht aufzufinden waren. Mithin mußte man sich auf eine sehr geringe Frontlänge einschränken, wodurch alle etwaigen Demonstrationen gegen die Flügel des Feindes von selbst wegfielen. Die außerordentlich späte Ankunft der zwei Reservedivisionen war, wie natürlich, ebenfalls sehr nachteilig, da man, sobald es lichter geworden war, sich nicht mehr täuschen konnte, es mit einer sehr überlegenen Stärke zu tun zu haben.

Die Stellung des Feindes, der das dominierende Terrain hatte, welches in einer sehr allmählichen rasanten Abdachung nach uns herunter lief, war sehr vorteilhaft; dabei konnte er von oben selbst im Nebel die Gegenstände leichter wie wir unterscheiden, da wir im Gegenteil seine ganze Stellung, wäre kein Nebel gewesen, aus eben dieser Ursache mit eins zu überblicken imstande gewesen wären, mithin uns gewiß nicht so rasch und so weit vor avanturiert hätten, vielmehr die Armee zuerst gesammelt, um sie frühzeitiger und mehr rückwärts so zu formieren, als es die Lage der Sache erfordert hätte, wo man alsdann seine ferneren Dispositionen zu machen imstande gewesen wäre und auch nicht verfehlt haben würde, um eine schnellere Formation zu bewerkstelligen, in mehreren Kolonnen zugleich das Defilee von Auerstädt zu passieren, statt dessen hier die ganze Armee durch den Ort dieses Namens hat defilieren müssen.

Der Mangel an Verbindung zwischen den verschiedenen Truppenarten und ihre Unwissenheit in der Art, sich einander zu unterstützen, hat sich öfter an diesem Tage bewiesen, da weder Artillerie noch Kavallerie gehörig verteilt war. Die Haupturſache bei letzterer war, daß man sie zu früh vorgerufen hatte, wodurch sie gleich aus aller Verbindung kam.

Die wenige Routine unserer Infanterie im Richtigschießen, das zu frühzeitige Schießen, und das genauere Schießen der feindlichen Infanterie hat uns nicht minder geschadet, da durch letzteres sehr viele Generale und Stabsoffiziere, ohne der Offiziere im allgemeinen zu gedenken, totgeschossen und blessiert worden sind, indem die Franzosen hauptsächlich auf sie ihr Feuer zu richten die Gewohnheit haben. Die wenige Energie und Unentschlossenheit vieler Generale und Stabsoffiziere hat nicht minder geschadet, desgleichen die Unordnung, mit der einige Regimenter sich formiert haben, der Mangel an Contenance, der leider einige ausgezeichnet, der eigentlich aus Mangel an Erfahrung entsteht und bei nicht aguerrierten Truppen nicht ungewöhnlich ist — alles dieses zusammengenommen mit den öfter sich ablösenden, frischen Truppen des Feindes, welches er bei seiner größeren Stärke an Infanterie leicht tun konnte, alles dieses ist schuld an dem ungünstigen Ausgang dieses Tages. Ebenso gewiß hat auch

andererseits die Hitze, mit der alles unüberlegt vordrang, um nur teil am Siege zu nehmen, sowie unzeitige Bravour sehr nachteilig gewirkt.

Sucht man den Grund in den strategischen Märschen Napoleons, so kann ich dieser Meinung nicht beipflichten, denn wenngleich er uns strategisch umgangen hatte, so hatte er es doch nicht taktisch zu Anfang der Bataille tun können, und wäre kein Nebel gewesen, so daß man sich ordentlich zu formieren wäre imstande gewesen, so hätte er es auch späterhin nicht tun können, obgleich diese Bewegung keinen großen Erfolg für ihn hatte. Durch sein strategisches Umgehen hatte er eigentlich noch nichts erreicht. Unsere Armee blieb immer konzentriert, er hatte kein Korps von dem anderen abgeschnitten, es blieb also in dieser Rücksicht partie égale, da wir mit fünf Divisionen in vollem Anmarsch gegen ihn waren. Es kam nur auf die Bataille an; diese entschied alles. Gewannen wir sie, so warfen wir ihn in die Saale oder Unstrut, seine Retraite hätte ihn viel kosten sollen, und er würde gewiß nicht viel von seinen Truppen bis an den Rhein haben bringen können.

Schließlich habe ich noch eines Umstandes zu erwähnen, der, so geringfügig er auch scheinen möchte, doch nicht unwichtig genannt werden kann, und dieser ist der gänzliche Mangel an guten Spezialkarten von diesen Gegenden. Unbekanntschaft des Terrains überhaupt, auf dem wir fochten, da keiner eine genaue Kenntnis davon hatte, ist uns nicht minder nachteilig gewesen, sowie die Unterlassung, die notwendigen Kommunikationen zu etablieren, ein großes Hindernis für Kavallerie und Artillerie geworden ist.

	X	
Weimar		

Wie geht es Ihnen? Was machen Sie in dieser politischen Pestzeit? Wir sind wohl und, Gott sei Dank! so weit ungeplündert geblieben, außer was wir durch die allgemeine Not verloren haben. Den mächtigen Kaiser haben wir mitten in den Flammen gesehen. Goethe schickte mir in meiner Not ein paar Flaschen Kapwein, die gerade recht kamen zu einem Mann, den die Franzosen ganz aufs trockene gesetzt. Er selbst war die ganze Zeit mit seiner Optik beschäftigt. Wir studieren hier unter seiner Anleitung Osteologie, wozu es passende Zeit ist, da alle Felder mit Präparaten besäet sind. Knebel an Jean Paul, 8. Januar 1807.

Die jetzige Menschheit bedurfte des stärkenden Kriegs früher als des Friedens, der erst hinter jenem stählt. Denken Sie sich ein jetziges Europa, ein Säkulum fortstehend oder fortfaulend, ohne Krieg. Aus Jean Pauls Antwort, Bayreuth den 16. Januar 1807.

1. Goethe in Lebensgefahr. (Riemer.)

Es war schon tief in der Nacht, der Lärm auf den Straßen dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Posten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenstöße an die Haustüre donnerten und auf mein endliches Werdarufen Einlaß verlangt wurde. Ich schlug ihn ab, mit der Bedeutung, das Quartier sei schon für den Marschall [Ney] in Beschlag genommen, dessen Ankunft man jeden Augenblick entgegensehe, und außerdem mit 16 Reitern

belegt. Mein Einwenden wollte nichts verfangen; ich weckte daher einen der Reiter, einen Elsässer, eben den, der gleich bei seinem Eintritt ins Haus so viel Gutmütigkeit hatte blicken lassen, daß ich mit Vertrauen, er werde über diese Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, seine Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für sie keine Aufnahme zu verlangen noch zu hoffen sei. Er stand auch auf, ohne ungehalten zu sein, öffnete das Fenster, schalt sie aus und verwies sie wieder an ihr Biwak zurück, wo sie eben herkommen mochten, um sich eine bessere Lagerstatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und brummend gingen sie fort, und ich glaubte mich und das Haus schon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, so pochte es wieder an die Tür, diesmal höflicher, und verlangte mit sanfter Bitte Einlaß. Es waren die vorigen. Sie wollten sich nur unter Dach befinden und etwas ausruhen und was sie sonst noch Mitleid Erweckendes vorbringen mochten. Ich wies sie dennoch ab, zwar mit Bedauern, aber mit der geschärften Bemerkung, der Marschall sei bereits da, und es fände sich nirgends Platz für sie mehr. Nun wurden sie heftiger, drohten die Tür einzuschlagen und da sie vollends die niedrigen Fenster nebenan gewahrten und durch diese bemerken konnten, daß ich mich in einem beinahe zimmerähnlichen Raum befände, so machten sie Anstalten, das Fenster einzuschlagen und sich mit Gewalt in das verweigerte Asyl zu setzen. Nun hielt ich es nicht für geraten, den Widerstand weiter zu treiben; ich schob daher den Riegel zurück und ließ sie ein. Es waren zwei kleine Kerls, von der damals spottweis sogenannten Löffelgarde, eigentlich Tirailleurs in voller Bewaffnung. Als sie eintraten, wiederholte ich nochmals meine Vorstellung und öffnete zum Beweis die Türe des Zimmers, wo die Reiter schliefen. Sie überzeugten sich durch Einblick und schienen gelassener, indem sie nichts weiter verlangten, als hier im Schauer zu verweilen und einiges zu genießen. Ich holte Licht aus der nahen Küche und einiges Getränk und Speise und setzte es auf einem bereitstehenden Tisch ihnen vor. Schemel waren auch zur Hand, und so nahmen sie bald Besitz von dem allem und sprachen der Flasche weidlich zu. Der Wein schien ihnen zu munden, sie wurden heiter und gesprächig, fragten nach diesem und jenem, auch nach dem Hausherrn. Ich entschuldigte seine Abwesenheit, und mochte ihnen scheinen die Wahrheit zu verhehlen. Sie wurden immer dringender ihn zu sehen, ich mußte befürchten, sie möchten sich selber den Weg zu seinem Zimmer suchen und es ihm dann empfindlicher entgelten lassen. Ich eilte also zu Goethe hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, sich den Leuten zu zeigen und sie mit mehr Gewicht abzuweisen, als ich haben könne.

Er tat es auch, ohne betroffen zu sein, oder zu scheinen. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutschen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutschen komme, und wie er sich in alles zu finden und zu fügen wußte, so auch in dieses. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock — der sonst scherzhaft Prophetenmantel von ihm genannt wurde — schritt er die Treppe herab auf sie zu, fragte, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise

verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schien auch ihnen Respekt einzuflößen, sie waren auf einmal wieder die höflichen Franzosen, schenkten ein Glas ein und ersuchten ihn mit ihnen anzustoßen. Es geschah auf eine Weise, die jeder Unbefangene den Umständen gemäß und seiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechselten Reden entfernte er sich wieder; sie schienen zufrieden und beruhigt und sprachen den Flaschen von neuem zu; bald aber schienen sie schläfrig sich nach einer Ruhestatt umzusehen, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen mochten, verfolgten sie die nahe Treppe, auf der sie den Hausherrn hatten kommen und gehen sehen. Ich eilte ihnen nach, sie nahten dem Zimmer, worin die Betten für die Begleitung des Marschalls standen und drangen hinein. Widerrede half nichts, Widerstand war so unmöglich wie töricht, ich mußte es geschehen lassen, in der einzigen Hoffnung, daß einer der auf jeden Fall angekündigten Adjutanten wenigstens und mit erfolgreicheren Mitteln sie vertreiben werde.

Er kam auch, aber als bereits der Tag angebrochen war [15. Oktober], mein erstes Wort bei seinem Eintritt ins Haus war die Meldung, daß sein Zimmer und Bett bereits von zwei Marodeurs eingenommen worden sei, die sich auf keine Weise davon hätten abhalten lassen. Wütend stürzte er die Treppe hinauf und in das Zimmer dringend, fuchtelte er mit flacher Klinge die Kerls aus den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlassen konnten. Ich sehe sie noch vorübereilen und war damals nicht ohne Besorgnis, sie möchten noch etwas von Silbergeschirr und dergleichen haben mitgehen heißen.

Es war nun völlig Tag geworden, der Marschall, der die Nacht anderswo geblieben, kam an; augenblicklich trat Sauvegarde vor das Haus, größere Ruhe und Ordnung stellten sich ein, und ich erfuhr in der ersten Unterredung mit den übrigen Hausgenossen: daß, während ich die beiden Marodeurs in den Betten glaubte, sie dem Hausherrn auf das Zimmer gerückt wären und sein Leben bedroht hätten. Da habe seine Frau einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hilfe gerufen, dieser habe Goethe von den Wütenden befreit, sie hinausgejagt, die Türen seines Zimmers und Vorgemachs verschlossen und verriegelt.

Goethe ließ sich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig bestürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wissen und Gedenken geschwebt hatte.

2. Goethe auf dem Jenaer Schlachtfeld. (Pfarrer Schlosser in Drakendorf.)

> Ich finde mich zwar wohl, aber in Jena nicht behaglich. Der Unterschied gegen vorige Zeiten ist gar zu groß, das Alte ist vergangen und das Neue ist noch nicht worden.
>
> Goethe an Frau von Stein; Jena den 24. Mai 1807.

Im Frühlinge des Jahres 1807 wollte ich das Schlachtfeld besehen, stieg den hohen, steilen Apoldaischen Berg hinauf, auf dessen Gipfel, der Windknollen genannt, man Napoleon zu Ehren, oder vielmehr zur Aufnahme der

vielen Beſucher, ein kleines Tempelchen gebaut hatte. Als ich in dieſes trat, fand ich darin den Geh. Rat von Goethe, dem ich bekannt zu ſein die Ehre hatte. Er kam mir mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit entgegen, und da er eben im Begriffe war, einigen Frauenzimmern, die er begleitete, den Verluſt der Schlacht zu erklären, ſo vernahm ich folgendes: „Als die Franzoſen bemerkten, daß der Windknollen nicht beſetzt war, wagten es 20 Mann hinaufzuſchleichen, um zu ſehen, ob ſie dort feſten Fuß faſſen könnten. Kaum hatten die preußiſchen Huſaren in dem gegenüberliegenden Dörfchen Iſſerſtädt ſie bemerkt, als ſie auch ihren Rittmeiſter um die Erlaubnis baten, dieſe Waghälſe den Berg hinunterzuſtürzen. Er wagte aber nicht dieſe Erlaubnis aus eigener Macht zu geben, ſondern ſchickte nach Kapellendorf an den Feldmarſchall Fürſten von Hohenlohe-Ingelfingen, dieſer aber an den Oberfeldherrn, Herzog von Braunſchweig in Haſſenhauſen, und es kam ein Verbot zurück. Aus den zwanzig Franzoſen waren indeſſen 200 geworden. Neue Anfrage, neue Sendungen, neues Verbot. Nun hatten ſich die 200 Mann zu einem ſtarken Regimente vermehrt. Die Preußen brannten vor Begierde, ſie anzugreifen, der Fürſt erhielt aber zur Antwort ein noch ſtrengeres Verbot bei Verluſt ſeines Kopfes; denn es ſollten die Feinde durchaus nicht auf der Jenaiſchen Seite gereizt werden, um ſie nach Haſſenhauſen zu ziehen und dort en bataille rangée nach alter preußiſcher Art zu ſchlagen. So waren denn die Franzoſen bald in großer Maſſe oben auf den ſteilen Bergen, von denen ſie leicht hätten können abgehalten werden. Als der Fürſt bald nach dem Beginne der Schlacht ſehen mußte, daß er eine überlegene Macht gegen ſich hatte, ſchickte er an den General Rüchel, welcher mit der Reſerve in dem Gehölze Webicht vor Weimar ſtand, daß er ihm zu Hilfe kommen möchte. Aber Rüchel kam nicht, und ſo wurde er dreimal vergeblich aufgefordert. Um ſich für eine wirkliche oder vermeintliche Zurückſetzung, die er früher im Kriege am Rhein vom Fürſten erlitten zu haben glaubte, zu rächen, wollte er die Schlacht verlieren laſſen, um ſie dann wieder herzuſtellen, und den Ruhm allein zu haben. Als er endlich kam, fand er ſchon alles in Flucht und Verwirrung, kommandierte: linke Schulter vor! Feuer! und war kaum zu überzeugen, daß er Preußen auf Preußen ſchießen ließ. Der eingebildete Wiederherſteller der verlornen Schlacht mußte mit den Fliehenden fliehen."

	XI	
	Halle	

Man kann wohl Millionen für eine Anzahl Soldaten im Frieden ausgeben, aber deswegen iſt es noch nicht gewiß, daß dies auch wirkliche Kriegsmänner ſind.

Boyen über die Armee von 1806.

Die Niederlage der Reſervearmee bei Halle. (Steffens.)

Meine kleine Wohnung, in welche ich mich aus der größeren zurückgezogen hatte, war ein Eckhaus an dem Paradeplatz, dem Bibliothekgebäude gegenüber. Ich ſah über die Moritzburg und über Paſſendorf hinweg nach den oſtweſtlichen Höhen hin, die den Horizont begrenzten. In der Erwartung des Krieges erblickte ich den Sommer hindurch und ohne alle äußere Gründe, dennoch träumend

Die Schlach

den 17. Oct. 1806. zwischen der französischen Armee unter Anführ
Corps, unter dem Commando des Prinzen Eugen von

Ruhet sanft ihr guten Streiter, Euer Grab war hier bestimmt
Ihr seit nicht des Todes beute, Ob er gleich durchs Schwert euch ni

Halle

eneral feld-Marſchal *Bernadotte* und den preuſſiſchen reſerve
berg

in zu einem beſſern Leben, wo kein Krieg mehr findet ſtatt.
rd euch Gott die Krone geben Die er euch bereitet hatt.

UNIV OF

und wachend, feindliche Heere, die über die Höhen vordrangen und sich auf der Ebene bewegten. Morgens früh den 17. Oktober glaubte ich Schüsse zu hören; ich eilte an das Fenster, sah in neblichter Ferne jenseits der langen Brücke, die über die Saale führte, nach Passendorf zu, eine unruhige Bewegung, die mich überzeugte, daß hier ein Plänkern stattfände. Die gewaltsame Spannung und doch zugleich unbestimmte und grenzenlose Angst, in welcher wir die letzten Tage durchlebt hatten, erzeugte fast eine Beruhigung, indem nun ein bestimmtes Ereignis und eine Art Entscheidung hervortrat. Mein Frau hatte in diesen Tagen das Kind entwöhnt, sie war völlig rüstig und gesund, und als sie nicht mehr an der Anwesenheit der Feinde in jener Gegend zweifeln konnte, schien sie in der Tat mehr neugierig als furchtsam.

Schon sehr früh kam Schleiermacher, von seiner Schwester, der vertrauten Freundin meiner Frau und von einem Freunde begleitet, zu mir. Es war Gaß (später mein Kollege bei der Universität in Breslau), der das Armeekorps, welches er als Feldprediger begleiten sollte, suchte und in Halle bestimmtere Befehle erwartete. Sie waren gekommen, um von unserer Wohnung aus Zeugen des kriegerischen Schauspiels zu sein. Bald aber sahen wir ein, daß wir eine viel klarere Übersicht gewinnen würden, wenn wir jenseit des Platzes nach dem Freimaurergarten gingen. Über eine, auf einem nach der Saale schroff abfallenden Felsen, angelegte Mauer übersahen wir vollkommen die ganze Ebene. Mehrere Beamte und Professoren standen hier, einzelne Truppenabteilungen der Preußen bewegten sich über die lange Brücke. Wir sahen die Angriffe, das wechselseitige Hin- und Herschießen, das vereinzelte persönliche Zusammenstoßen der Reiter, und alles schien natürlich im Anfange dem unkundigen Zuschauer, der nur einzelne Angriffe sah, unentschieden. So wunderbar verblendet durch die siegreichen Nachrichten, so fest vertrauend auf die siegende Bedeutung eines preußischen Heeres waren die meisten, daß sie eben in diesem Angriffe der Franzosen einen Sieg sahen. „Die armen Franzosen", sprach ein Kollege, „ich möchte sie fast bedauern; es ist, das ist klar, ein zersprengtes Korps; in dem Rücken von unserer siegreichen Armee verfolgt, jetzt von unsern tapfern Reserven angegriffen, werden die Armen vor unseren Augen eine entsetzliche Niederlage erleiden."

Doch lange dauerte leider diese Täuschung nicht. Die Feinde drängten sich in größeren Massen heran, die Unsern zogen sich zurück; selbst an den Saalufern nahe bei den Mauern, an welche wir uns lehnten, sahen wir einzelne Preußen ängstlich fliehen und voll Schreck eilte nun ein jeder von uns seiner Wohnung zu. Meine Wohnung, in einer entfernten, wenig besuchten Gegend der Stadt, ward sowohl von meinen Freunden als von mir selbst als eine gefährliche betrachtet; wir waren entschlossen, die Zeit des ersten Anfalls und der größten Gefahr in der Schleiermacherschen Wohnung, in der Mitte der Stadt zuzubringen. Wir eilten, um aus unserm Hause das Kind abzuholen. Der Prediger Gaß führte Schleiermachers Schwester, dieser meine Frau, ich ging neben der Frau, die das Kind trug. Aber während des Aufenthaltes in unserm Hause war eine unter den drohenden Verhältnissen nur zu lange Zeit verflossen. Wir mußten die ganze lange Ulrichstraße in möglichster Eile

durchschreiten. In der Stadt selbst wurde geschossen, aber in den Straßen herrschte sonst eine große Stille. Kein Mensch ward gesehen, alle Häuser waren verschlossen, nur an einem Orte sahe ich einige Arbeiter ein lockendes Aushängeschild in großer Eile herabreißen. Die Kinderfrau war selbst Mutter, sie wünschte fortzukommen, sie zitterte und vermochte kaum das Kind zu tragen. Ich warf den sächsischen Kindermantel über die Schultern, nahm das Kind und eilte fort. Als wir da ankamen, wo die erweiterte Straße einen kleinen Platz bildend, sich nach dem großen Marktplatz eröffnet, sahen wir nun plötzlich die Gefahr, die wir zu bestehen hatten. Der Rückzug des Reservekorps ging quer durch die Stadt; der ganze Marktplatz war mit Kanonen und Munitionswagen der Fliehenden bedeckt, eine Menge Krieger suchten in Eile diese fortzubringen; aus den Straßen, die von der Saale nach dem Marktplatz führten, hörten wir Schüsse fallen, und wir sollten die Richtung der Flucht der sich drängenden, fliehenden Masse in einem rechten Winkel durchschneiden. Wie wir durchkamen und zwar alle unbeschädigt, weiß ich nicht. Ein solcher Moment der größten Gefahr konzentriert alle Kraft für die eigene Rettung, verwandelt das Bewußtsein in einen mächtigen, blinden Instinkt, und man hat, von den drohenden Verhältnissen, die uns dicht umgeben, fortdauernd gedrängt und geängstigt, kein Auge für die größeren. Wir hatten den Marktplatz wirklich glücklich durchschritten. Ich war nahe bei der Merkerstraße, in welcher Schleiermacher wohnte. Diese hat eine gemeinschaftliche Ecke mit der damaligen Galgjetzigen Leipziger Straße, durch welche die Verfolgung vorzüglich stattfand. Hier, wo eine rettende Straße vor mir lag, sah ich mich einen Augenblick um. Ich war erstaunt, als ich den Platz leer fand. Munitionswagen und Kanonen waren sämtlich wie durch einen Zauber verschwunden, aber aus den nach der Saale führenden Straßen drängten sich die Feinde in großen Massen; einzelne Preußen flohen ängstlich, und eine allgemeine Gewehrsalve der Feinde fiel nach der Richtung der Flucht, die Kugeln zischten an meinen Ohren vorüber. Ich war zwar nur wenige Schritte von der schützenden Straße, die von der Flucht abführte, entfernt, dennoch fürchtete ich einen Augenblick, von den verfolgenden Feinden mit dem Kinde abgeschnitten zu werden. Als wir durch die Häuser der Straße geschützt waren, sahen wir die kleinen wilden Männer der Bernadotteschen Avantgarde (die sogenannte Schwefelbande), dicht neben uns vorbeilaufen, aber ihre ganze Aufmerksamkeit war nach den fliehenden Preußen gerichtet. Wir erreichten das Haus; in der Straße war alles still und leer, das verschlossene Haus ward eilig geöffnet und wieder geschlossen und wir waren fürs erste gerettet.

XII

Das Schicksal der preußischen Gefangenen

Unwissenheit und Aufgeblasenheit haben den letzten deutschen Staat zerstört: jene Faulheit, das gefährlichste Laster der Sterblichen, wo man nichts Besseres will, als die Väter hatten und taten. Wer still steht, geht zurück; wer auf Lorbeeren ruht, die er nicht brach, liegt nur auf einer schöneren Bärenhaut. Nur wer immer mehr tun will, als schon getan ist, wird das tun, was er kann.

Arndt im „Geist der Zeit".

1. Preußische Gefangene in Naumburg am 19. Oktober. (Luden.)

In Lauchstädt hatte ich zum ersten Male verwundete Soldaten gesehen, in Naumburg sah ich die ersten Gefangenen und zugleich eine Menge Verwundeter. Schon in den Straßen begegneten wir mehreren preußischen Offizieren, welche, weil die Franzosen die Mitte der Gasse im Besitz hatten, sich fortdrückten an den Häusern und über die Treppen hinweg, die sich vor den Häusern befanden. Sie hatten die Uniform an, aber keinen Degen und sahen schmutzig und jammervoll aus. Die Uniform war mir gar wohl bekannt; ich glaubte sogar einige Gesichter zu erkennen. Mehrere gehörten zu dem Regimente Gendarmen, von dessen Offizieren in Berlin gar viel gesprochen ward. Ich hatte sie auf ihren stolzen Pferden durch die Straßen von Berlin herrschen sehen; ich hatte sie gesehen auf der Treppe vor dem Schauspielhause, ich hatte sie auch gesehen, wenn sie zu dem Strafplatze gingen oder lachend vom Strafplatze zurückkamen: denn unweit meiner Wohnung befand sich der Platz, auf welchem die Gendarmen durch die Ruten gehen mußten; ich konnte den Greuel nicht sehen, aber die Trommel und die gräßliche Pfeife schnitten mir gar oft in das Herz, und noch jetzt klingt mir der schreckliche Ton, so oft ich den Namen Gendarmen höre, schmerzlich in den Ohren. Ich kann nicht leugnen, die Offiziere hatten mir zuweilen das Blut ins Gesicht getrieben, sie hatten meinen Zorn und Ingrimm erregt; jetzt aber, als ich mehrere derselben in diesem Elende sah, alle Herrlichkeit dahin, aller Trotz und Dünkel verschwunden, und als ich zugleich bemerkte, mit welcher Gleichgültigkeit, mit welcher Schadenfreude, mit welchem Hohn die Franzosen auf die Unglücklichen hinblickten, jetzt ging mir ein Schauder durch die Seele und ließ ein sehr schmerzliches Gefühl zurück. Dieser Schmerz wurde bald noch verstärkt. Vor dem Tore, auf einer Wiese, an der einen Seite von der Saale, an den übrigen von Hecken begrenzt, waren die gefangenen Soldaten zusammengetrieben. Vor dem Gittertore standen französische Schildwachen, die bereit waren, uns das Tor zu öffnen. Ich konnte mich aber nicht entschließen, unter die Unglücklichen zu treten, da ich nicht das mindeste zu der Erleichterung ihres Schicksals beizutragen vermochte und mich selbst außerstande fühlte, ihnen einige Worte des Trostes zu sagen, für welche sie übrigens wohl auch kaum empfänglich gewesen sein möchten. Nur ein paar Minuten blieb ich am Torwege stehen. So weit mein Auge reichte und so viel ich in dem dicken Rauche, der über der Masse gelagert war, erkennen konnte, sah ich die Gefangenen dicht zusammengedrängt, hier eilend sich durcheinander winden, dort regungslos nebeneinander stehen und an vielen Stellen auf dem feuchten Boden um Feuer liegen, die

mehr Rauch als Flammen von sich gaben, alle waren Bilder des Jammers. Jeder, dessen Gesicht ich unterscheiden konnte, starrte dumpf und stumpf vor sich hin, schien gleichgültig selbst gegen sein eigenes Los und trug die Verzweiflung in seinen Blicken und seinen Zügen.

2. Befreiung eines Gefangenentransportes durch den Husarenleutnant von Hellwig am 18. Oktober. (Aus der Zeitschrift „Löscheimer".)

Auf der Retirade des weimarischen Korps wurde der Leutnant von Hellwig mit 50 Husaren detachiert, um die Gegend abzupatrouillieren, womöglich Gefangene von der feindlichen Armee einzubringen, oder irgendeinen andern glücklichen Coup auszuführen. Ohnweit Eisenach erfuhr er durch einen Offizier, daß die 9000 Mann, welche in Erfurt kapituliert hatten, von einer schwachen französischen Bedeckung transportiert, die Gegend passieren würden. In diesem Augenblick faßte er sogleich den Entschluß, alles zu versuchen, diese Gefangenen zu befreien. Er wandte nun alle Mittel an, um genau die Stärke der französischen Eskorte zu erfahren. Man versicherte ihm mit vieler Glaubwürdigkeit, daß sich nur 50 Pferde zur Bedeckung bei dem Transporte befänden. Allein so sehr dies auch seiner Hoffnung schmeichelte, so verführte ihn die geringe Angabe doch zu keiner Nachlässigkeit. Er konnte sich nicht einbilden, daß neuntausend Mann von so wenigen transportiert würden, und machte eine kluge und vorsichtige Disposition, um seiner Sache ganz gewiß zu sein. Nachdem er sich mit seinen Leuten eine Strecke nach der Gegend, woher sie kommen mußten, begeben hatte, teilte er sein Kommando, legte bei Eichrodt in einem dichten Gehölz auf beiden Seiten des Weges ein Versteck und instruierte seine Leute genau, sich nicht eher als auf ein gegebenes Signal zu rühren. Er selbst begab sich auf einen Ort, von dem er alles genau übersehen konnte. Kaum war eine Stunde vergangen, als er eine lange Staubwolke bemerkte, aus der sich endlich der französische Transport von den gefangenen Preußen entwickelte. Die Eskorte bestand aus 5 Kavalleristen Avantgarde und 500 Mann Infanterie Bedeckung. Die Stärke des Feindes schreckte ihn nicht ab; um diesen aber desto wirksamer zu überrumpeln, ließ er ihn erst zwischen sich durchmarschieren. An der Spitze befand sich eine geschlossene Kompagnie, an den Seiten war eine verteilt, und am Ende schloß wieder eine Kompagnie. Kaum waren die letzten durch das Versteck passierte, als Hellwig zum Angriff blasen ließ und zugleich mit verhängtem Zügel von beiden Seiten auf den Feind ansprengte. Seine Husaren machten sich ungeachtet des heftigen feindlichen Gewehrfeuers bald Platz. Die letzte Kompagnie wurde aufgerollt und niedergehauen. Darauf warfen sie sich auf die Tete und andre zerstreute Mannschaft. Der Kampf war hitzig und das Terrain durchaus unvorteilhaft für Kavallerie.

Hellwig wurde durch mehrere Schüsse gestreift und von einigen Bajonettstichen lädiert, allein seiner und seiner Preußen Bravour vermochten die Franken nicht zu widerstehen. Bald war der Feind teils getötet, oder er ergriff, auseinandergesprengt, die Flucht, und Hellwig sah sich als Retter von 9000 Mann seiner Kameraden. Diese ruhmvolle Tat krönte noch der glückliche Ausgang, daß sämtliche Befreite später zu des Königs Armee stießen.

Sauve Garde

Il est ordonné aux Militaires français de tous grades de respecter et faire respecter les personnes & les propriétés des habitans de la Commune de Blezewitz et de leur preter au Besoin aide et assistance.

Au Quartier Gal a Anclam le 18 avril 1807.

Par Ordre de Monsieur le Marechal Mortier

Le Gal Chef de l'Etat major Gal

[illegible]

Französischer Schutzbrief für Blesewitz im Kreise Anklam

(Im Besitze von Major a. D. Kretzschmer in Naumburg a. S.)

UNIV. OF MICH.

Sauvegarde.

Il est ordonné aux Militaires français de tous grades de respecter et faire respecter les personnes et les propriétés des habitants de la Commune de Blezewitz et de leur prêter au besoin aide et assistance.

Au Quartier G[énér]al à Anclam le 18 avril 1807.

Par Ordre de Monsieur le Maréchal Mortier
Le Gal Chef de l'État major Gal Godinot.

Schutzbrief.

Den französischen Militärs aller Grade wird befohlen, gegen Person und Eigentum der Einwohner der Gemeinde Bleſewitz Schonung zu üben und zu veranlaſſen und ihnen im Notfalle Hilfe und Beiſtand zu leiſten.

Hauptquartier Anklam, den 18. April 1807.

Auf Befehl des Marſchalls Mortier
Generalſtabschef Godinot.

XIII

Französische Einquartierung

Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen.

Goethe im dritten Teil von Dichtung und Wahrheit (1814).

Die Franzosen in Dessau. Brief der Kammerdirektorin v. Raumer an ihren Sohn Karl von Raumer. 4. November 1806.

Lieber Karl! Deine Briefe waren für uns eine neue Erscheinung. Auf keine Zeile konnte man hoffen. Gott sei Dank, daß Dein letzter Brief uns Freude machte. Deine frommen Gesinnungen, die Du bis jetzt auch mit Deinem Lebenswandel bestätigt, waren uns in dieser Zeit sehr tröstlich. Mehr als ich es mir selbst zugetraut, hatte ich Mut in dieser denkwürdigen Woche. Ich nahm es mir ernstlich vor, meinem Mann und auch meinen Leuten durch mein Beispiel zu zeigen, daß christlicher Mut der größte sei, und ermahnte sie dazu. Selbst der französische General wunderte sich, daß ich nicht furchtsam sei. Dir von allem, was vorgefallen, eine Beschreibung zu machen, würde zu weitläufig sein. Nur soviel, daß der Vater mit unermüdeter Tätigkeit für das Beste der Stadt gesorgt hat. Tag und Nacht, ohne zu schlafen, gelaufen, geschrieben, gesprochen. Lieber Karl, hättest Du die entsetzliche Menge Menschen einpassieren sehn und denken müssen, die Unterhaltung derselben hängt vom Vater ab, so hätte man wohl zittern mögen, und noch ist es mir unbegreiflich, wie es möglich gewesen; nie kann der Fürst und das Land es ihm verdanken. Sein und mein Leben war in Gefahr, denn er war wenig zu Hause. Wenn man ihn suchte und nicht fand, so ging es auf mich los. Der eine Kommissär zog geradezu den Degen, da ich sagte, er sei nicht zu Hause. Glücklicherweise hatte ich eine Wache hinten in der Stube, die ihn besänftigte. Deine Schwester Agnes betrug sich für ihr Alter musterhaft, sie besorgte still und fleißig mit die häufigen Geschäfte, welche die Einquartierung erforderte, und wenn ich mitten unter dem Tumult der Brüder gedenken wollte, legte sie mir die Hand auf den Mund: Jetzt nicht, liebe Mutter, Sie halten es sonst nicht aus. Schaden haben wir freilich leider am meisten mit in Dessau gehabt; denn wie Du sagst, wer nichts zu verlieren hat, ist in solcher Zeit besser daran. Unsere schöne Plantage gleicht einer Wüste; nicht finden kann man sich, von den Bergen sind die Bäume wie mit einer Sichel alle abgehauen. Die schönen Tannen und Birken von der Feldseite, die so schön war, weg, auch die Türen aus dem Hause. Etliche Wispel Roggen vom Tennen herumgestreut, der Heutennen ganz herumgerissen, die Wände alle weg. Das schöne Wetter ist noch sehr gut; wir können das, was uns blieb, noch einernten. Die roten Rüben, den übrigen Kohl, auch das Heu und alles, was auf dem Felde lag, zusammenbringen. Worüber ich lachte, als die Stubenrauch aus Berlin sagte: Hier müssen Sie doch Holz schlagen, das ist nun geschehn; wir können eine ganze Zeit davon brennen. Bei P.'s haben sie uns acht Hämmel und zwölf Gänse

genommen und des Vaters zwei schöne Reitpferde. Kühe und Ackerpferde haben wir noch.

Von dem Wichtigsten, lieber Karl, möchte ich Dir wohl bestimmte Nachricht geben, aber mir fehlt sie selbst. Daß Deine beiden Brüder nach der Bataille bei Jena noch gesund gewesen, davon habe ich gewisse Nachricht, Franz hat sein Regiment mit der Fahne angeführt. Wahrscheinlich sind sie in Magdeburg, ich traue es ihnen zu, daß sie ihre Pflicht getan, so gut als ob sie den glorreichsten Sieg erfochten; und damit müssen sie sich beruhigen. Über unsere Einschränkungen lachen wir zuweilen. Ich lachte Agnes aus und sie mich, wenn wir in Gedanken die Zuckerdose holen wollen, die nicht mehr dasteht. Unsere Leute haben sich fast alle sehr gut benommen, nur P., der nicht zu rechter Zeit gerettet, was er konnte, auch den Verdacht des Stehlens auf sich geladen, wird wohl seiner Dienste entlassen werden. Lore heulte und schrie, ich sagte ihr aber, sie müsse zum Hause hinaus, wenn sie nicht aufhöre; so mäßigte sie sich und machte es dadurch doch wieder sehr gut, daß sie sagte, sie hätte schon die Ofengabel nehmen wollen und mich verteidigen, da die andern furchtsamer schienen. Der arme Bürgermeister Meyer ist ein Opfer dieser Zeit geworden, er hat sich den Hals abgeschnitten. Der arme Prediger in Alten ist ganz ausgeplündert, auf Pantoffeln ist er nach Dessau gekommen, da sie ihm auch die Stiefel ausgezogen. Sobald ich etwas von Deinen Brüdern erfahre, schreibe ich es. Nun weißt Du, wie es jetzt mit uns steht. Heute habe ich wieder einen französischen Offizier im Quartier; Tante Marie muß für mich sprechen, auch ich papele etwas darunter. Lebe recht wohl, lieber Karl! Der Himmel stehe uns ferner bei!

Deine Dich liebende Mutter.

XIV

Von Napoleons Gnaden

Es ist fürwahr jetzt die beste Zeit, seine Staaten im Nu zu verlieren. Sie sehen, wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen. Wie diesen Hut — hier warf er ihn zornig zur Erde — will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich, es mit Ihrem Fürsten ebenso zu machen.

Napoleon zu dem Weimarischen Abgesandten Müller am 5. November 1806 in Berlin.

1. Beim Generalstabschef Berthier. (Weimarischer Gesandter Müller.)

Als ich in den salon de service zurückkam, lud der Obermarschall Duroc mich ein, an seiner Tafel mit zu speisen. Die Marschälle Lannes, Davout und Bessières, der General Rapp, der Minister Maret und viele andere Generale waren von der Gesellschaft. Herr Maret hatte die Güte, mich aufs freundlichste zu begrüßen und an seine Seite zu nehmen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und heiter, die neuesten Kriegsbegebenheiten lieferten reichlichen Stoff. Der General Belliard, Chef des Generalstabs des Großherzogs von Berg, erzählte viel Interessantes aus Magdeburg, wo er vorgestern als Parla-

mentär gewesen, und man konnte aus seinen Äußerungen wohl schließen, daß diese Festung sich nicht lange halten würde. Sodann ward die erst diesen Morgen überraschend schnell erfolgte Übergabe der Festung Spandau besprochen und mancher Witz auf Kosten des preußischen Generals gemacht, der darin kommandiert hatte [v. Beneckendorf].

So wurde ich denn mit dem kaiserlichen Gefolge immer bekannter und dadurch um vieles unbefangener. Man riet mir, nachmittags den Prinzen von Neufchâtel [Berthier] um die Ausfertigung der mir verheißenen Pässe zu bitten, aber erst gegen Abend gelang es mir, bei ihm vorgelassen zu werden.

Es ist schwer, den wunderlichen Eindruck wiederzugeben, den die originelle Weise, wie in seinem Bureau die Geschäfte verhandelt wurden, auf mich machte. Eine Menge junger Adjutanten, meist in Husarenuniformen, bewegte sich behaglich hin und her, so lustig und wohlgemut, als sei von ernsten Zwecken gar nicht die Rede. Gegen sie stach die kleine gedrängte Figur, das strenge, fast mürrische Gesicht des schon ältlichen Prinzen, dessen ganzer Kopf etwas Antikes, Bronzeartiges hatte, auffallend ab. Er rief bald diesem, bald jenem eine lakonische Frage zu oder erteilte ihm mit kurzen raschen Worten einen Auftrag zu einer augenblicklichen Mission. Mit Blitzesschnelle schickte man sich zu dessen Befolgung an und verschwand, nicht selten mit einer humoristischen Äußerung, so schnell, als wäre man nie dagewesen. Jede Order, wie kurz und präzis und mit wie trocknet, fast verdrießlicher Miene sie auch erteilt wurde, hatte doch einen Zusatz von gemütlicher Laune und individuellem Wohlwollen. Der Prinz ging mit der größten Leichtigkeit von einem Gegenstande zum andern über, doch hatte er immer das Ansehn, zerstreut zu sein. Seine Entschließungen und Anordnungen schienen, wie Funken eines Feuersteins, immer erst durch äußern Anschlag geweckt werden zu müssen, aber dann auch augenblicklich mit größter Sicherheit hervorzuspringen. Dabei trug mitten in der größten Geschäftigkeit sein Äußeres immer das Gepräge der tiefsten Ruhe. Schon eine ganze Weile war ich auf diese Weise Zeuge mannigfacher Expeditionen gewesen, als er nun erst auf mich zukam, um mein Anliegen zu vernehmen.

2. Unterredung Müllers mit Talleyrand über die weimarischen Angelegenheiten. (4. November 1806.)

Währenddem war der Prinz von Benevent [Talleyrand], Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in Berlin eingetroffen. Die politischen Geschäft nahmen nun einen regelmäßigen Gang, und es schien vor allen Dingen nötig, Audienz bei ihm zu suchen. Dies war keine leichte Aufgabe; denn der Prinz wollte durchaus für niemanden sichtbar sein und nahm nicht einmal die Gesandten der mit Frankreich verbündeten Höfe an. Indes interessierten sich General Rapp und Obermarschall Duroc, der erst jetzt von seiner Sendung ins preußische Hauptquartier zurückgekommen war, aufs tätigste für mein Anliegen und rieten mir, am nächsten Vormittag, den 4. November, im Vorzimmer des Kaisers den Augenblick wahrzunehmen, wo der Minister aus dem Kabinett des Kaisers herauskommen würde. Ich fand mich um 10 Uhr des Morgens ein und harrte

in höchster Spannung fünf tödliche Stunden, die Blicke unverrückt auf die Tür des kaiserlichen Kabinetts geheftet. Was meine Qual noch vermehrte, war, daß Rapp und Duroc währenddem, wie es ihre Geschäfte mit sich brachten, ab und zu gingen, und daß es mithin sich leicht treffen konnte, daß keiner von beiden zugegen sei, wenn der Prinz endlich herauskäme. Ich hatte soviel von dem kalten einsilbigen Wesen dieses Staatsmannes, von seinem scharfen, schneidenden Ton, von seiner ganzen wunderbaren Sinnesart gehört, daß das Bild, welches ich mir von ihm zusammensetzte, nichts weniger als beruhigend war. Endlich öffnet sich das Kabinett, und ein ältlicher, ziemlich starker Mann mittlerer Länge, im gestickten, altfranzösischen Hofrocke, und weiß gepuderten Haaren, hinkte gravitätisch heraus. Sein bleiches Gesicht, fast ohne alle Regung oder hervorstechenden Zug, schien wie ein dichter Vorhang vor die Seele gezogen; die kleinen graulichen Augen verrieten nicht den geringsten Ausdruck, nur um den feinen Mund zog sich ein leises, ernst-ironisches Lächeln. Der General Rapp stellte mich alsobald ihm vor und bewirkte, daß er mich in einer Stunde zu sich in sein Hotel unter den Linden beschied.

In gespanntester Stimmung fand ich mich ein, und die Unterredung begann damit, daß er mich zu einer gedrängten Übersicht unserer politischen Stellung unmittelbar vor der Schlacht bei Jena und aller unserer Schritte und Begebnisse seitdem aufforderte. Es kam mir vor, als ob die etwa viertelstündige Darstellung unserer Angelegenheiten, die ich hierauf gab, ihm nicht mißfallen habe. Er hörte mir in ruhigster Aufmerksamkeit zu, während er — um sich das Stehen zu erleichtern — das eine Knie auf einen Stuhl setzte und diesen hin und her schob. Als ich ausgeredet hatte, sagte er mir mit feierlichem Ernst und mit fast unbewegten Lippen:

„Der Kaiser ist durch das ganze Benehmen des Herzogs von Weimar beim Ausbruche des jetzigen Krieges, ganz besonders aber durch die Stellung eines Kontingentes zur preußischen Armee und Übernahme eines Kommandos bei derselben tief verletzt worden (grièvement blessé), so daß er sich kaum hat entschließen können, die daraus abfließenden schlimmen Folgen in bezug auf die fernere politische Existenz des Herzogtums Weimar zurückzuhalten. Wenn es dennoch geschehen, so ist dies lediglich der hohen Achtung zuzuschreiben, welche einesteils die Herzogin von Weimar durch ihr standhaft edles Betragen dem Kaiser eingeflößt hat, und welche andernteils Se. Majestät dem großherzoglich badenschen Hause, namentlich der Frau Markgräfin von Baden, widmet. Wenn Se. Majestät sich für das Schicksal von Weimar zu interessieren und es zu begünstigen geneigt sind — was jedoch zu keinem bestimmten Entschluß noch gereift ist —, so hat man es lediglich jenen beiden Rücksichten und keinen anderen in der Welt zu verdanken. Der Kaiser hat mir dieses mehrmals wiederholt, indem er mit mir über Ihre Mission, mein Herr, und über Ihre verschiedenen Anträge gesprochen, und ich bin ausdrücklich beauftragt, Ihnen hiervon offizielle Eröffnung zu tun." Ich erwiderte, daß es mir zweifach beruhigend sei, zu vernehmen, wie der Kaiser dem erhabenen Charakter der Herzogin Gerechtigkeit widerfahren lasse, und wie seine geneigten Gesinnungen gegen das großherzoglich badensche Haus zu einem neuen Stützpunkt seines

Herr Schlegel (Berliner Münzdirektor) die Zeitung leſend

Handzeichnung Schadows. 1797

(Schadows Handzeichnungen von Dobbert. Berlin 1886. Paul Bette. Blatt 12)

Wohlwollens gegen uns zu werden versprächen. Das Benehmen unseres Herzogs sei kein freiwilliges, willkürliches gewesen, die Gesetze der Ehre hätten es ihm vorgezeichnet, und ich sei überzeugt, daß Se. Majestät auch ihm ihre Achtung, zumal bei näherer Kenntnis seines Charakters nicht würde versagen können. Es richte mich überhaupt die zuversichtliche Hoffnung auf, daß ein Land, für welches Se. Majestät sich einmal gnädigst zu interessieren geruht hätten, schon dadurch für gesichert in seiner politischen Existenz zu achten wäre.

„Ich bin noch nicht berechtigt, die Absichten Sr. Majestät zu enthüllen," antwortete hierauf der Minister, „aber ich werde mich sehr freuen, wenn ich sie als mild und beruhigend ankündigen darf."

„Wegen der Pässe, die Sie wünschen, will ich noch diesen Abend mit dem Kaiser sprechen."

Hiermit endigte diese Unterredung, in deren Verlauf der Prinz von Benevent seine sehr ernste und feierliche Haltung doch immerhin mit einiger Freundlichkeit und einem gewissen behaglichen Wohlwollen gepaart hatte, das meinerseits weder Befangenheit noch Verlegenheit aufkommen ließ. Noch nie war ich in dem Fall gewesen, französisch in so gemessener, streng gebundener Rede sprechen zu müssen, allein ich befand mich in einer Art Exaltation, die über die Schwierigkeit dessen, was man unternimmt, nicht zu klarem Bewußtsein kommen läßt.

	XV	
Berlin nach der Schlacht		

Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!

Berlin, den 17. Oktober 1806. Graf v. d. Schulenburg.

1. Die erste Kunde von der Niederlage. (Rellstab.)

Eines Morgens besuchte uns der Hausarzt meiner Eltern, der alte berühmte Heim. Meines Vaters erste Frage war: „Was bringen Sie Neues?" „Verdammt Schlechtes," rief er in seiner originellen Art und Sprechweise, „die Schlacht ist verloren! Alles zum Teufel gelaufen!" Meine Mutter erblaßte, mein Vater war in äußerster Aufregung. „Ich glaubte," sagte diese endlich, „es sei noch nichts entschieden; sie stehen, heißt es ja, einander gegenüber wie die Mauern!" „Nein, nein, nein," rief Heim, „sie sind davongelaufen wie die Hundsfötter. Es ist alles verloren!" — „Und der Prinz Louis Ferdinand?" fragte mein Vater hastig. — „Ist tot! der hat sich brav gehalten!" Meine Mutter weinte und zitterte; meinem Vater, dem harten, strengen Manne, standen die Tränen in den Augen; wir Kinder horchten, gespannt aufblickend, dem Gespräch der Erwachsenen. Was weiter in diesem Augenblick geschehen, weiß ich nicht mehr; nur daß meine Mutter in bittersten Tränen, in einer Bewegung, wie ich sie noch nie, und später erst bei dem Tode meines Vaters gesehen, auf das Sofa gesunken war.

2. Einzug des Davoutſchen Korps in Berlin am 25. Oktober. (George.)

Am 25. Oktober frühmorgens war ganz Berlin geſpannt auf den Einmarſch der franzöſiſchen Scharen, im Rondell am Halliſchen Tore verſammelten ſich die Neugierigen, und viele Ungeduldige gingen abermals zum Tore hinaus.

Es vergingen einige Stunden, in der Ferne hörte man die Trommeln wirbeln, der Schall kam näher, und der Weg nach Tempelhof blitzte von Tauſenden von Bajonetten. Der Magiſtrat in corpore, die Schlüſſel der Stadt bereit haltend, war verſammelt; jetzt erſchütterte Trommelſchall und rauſchende Muſik die Luft, und aller Augen richteten ſich nach dem Tore. Der erſte franzöſiſche Infantriſt trat ein, ich habe ihn oft im Leben abgezeichnet, es war ein langer, hagerer Mann mit blaſſem Geſicht, das wildes, ſchwarzes Haar bedeckte, der erſte Gegenſtand unſers Erſtaunens, die wir an wohlgepuderte, egale Locken und ſteife Zöpfe bei Soldaten gewöhnt waren. Noch mehr erſtaunten wir ob ſeines Anzuges; ein fahler kurzer Mantel bedeckte den Leib, den Kopf ein kleiner verwitterter Hut, mehr rot als ſchwarz und von unbeſchreiblicher Form, dabei ſo ſchief und pfiffig aufgeſetzt, daß dieſer Kopf und Hut uns ſchon eine hohe Merkwürdigkeit dünkte. Die Beinkleider waren von ſchmutziger Leinwand, ſtark zerriſſen, die Füße nackt, mit zerriſſenen Schuhen bekleidet; ein zottiger Pudel, den er am Strick führte, blickte aufmerkſam ihm nach dem Munde, mit dem er von einem großen Stücke Brot abbiß und mitunter dem Pudel etwas zuwarf, man denke ſich, ein Soldat mit einem Hunde am Leitſeil und, was noch mehr war, auf dem Bajonett ein halbes Brot aufgeſpießt, am Pallaſch eine Gans hängend, und auf dem Hute ſtatt des Feldzeichens einen blechernen Löffel. Dieſe originelle Figur kam allein voran, mit einem gewöhnlichen leichten Schritte, blickte aber mit großen ſchwarzen Augen wie ein König auf die Hunderte, die ihn wieder höchſt neugierig anſtarrten, fünfzig Schritte hinter ihm feſſelten aber neue Figuren die Aufmerkſamkeit.

Hohe Männer, durch große Bärenmützen mit roten Federbüſchen noch vergrößert, mit braunem Geſicht, langen, ſchwarzen Bärten, die bis auf den Magen reichten und grell gegen ein langes, ſchneeweißes Schurzfell abſtachen, blinkende Äxte auf der Schulter, Gewehre auf den Rücken geſchnallt, zogen zum Tore ein; es waren die Sappeurs, und ein Grauſen befiel uns, als wir dieſe Geſtalten, von denen wir nie eine Idee gehabt, erblickten, hinter ihnen folgte ein ſchöner, ſchlanker Mann, in ſauberem Anzuge, mit goldnen Epauletts, den großen Hut mit Goldtreſſen verziert, er warf einen Stock mit dickem Knopfe in die Luft und fing ihn wieder, darauf gab das Echo den Schall von unzähligen Trommeln zurück, und das Ohr ward erſchüttert von dem gewaltigen Lärm, mit dem die türkiſche Muſik, vermiſcht mit dem Wirbel der Trommeln, uns betäubte.

Es war der Siegeseinzug des Davoutſchen Korps, und die erſten Eintretenden imponierten gewaltig; als aber die Soldaten folgten, ſich ohne Tritt zum Tore eindrängend, in unordentlichem Anzuge, die Hüte kreuz und quer aufgeſetzt, auf denen ihre Zierde, der Löffel, ſelten fehlte, verlor ſich die hohe Idee, die die Voraufgehenden erregt hatten, und man flüſterte ſich fragend

ins Ohr, wie es möglich ſei, daß dieſe abgemagerten, kleinen Männer unſere ſtolzen Krieger ſollten überwunden haben. Die Offiziere waren nicht egal gekleidet, ihnen fehlte Schärpe und Portepee, zwei Dinge, ohne die wir uns

Heim, ein bekannter Berliner Arzt
Stich von S. Moore
Aus Keßler, Der alte Heim. Brodhaus 1846.

Offiziere nicht denken konnten, nur ein kleiner Ringkragen zeichnete ſie als ſolche aus. Jetzt erſcholl ein lautes Kommando, wiederholt von unzähligen Stimmen, die Franzoſen begannen ein Rennen, als wäre es ein Wettlaufen, und marſchierten jetzt auf in breiten Zügen, den Schritt taktmäßig bewegend.

Wieder Ungeſehenes! Ein Soldat in Reihe und Glied rennend, das war

mehr, als man je geträumt hätte, und machte auf die Berliner den wunderlichſten Eindruck. Unſre Soldaten freilich, wie hätten die jemals rennen können, mit ihren knappen Stiefeletten, gepreßten Uniformen und engen Beinkleidern. — Ja, hieß es im Volke, das iſt keine Kunſt, die haben unſre Armee ausgelaufen, aber ſchon ſtiegen neue Hoffnungen auf, daß die gravitätiſchen Krieger, vor kurzem noch von uns auf derſelben Stelle geſehen, bald wieder mit ihren gemeſſenen Schritten einrücken könnten und die leichtfüßigen Franzoſen verjagen möchten.

Ein Regiment folgte dem anderen; es waren, irre ich nicht, deren zwölf, welche einzogen, mitunter durch lange Züge von Artillerie unterbrochen. Die größte Aufmerkſamkeit ward immer den Sappeurs und den Regiments-Tambours zuteil, von denen letzteren ſtets einer den anderen übertraf an kunſtfertiger Handhabung des Stockes; auch nicht wenig bewunderte man die franzöſiſchen Trommeln, weit um die Hälfte kleiner als die preußiſchen, und die Tambours bewaffnet mit Gewehren. Die Voltigeurs hatten Trompeter vor ſich, die in ſchmetternden Tönen ihre Inſtrumente gebrauchten, und das Ganze war ein Schauſpiel ſo unerwartet neu und reich, daß des Erſtaunens kein Ende war.

Was noch für Truppenteile gefolgt mögen ſein, und wo ſie an dieſem Tage ihr Unterkommen gefunden, werden wenige wiſſen, die unglaubliche Zahl aber, und das Getümmel, das alle Straßen, alle Plätze Berlins erfüllte, machte dieſen Tag zu dem denkwürdigſten der Stadt ſeit vielen Jahren.

3. Die Berliner Behörden und Napoleon. (v. d. Marwitz.)

> Es iſt kaum glaublich, was für eine Maſſe von Erbärmlichkeit ſich damalen unter einem großen Teil beſonders der ſogenannten gebildeten Stände zeigte. Verweichlicht in jeder Hinſicht durch langen Friedensgenuß, immer nur gewöhnt, den eignen Vorteil als das Ziel ihres Beſtrebens anzuſehen, war der Gedanke an mutige Pflichterfüllung und Aufopferung für das Vaterland aus ihrer Seele gewichen; männliche Empfindungen konnten nicht in der Bruſt ſolcher moraliſchen Kaſtraten blühen.
>
> Boyen, Erinnerungen.

Es war unſere damalige Art und Weiſe, daß wir eine ſonderbare Sorgfalt hatten, daß in den dem Feinde abgetretenen oder von ihm beſetzten Provinzen die Adminiſtration und Juſtiz nicht in der gehörigen Ordnung fortgehen möchte. Wir ließen ihm alſo jederzeit alle Verwaltungs- und Juſtizbehörden da, wodurch ihm denn die gewöhnlichen Landeseinkünfte ebenſo ruhig, vollſtändig und mit derſelben Sicherheit zufloſſen, wie dem rechtmäßigen Landesherrn, und er zu ſeinen außerordentlichen Forderungen und Erpreſſungen gleich eine mit allen Hilfsquellen des Landes wohlbekannte Behörde zu ſeiner Dispoſition hatte! — So hatten wir in Ansbach verfahren, ſo geſchah es auch jetzt in der Mark Brandenburg, Pommern, Magdeburg, Weſtfalen uſw.

Wie nun Napoleon ſeinen Einzug in Berlin hielt, ſtanden außer dem Magiſtrat (welcher es natürlich nicht vermeiden konnte) auch die zurückge-

bliebenen Juſtiz- und geiſtlichen Miniſter, die Kurmärkiſche Kammer und die Angeſehenſten der Bürgerſchaft (es konnte keine Angeſehenſten anders geben, als die ſich ſelbſt dazu gemacht, alſo ganz ungerufen mitgingen), am Branden-

Graf Schulenburg
Gouverneur von Berlin
Stich von Meno Haas
(Berliner Kupferſtichkabinett)

burger Tor und empfingen ihn; dann ſetzten ſie ſich in Wagen, jagten nach dem Schloſſe und empfingen ihn dort abermals. Vide Berliner Zeitung vom 30. Oktober 1806.

Bald mochte wohl der nicht zahlreiche, ehrenwerte und an ſeinen alten Formen feſthaltende Magiſtrat bei den vielen Anforderungen, die an die Stadt

Berlin gemacht wurden, zu schwerfällig, wahrscheinlich auch dem Könige zu treu erschienen sein; denn er wurde aufgelöst und ein Comité administratif eingesetzt, dessen Chef ein bankrotter und fraudulöser Spekulant de la Garde war, und neben ihm noch zwei von der französischen Kolonie, Béringuier und Wibeau, und die Kaufleute und Fabrikanten Hotho, Meier und Nitze nebst dem Maurermeister und berühmten Musikverständigen Zelter Mitglieder waren. Diesen stand ein Rat der Sechziger und Repräsentanten der Bürgerschaft zur Seite. Ein wahres Vorbild der zwei Jahre später gegebenen Städteordnung, mit dem Unterschiede, daß bei den Franzosen jene beiden Unterbehörden nur zum Schein da waren und nicht gefragt wurden, bei uns aber die Sache ernsthaft genommen und eine förmliche Republik organisiert wurde.

Außerdem erwog Napoleon, daß eine so große und bevölkerte Stadt wie Berlin ihm immer eine große Garnison kosten würde, und die übrigen Städte verhältnismäßig. Da er nun seine Soldaten gegen die heranziehenden Russen besser gebrauchen konnte, und die Leute so sehr lammfromm und willfährig waren, so ließ er eine Nationalgarde organisieren, zu der jeder Bürger pflichtig war, um ihr angeblich die Sicherheit der Stadt anzuvertrauen. Die Stadt war aber vollkommen sicher und bedurfte keinen anderen Schutz als gegen die Erpressungen des Feindes. Vielmehr stand die Nationalgarde unter dem französischen Kommandanten und unter militärischer Disziplin und konnte von ihm zu allem gebraucht werden, wozu er nur immer französische Soldaten innerhalb der Stadt hätte gebrauchen können. — Die Berliner fanden sich hoch geehrt, fühlten sich wichtig in ihrer neuen militärischen Würde, steckten sich in Uniformen, besetzten die Wachen, standen vor den Franzosen Schildwacht, machten ihnen die Honneurs usw. Chef war ebenfalls einer von der Kolonie, ein Juwelier mit Namen Jordan.

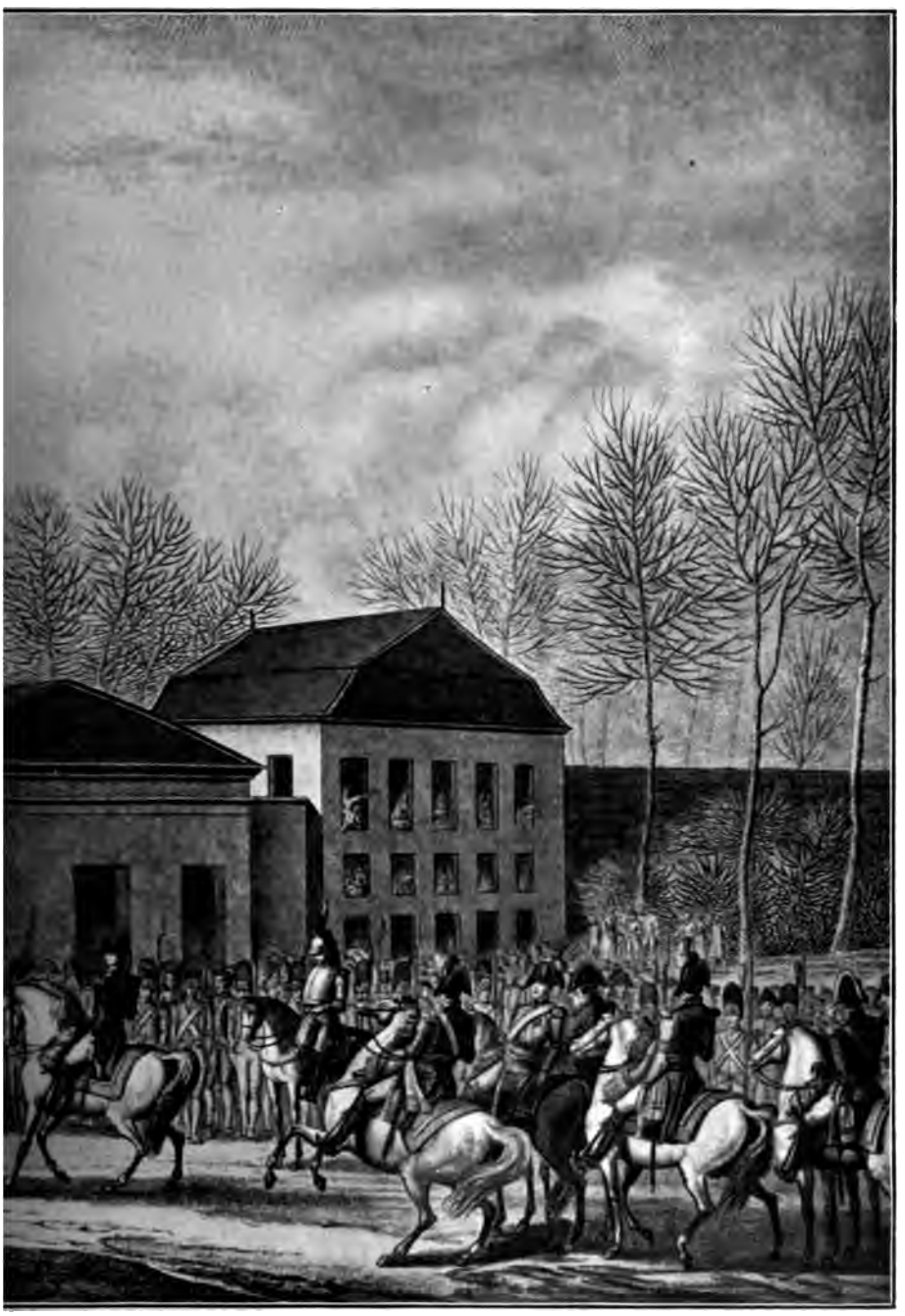
Um nun diese neue Stadtregierung, dieses neue französische Militär und zugleich die zurückgebliebenen französischen Behörden sich dergestalt zu verpflichten, daß er sie nötigenfalls wie rebellische Untertanen bestrafen könne, veranstaltete er eine förmliche Huldigungsfeierlichkeit auf dem Schlosse. Ein Thron war errichtet, die Minister, Präsidenten, Räte, das Comité administratif, die Repräsentanten und die Chefs der Nationalgarde mußten erscheinen, und der Gouverneur, General Clarke, an Napoleons Stelle, empfing von ihnen den Eid: „daß sie alles ausführen wollten, was ihnen französischerseits befohlen werden würde, und (wörtlich) weder Briefwechsel noch irgendeine andere Art von Verbindung mit den Feinden der Franzosen einzugehen. (Vide Berliner Zeitung vom 11. November 1806.)

Der Feind aber, das war ihr eigner König und Herr!

Auch war die Sache so arg, und Napoleon sich so wohl bewußt, daß er jeden seiner Untertanen, der dergleichen zu tun gewagt hätte, würde erschießen lassen, sobald er heimgekehrt wäre, daß er nicht unterließ, dies Komitee und diese Nationalgarde in den nachher zu Tilsit geschlossenen Frieden mit einzuschließen und den König versprechen zu lassen, daß er sie nicht bestrafen würde, für das, was sie getan hatten!!

Napoleons Einzug durch

Französisches Bild von Swebach, gestochen von Bovinet



:nburger Tor in Berlin

(Bertschs Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein bei Leipzig)

4. Finanzmanöver. (Gubitz.)

Von der Eidesleistung der Beamteten am 9. November 1806, wonach man der französischen Oberverwaltung geschworen hatte, „weder durch Briefwechsel noch irgendeine andere Art mit den Feinden der Franzosen sich zu verbinden", blieb ich nach meiner Weigerung, mich den akademischen Abgeordneten beizugesellen, verschont, mir eine werte Beruhigung. Auch fiel mir nicht ein, daß ich von denen, die nur Feinde der Deutschen und ihres Heimatswohls waren, noch ein anderes als das gemeinsame Drangsal zu erwarten habe, wurde nun aber unangenehm überrascht. An einem der ersten Tage des Dezember 1806 bestellte mir ein französischer Offizier höflichst die Einladung, sogleich zum Gouverneur General Clarke zu kommen, und ich mußte eilend von dem Boten mich nach dem königlichen Schlosse begleiten lassen. Dort führte mich der Offizier zu Clarke, und bei ihm war der gelderpressende Minister Esteve. Jener sprach etwas Deutsch, Esteve nur Französisch, das mir nicht geläufig war; denn was ich davon erlangte, hatte ich mir auf verschiedene Weise eingesammelt und selbst gelehrt, weil mein Schulunterricht die Umgangssprachen fast gänzlich ausschloß. — Esteve erklärte mir ohne Umschweif, anfangs in feinem Schliff: man habe preußischerseits von der Bank fünfzehn Millionen Taler bürgerliches Eigentum mitgenommen und es sei notwendig zur Schadloshaltung der Beteiligten und zum Vorteil des Geldumflusses, die Tresorscheine als Anweisung auf das widerrechtlich Entführte in solcher Summe zu vermehren, wobei ich als „Fabricateur" möglichst rasch beförderlich sein sollte. Betroffen, ja erschreckt zögerte ich mit der Antwort, bei abweisender Gebärde, wonach mir Esteve sehr redselig einleuchtend machen wollte, es wäre „irrémisible et irréfragable", dem Handelsverkehr besagte fünfzehn Millionen wieder zuzuwenden. Etwas gefaßter erwiderte ich: daß ich vom Handelswesen gar keine Kenntnis habe, nicht alleiniger „Fabricateur", auch alles, was zur Beschaffung der Tresorscheine notwendig, an die bezügliche Regierungsbehörde abgeliefert sei. Befangener wurde ich im Erstaunen, als ich erfuhr, daß Esteve Kenntnis hat von dem Erbieten, die Nachahmlichkeit der Tresorscheine beweisen zu wollen, und nun blieb mir nur übrig, unumwunden auszusprechen: erstens wäre doch eine Nachahmung an sich sehr zeitraubend, zweitens müsse ich entschieden verweigern, bei einem verbrecherischen Geschäft Mithelfer zu werden. Esteve schnaubte mich heftig an, Clarke, bis dahin wortkarg, äußerte sich jetzt besänftigend, was mich ermutigte; endlich hatte Esteve die gnädige Unverschämtheit, mich mit zwanzigtausend Talern oder mehr für seinen Zweck erkaufen zu wollen und mir im glatten Nebenspiel einschüchternder Drohungen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu geben. — Ich verbrachte einen düstern Tag mit schlafloser Nacht; der Gedanke an Flucht vor Gewaltsamkeit mußte verschwinden in der Familiensorge und bei dem Mangel an Geldmitteln; auch schöpfte ich Hoffnung aus dem Benehmen Clarkes und alles Überlegen endete mit dem Ausruf: Zwang ist hier unmöglich! — Da man für eine zweite Zusammenkunft keine Stunde bestimmt hatte, erwartete ich das Kommende, wurde wieder höflichst nach dem Schlosse geholt, und Clarke fehlte nicht, was mir die innere Beklemmung etwas

milderte. Kaum aber war notgedrungen mit aller Entſchloſſenheit meine W rung erneuert, da zeigte Eſteve ſchrankenloſe Hitze, erlaubte ſich auch, von kluger Jugend zu reden; ich wurde angeſteckt vom Aufbrauſen, und al

Schadow
nach dem Leben gezeichnet von Buchhorn
(Berliner Kupferſtichkabinett)

zwiſcheninne fragte: Wenn ich nicht wolle, wer es dann könne? fiel mir unz das im vorigen Monat veröffentlichte „Blokadedekret" Napoleons gegen britiſchen Inſeln ein. Vorſchnell erwiderte ich: „Künſtler in London kön es, da aber ihr Kaiſer England ſo verſchloſſen hat, daß nichts hinein heraus kann, ſo iſt dieſer Weg nicht empfehlenswert." Durch mein unbehilfl

Französisch wurde vielleicht der Sinn dieser Worte stachlichter, als ich wußte, und indem Clarke lachte, geriet Esteve in so flammende Wut, daß er „wegen Beleidigung des Kaisers" meine sofortige Verhaftung befahl. Das schien für Clarke empfindlich, er winkte mir lebhaft, seitwärts zurückzutreten, verhandelte mir unverständlich eine Weile mit Esteve und achselzuckend verurteilte mich dann Clarke bei fühlbarem Wohlwollen zu eintägiger Haft.

5. Entführung der Kunstschätze. (Schadow.)

Die Dorotheenkirche wurde einem Kavallerieregiment zur Einquartierung gegeben. Da brachen sie den Marmorsarg des Grafen von der Mark [Werk Schadows a. d. J. 1791] auf, in der Meinung, darin Kostbares zu finden, und hat der Schadow nachher mehreres wieder neu gemacht, so daß nichts von jenen Zerstörungen zu sehen. Jene ersten Truppen schienen es darauf anzulegen, für recht wild gehalten zu werden.

Anfangs September war der bekannte Denon schon in Berlin. Herr v. Humboldt führte ihn zu Schadow, am 17. November war er mit zwei Mitgliedern aufs alte Schloß gegangen, beim Kaiser Napoleon eine Supplike einzureichen gegen die Wegführung der Kunstwerke. Hierzu waren behilflich der Geh. Rat Giouffroi, der sie schrieb, und der Kammerdiener Tamanti. Der General Bertrand als Chambellan du jour nahm sie an. Nach vier Tagen kam Herr Denon und sagte, unsere Supplike würde nichts auswirken; die Quadriga vom Brandenburger Tor sollte auch herunter und eingepackt werden, letzteres verlange die Armee; wir sollten wieder einkommen und um die Abgüsse bitten, die im Museum zu Paris von den antiken Statuen genommen würden. Daher stammt der Kern der herrlichen Gipssammlung, welche die Akademie der Künste in Berlin besitzt. Die Rechnungen der Quadriga mußten aus der Registratur des Hofbauamtes beigebracht werden. Alle Darstellungen von König Friedrich dem Großen wurden sorgfältig aufgesucht, eingepackt und weggeschickt. Dessen Marmorstatue in Stettin [von Schadow 1793] sollte auch fort. Auf die Vorstellung, daß solche nicht auf königl. Befehl, sondern durch Beiträge von den Pommern gemacht sei, unterblieb es.

	XVI	
Prenzlau		

... Nach meinen Grundsätzen ist Pflichterfüllung das Erste, was einem Manne von Ehre obliegt ...

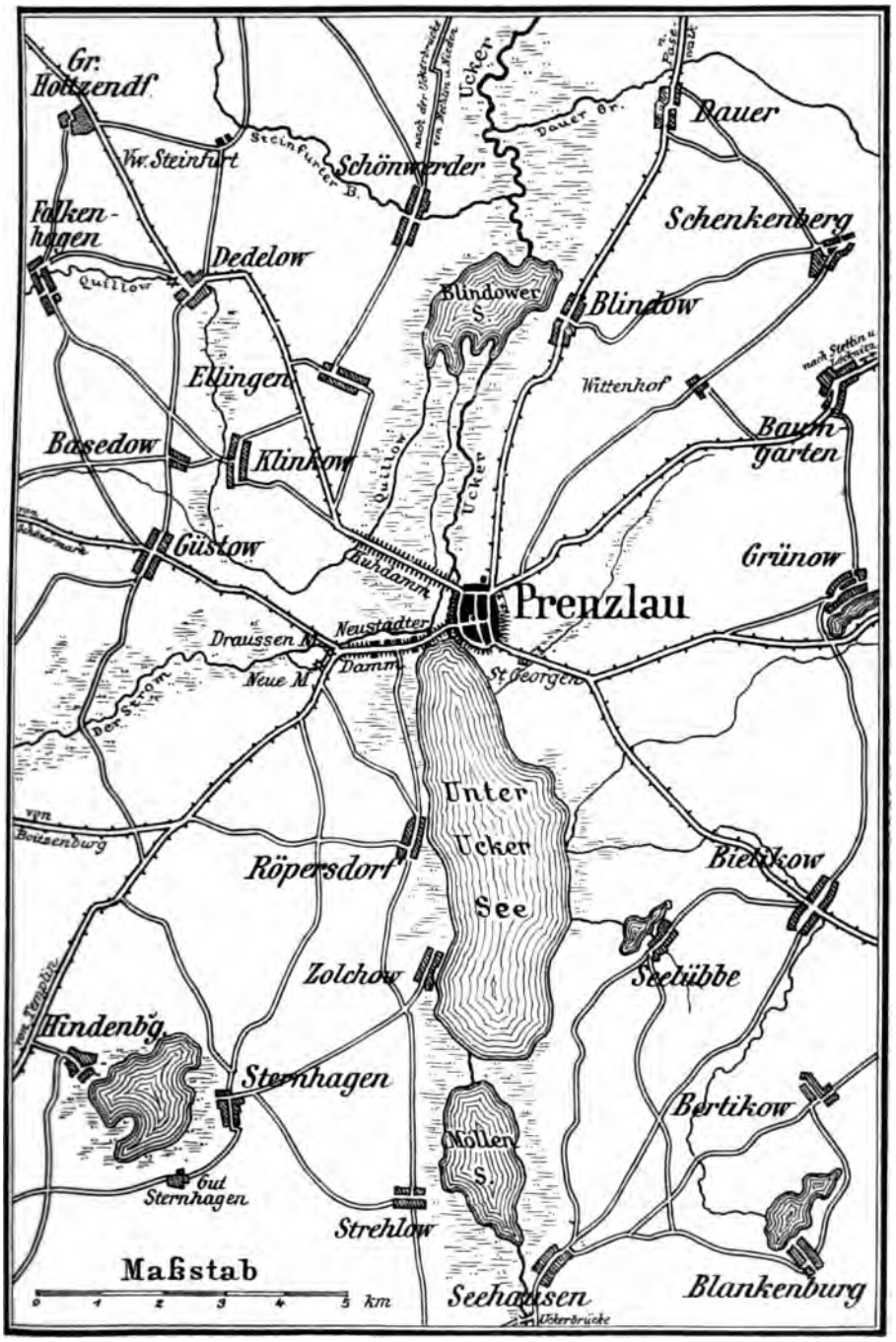
Blücher an Massenbach,
Treptow an der Rega, den 26. Januar 1808.

1. Prenzlau. Die Kämpfe vor dem Berliner Tor. (Ökonom Wothelius.)

Der unglückliche 28. Oktober brach an, und ich ritt mit meinem Schwager dem Korps entgegen, welches wir eine starke Meile von der Stadt erreichten. Die Kavallerie-Avantgarde hielt uns an und brachte uns zurück bis zum Fürsten, welcher an der Spitze der Truppen ritt. Se. Durchlaucht frugen uns — nachdem wir uns gehörig legitimiert hatten — ob bei Prenzlau nichts von Feinden wäre gesehen worden? Ich konnte dies mit gutem Gewissen verneinend beantworten, und so ging der Marsch langsam fort, indem die Leute so ermattet

waren, daß sie mehr schlichen als gingen. Kaum waren wir noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als man auf den Höhen, uns rechter Hand, Kavallerie bemerkte, und kurz darauf hörte ich mit Schrecken, daß ein Offizier dem Fürsten meldete, die Franzosen wären im vollen Anzuge über Templin gegen Prenzlau zu; ich ritt zu der Avantgarde vor und teilte einem alten Kavallerie-Unteroffizier meine Besorgnis mit, welcher mir den klugen Rat gab, ich möchte eilen, die Stadt zu erreichen; denn, sagte er, die verd— K— werden uns wohl nicht so ruhig abziehen lassen? — Ich und mein Schwager säumten nicht, seinem klugen Rat zu folgen, eilten nach der Stadt, und mein Vorsatz war, ruhig den Ausgang auf meiner Stube abzuwarten; allein mein Begleiter, dessen Neugierde nicht zu bezähmen war, beredete mich, mit einem guten Fernrohr versehn, mich mit ihm nach den nächsten Häusern am Templiner Tor zu begeben, um von da die ganze Gegend übersehen zu können. Wir erstiegen glücklich den Boden eines der höchsten dortigen Häuser, und kaum waren wir oben, so hörten wir schon einige Schüsse fallen und bemerkten, daß bereits die preußische und französische Kavallerie sich schon einzeln amüsierten. Mittlerweile sahen wir die preußische Infanteriekolonne sich langsam gegen die Stadt fortbewegen, kaum hatten sie die äußere Vorstadt erreicht, so zog sich ein Trupp rechts aus der Kolonne heraus, und setzte sich außerhalb den Häusern rechts und links an der Straße von Templin. — Dies war, wie ich nachher erfuhr, das Grenadier-Bataillon Graf Dohna. — Währenddem zog sich das übrige Korps durch die Stadt nach den jenseitigen Höhen, nur einige Kavallerie blieb diesseits der Stadt bei dem Grenadier-Bataillon. Unsere ganze Aufmerksamkeit war nun auf den Punkt gerichtet, wo das erwähnte Grenadier-Bataillon stand. Mit inniger Freude bemerkte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte, es waren noch immer die alten Preußen! und ich überzeugte mich, daß unter günstigern Verhältnissen und mit gestärkten Kräften, das heißt, mit vollem Magen, man alles mit diesen Truppen hätte ausführen können. —

Aus der Entfernung wurden wir gewahr, daß die Franzosen zwei Batterien aufführten und ihre Kavallerie sich in der Ebene sammelte — es konnten leicht fünf Regimenter sein. — Beinahe eine volle Stunde stand dies brave Grenadier-Bataillon Graf Dohna im heftigsten Kanonen- und Granatenfeuer, so ruhig und gelassen, daß ich auch nicht die geringste Bewegung unter ihnen bemerkte; ihre zwei Kanonen machten ein ununterbrochenes Feuer und mit so gutem Erfolg, daß einige Kanonen der Franzosen zu schweigen anfingen. Anfangs verlor das Bataillon wenig Leute, da die Kugeln meistens über sie weggingen; da aber die französischen Kanonen näher rückten, sahe ich den Kommandeur vom Pferde stürzen; in einem Augenblick stand er aber wieder auf den Beinen und ich bemerkte mit Freuden, daß er nicht getroffen, sondern seinem Pferde der Hinterfuß zerschmettert war. Nun sah ich aber mit Schrecken, daß Kugel auf Kugel ins Bataillon einschlug, und dennoch gewahrte ich kein Wanken, und alles stand unverrückt fest wie eine Mauer. Mittlerweile sah ich, daß selbiges wahrscheinlich Befehl zum Rückzuge nach der Stadt erhalten hatte; es fing an, sich mit der größten Ruhe nach der Stadt abzuziehn, nur ein kleines Detachement davon blieb rechts an der Straße bei einer Mühle stehn, dessen Los traurig



Die Umgebung von Prenzlau

war, und das wegen seiner außerordentlichen Ausdauer und Bravour ein besseres Schicksal verdient hätte; denn kaum war der übrige Teil des Bataillons von da fort, so fiel der größte Teil der feindlichen Kavallerie über dies kleine Häufchen her; der Anführer, welcher zu Pferde war, wehrte sich, sowie das ganze Detachement, wie Verzweifelnde gegen diese Übermacht und wich nicht einen Schritt. Die daselbst befindliche wenige preußische Kavallerie versuchte einigemal die feindliche zu werfen, allein wie wir sehen konnten, versagten ihnen ihre ausgehungerten und abgematteten Pferde den Dienst. Nach einem Kampf von ungefähr einer halben Stunde — keine Hilfe kam nicht — sahen wir den braven Anführer vom Pferde stürzen — sein Name ist von Taubenheim, Kapitän im obengedachten Grenadier-Bataillon. Ich habe diesen würdigen Mann, welcher mit vier Hieben und einer Stichwunde gefährlich verwundet war, den Tag nachher bei dem dortigen Stadt-Chirurgus Herrn Albrecht gesehen, und ewig unvergeßlich wird mir seine Standhaftigkeit und sein Gleichmut bei seinen vielen Schmerzen und Leiden bleiben; ich glaube nicht, daß er mit dem Leben davongekommen ist. — Sowie dieser brave Mann, mit Wunden bedeckt, vom Pferde stürzte, wurde dieser kleine mutige Haufe gänzlich umringt, teils niedergehauen und gefangen. Dieser Anblick war für mich als ruhiger Zuschauer und als — Preuße — schrecklich und grauenvoll. Ein gleicher Anblick folgte dem ersteren gleich auf dem Fuße nach. Ein Korps preußischer Infanterie, welches als Arrieregarde des Hohenloheschen Korps anzusehen war, kam die Straße von Schönermark her und wollte auch die Stadt erreichen. Die ganze Masse der französischen Kavallerie stürzte sich auf dieses Korps und auch dieses mußte, trotz seiner tapfern Gegenwehr, den ungünstigen Umständen weichen, und wurde auch teils niedergehauen und gefangen. Während dieses alles außerhalb der Stadt vorging, hatte der übrige Teil des Grenadier-Bataillons Graf Dohna das Tor kaum erreicht, als die französische Kavallerie mit Macht nachdrang; der so tapfere Kommandeur des Bataillons, Major Graf Dohna, dessen schnelle Entschlossenheit und Gleichmut mir ewig merkwürdig bleiben wird, schlug selbst, mit Hilfe einiger seiner braven Grenadiere, das Stadttor zu; indessen konnte er es doch nicht hindern, daß einige französische Kavalleristen mit seltener Tollkühnheit in die Stadt durchs Tor eindrangen, welche aber in einem Nu tot von ihren Pferden lagen. Das Tor wurde verrammelt und die zwei Kanonen dahintergepflanzt; der übrige Teil des Bataillons war rechts dem Tore, den Rücken nach den Häusern postiert. Mir war nach diesen Anstalten auf meinem Observatorio nicht wohl zumute, allein mein beherzter Schwager wollte nicht von seinem Platze weichen, ich mußte daher geduldig ausharren, und es reute mich nicht. —

Die französische Kavallerie drang indessen in dicht geschlossenen Reihen immer mehr ans Tor, schlug mit den Säbeln an dasselbe, fluchte schrecklich und wahrscheinlich einer von den kommandierenden Offiziers rief auf französisch: öffnet das Tor, oder ich laß es erbrechen. Der sich immer gleich bleibende Major Graf Dohna erwiderte mit größter Kaltblütigkeit auch auf französisch: „Nun wohl, zwei Kanonen mit Kartätschen, dieses wird meine Antwort sein.“ — Mein Schwager übersetzte mir dies in der Eile, das Französische selbst habe

ich nicht behalten. — Auf dieſe beſtimmte Antwort machten ſie zwar keine weitern Anſtalten das Tor zu ſtürmen, indeſſen ſuchten ſie unweit dem Tore durchzubrechen, allein die ſtete Wachſamkeit des würdigen Kommandeurs vereitelte auch dieſes Unternehmen. Kurz nachher kam ein Adjutant des Fürſten Hohenlohe ans Tor und holte daſelbſt einen franzöſiſchen Offizier ab, mit dem er durch die Stadt zum Fürſten ritt; die Bedeutung davon konnte ich mir nicht erklären, allein mein Schwager meinte, dies bedeute nichts Gutes — welches auch leider eintraf — und riet nun ſelbſt, in unſer Wirtshaus zurückzukehren. Kaum waren wir auf unſerer Stube, als wir das obengedachte Grenadier-Bataillon unter unſern Fenſtern vorbeimarſchieren ſahen; eine halbe Stunde darauf waren die Franzoſen in der Stadt.

2. Die Kapitulation. (v. d. Marwitz.)

General Belliard kam mit dem Oberſt Maſſenbach, oder unmittelbar nach ihm und bald auch Murat mit zahlreichem Gefolge. Der Fürſt ritt ihm eine Strecke entgegen, worauf eine lange Unterredung begann, während deren ungefähr achthundert franzöſiſche Dragoner mit dem Rücken hart an den Scheunen vor uns aufmarſchierten. Man hörte ſehr deutlich Murat zu verſchiedenen Malen ſagen: je vous donne ma parole d'honneur, que vous êtes cerné par cent mille hommes. — Nach einiger Zeit ritt der Fürſt zurück, und ich nahm mir die Freiheit, zu fragen, ob wir nicht den vor uns ſtehenden Haufen ſo an die Scheunen quetſchen wollten, daß kein Mann davonkäme, was gar nicht fehlen konnte. Der Fürſt klopfte mir auf die Schulter, zeigte nach rückwärts und ſprach: Mein Freund, da ſteht der Marſchall Soult! — „Was können uns die Franzoſen nicht alles vorlügen?“ — Ich muß doch glauben, was mein General-Quartiermeiſter ſelbſt geſehen hat! — Hiernach mußten wir alle glauben, daß Soult wirklich zwiſchen uns und Loecknitz ſtehe, und Oberſt Maſſenbach durch eigene Anſchauung darüber Gewißheit erlangt habe. . . .

Nachdem Hohenlohe mit mehreren Generalen geſprochen hatte, wurden die Franzoſen ungeduldig. Er ritt zu ihnen und erzeigte mir unterwegs die Ehre, zu fragen: Was ſoll ich machen? — „Iſt es denn wirklich wahr, daß alle die feindlichen Korps ſo um uns her ſtehen; hat ſie Oberſt Maſſenbach wirklich geſehen?“ — Er hat ſie geſehen! und man bietet mir gute Bedingungen an.*) Ich geſtehe, daß ich nunmehr nichts mehr hoffte, an nichts mehr teilnahm, wozu mit beitrug, daß ich auf einem 24 Stunden gerittenen und ganz ermüdeten Pferde ſaß (alle übrigen waren in Boitzenburg verloren gegangen), mithin außerſtande war, die Wahrheit zu prüfen.

Der Fürſt ſprach abermals mit Murat. Währenddem ſtieg hinter den Anhöhen, kaum tauſend Schritt in unſerem Rücken, eine große Dampfkugel langſam und ohne Knall in die Höhe, und einer der zwiſchen uns haltenden Franzoſen rief aus: Ah, voilà le signal du maréchal Soult, qui nous annonce, qu'il est arrivé sur votre chemin, et qu'il vous a coupé la retraite. (Es ſoll ein Pulverkaſten von uns aufgeflogen ſein, deſſen Deckel geöffnet und daher

*) Damals hörte man noch von freiem Abzuge ſprechen. [M.]

das Geräusch der Explosion nur gering gewesen; die Angabe des Franzosen war natürlich eine pfiffig improvisierte Lüge.)

Fürst Hohenlohe wollte nicht abschließen, bevor er die gestellten Bedingungen den gesamten Generalen und Stabsoffizieren mitgeteilt, welche er deshalb um sich versammelte. Laut und deutlich legte er ihnen die Lage der Dinge vor, wie sie ihm erschien, und fügte hinzu: seinem persönlichen Gefühle nach würde er vorziehen, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als im Alter noch seinen Ruhm mit der Schande einer Kapitulation zu beflecken. Er habe genug gelebt bis zu diesem Tage, der die Arbeit so vieler Jahre für ihn vernichte, allein anstatt das Leben so vieler braven Leute, die dem Vaterlande erhalten werden könnten, bloß seinem Ruhme aufzuopfern, erscheine es ihm edler, diesen der allgemeinen Wohlfahrt zum Opfer zu bringen. Es bleibe daher der Einsicht der versammelten Generale überlassen, ob die vom Feinde gestellten Bedingungen anzunehmen seien oder nicht. — Während dieser Rede drängte sich der Chef der Artillerie, Oberst v. Hüser, vor und unterbrach sie mit folgenden, tief in mein Gedächtnis geprägten Worten: „Ihro Durchlaucht, ich melde, daß es uns an Munition fehlt. Die Kanons haben im Durchschnitt nur noch fünf Schuß, und an Taschenmunition fehlt es auch schon.*)" Der Fürst wendete sich zu mir um und legte die Hand auf meine Schulter, mit der Frage: Was sagen Sie nun? Hierauf sprach er weiter, und zum Schluß: Meiner Meinung nach bin ich verpflichtet die gestellten Bedingungen anzunehmen; ist aber, meine Herren, einer unter Ihnen, der die Sache anders ansieht, der noch ein Mittel weiß — er trete vor und sage es. Ich will sehr gern seiner Meinung sein, ich verlange nicht besser, denn ich opfere mich bei dem vorgeschlagenen Schritte persönlich auf. Er trete vor, ich will seine Meinung im voraus adoptieren.

Alle schwiegen.

Der Fürst fragte mehreremal, blickte im Kreise herum, faßte einzelne ins Auge — sie zuckten die Achseln und schwiegen. Da ward er hinten den Oberst v. Böhmken gewahr und rief ihn persönlich auf: „Mein Herr Oberst v. Böhmken, was meinen Sie? Ich sehe, Sie wollen etwas sagen. Sagen Sie es, ich will ihrer Meinung sein, ich will sie im voraus zu der meinigen machen. Ich verlange nicht besser, als mich durchzuschlagen; ich habe lange genug gelebt." Oberst Böhmken zuckte die Achseln und schwieg.

Da kein Einspruch erfolgte, befahl Fürst Hohenlohe, die Herren möchten zu ihren Truppen reiten, und diesen die Bedingungen der Kapitulation bekannt machen.

Ungeachtet seiner gänzlichen Abspannung war er sich dennoch sehr wohl bewußt, was er tat. Als Murat ihn mit Lobsprüchen bestechen wollte und unter anderem äußerte: que la gloire qu'il avait si justement acquise dans les guerres précédentes, ne pouvait être flétrie quand il cédait aujourd'hui à la nécessité, entgegnete er rasch unterbrechend: elle finit avec ce jour.

*) Wiederum eine handgreifliche Lüge, denn die Munition war in Magdeburg ergänzt, und seitdem nur eine Kleinigkeit verbraucht worden. Abermals hinderte jedoch der Druck des Augenblicks die Anwesenden, auf diesen bekannten Sachverhalt hinzuweisen. [M.]

Durchzug der preußiſchen Gefangenen vom Hohenloheſchen Korps durch Leipzig

Aus Geißlers Leipziger Kriegsſzenen

(Buhrigs Völkerſchlachtmuſeum in Leipzig)

3. Widerſtand des Grenadierbataillons Prinz Auguſt. (Clauſewitz.)

Wir beratſchlagten, was zu tun ſei, und hielten es, da wir von unſeren Leuten nicht mehr allzuviel erwarten zu dürfen glaubten und überhaupt noch nicht erfahren hatten, daß ein Bataillon Infanterie ſich mitten zwiſchen feindlicher Kavallerie Platz machen konnte, für das geratenſte, uns links aus dem Staube zu machen, in der Hoffnung, daß man uns bei der Beſchäftigung, die man bei Prenzlau fand, nicht ſo bald bemerken werde. . . . Wir bogen die Spitze unſeres Bataillons links und gingen über einen kleinen Bach [Quillobach] durch ein Kohl- und Gartenfeld. Sowie wir jenſeits desſelben waren, formierten wir ein Karree und ſetzten damit den Marſch die Ucker abwärts fort, den Fluß vielleicht 1000 Schritt zur Seite habend, alſo ungefähr in der Richtung auf Ellingen. . . . . .

Das Bataillon hatte etwa eine halbe Stunde lang ſeinen Marſch fortgeſetzt, als es links hinter einem ganz flachen Höhenzug, der uns begleitete, etwa 3 oder 4 Schwadronen Kavallerie erſcheinen ſah. Wir hielten ſie anfangs für die Quitzower [ein preußiſches Küraſſierregiment], die in jene Gegend hingeflohen. Da wir aber gleich darauf ſahen, daß ſich eine noch größere Anzahl hinter uns formierte, ſo erkannten wir denn bald, daß es der Feind war und daß es nun darauf ankomme, uns tüchtig zu wehren. Das Bataillon hatte nur noch 7 Offiziere und 240 Gemeine. Der Prinz ermunterte zu einem ehrenvollen Widerſtand, befahl Offizieren und Gemeinen, ruhig zu bleiben, den Kopf nicht zu verlieren und den letzteren beſonders, auf keinen Fall eher zu feuern, als ſie den Befehl dazu erhielten. — Nach wenigen Minuten rückte die feindliche Kavallerie an, das Bataillon machte Halt — Fertig — und nun wurden die Leute unaufhörlich ermahnt mit den Worten „Schießt nicht!“ Dem Verfaſſer ſchwebte lebhaft der Moment vor Augen, wo in der Schlacht von Minden die franzöſiſche Kavallerie auf zwei hannöverſche Bataillone anritt und, als dieſe ihr Feuer durchaus nicht auf die gewöhnliche Entfernung weggeben wollten, nach und nach aus dem Galopp in den Trab und zuletzt aus dem Trab in den Schritt fielen. Gerade das trug ſich hier zu: die franzöſiſchen Dragoner rückten im Galopp an und man ſah, wie ſie den Moment, wo ſie unſer Feuer bekommen würden, mit Ängſtlichkeit erwarteten und als dieſes Feuer auf 100 Schritt nicht kam, ihre Pferde immer mehr anhielten, bis ſie ſich zuletzt nur noch in einem ſchwachen Trabe näherten. Auf 30 Schritt wurde Feuer kommandiert, es ſtürzten eine ziemliche Anzahl, die übrigen bogen ſich hinter die Hälſe ihrer Pferde, wandten um und jagten davon. Nun hatten wir alles bei unſeren Leuten gewonnen; ſie ſchienen ganz erſtaunt über den guten Erfolg einer Sache, die ſie oft auf dem Exerzierplatz geübt und immer nur für eine Art von Spaß gehalten hatten; ja als ein feindlicher Dragoner, der dicht vor dem Bataillon zuſammengeſtürzt war, ſich unter ſeinem toten Pferde hervorarbeitete und eiligſt davonlief, machte der Kontraſt dieſer ängſtlichen Flucht mit dem wilden, etwas ſkythiſchen Anſehen dieſer behelmten und pferdegeſchwänzten Dragoner einen ſolchen Eindruck auf die Leute, daß ein allgemeines Gelächter entſtand.

Wir ſetzten nun unſeren Marſch fort. Es dauerte nicht lange, ſo erfolgte ein zweiter Anfall, der ebenſo abgewieſen wurde. Als wir unſeren Marſch wieder antraten, fanden wir denſelben durch ein paar Schwadronen geſperrt und die übrigen umgaben uns ſo nahe, daß wir keinen Augenblick vor ihren Anfällen ſicher waren. Wir machten alſo wieder Halt, zogen die wenigen Schützen, die wir noch hatten, heraus und ließen mit einzelnen Schüſſen in die dichten Schwadronen hineinſchießen. Das wirkte auf der Stelle, ſie machten von allen Seiten Platz, der Weg war frei und wir konnten unſeren Marſch fortſetzen. Nun erfolgten mit einzelnen Intervallen noch fünf Angriffe und wir überſahen dabei, daß die Zahl der feindlichen Schwadronen 14 war, aus welchen, wie wir nachher erfuhren, damals die Diviſion Beaumont beſtand. Sie waren aber ohne Artillerie.

Nachdem wir unſeren Rückzug auf dieſe Weiſe etwa noch eine halbe Stunde lang fortgeſetzt und dabei von einem in dem Dorfe [Schönwerder] genommenen Boten erfahren hatten, daß wir keinen Übergang über die Ucker bis Paſewalk hin finden würden, und daß die Ufer dieſes Fluſſes wegen der moraſtigen Ufer und Gräben nicht zu paſſieren ſein würden, ſahen wir voraus, daß wir es auf vier Meilen weit mit dieſer Kavallerie zu tun haben würden, fürchteten, daß am Ende die Munition fehlen, auch vielleicht die Kräfte und der gute Wille unſerer Leute ſich erſchöpfen würden. Der Prinz beſchloß daher, ſich lieber mit ſeinem Bataillon in die Uckerbrüche hineinzubegeben, überzeugt, daß man mit Infanterie durch ſolche Gegenden meiſtens durchkommt, wenn ſie auch noch ein ſo übles Anſehen haben. Die feindliche Kavallerie konnte uns da nichts anhaben und es kam nur darauf an, mit der höchſten körperlichen Anſtrengung Paſewalk zu erreichen. Wir zogen uns alſo gegen den Rat des Bauern hinein und waren ganz erfreut, als wir etwa eine Stunde lang, obwohl mit großer Mühe, doch überall glücklich durchkamen, während die feindliche Kavallerie auf der Höhe uns zur Seite folgend, das Zuſehen hatte. Ein Teil derſelben ſaß ſogar ab und ſchien uns aufgegeben zu haben. Aber nun wurde der Boden immer ſchwieriger; es kamen häufig ſehr breite Gräben, die mit Waſſer angefüllt und ſo tief waren, daß man bis unter die Arme hineinſank. In dieſem ſchlimmen Boden blieben uns etwa hundert unſerer Leute ſtecken, denen es an Kräften fehlte, ſich aus dem Moraſt wieder herauszuarbeiten. ... Die feindliche Artillerie war angekommen und beſchoß uns ſeit einiger Zeit mit Kugeln, weil der Moraſt zu breit war, um Kartätſchen gegen uns anwenden zu können; das Feuer war von keiner ſonderlichen Wirkung. Wir würden uns alſo einzeln noch fortgearbeitet und auch wahrſcheinlich einzeln gerettet haben, wenn nicht nach einem ſehr breiten Abzugsgraben, den wir mit der größten Mühe paſſierten, der Boden mit einem Male feſter geworden wäre und es der feindlichen Kavallerie erlaubt hätte, ſich uns, wiewohl nur im Schritt, doch in ziemlicher Anzahl zu nähern. Wie wir auf dieſem feſten Boden anlangten, rief man den Leuten zu, ſich von neuem in ein Karree zu formieren. . . . . Allein die Leute hatten ſich ihrer Gewehre als Stützen bedient, um über die Gräben zu kommen; ſie waren meiſtens bis unter den Armen im Waſſer geweſen und folglich waren ihre Patronentaſchen mit der darin befindlichen Munition ganz durchnäßt. Sie

ſahen die Unmöglichkeit voraus, ſich ferner wehren zu können, und hatten nun auch den guten Willen dazu verloren; ſie warfen die Gewehre weg und ließen ſich willig von der feindlichen Kavallerie gefangen nehmen. Auch dem Prinzen blieb nichts anderes übrig und er teilte alſo das Schickſal ſeiner Leute.

4. Urteil einer uckermärkiſchen Dorfchronik.

Von dem vor der Übergabe des Hohenloheſchen Korps bei Prenzlau am 28. November vorgefallenen Treffen, welches in den franzöſiſchen Berichten eine Schlacht genannt wurde, hörte man ſicher, daß es von keiner großen Bedeutung geweſen. Der Fürſt Hohenlohe war ſchon durch die Stadt durch nur der Prinz Auguſt, der die Arrieregarde anführte, war mit den Franzoſen handgemein geworden und hatte tapfer gefochten. Man verſichert, daß etwa 30 Tote auf dem Felde bei der Papiermühle, etwa ebenſoviel auf dem Damm und einige wenige in der Stadt ſelbſt von beiden Teilen gefunden wurden. Der Fürſt behauptet in ſeinem Bericht, ſeine rechte Flanke ſei bedroht worden. Prenzlau ſelbſt lag vor ihm. Verſteht er alſo unter ſeiner rechten Flanke die nach Baumgarten oder Blindow hin, ſo konnte dieſelbe der Ucker wegen nicht anders als über Nieden, wo eine kleine Brücke iſt und welche 2 Meilen von Prenzlau nach Paſewalk zu liegt, bedroht werden. Dort ſtand aber noch ein ſtarkes, nachher auch bei Paſewalk gefangenes preußiſches Korps und iſt es ſehr ungewiß, ob die Niedenſche Brücke ſchon von den Franzoſen paſſiert war. Wenigſtens können es nur Streifpartien geweſen ſein. Die andere Flanke war auch völlig unbedroht, weil über die Seehauſenſche Brücke keine Franzoſen gekommen waren, ob ſie gleich tags vorher die Ruinierung der Brücke in Potzlow ſcharf verboten hatten. Die einzig giltig ſcheinende Urſache von der Übergabe des Korps ſcheint die von dem Fürſten angegebene gänzliche Ermattung der Mannſchaft und der Pferde zu ſein und der Mangel an Lebensmitteln, der auch in öffentlichen Blättern dem Fürſten zur Laſt gelegt wurde. Hätte er noch Löcknitz erreichen und den dortigen Platz tüchtig verteidigen laſſen können, ſo wäre der größte Teil ſeines Korps gerettet worden und Stettin hätte nicht übergeben werden können. General Blücher hätte dieſen Verſuch gewiß noch gemacht, da er ſich bis auf den letzten Punkt bei Lübeck mit den ſo abgematteten Truppen zurückgezogen hatte und da endlich nicht weiter konnte, ſondern ſich der Übermacht ergeben mußte.

Blücher
in der Uniform ſeines Regiments
Bild aus ſeiner Münſterer Zeit 1802—1806
(Nach Schöning, Geſchichte des 5. Huſarenregiments. Berlin 1843)

XVII

Rückzug und Kapitulation Blüchers

Ich kapituliere, weil ich weder Munition noch Brot und Furage habe. Blücher.

Unterſchrift Blüchers unter die Kapitulationsurkunde von Ratkau (7. November 1806).

1. Blücher und General Pletz auf ihrem Zuge durch Mecklenburg. (Malachowski.)

Als alles wieder geſammelt und geordnet war und die Gefangenen zurückgeſchickt waren, bemerkten wir, daß franzöſiſche Infanterie anrücke und ſich entwickle. Der Rand eines Waldes, den wir paſſieren mußten, wurde mit Füſilieren und Jägern beſetzt und ſo abgewartet, was der Feind unternehmen würde. Die Franzoſen zeigten ſich ſehr ſtark, griffen an und wollten ſich in den Beſitz des Waldes ſetzen; es entwickelte ſich hier ein ſo lebhaftes Tirailleur-

feuer, wie ich mich nur erinnere bei Wachau wieder erlebt zu haben; wir behaupteten indessen unsere Stellung, und der Feind zog sich zurück.

General Pletz hatte das Gefecht mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Kaltblütigkeit geleitet. Als das Feuer am lebhaftesten war, und die Kugeln fortwährend um uns herumpfiffen, stierte die Ordonnanz des Generals, ein junger Karabinier, bleichen Angesichts nach dem Feinde; plötzlich näherte er sich und redete den General an: Herr General, da drüben steht ein Trupp Franzosen, die zielen immer gerade auf uns. — So, war die Antwort, na, laß sie man, wenn die Kerls ordentlich zielen und auch treffen, was für ein wohlfeiles Begräbnis wir bekommen!

Schon während des Gefechts hatte Pletz zum General Blücher geschickt und ihn bitten lassen, ihm einige Bataillone Infanterie zu schicken; mit ihrer Unterstützung hoffe er imstande zu sein, die Position bis zum Abend zu halten und dadurch dem immer und immer marschierenden Korps einmal eine ruhige Nacht zu verschaffen. Statt der gewünschten Infanterie erschien der Hauptmann Müffling vom Generalstabe, um sich von dem Stande des Gefechts zu überzeugen; ihm folgte bald der General Blücher selbst. Blücher und Pletz waren zusammen im siebenjährigen Kriege unter Belling Junker gewesen und hatten ihre ganze Dienstzeit in demselben Regiment zugebracht. Intime Freunde seit früher Jugend, verkehrten sie miteinander in einem Tone, der mindestens derb, meist sogar grob war, während Pletz allen übrigen Menschen gegenüber es niemals an gehaltenen, vornehmen Formen fehlen ließ.

Kaum kam Blücher heran, so rief er Pletz zu: Guten Tag Pletz, ich kann dir keine Infanterie schicken, die Kerls liegen wie tot da und können nicht vom Fleck. Du mußt den Kanaillen mal ordentlich die Zähne weisen, dann werden sie schon wegbleiben.

Worauf Pletz: Wenn du bloß hergekommen bist, um mir das zu sagen, so hättest du dir den Ritt sparen können, das wird auch schon ohne deinen Rat geschehen. Nicht wahr, wenn sie dich man mit deinem großen Schnauzbart zu sehen bekommen, werden sie gleich zum Teufel laufen. Ha ha, du weißt wohl, daß sie es auch nicht immer tun.

Na, ich meinte nur so, begütigte Blücher, und fort ritten die beiden alten Kameraden in das heftigste Tirailleurfeuer, von gleichgültigen Dingen redend, scherzend und sich neckend.

Auch ohne die gewünschte Unterstützung war es uns gelungen, bis zum Abend unsere Stellung zu behaupten, der Feind hatte sich zurückgezogen, aber auch wir mußten den Rückmarsch wieder fortsetzen: morgen, hieß es, werden wir eine Position einnehmen und schlagen. Sehr ermattet trafen wir beim Gros ein, empfangen von dem freudigen Beifall unsrer Gefährten, die nichts sehnlicher wünschten, als bald ebenfalls Gelegenheit zu haben, sich mit dem Feinde zu messen.

2. Die Einnahme Lübecks. (Reiche.)

Der verhängnisvolle 6. November erschien, welcher der Tag unseres Unterganges und der Vernichtung der letzten Überreste unserer schönen Armee sein

sollte. Die Angst der Lübecker sollte zur Wirklichkeit werden, denn sie mußten die Schreckniſſe und Drangſale des Krieges in ihrer furchtbarſten Geſtalt erfahren, wie ſie bis dahin kaum gedacht werden konnten.

Die Ereigniſſe jener unglücklichen Tage mit ihren Folgen ſind bekannt, und ich will nur noch ſoviel bemerken, daß das Unglück nicht ſo groß, vielleicht ganz abgewehrt worden wäre, hätte man ſich auf einen möglichen Angriff mehr vorgeſehen und die Lokalität demgemäß zu benutzen gewußt. So aber bildete Scharnhorſt ſich feſt ein, der Feind würde uns hier ſobald nicht angreifen, daher demgemäß auch eigentlich nichts geſchah. . . . .

Zur Sicherſtellung und Verteidigung der Tore war außer den allergewöhnlichſten Maßregeln ihrer Bewachung nichts geſchehen, man glaubte ſich ſicher wie in Abrahams Schoß, als ſich mit Anbruch des Tages vor den drei Toren — dem Mühlen-, Höxter- und Burgtore — die feindlichen Vortruppen zeigten.

Daran einmal gewöhnt, achtete man nicht weiter darauf, ſelbſt dann noch nicht, als unſere Außenpoſten zurückgetrieben wurden. Die Zahl der Feinde wuchs immer mehr, das Tirailleurgefecht wurde immer lebhafter, ohne daß man ſich viel daraus machte. Endlich nach Verlauf von einer Stunde wurde Generalmarſch geſchlagen, die Truppen verſammelten ſich auf ihren Allarmplätzen und zogen nach den bedrohten Toren, Kanonen eilten in vollem Jagen eben dahin.

Blücher mit ſeinem ganzen Hauptquartier blieb noch ruhig im „Heiligen Geiſte“ auf dem Markte, ſo ſicher glaubte man ſich, und als Blücher, zuletzt unruhig, ſich zu Pferde ſetzen und nach dem Burgtore [im Norden], wo das Gefecht am lebhafteſten war, eilen will, hält Scharnhorſt, ihn am Arme faſſend, mit der Verſicherung zurück, daß für die Stadt nichts zu befürchten, es vielmehr ſehr weſentlich ſei, die Dispoſition für den folgenden Tag zu machen.

Inzwiſchen hatte der Feind das Burgtor forciert und drang unaufhaltſam in die Stadt, ſich von hier innerhalb der Mauer gegen die übrigen Tore ausdehnend. Unſere Truppen, die ſich hier von der Seite und im Rücken angegriffen ſahen, verließen die Tore, worauf der Feind überall auch hier eindringt. Fechtend zogen ſich unſere Truppen zurück, das Gemetzel in der Stadt war fürchterlich, ein wahres Blutbad wurde angerichtet. So ging das von allen Seiten bis zum Markte fort; kaum hatte Blücher noch ſoviel Zeit, aus dem Hauſe zu kommen und ſich auf ein ihm in dieſem Augenblicke dargebotenes Pferd zu werfen und ſich zu retten. Scharnhorſt und alle, die vom Hauptquartiere noch zurück waren, ſowie auch meine Perſon wurden kriegsgefangen.

Blücher, und wer aus Lübeck entkommen konnte, zog ſich durch das Holſtentor [im Weſten] nach Schwartau und Ratkau, in der Abſicht, bei Travemünde ſich von neuem zu ſetzen, bis endlich Blücher gezwungen wurde, mit dem Reſte ſeiner Truppen zu kapitulieren und ſich gefangen zu geben, womit die Vernichtung der gegen Napoleon ins Feld gerückten Armee bis auf den letzten Mann vollendet und Napoleons prahleriſche Drohung in Erfüllung gebracht wurde. . . . . .

Die Schreckenstage von Lübeck ſind mir wie Flammenzüge vor Augen geblieben, und die Greuelſzenen, die ich dort erlebte, werden mich ſtets mit

Schauder erfüllen. Kaum waren die Franzosen Meister der Stadt, so wurden die Häuser erbrochen und das Plündern ging los; was nicht mitzunehmen war, wurde zerschlagen; die furchtbarsten Szenen fielen dabei vor. Preußische Soldaten, die sich in die Häuser flüchten wollten, fanden keinen Einlaß und waren dann gewöhnlich eine Beute des Todes, den sie unter den Bajonetten, Kolben oder Flintenkugeln des Feindes fanden. So oft neue Truppen einrückten und die erstern zu Blüchers Verfolgung fortzogen, fing die Plünderung immer von neuem an und dauerte so Tag und Nacht ununterbrochen fort. In den Straßen loderten die Biwakfeuer hoch auf, zu deren Unterhaltung selbst die kostbarsten Möbel nicht verschont wurden. Dabei das Jammergeschrei und Wehklagen der unglücklichen Menschen, das fortwährende Einstoßen der Türen, das Zerschlagen der Möbel, dabei einzelne Schüsse, alles dies war wahrhaft gräßlich anzuhören.

3. Die Kapitulation von Ratkau. (Eisenhart.)

Der General v. Blücher hatte schon früher gesagt, daß er sich todkrank anstellen würde, und sich zu diesem Behuf in einen Großvaterstuhl geworfen, nachdem er eine weiße Nachtmütze aufgesetzt hatte. Er fing jämmerlich an zu stöhnen, als wenn er die größten Schmerzen ausstehen müsse. Auch sah er den General Tilly, welcher sich ihm näherte, mit hinsterbendem Blick an. Dieser nun hielt eine pathetische Rede voller Schmeicheleien an ihn, nannte ihn den größten General der preußischen Armee, versicherte ihm die höchste Achtung des Kaisers wie der ganzen französischen Armee, meinte, daß das Glück des Krieges sehr veränderlich sei, und daß man sich unmöglich braver schlagen könne, als es von ihm geschehen wäre, daß aber die Übermacht der Franzosen zu groß sei und man nicht mehr Blut vergießen müsse, wo kein glücklicher Erfolg zu hoffen sei, da er von drei Armeekorps sich umzingelt sähe. — „Ach meine Herren!“ erwiderte der General, „ich bin ein unglücklicher, alter, jetzt todkranker Mann, der froh wäre, wenn er längst im Grabe läge, um dies Ereignis nicht erlebt zu haben. Ich muß freilich kapitulieren, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe, sonst würde ich mich noch lange nicht zu übergeben brauchen, und daher hoffe ich, ehrenvolle Bedingungen zu erhalten.“

Nachdem der General v. Tilly ihm diese zugesichert, wurde zur Ausführung geschritten, indem sich der Hauptmann v. Müffling zur Entwerfung der Punkte anschickte. Allein gleich bei den ersten Zeilen, welche der General v. Blücher aufzusetzen befahl, und welche folgendermaßen lauteten:

„Ich kapituliere bloß darum, weil es mir an Brot und Munition fehlt!“

ging der Streit los. Der General Riveaux nämlich, einer der drei französischen Kommissärs, erklärte, daß dies nicht in die Kapitulation gesetzt werden könne, weil dies nicht üblich sei usw. Nach einigem Hin- und Herreden, welches alles der Hauptmann v. Müffling dem General ins Deutsche übersetzen mußte, da er selbst nicht französisch sprach, vergaß er seine angenommene Rolle. Mit

Schauder erfüllen. Kaum waren die Franzosen Meister der Stadt, so wurden die Häuser erbrochen und das Plündern ging los; was nicht mitzunehmen war, wurde zerschlagen; die furchtbarsten Szenen fielen dabei vor. Preußische Soldaten, die sich in die Häuser flüchten wollten, fanden keinen Einlaß und waren dann gewöhnlich eine Beute des Todes, den sie unter den Bajonetten, Kolben oder Flintenkugeln des Feindes fanden. So oft neue Truppen einrückten und die erstern zu Blüchers Verfolgung fortzogen, fing die Plünderung immer von neuem an und dauerte so Tag und Nacht ununterbrochen fort. In den Straßen loderten die Biwakfeuer hoch auf, zu deren Unterhaltung selbst die kostbarsten Möbel nicht verschont wurden. Dabei das Jammergeschrei und Wehklagen der unglücklichen Menschen, das fortwährende Einstoßen der Türen, das Zerschlagen der Möbel, dabei einzelne Schüsse, alles dies war wahrhaft gräßlich anzuhören.

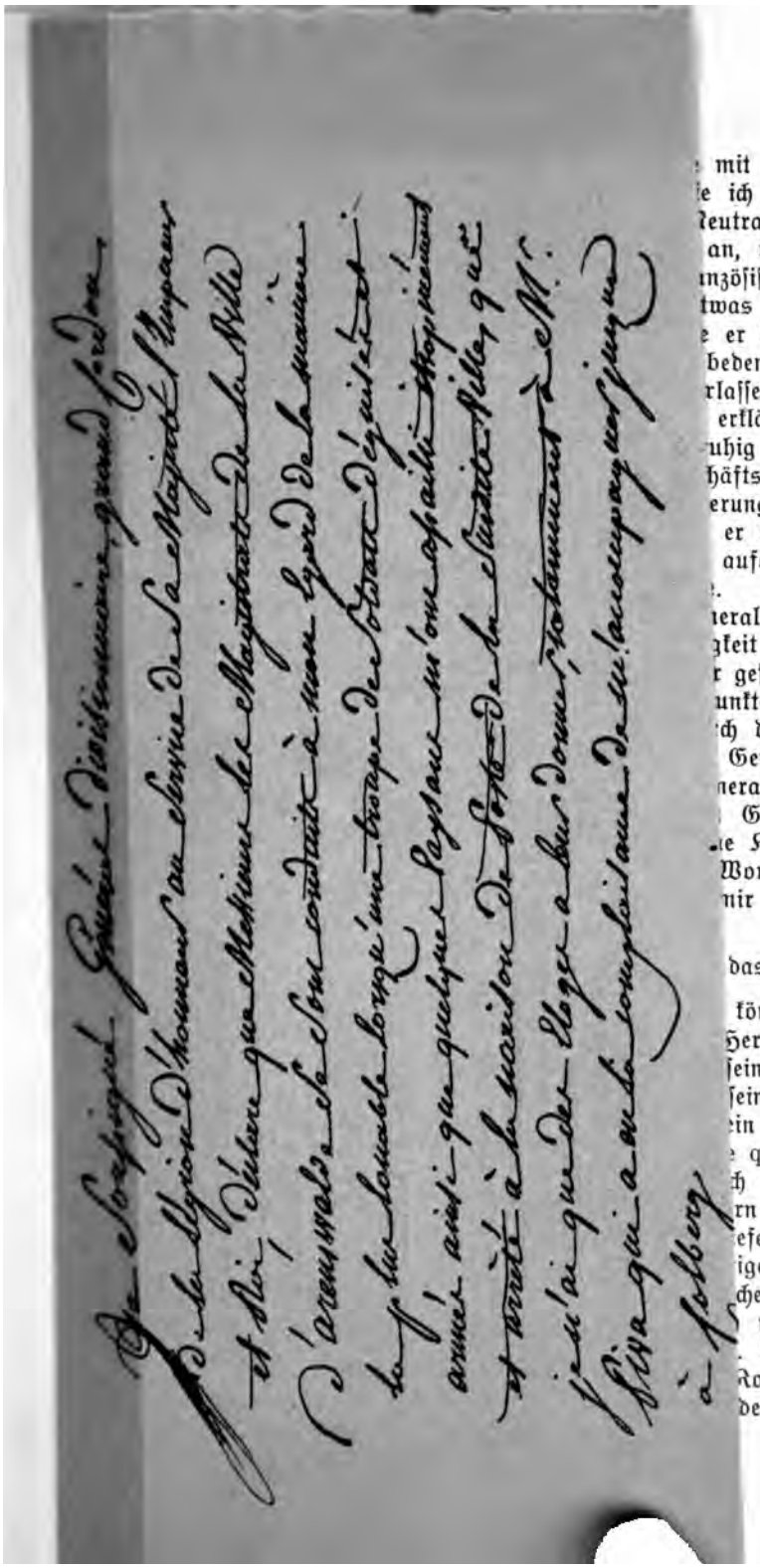
3. Die Kapitulation von Ratkau. (Eisenhart.)

Der General v. Blücher hatte schon früher gesagt, daß er sich todkrank anstellen würde, und sich zu diesem Behuf in einen Großvaterstuhl geworfen, nachdem er eine weiße Nachtmütze aufgesetzt hatte. Er fing jämmerlich an zu stöhnen, als wenn er die größten Schmerzen ausstehen müsse. Auch sah er den General Tilly, welcher sich ihm näherte, mit hinsterbendem Blick an. Dieser nun hielt eine pathetische Rede voller Schmeicheleien an ihn, nannte ihn den größten General der preußischen Armee, versicherte ihm die höchste Achtung des Kaisers wie der ganzen französischen Armee, meinte, daß das Glück des Krieges sehr veränderlich sei, und daß man sich unmöglich braver schlagen könne, als es von ihm geschehen wäre, daß aber die Übermacht der Franzosen zu groß sei und man nicht mehr Blut vergießen müsse, wo kein glücklicher Erfolg zu hoffen sei, da er von drei Armeekorps sich umzingelt sähe. — „Ach meine Herren!“ erwiderte der General, „ich bin ein unglücklicher, alter, jetzt todkranker Mann, der froh wäre, wenn er längst im Grabe läge, um dies Ereignis nicht erlebt zu haben. Ich muß freilich kapitulieren, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe, sonst würde ich mich noch lange nicht zu übergeben brauchen, und daher hoffe ich, ehrenvolle Bedingungen zu erhalten.“

Nachdem der General v. Tilly ihm diese zugesichert, wurde zur Ausführung geschritten, indem sich der Hauptmann v. Müffling zur Entwerfung der Punkte anschickte. Allein gleich bei den ersten Zeilen, welche der General v. Blücher aufzusetzen befahl, und welche folgendermaßen lauteten:

„Ich kapituliere bloß darum, weil es mir an Brot und Munition fehlt!“

ging der Streit los. Der General Riveaux nämlich, einer der drei französischen Kommissärs, erklärte, daß dies nicht in die Kapitulation gesetzt werden könne, weil dies nicht üblich sei usw. Nach einigem Hin- und Herreden, welches alles der Hauptmann v. Müffling dem General ins Deutsche übersetzen mußte, da er selbst nicht französisch sprach, vergaß er seine angenommene Rolle. Mit



mit Heftigkeit. „Nun
e ich noch befehle, will
eutralität mehr.“ Die
an, wurden aber noch
nzösischer Offizier ganz
twas ins Ohr flüsterte.
e er die Nachricht, daß
bedenklich schienen und
rlassen könne und daß
erklärt wurde, lächelte
uhig sein sollten.“ —
häfts und sagte leise
erung nachgeben möge,
er kenne diesen alten
aufopfern würde, ehe

ieral die Gerechtigkeit
gkeit in allen Stücken
r geforderte Einleitung
unkte zuvor bezeichnet
ch denn der Abschluß
Generale im Begriff
neral Tilly etwas ins
General v. Blücher
ie Kriegskasse bei sich
Wort hierin verlassen.
nir dann, solche aus-

das noch!“

könne, keine Kriegs-
Herren schon aufmerk-
seinem Bette hervor,
sein Eigentum sogar
ein französischer Offi-
quittance!“
ch nicht den Kasten,
rn nur das Fäßchen,
eferte, und ich hatte
igen Rasse von dem
chen Generale bereits
noch auf und bat
. Blücher zu geben,
Korps des Generals
den konnten. Diese

Schauder erfüllen. Ka
die Häuser erbrochen
war, wurde zerschlagen
Soldaten, die sich in
waren dann gewöhnlic
Kolben oder Flintenku
rückten und die erstern
immer von neuem an
den Straßen loderten
die kostbarsten Möbel
Wehklagen der unglück
das Zerschlagen der
gräßlich anzuhören.

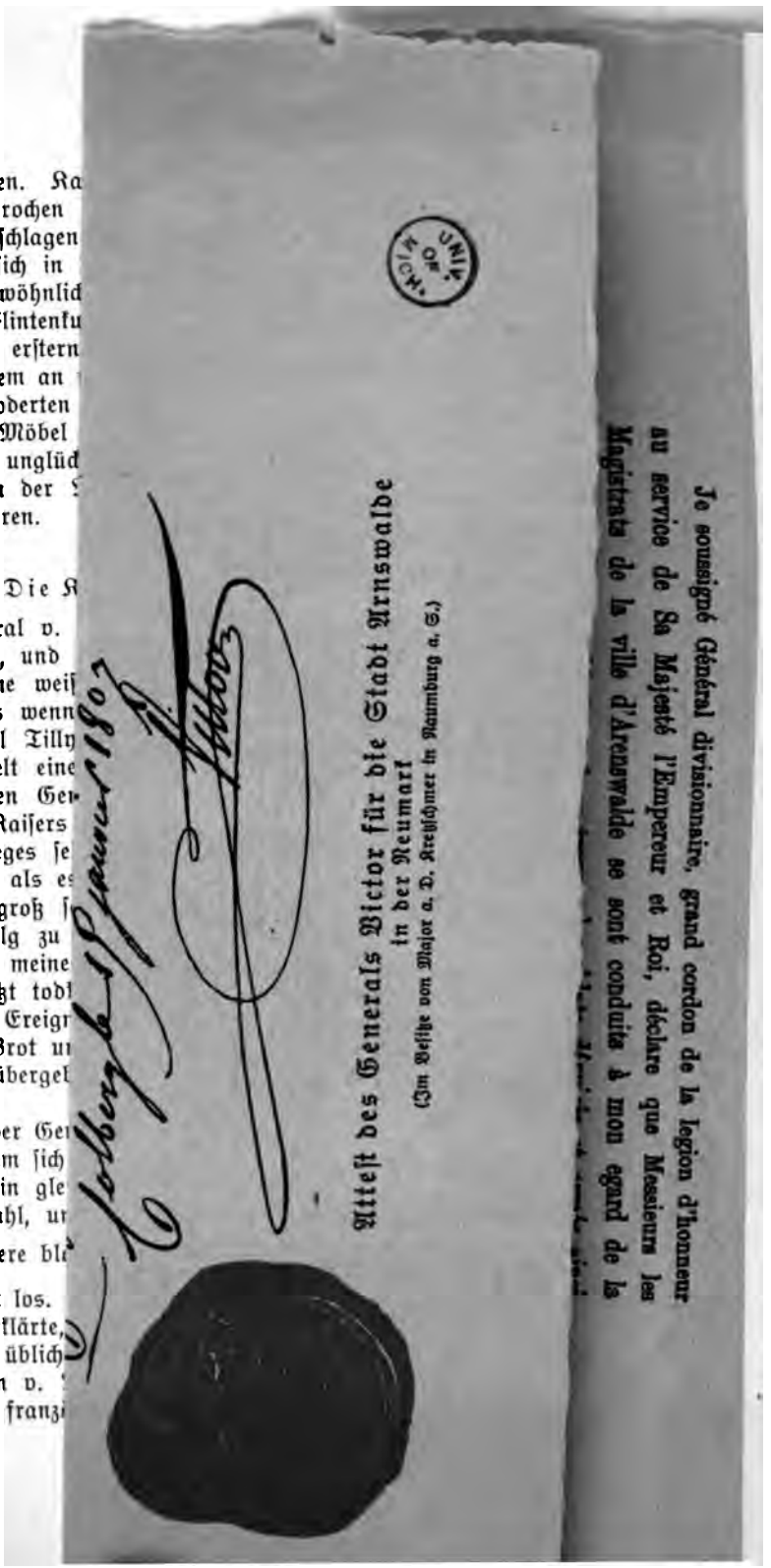
3. Die K

Der General v.
anstellen würde, und
nachdem er eine weis
zu stöhnen, als wenn
er den General Tilly
Dieser nun hielt eine
ihn den größten Ge
Achtung des Kaisers
Glück des Krieges se
schlagen könne, als es
Franzosen zu groß
glücklicher Erfolg zu
sähe. — „Ach meine
licher, alter, jetzt tod
läge, um dies Ereig
weil ich kein Brot u
lange nicht zu überge
zu erhalten."

Nachdem der Ge
geschritten, indem sich
anschickte. Allein gle
aufzusetzen befahl, u

„Ich kapituliere bl

ging der Streit los.
Kommissärs, erklärte,
weil dies nicht üblich
der Hauptmann v.
er selbst nicht franz



uersprühenden Augen richtete er sich empor und sagte mit Heftigkeit. „Nun
nn kapituliere ich gar nicht. Mit 30 000 Mann, die ich noch befehle, will
) mich noch durchschlagen und kehre mich an keine Neutralität mehr.“ Die
anzösischen Generale sahen sich einander verwundert an, wurden aber noch
ehr erstaunt, als in dem nämlichen Augenblick ein französischer Offizier ganz
rstört in die Stube stürzte und dem General Tilly etwas ins Ohr flüsterte.
ieser wurde sehr verlegen und sagte: Soeben erhalte er die Nachricht, daß
an bei unsern Truppen Bewegungen sähe, die ihm bedenklich schienen und
ß er hoffe, daß er sich auf des Generals Wort verlassen könne und daß
hier nichts zu befürchten. — Als dies dem General erklärt wurde, lächelte
und erwiderte: „Sagt ihnen nur, daß sie ganz ruhig sein sollten.“ —
ch benutzte den augenblicklichen Stillstand des Geschäfts und sagte leise
m General Tilly, daß er dem General in seiner Forderung nachgeben möge,
enn es ihm wirklich Ernst sei, Blut zu schonen, denn er kenne diesen alten
öwen nicht, der uns lieber bis auf den letzten Mann aufopfern würde, ehe
von etwas abginge, was er einmal für gerecht erkenne.

In der Tat muß ich hier diesem feindlichen General die Gerechtigkeit
iderfahren lassen, daß er mit vieler Ruhe und Billigkeit in allen Stücken
ndelte; daher schlug er vor, die vom General v. Blücher geforderte Einleitung
r Kapitulation unter dieselbe zu setzen, wenn alle Punkte zuvor bezeichnet
ären, welches er sich endlich auch gefallen ließ, wodurch denn der Abschluß
hr beschleunigt wurde. Schon waren die französischen Generale im Begriff
zugehen, als einer der französischen Offiziere dem General Tilly etwas ins
hr flüsterte, worauf sich derselbe umwandte und dem General v. Blücher
gte, daß es sich von selbst verstände, im Falle er eine Kriegskasse bei sich
abe, diese zu übergeben, doch wolle man sich auf sein Wort hierin verlassen.
er General v. Blücher stutzte ein wenig und befahl mir dann, solche aus-
liefern, mit den Worten:

„Nun geben Sie in des Teufels Namen auch das noch!“

Ich sagte ihm unbemerkt, daß er sein Wort geben könne, keine Kriegs-
sse zu besitzen, da es eine Landeskasse sei, allein da die Herren schon aufmerk-
m geworden waren, so holte ich das Fäßchen unter seinem Bette hervor,
it dem Beifügen, daß — wenn man dem General sein Eigentum sogar
hmen wolle — hier selbiges wäre. Mit Begierde fiel ein französischer Offi-
er über das Faß her und sagte: „Je vous donnerai une quittance!“

General v. Blücher sah mich verwundert an, da ich nicht den Kasten,
orin ich bereits die Hauptsumme aufbewahrt hatte, sondern nur das Fäßchen,
orin sich zirka 3000 Taler befanden, den Feinden überlieferte, und ich hatte
le Vorsicht nötig, um die Aufmerksamkeit dieser geldgierigen Rasse von dem
egenstande ihrer Sehnsucht abzuleiten. — Als die französischen Generale bereits
s der Türe hinausgingen, hielt ich den General Tilly noch auf und bat
n, eine Sauvegarde für die Equipage des Generals v. Blücher zu geben,
dem wir, um nach Hamburg zu gelangen, durch das Korps des Generals
ernadotte fahren mußten und leicht ausgeplündert werden konnten. Diese

Forderung wurde sogleich erfüllt, und ein Offizier mit 15 Chasseurs*) erhielt den Befehl, den General und seine sämtlichen Sachen und Pferde bis Oldesloe zu begleiten. — Ich habe hier noch anzuführen, daß in der Kapitulation sich der General die Begleitung seiner beiden Söhne und die meinige namentlich ausbedungen hatte. Auch wir behielten daher unsere Equipagen und erreichten am dritten Tage darauf ungefährdet Hamburg.

XVIII

Übergabe der Festungen

Da kamen über uns gezogen
Die Schmach, die Greuel ohne Zahl,
Wir bauten mit am Siegesbogen,
Wir saßen mit beim Götzenmahl;
Die nie das freie Haupt gebogen,
Die Männer, stolz und rein wie Stahl,
Sie webten mit am Sklavenbande,
Sie prunkten mit dem Schmuck der Schande.

Max von Schenkendorfs Beichte am 28. Oktober 1813.

1. Die Festungsgouverneure. (Boyen.)

Ebenso schlimm wie auf dem offenen Felde ging es nun mit der Reihe unserer Festungen, ohne daß diese trüben Erscheinungen eigentlich überraschen konnten, denn hier war vielleicht noch mehr als bei der Erhaltung der Armee gesündigt. Teils war sehr wenig zur fortschreitenden Erhaltung derselben geschehen, gegen die so vermehrte Wirksamkeit des Wurfgeschützes und die dadurch ganz veränderte Art des Belagerungskrieges waren nicht genügend Gegenanstalten getroffen, hauptsächlich aber hatte man zu Gouverneuren und Kommandanten nur alte, durchaus abgelebte Greise gewählt und ihnen ebenso invalide Artillerieoffiziere gegeben, den Ingenieurs vom Platz auch keine besondere Auswahl gewidmet. Ja, als wenn es an diesen Mißgriffen noch nicht genug gewesen wäre, so waren z. B. der Kommandant von Magdeburg, Oberst Du Trossel, und der von Küstrin, Oberst Ingersleben, eben beides Männer, die, so unglaublich wie es ist, doch schon einmal wegen Mangel an Mut verabschiedet gewesen waren und nur hinterher durch Konnexionen sich wiederum so wichtige Anstellungen zu erschleichen gewußt hatten. Statt wie es späterhin, aber zu spät geschah, die Kommandanten zu einer ernsten Verteidigung zu verpflichten, hatten sogar einzelne abgebrochene, gutmütige Worte des Königs bei seiner Durchreise durch Magdeburg scheinbar das Gegenteil angedeutet, und so war jeder Gedanke an eine heldenmütige Gegenwehr durch die Empfindungen großer Bestürzung überwältigt worden, und um das Maß der Schwäche ganz zu füllen, hatten noch die höheren Zivilbeamten in verschiedenen Festungen, in Magdeburg der Kammerpräsident v. Bülow, nachheriger Finanzminister, und in Küstrin der Präsident v. Schierstädt, ihre amtliche Stellung und den dadurch gewonnenen Einfluß auf die Militärbehörden entschieden mißbraucht, um eine feige Übergabe zu beschleunigen.

*) Diese Chasseurs hoben den Kasten selbst auf den Wagen und sagten, daß er verteufelt schwer sei. [Eisenhart.]

So fielen ohne alle Belagerung, oft nur von einem Trompeter aufgefordert, in schmachvoller Reihe Hameln, in dessen Mauern sich außerdem noch ein Korps von 6000 Mann guter Truppen unter dem General Le Cocq befand, Erfurt mit der Division des Prinzen von Oranien, Magdeburg mit einer zahlreichen Besatzung und ebenso ansehnlicher Generalität, unter der der Graf Wartensleben höchst nachteilig den altersschwachen Gouverneur von Kleist fortdauernd zur schnellen Übergabe bearbeitete, Spandau, Stettin, welches nur von einer Seite auf dem linken Oderufer von den Franzosen berennt war, und Küstrin, welches alle andern wo möglich noch dadurch überbot, daß der Kommandant Oberst v. Ingersleben sich über die Oder setzen ließ und dem Feinde entgegenging, um die Kapitulation ja schnell abzuschließen. Seine Gattin, als sie dies unselige Vorhaben erfuhr, warf sich ihm am Strande, ehe er in's Kahn stieg, zu Füßen, um ihn von diesem schändlichen Schritte zurückzuhalten, aber der schon erwähnte Kammerpräsident v. Schierstädt riß die heldenmütige Frau zurück und beschleunigte die Abfahrt des feigen und durch sein Zureden noch mehr betörten Kommandanten.

2. Magdeburg. (Wachholtz.)

Am 24. Oktober, drei Tage nach dem Abmarsche des Fürsten von Hohenlohe begann die Berennung der Stadt durch ein Blokadekorps des Marschalls Ney; ein wiederholter Angriff auf die Neustadt wurde abgeschlagen, und da es dem Feinde an Belagerungsgeschütz fehlte, so war eine ernstlichere Unternehmung nicht zu befürchten. Nur wenige Granaten fielen während der ganzen Berennung in die Stadt. Wir mußten einen strengen Wachtdienst in den Werken leisten. Die Festung war in vier Brigaden geteilt, welche, wie ich mich zu entsinnen glaube, die Generalmajore von Alvensleben, von Schack, von Tschepe und von Renouard befehligten: eine jede dieser Brigaden hatte ihren bestimmten Alarmplatz. Ein Drittel der diensttuenden Garnison, welche wohl an 15000 Mann stark sein mochte, mußte jede Nacht in den Quartieren, dem Rufe des Generalmarsches stets gewärtig, angezogen und gerüstet bleiben. Schon am 7. November hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Gouverneur der Festung, General von Kleist — ein siebzigjähriger Greis — mit dem Feinde Unterhandlungen wegen einer abzuschließenden Kapitulation angeknüpft habe, ein Gerücht, welchem wir anfangs keinen Glauben beimessen wollten, das aber am 9. November leider sich bestätigte, da an diesem Tage unseren Soldaten die scharfen Patronen abgenommen wurden, denn man fürchtete, würde die Kapitulation früher bekannt, den Ausbruch einer Revolte unter ihnen. Am 10. ward das Ulrichstor dem Feinde geöffnet und mit Grenadieren besetzt. Laut der Übereinkunft mußten sich die Offiziere auf ihr Ehrenwort verbindlich machen, vor einer Auswechselung nicht wieder zu dienen. Jedem derselben war es gestattet, zwei Pferde mitzunehmen und sich nach seiner Heimat, oder wohin es ihm beliebe, zu begeben, woselbst die Auszahlung des halben Gehalts erfolgen würde; auch ließ der Gouverneur noch einen zweimonatlichen Gehalt uns verabreichen. Mit Unwillen aber vernahmen die Soldaten den Artikel

der Kapitulation, welcher bestimmte, daß sie in die Kriegsgefangenschaft nach Frankreich abgeführt werden sollten. Die ganze Nacht durchwogten sie die Straßen und begingen Exzesse aller Art. Ein förmlicher Aufruhr drohte; vielleicht hätte ein verständiger, älterer Offizier dieser Stimmung eine gute Richtung geben, sie benutzen und vieles, wenigstens die Ehre retten können. Am 11. November rückten die Regimenter einzeln auf das Glacis. Auf dem Wege dahin hatten sie Fenster und Laternen zertrümmert. Als sie daselbst angekommen, defilierten sie vor dem Gouverneur und dem neben ihm haltenden französischen Feldherrn Marschall Ney und General Vandamme vorbei und streckten darauf im Angesicht weniger gegenüber aufmarschierter französischer Bataillone das Gewehr. Nachdem dieses geschehen, machten die Unteroffiziere und Soldaten rechtsum, und nach Frankreich wurden sie transportiert. Die Offiziere steckten den Degen ein und gingen nach der Stadt zurück. Das war ein bitterer Kelch, ein ergreifender, wehmütiger Moment!

3. Hameln. (Chamisso an Varnhagen am 22. November 1806.)

Die Entfernung des äußern Feindes hatte den innern stark gemacht und uns unachtsam. Es ritten die Befehlshaber, und unter ihnen X., nach einer Warte, die zwischen Stadt und Lager auf mittlerm Wege liegt; dort hatten sie die Unterhandlungen angesagt. Sie kehrten zur Vesperzeit wieder heim, und als gegen Abend wir im Kaffeehause, da wir zusammenzukommen pflegten, viele versammelt waren, ging das Wort, der Handel sei geschlossen. Wie es laut ausgesprochen, erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Hast herbei, und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe, und die Wahrheit sage. Lecocq und die andern Generale waren beisammen. O mein Freund, nicht um meiner Seele Preis hätt' ich mögen einer der Sünder sein! Wie standen sie ängstlich vor uns da, blöden, lichtscheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin sei doch schon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, Magdeburg und Küstrin und Spandau und Stettin und Gott weiß, welche Städte mehr hätten die Tore wohl geöffnet, warum doch ein gleiches nicht tun, in der Zukunft müsse es doch kommen, und endlich, es sei nun einmal geschehen. — „Daß es geschehen, ist die Schmach, warum begierig nach anderer Schande fragen, eine gleiche auf sich zu laden? Nach dem, was zu tun, um ehrenfest zu bleiben, fragt, und wir werden Antwort wissen!" Wir sind doch nur auf siebenzig Tage proviantiert. — „Auf siebenzig Tage doch. Wo ist sonst die sturmreife Bresche in unserm Hauptwall?" Es wird doch keines Nutzens sein. — „Wer fragt nach Nutzen? Aber auch also! Eine starke Kriegsmacht aufzuhalten und sonstiger Wirksamkeit zu entziehen, ist Nutzen. Und wißt ihr, ob das Kriegsglück nicht sich wenden, ob nicht ein Frieden noch geschlossen wird?" — Es ist nun an keinen Frieden und an keinen Krieg mehr zu denken, und wir werden uns doch ergeben müssen. — „Und was gewinnt ihr, es jetzt zu tun? Zeit ist es immer noch, die Waffen zu strecken und hinzugeben die braven Bursche, die nicht also denken wie ihr!" Also verloren wir Zeit und Worte, und es fand sich nicht gleich

einer, der da gesprochen hätte: „Folgt mir!“ — Rhaden, ein Kind, das erst aus der Ingenieur-Akademie getreten, nahm wohl das Wort und trat aus sich heraus und redete gewaltig; herrlich ließ er den Schatten seines Ahnherrn aus dem Grabe steigen, das ihm auf den Wällen der Stadt, die er im Siebenjährigen Kriege verteidigt, aufgeschüttet, und stand mit gezogenem Degen fest da, einen gewaltigen Schwur vorsagend, aber er führte nur die Stimme des Vorwurfs und vermochte nicht die alten Bande gewohnter Subordination zu zerschlagen. O hätt' er sich uns zum Führer aufgeworfen, die Füße ihm küssend wären wir ihm gefolgt, und es stände anders um unsern Namen! Er beschwor töricht, als könnte der Dolch die Wunde heilen, die er geschlagen, diejenigen, die selber unterschrieben hatten, abzustehen und zurückgehend unsern Weg einzuschlagen. Er begehrte, als Sühnopfer für den Wortbruch, sein Haupt ins feindliche Lager darzubringen. Wir alle schrien: das Los erwähle einen! Das Anerbieten ward abgelehnt; ein Trompeter mußte alsbald aufsitzen, und wir, mit Halbheiten, Vertröstungen, Versicherungen, es würde getan werden, was zu tun sei, eingewiegt, schwankend in halbem Glauben, gingen hinaus, angewiesen, die Burschen in Ruhe und in den Quartieren zu erhalten, da die an sie gelangende Kunde sie zu empören drohte. Zwei Artillerieoffiziere, die eigenmächtig ihre Leute auf den Wällen versammelt hatten, gaben willig ihre Degen ab und stellten sich in die Wache ein. — Es war später Abend.

Mehrere von uns fanden sich in das Kaffeehaus wieder ein und hielten sich dort versammelt. Ich redete unter ihnen: „Wer unterschrieben, hat selber sich gerichtet und gebunden, es ist nicht an ihm ferneres Zutrauen zu hegen. Ohne Haupt sind wir, das ist das Gebrechen. Alle eines Sinnes und fest auf uns vertrauend, laßt die Namen auf Zettel schreiben, in einen Hut werfen und schwingen, und das Los gebe uns ein Haupt. Laßt dann die Regimenter unter die Waffen treten, die Tore öffnen und ruft aus: wer nicht kämpfen will, bis er falle, ziehe hin, wir brauchen seiner nicht. Schwört sodann in die Hände des neuen Kommandanten und laßt den König hochleben; schickt aber alsbald auf das Fort, von dem wir nichts wissen, daß dort ein gleiches geschehe. Ich redete noch, da ward Alarm geschlagen. Es war 10 Uhr an der Zeit.

Die Burschen wußten sich verraten und ließen ihre Wut walten. Ein Magazin war eingebrochen. Die erste Idee war wohl, was man nicht genossen, zu zerstören, auf daß auch der Feind es nicht genösse. Der Alarm brachte noch die Regimenter und Bataillone zahlreich zusammen. Keiner erteilte Befehle. Man ging nicht auf die Wälle, sondern blieb auf offener Straße da. Man langweilte sich, ging endlich auseinander. Alles war in Waffen auf den Straßen, vieles zog nach den Magazinen. Stückknechte raubten, und die zerschlagenen Branntweinfässer mahnten den Soldat, das karg vorenthaltene Gut nicht eitel verrinnen zu lassen. Er hatte viele Monate die schwere Bürde der sechzig Patronen, immer hoffend auf den Feind, und nie ihm entgegengeführt, ungenutzt getragen; nun wolle er sie auch knallen hören. Der erste Schuß war ein Signal, mit dem ein Lauffeuer begann, welches bis am Morgen durch die Straßen fortdauerte. O mein Freund, am schreckhaftesten ist die Verzweiflung, wenn sie in die Gestalt der rauschenden Freude sich ver-

kehrt! Das ist ihr Wahnwitz! — Ein solches Schauspiel bot die Nacht dar, erhellt von den Blitzen des Salpeters. Die Wachen waren verlassen, vieles zog zu den offenen Toren hinaus, andere suchten den Kommandanten und schossen in seine Fenster. In jedem Augenblick erwartete ich ein gleiches Spiel mit dem Donner des Grobgeschützes beginnen zu hören und war gewärtig, die Pulvermagazine auffliegen und die Stadt in Brand auflodern zu sehen. — Ein Uhrmacherladen wurde geplündert, ein paar Bürger in ihren Häusern von verlornen Kugeln getroffen; viele Soldaten fanden auf den Straßen ihren Tod. Eine Anekdote laß Dir erzählen, wie ein Feldwebel von Haack sie mir berichtet, und der Prediger, bei dem ich heute der Gastfreundschaft genieße, sie auch von andern vernommen:

Bei der Kompagnie des Kapitäns von Britzke, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnava, Soldatensöhne und Soldaten selbst. Ihre Geschichte zeugt, wie sie engverbunden, stets in Freud' und Leid aneinandergehangen. Die setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust und drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, nicht überlebend die Schmach ihrer Waffen.

Ich habe Dir die Nacht schildern gesucht; laß vom dämmernden Morgen mich schweigen. Sollt' ich Dir die Haufen schildern der geschmähten zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kote lagen, denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt würde, als von den seinen; Dir sagen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte, da Betrunkene, die abgeworfenen Taschen durchsuchend, noch Patronen fanden und hin und her schwankend ihr Gewehr abfeuerten — laß weg mich wenden von diesen Bildern.

Gegen 10 Uhr des Morgens, nachdem man mehreremal in der Nacht ins feindliche Lager gesandt hatte, marschierten mit rauschender Musik die Holländer zu den verlassenen Toren ein. Nicht Franzosen, nur Holländer hatten wir vor uns, und die höhnen uns, daß wir ihre schwache Zahl nicht verscheucht oder aufgehoben haben; selbst doch mit Aufopferung seiner Hab' und Gut möchte mancher Bürger diese Schmach der Deutschen erkauft haben.

Zweiter Abschnitt

Von Prenzlau bis Tilsit

Was sich nach Prenzlau abspielt, ist nur zum Teil als Kampf Preußens gegen Frankreich zu betrachten; eher kann man es einen russisch-französischen Krieg nennen, bei dem freilich für uns die Frage nach dem Schicksal der preußischen Monarchie im Vordergrunde steht. Schon am 1. Juli 1806, noch vor Ausbruch des Krieges, hatte Rußland die Unabhängigkeit und Integrität Preußens mit seinen gesamten Streitkräften zu schützen versprochen, und Ende Oktober hatte dann Bennigsen die Grenze überschritten. Im Vertrauen auf Alexanders Hilfe faßt Friedrich Wilhelm langsam Mut. Am 21. November stimmt er mit Stein und einigen anderen für Ablehnung eines Waffenstillstandes, den Napoleon unter harten Bedingungen bot, und er hat schließlich um des russischen Bündnisses willen die Existenz seines Staates aufs Spiel gesetzt.

Obwohl die russische Führung zu wünschen übrig läßt, ist der Beginn des Kampfes verheißungsvoll: noch Ende 1806 Pultusk, dann am 7. und 8. Februar Eylau, wo das 8000 Mann starke preußische Korps unter Scharnhorsts tatsächlicher Leitung sich auszeichnet. Napoleons Siegeslauf wird zum Stehen gebracht und, obwohl er Eylau sich als ganzen Erfolg anrechnet, erkennen die Engländer voll Schadenfreude den Ernst seiner Lage, und werden sogar die Pariser an ihrem Heros unsicher. Aber in diesem Moment zeigt sich die ganze Spannkraft des genialen Mannes. Während er von Schwierigkeiten umgeben ist, während Rußland ihm unbezwungen gegenübersteht, während Stärke und Qualität seiner Truppen ihn besorgt machen könnten, verhandelt er mit der Türkei und mit Persien und faßt den kühnen Plan, den Engländern ihren indischen Besitz, wie er meint, die Quelle ihres Reichtums, zu entreißen.

Und einstweilen ist noch seine Rechnung richtig. Zwar nützt ihm die polnische Unterstützung nichts, wie auch der Friedensschluß der Wettiner (Dezember 1806) keinen großen Einfluß auf den Verlauf der Ereignisse hat. Aber aus eigner Kraft schlägt er am 14. Juni bei Friedland die Russen aufs Haupt und entscheidet den Feldzug zu seinen Gunsten. Alexander gibt nun der Friedenspartei Gehör, ja der ewig Eindrucks-

fähige läßt ſich ſogar in die Pläne des franzöſiſchen Kaiſers gegen die engliſche Weltmachtſtellung verwickeln und vergißt darüber die Intereſſen des preußiſchen Bundesgenoſſen genügend zu wahren.

Und ſo wurde Preußen für ſechs lange Jahre ein an Bodenfläche kleiner Staat, belaſtet mit einer Kontribution von 150 Millionen Franken und belegt mit franzöſiſchen Feſtungsgarniſonen. Aber ſchon iſt die Zeit der widerſtandslos getragenen Erniedrigung vorbei, und wenn wir heute jene Epoche rückblickend überſchauen, dann verweilen wir wohl gern bei dem, was in Graudenz und Colberg und in einzelnen ſchleſiſchen Städten ſich damals zugetragen hat.

XIX
Pultusk (26. Dezember)

So sind wir zu der Demütigung gebracht, Hilfe und Rettung von unseren Nachbarn oder von einem schimpflichen Frieden erwarten zu müssen. Selbst dieser kann uns nicht helfen, denn er bleibt immer nur ein Palliativ. Der Geist unserer Armee ist verschlechtert, die Unfähigkeit mehrerer Generäle manifestiert. Kein Zutrauen von unten, keine Willenskraft und keine Fähigkeiten von oben. Die noch helfen könnten, haben nicht mehr die Mittel dazu. Kleinmut herrscht beinahe überall, und das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee, mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltion gilt.

Gneisenau im November 1806.

1. Verlauf der Schlacht. (Plotho.)

In jener waldigen Gegend [Grenzgebiet von Russisch-Polen und Ostpreußen] ist die Stellung bei Pultusk vielleicht noch die einzige, durch die eine Unternehmung auf die russischen Grenzen vereitelt werden kann; doch ist es immer nur die Not, welche sie bei ihren vielen Mängeln dazu erhebt. Es zieht sich von ihrer Rechten eine fast undurchdringliche Wildnis wie ein großes Außenwerk von Norden nach Süden, von Ortelsburg an bis hin nach Pultusk; in ihrer Tiefe erstreckt sie sich bis nach Johannisburg, von wo aus dann bis zur russischen Grenze hin eine ziemlich freie Gegend ist. Hier mußte sich, da die französische Armee bereits über die Weichsel gekommen war, die russische zu behaupten suchen; denn der Feind durfte nicht Herr werden über die freie Gegend jenseits des Waldes, weil alsdann nicht allein die russische Grenze und die Magazine der Armee bedroht worden wären, sondern auch Königsberg, der Waffenplatz für die allmähliche Reorganisation der preußischen Truppen, verloren gegangen sein würde. . . . .

Die Armee hatte bereits in Schlachtordnung die Nacht zugebracht und deshalb, obgleich ermüdet, wenig Ruhe gefunden, als mit Anbruch des Tages die Meldungen von dem Vorrücken des Feindes von mehreren Seiten erfolgten. Da der Feldmarschall Graf Kamensky heute morgen nach Lomsha zurückgereist war, so befehligte der General Bennigsen sein Corps d'armée uneingeschränkt. . . .

Des Morgens um 10 Uhr wurden die russischen Vorposten vom Feinde angegriffen, die Schlacht aber wurde auf allen Punkten erst gegen Mittag allgemein. Selten glaube ich, ist vom ersten Augenblick an eine Schlacht weniger zweifelhaft gewesen, als diese, und wegen der Ruhe und Ordnung während derselben, glich sie mehr einem Übungsmanöver als einer Schlacht, die, wenn sie von den Russen verloren worden wäre, über den Verlust des letzten Teils des preußischen Staates und über die Vernichtung der russischen Armee entschieden hätte.

Im Anfang griff der Marschall Davout das vorgerückte Detachement des Generals Bagovout mit Übermacht sehr lebhaft an, so daß es sich etwas zurückziehen mußte; als es jedoch durch neue Truppen unterstützt wurde, behauptete es sich ferner vor der Stadt, seinen linken Flügel an den Narew gelehnt. — Ein starkes feindliches Korps unter dem Marschall Lannes rückte hierauf in mehreren Kolonnen, welche durch den Wald maskiert waren, gegen die Avantgarde des Generals Barclay und gegen den rechten Flügel vor;

die Avantgarde wurde zurückgeworfen, als aber das Kartätschenfeuer aus einigen maskierten Batterien zu wirken anfing, wurde der Feind von weiterem Vordringen abgehalten.

Durch den Wald begünstigt, versuchte nun der Feind, den russischen rechten Flügel zu umgehen, weshalb der General-Major Barclay sich noch weiter zurückziehen mußte. Der General Bennigsen schickte ihm 6 Bataillone zur Unterstützung und ließ zugleich den rechten Flügel eine Schwenkung rückwärts machen, durch welche des Feindes Absicht, die Schlachtordnung der russischen Armee zu umgehen, gänzlich vereitelt wurde. Hierauf ließ der General Bennigsen auf dem rechten Flügel einige Kolonnen formieren, welche unter dem Befehl des Grafen Ostermann den Feind angriffen und ihn bis in den Wald zurückwarfen. Dieser Angriff geschah bereits in der größten Dunkelheit, und der Horizont war nur durch ein brennendes Dorf unweit des russischen rechten Flügels und durch Leuchtkugeln und Kanonenfeuer fürchterlich erleuchtet. Die Franzosen zogen sich auf allen Punkten zurück; und so endigte mit einem dreimal wiederholten Siegeshurra, das sich allen russischen Truppen unwillkürlich mitteilte, diese Schlacht, nachdem sie von 11 Uhr des Morgens bis abends um 8 Uhr gedauert hatte.

2. Wirkung von Pultusk. (Gagern.)

Die Treffen bei Pultusk und Golomyn und Ostrolenka waren keine leicht errungenen Vorteile. Sie ermüdeten das sieggewohnte rasche Heer, die Unzufriedenheit stieg, und der Ausgang zu Preußisch-Eylau steigerte sie ungemein. Von dem Tage an datiere ich Napoleons Rückgang und Fall und die wachsende Abneigung gegen ihn. Der Verlust auf beiden Seiten war höchst beträchtlich. Dem Kaiser wurde hart vorgeworfen und tief gefühlt, daß er mit Lächeln zwischen den Leichen und Sterbenden auf jener blutgefärbten Schneefläche umher geritten sei. Oft ist solch Lächeln nicht der Ausdruck inneren Behagens, sondern der Geringschätzung, des Mißmuts und der Verlegenheit. Von dem Tage an war in den Heeren größere Unlust zum Kampf. Man vernahm viel deutlicher und viel öfter die Sprache: es ist ein abscheuliches Gemetzel, um eines einzelnen wilden Ehrgeiz zu befriedigen. Die Kriegskunst hat aufgehört. Der siegt, der die zahlreichsten dicken Bataillone zur Stelle bringt, und am längsten töten läßt. Ja, die Stimmen ertönten, die ihn als einen Halbverrückten behandelten; glücklich, wenn man seiner los wäre.

Die Königin Luiſe
Gemälde von Graſſi. 1802
(Im Hohenzollernmuſeum)

XX

Die Flucht der Königin Luise

Erwäg' ich, wie, in jenen Schreckenstagen,
Still deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrißnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sehn dich Anmut endlos niederregnen,
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

Heinrich von Kleist, Sonett an die Königin von Preußen.

Endlich ergriff der böse Typhus auch unsere herrliche Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. — Sie lag sehr gefährlich danieder, und nie werde ich die Nacht des 22. Dezembers vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wütete, daß er einen Giebel des alten Schlosses [in Königsberg], in dem sie lag, herabriß, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. — Indes auch hier ließ Gottes Segen die Kur gelingen, sie fing an sich zu bessern. — Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen." Und so wurde sie den 5. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportiert. Wir brachten 3 Tage und 3 Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendsten Nachtquartieren zu. — Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung — so hat noch keine Königin die Not empfunden! — Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. — Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohltätig, statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer, zum ersten Male brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an. (Leibarzt Hufeland.)

	XXI	
Schleſien		

Einer wahrhaft kriegeriſch gebildeten Armee ſchenkt das Volk ſehr bald ſein Vertrauen und geizt nicht um die Koſten, welche ſie verurſacht, während ſie jeden Heller und nicht ohne Grund bekrittelt, der nur dazu dient, unnütze Kriegsſpielereien hervorzubringen.

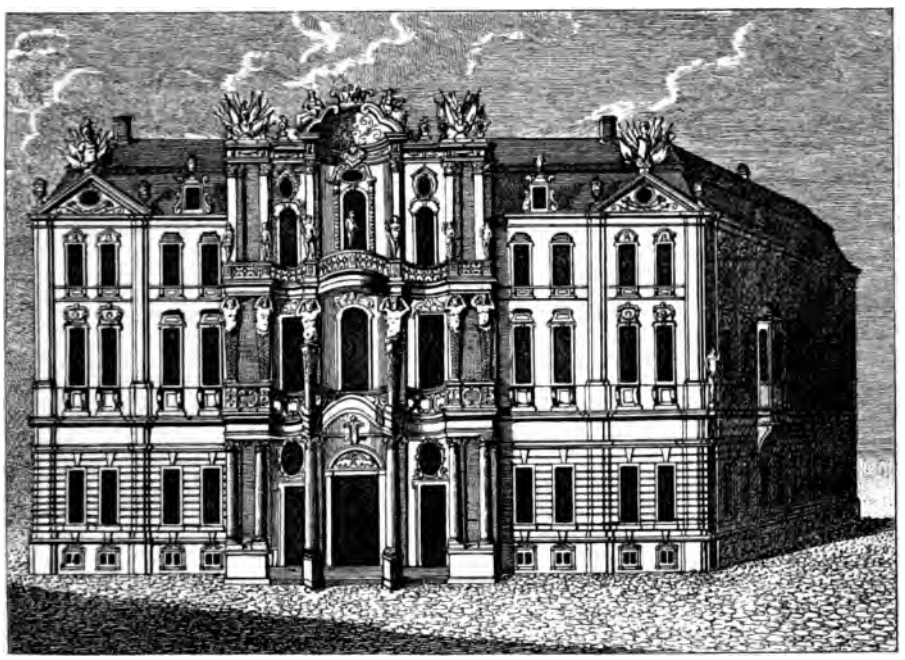
Boyen, Erinnerungen.

1. Die Übergabe Breslaus. (Holtei.)

Weil es nun aber anfing, über der Erde ſehr bedenklich zu werden, ſo ſuchten viele gute Breslauer Zuflucht unter der Erde. Man fing an, ſich in die Keller zu verkriechen. Die etwa bewohnbaren waren bald voll und in Ermanglung ſolcher ſuchte man Gewölbe, maſſive Decken, feſte Grundmauern. Wir bezogen eine kleine Wohnung dieſer Art im ſogenannten Hatzfeldiſchen Palaſte, dem Sitze der Regierung, wo während der Belagerung der Kommandant oder Gouverneur der Stadt wohnte, denn unſer Miniſter-Vizekönig [Graf Hoym] hatte es für zweckmäßig erachtet, ſich zu entfernen. .....

Und nun ſummten und brummten die Kugeln und Bomben über uns, das war ein ewiges Krachen, Platzen und Knackern. Ich hatte mich ſehr bald an den Spektakel gewöhnt, die andern, mein ich auch. Es wurde viel gegeſſen und getrunken; wo die genießbaren Vorräte in ſolcher Fülle herkamen, mag Gott wiſſen. Ich ſpielte mit bleiernen Soldaten, mit den Hunden, kroch in die Pferdeſtälle, wo tauſend Kaninchen umherliefen, und amüſierte mich im ganzen recht gut. Manchmal hieß es: nun kommt ein Parlamentär, es iſt Waffenſtillſtand! Dann hörte das Gekrache auf, ich ging in den Vorhof des Palais; da kam er angefahren, der Abgeſandte, eine weiße Binde um die Augen, ſtieg aus und ging zum Gouverneur; ich trieb mich mit andern Kindern auf der Gaſſe umher, bis er wieder herabkam, wieder einſtieg, abfuhr, dann hieß es: marſch ins Loch, und der große Condé — denn nicht anders nannte ſich unſer Diener — ſchleppte mich aus dem Tage in die Nacht. Da wähnten wir uns ſicher wie in Abrahams Schoß. Es wurde viel geſcherzt und gelacht, beſonders wenn zu nächtlicher Zeit der Höllenlärm der Geſchütze den Schlaf ſtörte; und ich war der Bajazzo der verehrten Geſellſchaft. Einen Hauptſpaß gewährte die immer wiederkehrende Frage: ob wohl „herein- oder hinausgeſchoſſen würde?" Und man übte das Gehör zur Entſcheidung. Manchmal aber konnte auch das feinſte Ohr nichts mehr unterſcheiden, denn die Kanonade wurde zuzeiten von beiden Seiten ſo heftig, daß die Mauern und der Fußboden dröhnten. An einem ſolchen geräuſchvollen Tage ſtürzten plötzlich unſere Nachbarn, die Kutſcher mit Eimern und Feuer ſchreiend aus den Ställen. Es brannte dicht neben uns. Eine Bombe war, trotz Holz und Miſt, von der Straßenſeite durch ein Fenſter gedrungen, hatte die Mobilien angezündet und im Berſten das Gewölbe von innen beſchädigt. Wir waren nur durch eine Mauer von dieſem kleinen Schauplatz der Zerſtörung getrennt und ich — mutlos und zitternd vor der Gefahr, aber bis zum Unſinn keck und vorwitzig in derſelben, hatte mich im allgemeinen Tumult in das Gedränge gemiſcht, wo mich ein Mädchen meines Alters mit Bewunderung erfüllte, welches aus den Flammen ein kleines Vogelhäuschen und in dieſem, von Schutt bedeckt und

faſt unkenntlich, aber doch lebend und zwitſchernd, ihren kleinen Zeiſig rettete. Das Feuer war bald gelöſcht. Unſere Ruhe, unſere geträumte Sicherheit war dahin. Alſo auch in feuerfeſten Gewölben iſt man nicht ſicher? hieß es und: „in die Keller!“ riefen alle Stimmen. Unter den Hauptfronten des Palaſtes befinden ſich tiefe, undurchdringliche Keller; zu dieſen wurden die Schlüſſel herbeigeſchafft, Betten und Gerät aller Art zuſammengepackt und die Prozeſſion begann. . . . .



Das Hatzfeldſche Palais in Breslau

(Menzels topographiſche Chronik der Stadt Breslau)

Der ganze große Keller war bewohnt; wer ſich nur hatte einſchleichen können, war mit ſeinem Gebündel Betten eingerückt. Nun ging ein luſtig Leben an: es war ein Biwak unter der Erde. Jeder richtete ſich ſeine Haushaltung ein; Bretter bildeten die Grenzen; Fäſſer und Tonnen waren Stühle und Tiſche; eine Laterne der Kronleuchter. Freund beſuchte den Freund in ſeinem Verhau; neue Bekanntſchaften wurden geſchloſſen; zum Tee, zum Kaffee lud dieſer jenen ein. Wo alle Lebensmittel herkamen, weiß ich, wie ſchon oben erwähnt, nicht zu erklären; aber ſolang ich lebe, hab' ich nicht ſoviel Speiſe und Trank vertilgen ſehen, als damals. Im tiefſten Hintergrunde entdeckten kühne Wanderer den

Flaſchenkeller des Miniſters, der nur durch Lattenverſchläge gedeckt war. „Wer weiß, ob wir morgen noch leben? Ob morgen die Stadt noch ſteht?“ Zwei Nägel wichen und die Flaſchen gingen von Hand zu Hand. . . . .

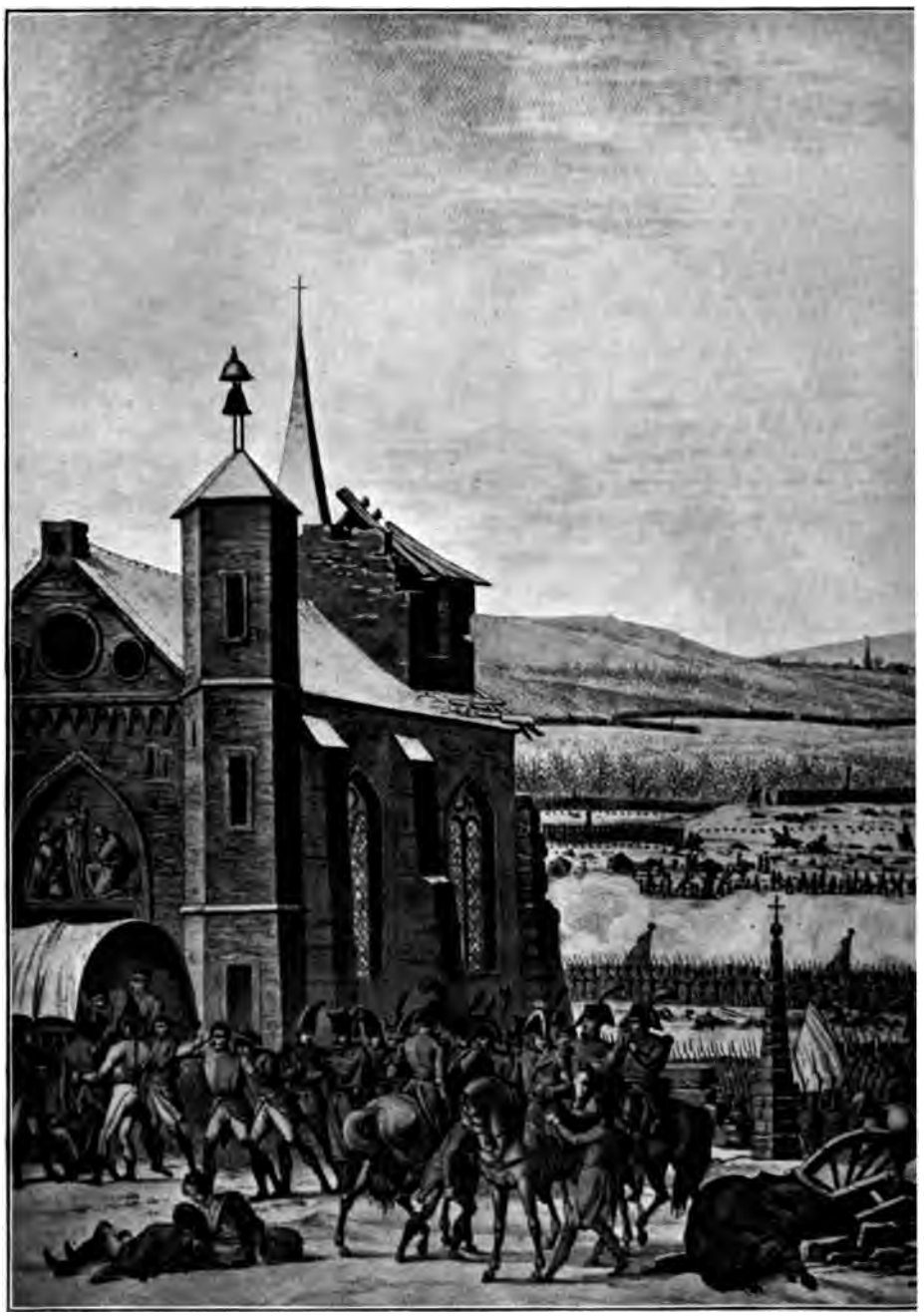
Die Kapitulation war geſchloſſen, die Feindſeligkeiten beendet, das Geſchieße hörte auf und wir zogen wieder ein in unſere ſchöne heitere Wohnung, die wir unbeſchädigt fanden. Auch nicht ein Kügelchen hatte ſich dort unnütz gemacht. Und nun ward im hohen Rate meiner Damen erklärt, daß alle Mühe und Beſchwerde eigentlich unnütz, und daß, wenn man es im voraus ſo gewußt hätte, das geſcheiteſte geweſen wäre, ruhig an Ort und Stelle zu bleiben. So albern ich ſelbſt war, erſchien mir doch damals ſchon dieſes Räſonnement ziemlich albern.

Eine Nacht ohne Kanonendonner war eine ſanfte Nacht. Doch an die Unruhe gewöhnt, erwachte ich früh, ſtand auf, wie der kalte Wintertag graute und eilte in ein vorderes Zimmer, begierig, wieder einmal auf die Gaſſe zu ſchauen. Trotz der Januarkälte öffnete ich das Fenſter und erblickte vor einem Bäckerladen neben uns, von Gaffern umſtanden, einen franzöſiſchen Chaſſeur zu Pferde. Was ich damals empfand, kann ich nicht ſchildern. Im Nu kam die Sehnſucht nach den uns befreundeten Offizieren über mich; ein unklares Gefühl des Überwundenſeins, des fremden Druckes tyranniſcher Gewalt regte ſich in mir; ich knirſchte in ohnmächtiger Wut und rannte zu meinem Freunde, unſerm Kutſcher, um ihn zu fragen, ob man die verfluchten Hunde nicht hinausjagen könne? Der aber erwiderte: um Gotteswillen, Karlchen, verbrennen Sie ſich's Maul nicht; Sie können uns alle unglücklich machen, wenn Sie ſolche Reden führen.

Ich ſah Jérôme Napoleon ſeinen glänzenden Einzug halten. [8. Januar 1807.]

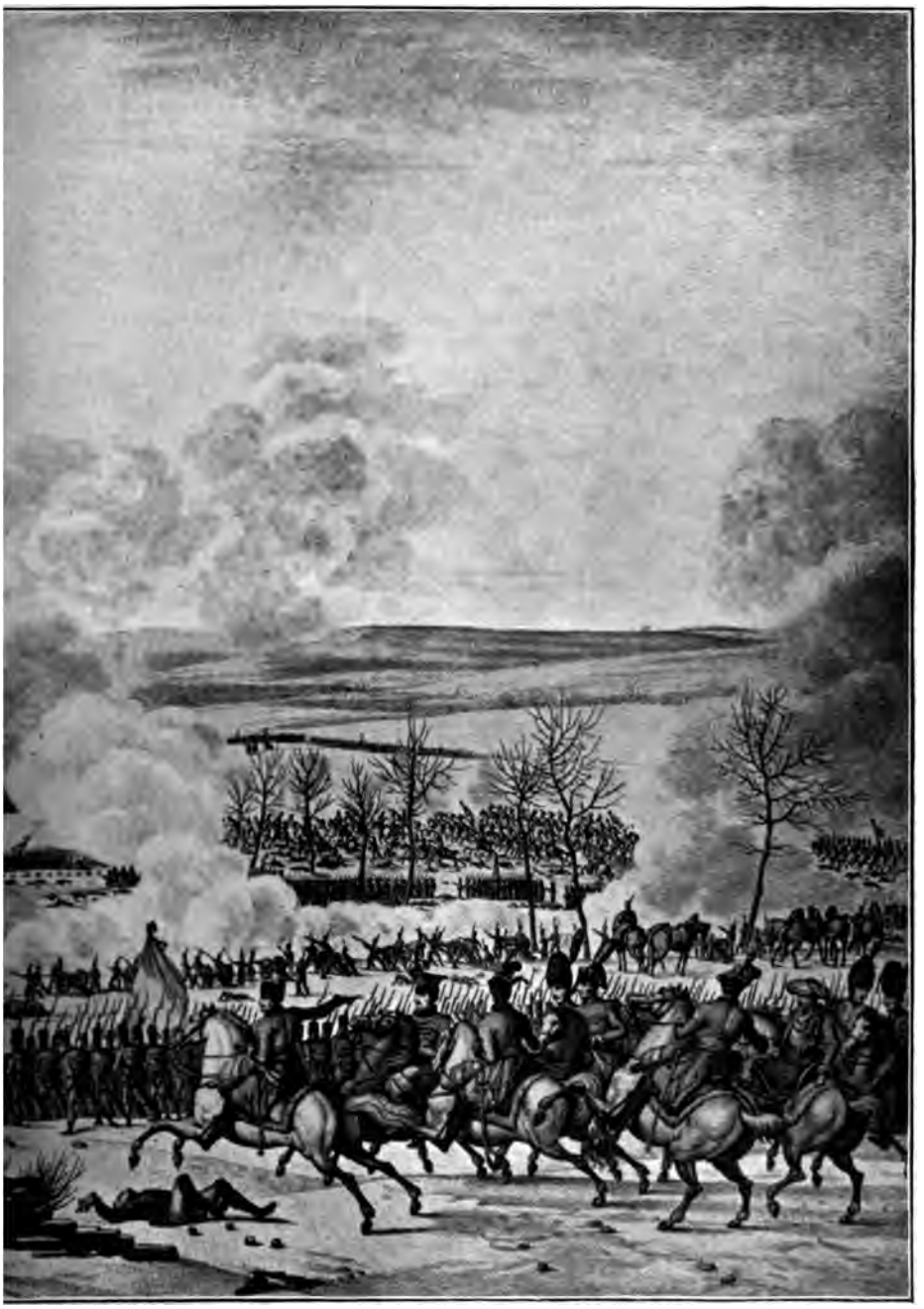
2. Graf Götzen. (Ignaz Knötel.)

Am 27. März (am Karfreitag) brachte ein Kurier den Befehl des Königs, der den Fürſten Pleß nach Preußen berief und an ſeiner Statt den Major Grafen Götzen zum proviſoriſchen Generalgouverneur von Schleſien und zugleich zum Oberſten ernannte. Der Fürſt, jedenfalls dadurch tief gekränkt, folgte dem Befehle nicht, ſondern begab ſich nach Wien, wo er als Privatmann lebte und durch ſein huſarenmäßiges Ausſehen auffiel. Als der Graf ihn um Ausfolgung der zu ſeiner Amtsführung nötigen Akten und Regiſtraturen erſuchte, weigerte er ſich, dies zu tun, indem er ſagte, er bedürfe ſie zu ſeiner Rechtfertigung. Der Graf kam dadurch in große Verlegenheit, weil er alles von neuem anfangen mußte. Es iſt merkwürdig, wie überſichtig man für das Verdienſt dieſes Mannes geweſen iſt, der es in ſo trauriger, faſt ausſichtsloſer Lage des Staates unternahm, mit allen ſeinen Kräften für ihn einzutreten und neben dem Kriegsſchauplatze in Preußen einen zweiten in Schleſien zu ſchaffen, der den Feind abhielt, ſeine volle Kraft auf Preußen zu werfen, und der den dortigen Kampf im ſchleſiſchen Gebirge mit großem Vorteil ſekundierte, der auch verhinderte, daß der König ganz in Abhängigkeit von Rußland geriet, was der Fall geweſen ſein würde, wenn er in Schleſien nicht noch einen alter ego, eine Regierung,



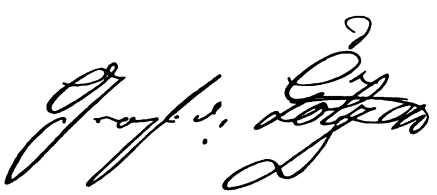
Die Schlac

Französische Darstellung, nach Swebach von Bovinet gestochen



Bisch Eylau

(Bertschs Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein bei Leipzig)



(Nach Wiese und Kaiserswaldau, Graf Götzen. Mittler & Sohn)

einen Feldherrn und ein wenn auch nur kleines Heer gehabt hätte. Die Schöpfung dieses Heeres war, abgesehen von den an Ort und Stelle gebliebenen Linientruppen der früheren Garnison, das Werk des Grafen und seiner kläglich besoldeten, aber unermüdlich tätigen tapfern Helfer. Was Scharnhorst, der übrigens ein getreuer Freund des Grafen war, später im großen durchführte, das hatte dieser bereits im kleinen eingeführt und dabei mit den zum Unheile ausgeschlagenen Einrichtungen des alten Systems völlig gebrochen. Nicht Adel und Rang, sondern die Tüchtigkeit entschied hier, und nur Kenntnis des Dienstes und Bewährung im Kampfe führte zur Beförderung. In den Glatzer, aus den Füsilieren hervorgegangenen Freikompagnien standen Adlige, Bergbeamte, Forstleute, Handwerksgesellen, Bauernknechte, ausgehobene Rekruten wie zahlreiche Freiwillige, die sich oft mit Gefahr oder gar auf dem Umwege über Böhmen hier eingefunden hatten, nebeneinander in Reih und Glied, und ebenso war es bei der Kavallerie; man sah darin Grafen und Barone in prächtigen Uniformen mit edeln Rossen beritten, neben Bauernknechten auf schlechten, kläglich gezäumten, ganz ungeschulten Pferden. Rekruten und Freiwillige wurden sofort auf Vorposten geschickt und dort ausgebildet, Kompagnien aber und Schwadronen waren unter den dringenden Umständen in fortwährender Bewegung, der Geist in diesen Truppen war vortrefflich; auf den Märschen ging es sehr lustig zu; man sang und musizierte viel; denn da die Bewohner der Grafschaft große Freunde der Musik sind, so fehlte es nicht an Spielleuten, die Waldhorn, Flöte oder Klarinette bliesen.

Die Stadt Glatz wurde damals der Sammelplatz aller patriotischen Soldaten und Kämpfer. Auch in Franken wurde der französische Gouverneur den Abfluß von Offizieren und Soldaten gewahr und traf strenge Maßregeln dagegen, während Graf Götzen einen besonderen Kommissar in Karlsbad hatte, der die Ankommenden mit Reisegeld und Marschroute versah. Dies waren die sogenannten Bayreuther, während, aus Niederschlesien flüchtig, der Parteigänger Leutnant von Hirschfeld mit Leuten kam, der daselbst einen kleinen Krieg mit Jérômes Soldaten geführt hatte. Bis vom Rheine her kamen einzelne Kämpfer, um unter dem Grafen zu dienen.

XXII

Das Schlachtfeld von Preußisch-Eylau

Pultusk und Eylau — später denn Ismail
Nennt einst die Welt sie. Grüße den heitern Sieg!
Er folgt Romanows jungen Adlern,
Scheuchend die Geier der neuen Roma.

Stägemann in einer Ode an den Kaiser Alexander von Rußland bei seinem Eintritt in Preußen. Memel, im April 1807.

Wir nahmen unsern Weg über Preußisch-Eylau, um das Schlachtfeld der merkwürdigsten Schlacht, die am 26. Januar [a. St.] vorfiel, zu besehen. Es war ein schauerlicher Anblick beim hellen Mondschein — denn wir waren die Nacht gekommen — das Schlachtfeld zu sehen, auf welchem wenigstens noch 2000 Leichen lagen, obgleich von den umliegenden Ämtern Leute zum Begraben bestellt waren, die von dem Tage der Schlacht an sich damit beschäftigten. Die

Der Einzug in Polen oder noch ein guter Nachgeschmack für Boney (Napoleon)

Englische Karikatur vom Januar 1807

(Berliner Kupferstichkabinett)

meiſten Leichen lagen nackend, einige hatten wenige Kleidungsſtücke an und wenige waren noch bekleidet, außer den franzöſiſchen Küraſſieren, die ganz geharniſcht ſind und wahrſcheinlich unter heftiges Kartätſchenfeuer geraten waren, denn ſie lagen eine ganze Strecke neben dem Pferde der Reiter in voller Rüſtung. Außer den Leichen war das ganze Feld wie beſät mit erſchoſſenen Pferden und herumliegenden Munitionsſtücken aller Art. Unter deren Leichen konnte man die Franzoſen ſehr gut erkennen; denn ihr Körper war viel weißer und ſie lagen alle — beinahe müßte ich ſagen in einer theatraliſchen Stellung. Die Zahl der franzöſiſchen Leichen war ungemein viel größer als die der Ruſſen. Ein ſolches Schlachtfeld zu ſehen iſt ein rührender und erſchütternder Anblick. Wie viele ſchöne Männer lagen nicht entſeelt dort, die jetzt dem Staate entriſſen ſind. Wie viele Eltern, Geſchwiſter, Weiber, Bräute und Geliebte weinen nicht über den Verluſt der Ihrigen und verfluchen den verheerenden Krieg. — Man ſagt, daß bei „Preuſch"-Eylau von beiden Seiten gegen 50 000 Mann geblieben ſind, von welcher Zahl die Franzoſen weit über 30 000 Mann verloren haben. (Tagebuch Vietinghoffs.)

Die Verwüſtung des Landes iſt mir ſchrecklicher als der Krieg ſelbſt. Ganze Strecken von zwölf bis fünfzehn Meilen ſind verwüſtet. Niemand, keine lebendige Seele im Dorfe; nur nach der Karte ſind die Namen derſelben zu erraten -- der übrige von dieſen entfernte Teil des Kriegstheaters iſt ſo ausgezehrt, daß auch nichts da iſt. Kein Huhn, keine Kartoffeln, als die, welche die Leute noch heimlich in der Erde haben, womit ſie ihr Leben hinhalten — die Pferde laufen auf der Straße und im Felde umher — das übrige Vieh aufgezehrt -- die Not macht, daß ein jeder tut, was er will — der Feind glaubt Recht dazu zu haben, die Ruſſen haben keine anderen Mittel, und die große Menge Koſaken ſind wild und nicht diſziplíniert. — Wir ſtehen ſeit einigen Tagen auf dem Schlachtfelde vom 8. dieſes, die Dörfer noch voller Verwundeten, halb oder ganz verhungert; noch geſtern fanden wir zwanzig verwundete Franzoſen in einigen Häuſern eines wüſten Dorfes, die um Brot flehten. In dem Quartiere eines angeſehenen Gutsbeſitzers fanden wir nicht allein kein Brot oder ſonſt etwas, auch ſelbſt er war ſeiner Kleidung, außer einem ſchlechten Rocke und ſchlechten Pantoffeln, beraubt. — In einem anderen Hauſe fand ſich unter dem Dache der Beſitzer eines großen Gutes, ohne Bekleidung, im Bette -- er war 70 Jahre alt; ſeine Haushaltsgebäude waren abgebrannt, ſein Vieh, alles war verloren, die Domeſtiken weg, ſein Haus voller Verwundeten. Er war ehemals Oberſtleutnant. Noch liegt das Schlachtfeld voller toter Körper -- an manchen Stellen Mann an Mann. Man behauptet, daß die Anzahl der Pferde gegen 15 000 und die der noch liegenden Menſchen über 12 000 betrage. Dies iſt eine Berechnung, die auf der Stelle in dieſen Tagen gemacht iſt, indem man in einem Bezirk alle Körper zählte. Die Anzahl der Verwundeten iſt vier- bis fünfmal größer, als der auf der Stelle Gebliebenen; dies weiß man aus allen Kriegen. -- Welch eine Verwüſtung, welch ein Morden!

(Scharnhorſt.)

XXIII

Friedensvorschläge Napoleons

Das Projekt, sein Reich bis an die Elbe auszudehnen, sitzt zuverlässig in dem Hirn des zweiten Karls des Großen, der Napoleon so gern sein möchte.

Berenhorst am 23. September 1806.

Wolten jitz die Osterreicher zuschlagen so wäre Bonaparte fertig Got gebe daß man nur nicht Napoleon zu viel Zeit läst bevor man ihm wider angreift, man muß ihm keine Goldne Brücke Bauen bevor man ihn über die Odder hat.

Der dänische Kronprinz am 10. März 1807 an den Herzog zu Augustenburg.

Blücher vor Napoleon in Finckenstein. 22. April 1807. (Eisenhart.)

Am folgenden Mittag [21. April] fuhr der General zum Marschall Berthier, woselbst er unter andern auch die Bestätigung dessen erhielt, was mit dem General Le Camus verabredet worden.*) Dann machte der Marschall ihm bekannt, daß ihm der Kaiser am folgenden Tag nach der Parade eine Audienz erteilen würde, und daß nach dieser kein Hindernis zur Abreise entgegenstände, indem der Marschall Victor ebenfalls den französischen Vorposten ausgeliefert werden solle.

Natürlich waren wir äußerst gespannt auf den folgenden Tag; der General selbst versicherte lachend, daß das eine kuriose Unterhaltung werden müsse, wenn nicht ein Dolmetscher gegenwärtig sei, da er sich nicht auf franzsch verständlich machen könne.

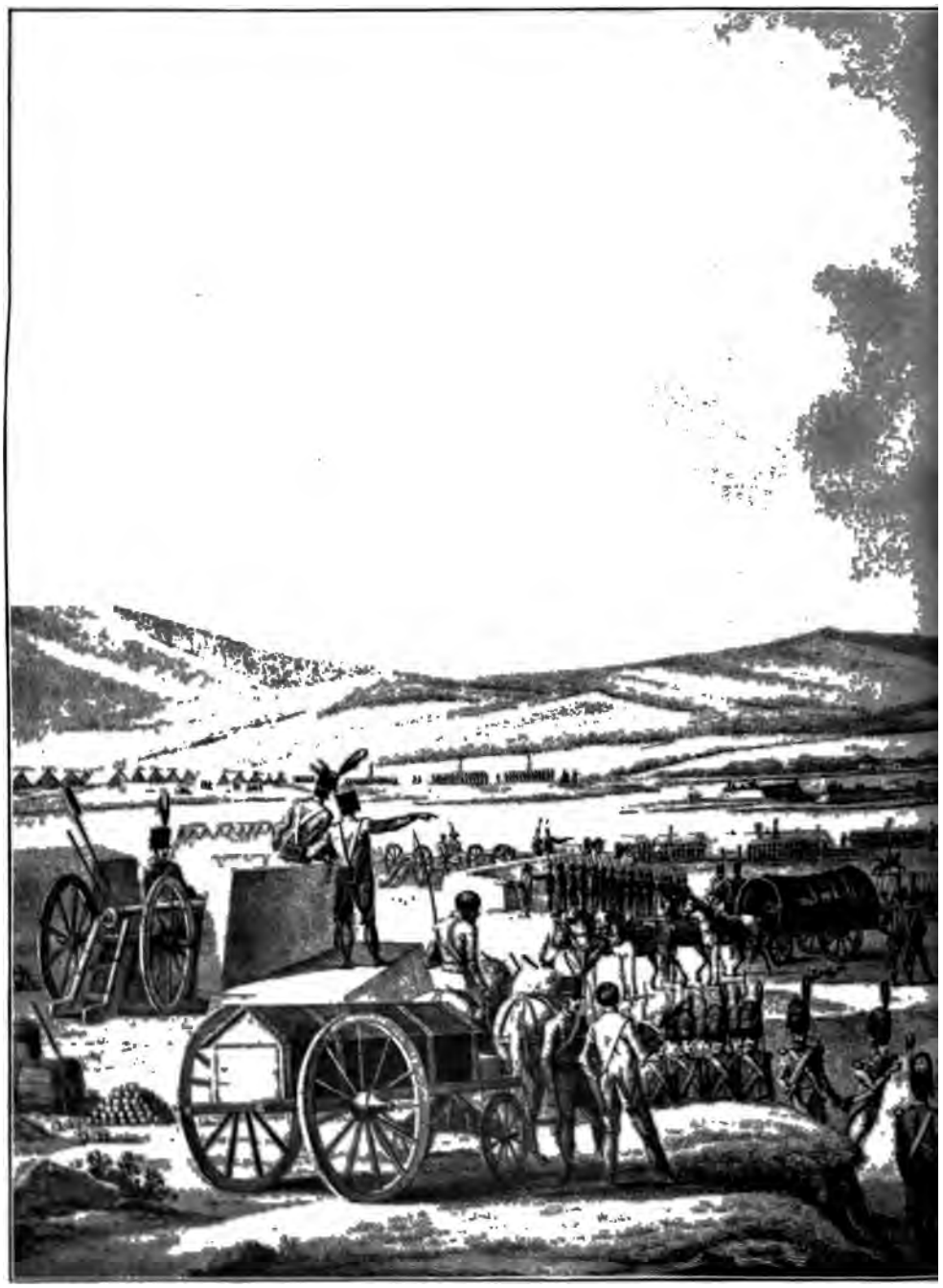
Es war gegen 10 Uhr, als wir in Finckenstein ankamen, und Napoleon war schon mit Abnahme der Parade beschäftigt, daher sahen wir nur noch das Leib-Kavallerie-Regiment der Kaiserin, welches erst aus Frankreich gekommen und, wenn ich mich nicht irre, erst seit kurzem errichtet war; es befand sich in demselben eine große Anzahl junger, sehr reicher Pariser Freiwilligen. — Auch war es in der Tat ein schöner Anblick, die prachtvollen Uniformen und schönen Pferde zu sehen, indessen sah es mit der Reiterei erbärmlich aus, da mehrere Offiziere beim Vorbeitraben die Bügel verloren und sich an den Sattel halten mußten, worüber selbst die Offiziere in der Umgebung des Kaisers das Lachen nicht zu unterdrücken vermochten. . . . .

Nach beendigter Parade begab sich der Kaiser auf seine Zimmer in der Beletage des Schlosses. Auf beiden Seiten der Treppe von drei zu drei Schritt standen Doppelposten bis zum Vorzimmer des Kaisers, wohin ihm alles folgte. Es währte nicht lange, als der General zum Kaiser durch den Marschall Berthier gerufen wurde, der ihn bis an die Tür führte, dann aber wieder umkehrte. Nun befand sich der General ganz allein bei dem Kaiser, und kein Mensch kann daher sagen, was daselbst gesprochen wurde, noch wie man sich gegenseitig verständlich gemacht hat. — Nach einer Viertelstunde kam der General ganz vergnügt und zufrieden lächelnd aus des Kaisers Zimmer und beeilte sich, baldigst fortzukommen. Auch bei dieser Gelegenheit

*) Über die Möglichkeit eines Separatfriedens zwischen Preußen und Frankreich.

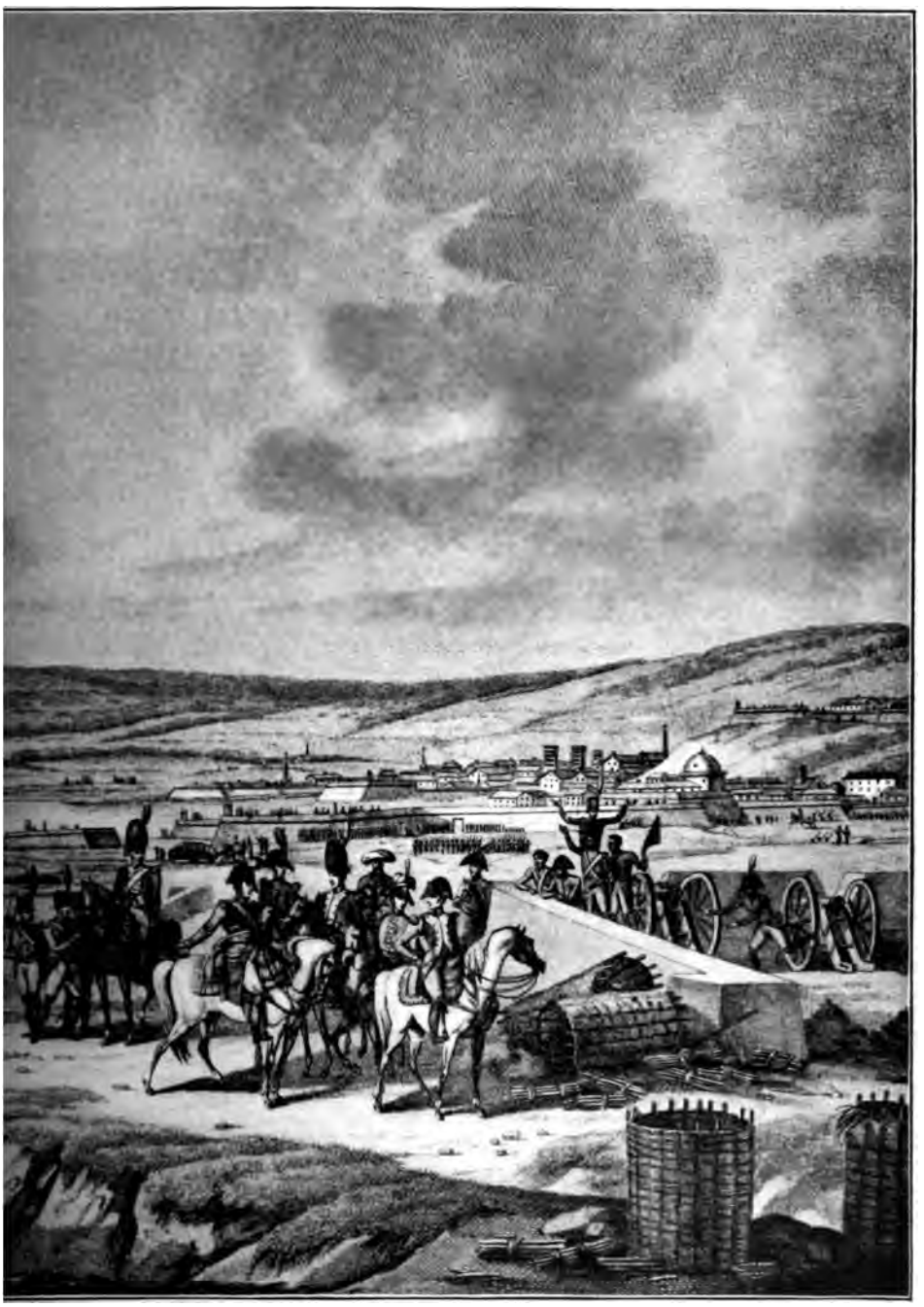
wurde er wie ein Wunder betrachtet und verfolgt, nur mit dem Unterſchiede, daß man ihm hier mit einer Art von Ehrfurcht begegnete, die doch niemals verletzend werden kann.

Daß ich höchſt neugierig war, zu erfahren, wie die Unterhaltung zwiſchen Napoleon und dem General ausgefallen, da erſterer nicht deutſch, letzterer nicht franzöſiſch ſprach, iſt wohl ſehr natürlich. Kaum konnte ich es erwarten, mit dem General allein zu ſein, ehe ich mich darüber gegen ihn äußerte, doch konnte er ſelbſt nicht länger an ſich halten und ſagte: „Hört, Kinder! das iſt ein verfluchter Kerl; er war ſo ſcharmant, daß ich gar nicht an einen Haß gegen ihn dachte.“ „Nun,“ erwiderte ich, „die Unterredung hätte ich für mein Leben gern mit angehört, haben Ew. Exzellenz denn alles verſtanden, und hat er auch Sie verſtanden?“ fragte ich ihn. „Freilich,“ antwortete der General, „wir haben uns ſehr gut verſtanden. Er ſagte zuerſt zu mir, indem er mir die Hand reichte, daß er ſich freue, den bravſten preußiſchen General kennen zu lernen, worauf ich wieder ſagte: Es wäre ſchon mein größter Wunſch geweſen, den großen Kaiſer einmal zu ſehen, und daß ich nur bedauerte, mich ihm nicht verſtändlich machen zu können.“ Hierauf ſagte der Kaiſer, daß dies nichts zu ſagen hätte, daß er auch ein wenig deutſch ſprechen könne, wie der General franzöſiſch, und da habe er denn — nämlich Blücher — etwas Franzöſiſch, Lateiniſch und Polniſch untereinandergeredet, und ſo wäre alles recht gut gegangen. Unter andern habe der Kaiſer ihn gefragt, warum wir ihm den Krieg gemacht hätten? Wenn er gegen Preußen kriegen müſſe, ſo wäre es gerade, als wenn er ſeine eine Hand mit der andern ſchlagen ſolle. Er wünſche daher mit dem Könige Frieden zu machen, womit er zufrieden ſein würde, und brauche er ſich auch nicht gleich mit ihm gegen Rußland zu verbinden, das könne er ſpäterhin, etwa wenn die Ruſſen über die Grenze geſchlagen wären. — Mit Rußland aber wolle er keinen Frieden, denn dies werde durch England mit Geld beſtochen, und ſei kein Verlaß darauf. — Er habe ein wenig mit ſeiner Rede angehalten und dann endlich weitergeſprochen, daß er zwar deſſenungeachtet wohl mit Rußland auch Frieden machen wolle, jedoch müſſe er Gewißheit haben, daß es ſich ganz feſt von England losſage uſw. — Während dieſer Unterredung habe der Kaiſer an einem offenen Fenſter geſtanden und der General, da er fortwährend an einem Knopfe ſeines Rockes gedreht, ſei dicht vor ihn hingezogen worden. Nach einigen Worten, die der Kaiſer ihm noch ſehr freundlich geſagt, habe er ihn dann entlaſſen, mit dem Auftrage, dem Könige alles mitzuteilen, was er ihm geſagt hätte, und ſo ihn bis an die Türe begleitet und dann die Hand zum Abſchiede gereicht. — Nachdem der General ſeine Mitteilung geendet, ſagte ich zu ihm, daß es ein halbes Wunder ſei, wie die beiden Herren ſich verſtändlich machen konnten, und daß ich nur bedauere, daß über der Liebenswürdigkeit des Kaiſers der General eine Sache vergeſſen oder vielmehr überſehen hätte, welche der ganzen Geſchichte eine unerwartete und erfreuliche Wendung würde gegeben haben. „Nun, was Teufel, wäre denn das geweſen?“ „Je nun,“ erwiderte ich, „Ew. Exzellenz ſagten, daß der Kaiſer ſich fortwährend am Fenſter und zum Fenſter hinaus mit dem Rücken hin und her gewiegt habe; ein herzhafter Stoß und es wäre getan geweſen.“



Napoleon besichtigt die

Französisches Bild, nach Swebach von Dequevauvillers gestochen



Belagerungsarbeiten

(Bertschs Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein bei Leipzig)

UNIV OF

„Verflucht," ſchrie der General im vollen Ernſte, „daran habe ich nicht gedacht; das war, weiß es der Himmel! möglich." „Nun Ew. Exzellenz," ſagte ich herzlich lachend, „es iſt ein großes Glück, daß Sie es nicht taten; denn abgeſehen davon, daß es vielleicht eine unrechte Handlung geweſen, würde es uns allen, die ſich im franzöſiſchen Hauptquartier befanden, wohl ſchrecklich ergangen ſein, wenngleich die Stimmung der franzöſiſchen Armee gegen den Kaiſer ſehr aufgeregt war, und ſie ihn zum Teufel wünſchte."

XXIV

Die Fortführung des Kampfes

Ihr ſchlaft, und Lorbeern rauſchen? Hinweg den Schlaf,
Bis Todesweh das Auge des Feindes ſchließt,
Bis Friedens Sonnenrot, der Feldwacht
Schaurige Fackeln verlöſchend, aufgeht.

Stägemann: An das ruſſiſche Heer. Im Hauptquartier zu Bartenſtein. Im Mai 1807.

1. Der ruſſiſche Oberfeldherr. (Boyen.)

Von den preußiſchen Behörden, bei denen ich mich nun zu meinem Abgange meldete, erhielt ich nur gutgemeinte, aber ſehr allgemeine Aufforderungen: um den ruſſiſchen General, zu dem ich jetzt hingehen ſollte, zu einer kühnen Offenſive zu ermuntern, damit das ſeinem Falle ſchon nahe Danzig gerettet würde. Von beſtimmten Anweiſungen und einem zuſammenhängenden Plan war nicht die Rede; wenn ich darauf hinzudeuten verſuchte, ſo wurde ich immer auf die Inſtruktionen verwieſen, die mir noch von General Bennigſen zuteil werden ſollten. Den Tag vor meiner Abreiſe wurde ich denn auch zu dieſem Feldherrn gerufen. ...

Bennigſen, eine lange, hagere Geſtalt, zwar etwas durch Krankheit und Alter angegriffen, aber mit einem guten kriegeriſchen Anſtande und geläufiger Rede, eröffnete ſogleich das Geſpräch, indem er von nichts als Angreifen und Vernichten des Feindes ſprach, von dem General Tutſchkow [bei Oſtrolenka] die Eröffnung der Operationen zu erwarten ſchien, ohne indes einen beſtimmten Befehl dazu zu geben. Das ganze Geſpräch blieb fortdauernd in dem Gebiete allgemeiner Redensarten, von einem zuſammenhängenden Plan war nicht die Rede, aber wohl von ſanguiniſchen Hoffnungen, die mehr dem Munde eines jungen Kriegers als dem eines Feldherrn anzugehören ſchienen, und nachdem dies etwa eine Viertelſtunde gedauert haben mochte, bekam ich noch einige für meine Perſönlichkeit wohlwollende Äußerungen, worauf ſich der General in ſein Zimmer zurückzog. Indem ich nun den Inhalt dieſer mich nicht ſonderlich befriedigenden Rede noch einmal in Gedanken durchlief, fiel es mir auch ein, mich nach der Urſache des Klopfens umzuſehen, welches ich während der ganzen Unterredung hinter mir gehört hatte: was war es? der damalige Chef des Generalſtabes, der General Steinheil, nagelte mit eigner hoher Hand die bekanntlich aus 25 Sektionen beſtehende ſogenannte Schrötterſche (eigentlich Engelhardſche) Karte von Oſt- und Weſtpreußen an die Wand des Zimmers. Dieſes häusliche Einrichten war in der Tat ein ſtarker Kontraſt gegen die mir ſoeben angekündigten unaufhaltſamen Offenſivoperationen. Die wirkliche Kenntnis,

welche ich durch diese mir verheißene Unterredung zur Ausführung meines Auftrages erhalten hatte, war also nur gering, die gesellschaftlichen Unterredungen im Hauptquartier hatten mich eigentlich besser über die damalige Lage als alle Dienstanweisungen unterrichtet — das dadurch gewonnene Resultat war indes wenig erfreulich. . . . .

Bennigsen war besonders im Jahre 1807 körperlich sehr leidend; er litt an heftigen Steinschmerzen, so daß er z. B. während der Gefechte bei Guttstadt nicht zu Pferde bleiben konnte, sondern auf der Erde liegen mußte, und so konnte wohl bei einem bejahrten Manne der Blick und die Tatkraft gelähmt werden. Dann aber hat es mir auch nie geschienen, als wenn Bennigsen eine besondere Kriegslust und den Wunsch, durch seine Siege in der Geschichte zu glänzen, in seiner Brust getragen habe. Durch List hatte er . . Buxhöwden (wahrscheinlich zum Schaden der allgemeinen Sache) vom Kommando verdrängt. Er hatte sich durch die Tage von Pultusk und Eylau ein Renommee für den Frieden gesichert das wieder aufs Spiel zu setzen er keine Lust hatte. Er mochte als Ausländer sich ferner auch nicht in einen innren Parteienkampf einlassen; wohl aber schloß er sich an die an, welche, den Großfürsten Konstantin an der Spitze aufs eiligste den Frieden wollten.

Endlich muß man auch wohl noch auf die Rechnung der hier bestimmenden Gründe setzen: daß er bekanntlich an dem Tode des Kaisers Paul sehr stark beteiligt war und daß ihm in Widerspruch mit den eigentlichen Gesinnungen des Kaisers Alexander, sowie trotz des Hasses der verwitweten Kaiserin bis dahin im Drange der Umstände, sowie durch glückliche Ereignisse eine stillschweigende Amnestie zuteil geworden war. Aber das Schwert des Damokles hing doch fortdauernd über seinem Haupte und würde sicher auf ihn niedergefallen sein, wenn ein großes Unglück auf seine Rechnung gekommen wäre; ein solches Verhältnis kann wohl vorsichtig machen.

2. Vorschlag Vinckes an den König über eine allgemeine Erhebung in Westfalen. (Altona, den 16. Mai 1807.)

Einen Krieg, bei Mana! will ich
Entflammen, der in Deutschland rasselnd,
Gleich einem dürren Walde, um sich greifen
Und auf zum Himmel lodernd schlagen soll!
Hermann in Kleists Hermannsschlacht, I, 3.

Jetzt, nachdem ich vor drei Wochen aufgehört, Ew. königlichen Majestät in Münster zu dienen, war mein einziges Bestreben dahin gerichtet, hierzu einen anderen Weg aufzufinden, und ich fand diesen bald in der entstehenden Hoffnung einer Landung der Engländer in Westfalen, welche ich durch meine Lokal- und Personalkunde wirksam fördern, daneben durch meinen Aufenthalt im englischen Hauptquartier für das Interesse der Untertanen nützlich werden könnte. Da sich diese Landung noch verzog, so machte ich eine Reise umher und auf das linke Rheinufer von Kleve bis Koblenz, um mich mit der Lage der Dinge und der Stimmung der Einwohner noch näher bekannt zu machen

Bennigsen

Kupferstich von J. F. Bolt nach einem Gemälde von Schmeidler. (1806)

(Berliner Kupferstichkabinett)

Beides fand ich überall so vortrefflich, daß hieraus der noch größere Plan zu einer allgemeinen Insurrektion in Westfalen von selbst herbeigeführt werden mußte, wozu ich bereits im größten Geheim die Einleitung traf, und gewiß vorgeschritten wäre, hätte nicht das Vorrücken der französischen Armee aus Italien und die verzögerte Ankunft der Engländer die Gewißheit des Erfolges zu unsicher gemacht. Mein Plan ging dahin:

1) Hameln durch einen coup de main zu emportieren und diesen gleichzeitig auf Wesel zu versuchen, wo jedoch die weitere Entfernung den Erfolg unsicherer machte.

2) Gleichzeitig die sämtlichen französischen Gouverneurs in Münster, Düsseldorf, Minden, Hannover, Braunschweig und alle übrigen daselbst und sonst herum nur einzeln vorhandene Franzosen zu arretieren und nach Hameln zu bringen.

3) Sodann die Offiziere ihres Ehrenworts entbunden zu erklären, in Berufung auf die mannigfach französischerseits gebrochenen Kapitulationen und alle sonstigen Infamien, welche man gegen sie in Westfalen ausgeübt hatte, mit Zurückgriff auf die gefangenen Gouverneurs, wenn man das nicht wollte gelten lassen.

4) Schnelle Zusammenziehung aller schon gedienten Kantonisten und deren Ordnung in Bataillons und möglichste Bewaffnung, wenn auch vorerst zum Teil mit Picken.

5) Aufgebot des Adels zur besonders schwierigen Bildung einiger Kavallerie, durch mehrere noch vorhandene tüchtige Kavallerieoffiziere.

6) Formierung einiger Artillerie aus den Regimentsartilleristen, mit den zwei Feldstücken, welche jeder Gouverneur bei sich hat, den Bückeburgischen und andern noch zerstreut vorhandenen Kanons, unter Leitung des Majors von Colson.

7) Organisation eines allgemeinen Landsturms, wozu die Einwohner der alten Provinzen nur eines Winkes bedurften, die der neuen und fremden Provinzen auch bei dem allgemein gleichen Wunsch der Befreiung vom Franzosendruck leicht zu stimmen wären, nachdem man sich der bösen Geister unter ihnen schnell entledigt.

8) Konstituierung meiner selbst bis zu Ew. königlichen Majestät anderweiten allerhöchsten Bestimmung zum provisorischen Gouverneur von Westfalen, indem die planmäßige Einheit und Schnelligkeit der Ausführung es durchaus notwendig machte, daß ein Mann sich an die Spitze stellte, und ich hierzu die dringendste Aufforderung fand in dem allgemeinen Zutrauen, welches ich durch meine früheren Anstellungen in allen verschiedenen Provinzen, die Gelegenheit und das Glück gehabt hatte mir zu erwerben, sowohl seitens der Einwohner als der Beamten und der Offizierkorps, in denen mir auch diejenigen, von welchen der beste und sicherste Gebrauch zu machen, näher bekannt waren.

Die überall gleiche vortreffliche Stimmung, die Schlagfertigkeit der Einwohner in den alten Provinzen, von wo alles ausgehen mußte, welche überall nur den ersten Aufruf erwarten, die treue Anhänglichkeit an Ew. königlichen Majestät Person und den tödlichen Haß gegen die einstweiligen Unterdrücker

Englische Karikatur von Ansell, März 1807

(Die hinkende Gestalt mit Feder und Rosenkranz, die die Bulletins für Paris ausposaunt, ist Talleyrand)

(Berliner Kupferstichkabinett)

kraftvoll an den Tag zu legen, überhob mich aller näheren Einleitungen dieserhalb: es bedurfte nur der innigen Vereinigung mit einigen entschlossenen zu allem bereiten Offiziers jeden Orts ... Diese gaben jeder seines Orts in gleichem Moment den Anstoß, und die Sache selbst wäre mit Leichtigkeit vor 14 Tagen ausgeführt, da die ganze Macht der Franzosen in Westfalen und in dem westlichen Teil von Niedersachsen bis zur Elbe sich außer einigen Gendarmen beschränkt auf 2 Kompagnien Primater in Minden, 1 Bataillon Primater in Braunschweig, 1 Bataillon Holländer in Hameln, 1 Kompagnie französischer Artillerie in Hameln, 3 Bataillone Holländer in Bremen, einige hundert Konskribierte in Wesel, vom linken Rheinufer auch keine Verstärkung kommen konnte, weil alles dort ausgeleert ist. Aber die Sache mußte auch mit der Wahrscheinlichkeit eines sichern Bestandes durchgeführt werden, nicht im Entstehen unterdrückt, nicht die Provinzen einem grenzenlosen Unglück mutwillig preisgegeben, ohne dadurch für den Fortgang Ew. königlichen Majestät und allerhöchstdero erhabenen alliierten Waffen eine bleibend nützliche Diversion zu machen: es mußte die Gewißheit eines sichern Soutiens existieren, ehe etwas geschehen konnte, und die verzögerte Landung der Engländer, die völlige Ungewißheit, ob solche überall und ob sie in der Weser statthaben würde, machten es notwendig, einen günstigen Augenblick zur Ausführung abzuwarten. Daher begab ich mich hierin, um zu erfahren, was und wann von den Engländern zu erwarten, nachdem ich vorher alles so verabredet, daß, sowie dieselben debarquiert sind und ich davon Nachricht gegeben, sofort überall die beiden ersten Punkte des obigen Plans zur Ausführung kommen, und glaube ich mich insbesondere wegen Hamelns auf den tätigen und sachkundigen Eifer des Hauptmanns v. Hiller ganz verlassen zu können.

Hier habe ich nun die frohe Gewißheit erhalten, daß die englische Landung wirklich tätig im Werke und nach meiner geringen Einsicht auf den wichtigsten Punkt, die Weser, gerichtet ist; ich vernehme zugleich, daß der Fürst von Wittgenstein bereits für denselben Zweck nach England abgegangen ist. — Dennoch glaube ich meine Gegenwart dort nützlich, um die Sache mehr zu pressieren und das Ministerium von der wahren gegenwärtigen Lage der Dinge in Westfalen zu unterrichten, welches notwendig dazu wirken muß, ihren Eifer dafür zu beleben, wenn sie sich überzeugen, daß sie sofort auf gleich bereite bedeutende Unterstützung, auf den wahrscheinlichen Gewinn von Hameln im Augenblicke der Landung rechnen können. Wenn die Engländer nur Geld und Waffen, Kavallerie und Artillerie bringen, so ist gleich eine ansehnliche Macht, nicht von Rekruten, sondern von geübten preußischen und hessischen Soldaten beisammen, welche imstande ist, Ew. königliche Majestät Operationen ernsthaft zu sekundieren.

XXV

Heilsberg und Friedland

Wer sich nicht entschließen kann, einen Krieg von Hause aus mit Anstrengung aller Kräfte zu führen, der macht schlechte Geschäfte.

Boyen über die russische Kriegführung 1807.

1. Stellung bei Heilsberg. (Plotho.)

Am frühen Morgen blieb alles ruhig; doch waren es die Führer der russischen Armee nicht; sie beobachteten die Bewegungen des Feindes mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und waren voll Erwartung, auf welcher Seite der Alle die französische Armee ihren Hauptangriff machen würde. Vermuten und wünschen mochte ihn der General Bennigsen auf dem rechten Ufer der Alle, wie sich sowohl aus der Befestigung der Position selbst, als auch daraus ergab, daß die Avantgarde noch auf dem rechten Alle-Ufer bei Reichenberg und Liebenberg stand.

Die Position bei Heilsberg lag auf beiden Ufern der Alle à cheval und bestand aus befestigten Anhöhen, von denen der linke Flügel auf dem rechten Ufer der Alle am meisten befestigt war und sich an den Semsebach lehnte; der rechte Flügel auf dem linken Ufer, wo sich die Straßen von Wormditt, Mehlsack und Landsberg vereinigen, war nur durch 3 starke Redouten, und hinter diesen durch einige Fleschen gedeckt. Drei Brücken über die Alle unterhielten die Verbindung der beiden Flügel.

2. Die Schlacht. (Vietinghoff.)

Die Schlacht bei Heilsberg war schon den Morgen angefangen, indem die Franzosen unsern rechten Flügel attakierten. Wir erhielten Befehl, in Medien die Pferde abzufüttern, während welcher Zeit die Soldaten und wir uns Essen kochten. Gegen 3 Uhr nachmittags marschierten wir nach Heilsberg, kamen dort in einer Stunde an, blieben aber auf dieser Seite der Stadt mit mehreren andern Regimentern stehen. Die Kanonade und das kleine Gewehrfeuer dauerte unaufhörlich fort. Das Gewühl diesseits der Stadt war unbeschreiblich. Viele Regimenter marschierten nach dem Schlachtfelde und andere kamen von dort zurück. In einem fort wurden schwer und leicht blessierte Offiziere und Soldaten vom Schlachtfelde gebracht, deren Jammer qualvoll anzuhören war. Die Oboen von der ganzen Armee fuhren durcheinander und zogen sich allmählich nach dem Wege nach Bartenstein. ... Gegen 6 Uhr abends erhielt unser Regiment Befehl, durch die Stadt nach dem Schlachtfelde zu marschieren. Knorring führte uns selbst und stellte uns in der 2. Linie etwa 200 Schritt gerade hinter dem Grodenschen Husarenregiment. Die Kanonenkugeln und Kartätschen flogen uns ziemlich um die Ohren, die meisten pfiffen uns aber über den Kopf. ... Die gegenseitigen Batterien spielten in einem fort und das Batterienfeuer ging so regulär und schön und unaufhaltsam, daß ich es noch nie schöner beim Exerzieren der Garde in Petersburg gehört habe. Man konnte deutlich hören — denn vor Rauch war nichts zu sehen und überdem standen wir hinter einem Anberge — wie die französischen Kolonnen zurück-

gedrängt wurden, denn der Schall des Artilleriefeuers entfernte sich allmählich immer weiter und weiter. Jetzt wurde unserm Regiment eine andere Stellung angewiesen und wir marschierten mehr rechts und nahmen auf der rechten Flanke in der ersten Linie unsern Platz ein. Wir sahen deutlich jetzt, was wir vorhin gehört hatten, wie nämlich die französischen Kolonnen von unsern Kolonnen gedrängt wurden, wie verschiedene unserer Kolonnen die feindlichen mit dem Bajonett und einem Hurra angriffen, sie schmissen, zerstreuten und einen großen Teil auf den Platz legten. Eine von unsern Infanteriekolonnen, die uns am nächsten war, wurde von einem feindlichen Dragonerregiment attackiert, bevor selbiges noch einhauen konnte, nahmen wir es mit unserem Regiment in die Flanke und machten so eine scharfe und glückliche Attacke auf sie, daß wir sie gleich schmissen und sie zerstreut auszogen. Wir verfolgten sie bis vor die feindlichen Linien, legten mehr wie hundert auf den Platz und zogen uns darauf mit Ordnung auf unsere angewiesenen Posten zurück. Der Feind wurde von unserer Infanterie immer weiter und weiter getrieben und die verschiedenen Attacken unserer Kavallerie waren alle so glücklich und kernhaft, daß der Feind sich fortwährend retirieren mußte. Es war bereits Schummer und beinahe dunkel geworden. Ein apartes Kommando, wozu unser Major Sobolewsky mit seiner Eskadron hinzukommandiert wurde, unter dem Befehl des Generalmajors Baron von der Pahlen erhielt Order den Feind zu verfolgen. Unser Regiment mußte sich wieder nach seiner ersten Stelle in der 2. Linie hinbegeben. ... Währenddem daß Pahlen den Feind verfolgte zogen sich die Regimenter in ihre ersten Linien zurück. Man hörte nur noch in der Entfernung und sehr schwach das Flintenfeuer, selten einen Kanonenschuß und sah hin und wieder einige Leuchtkugeln fliegen. Gegen 12 Uhr ungefähr wurde es aber ganz still. Wir blieben alle auf unseren angewiesenen Plätzen stehen und hatten weder für uns, noch für die Soldaten zu essen; den Pferden ließen wir die Torben mit Hafer aufhängen. Ich trank mit einigen Offizieren ein Glas Arrak und legte mich vor der Front auf der Erde schlafen. Diese Nacht war eine der unangenehmsten, die ich in dieser Kampagne erlebt habe, denn nicht allein, daß es äußerst kalt war, sondern es fing auch sehr stark an zu regnen, und die Erde wurde so kotig — denn wir standen auf einem gepflügten Felde — daß wir nicht allein von oben, sondern auch von unten bald ganz durchnäßt waren und nicht einen trockenen Faden auf dem Leibe hatten.

3. Bennigsen nach der Schlacht. (Plotho.)

Aber wachen für sie alle die Ermatteten, über die der Schlaf fiel, erwägen für sie alle das Schicksal des kommenden Tags mußte der Feldherr. Hier lag der Führer der Russen, hoch an Jahren, ermüdet und erschöpft und gequält von den heftigsten Schmerzen seiner Krankheit [Steinschmerzen], auf einem ausgebreiteten Mantel; um ihn herum standen die Offiziere, die Berichte brachten und Berichte forderten; Brandkugeln, vom Feinde geworfen, erhellten zuweilen durch die dunkle Regennacht die Position und diese feierliche Gruppe. Hierher mußten die Widersacher treten, die vorschnell fast jeden Schritt betadeln, mußten

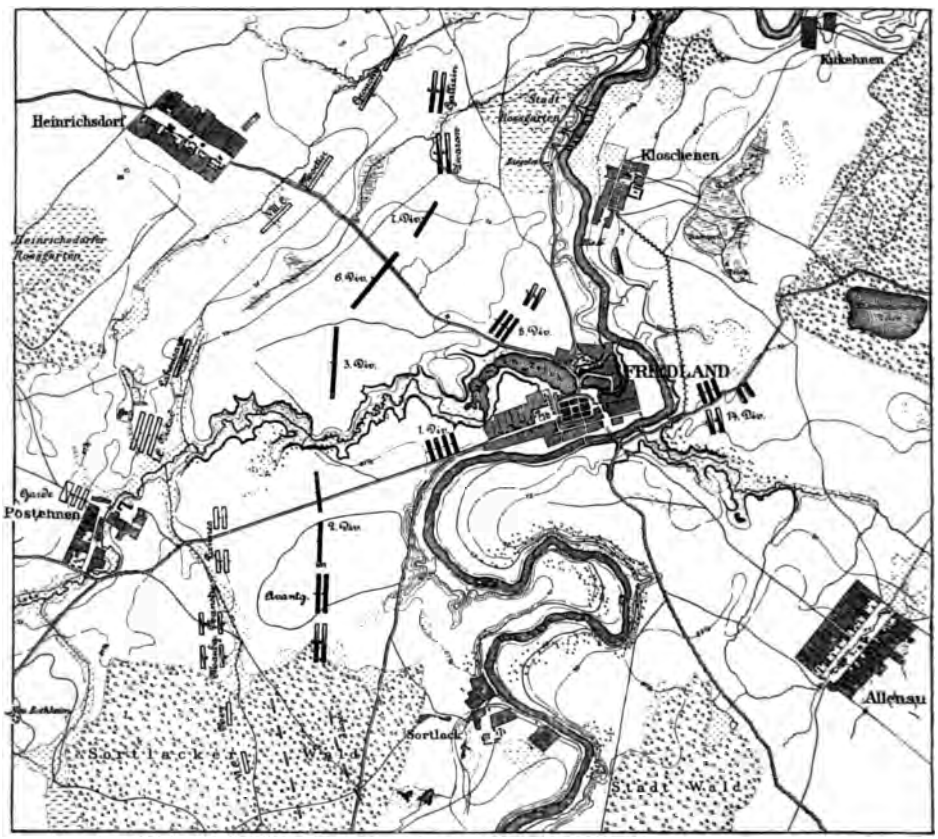
den Mann in seiner eigenen Stimmung und in seiner Umgebung sehen. Sehen mußten sie; wie Freude über ihn kam bei den Meldungen über das Zurückschlagen des Feindes auf den einzelnen Punkten, wie bald sie aber sich trübte bei der tiefern Einsicht in seine Lage, wie er bei dem Kummer und der Sorge, auf welche Art er dem heraufziehenden mächtigen Ungewitter entweiche, oder sich dagegen waffne, noch den heftigsten Angriffen des kranken Körpers trotzte; — diesen Kampf physischer Schwäche mit den Gefühlen der Ehre und des Ruhmes.

4. Friedland. (Plotho.)

Von 2 Uhr des Morgens dauerte ununterbrochen das Gefecht; vorzüglich kämpften gegeneinander mit Erbitterung die feindlichen Tirailleurs und die russischen Jäger auf dem linken Flügel der russischen Position gegen den Sortlacker Wald hin (wo die meisten russischen Jäger aufgestellt waren); die russischen Jäger waren wenigstens viermal bis in den Sortlacker Wald vorgedrungen, allein ebenso oft zurückgeworfen worden, weil sich die verschiedenen Waffengattungen nicht übereinstimmend genug unterstützten; doch hielten sie sich immer noch im Walde, auch nachdem sie schon das brennende Dorf Sortlack aufgegeben hatten; die Truppen, die bei diesem Vorkampfe am meisten gelitten hatten, wurden nachher zur Besetzung der Brücken gebraucht. Auch machte die russische Kavallerie des rechten Flügels gegen Heinrichsdorf mehrere sehr glückliche Angriffe, durch welche der Feind viele Menschen verlor; auch die Kavallerie des linken Flügels war tätig und abwechselnd glücklich im Kampfe gegen die feindlichen Küraſſiere. Die ganze russische Linie gewann durch ihre hartnäckige Tapferkeit mehrere Male einiges Terrain gegen Postehnen hin; doch konnte sie nicht weiter vorrücken. Beide Armeen standen nur noch auf eine kurze Kanonenschußweite auseinander, und unentschieden währte bei einem abwechselnden, bald schwächern, bald stärkern Feuer dieses Gefecht, für die Russen ohne allen Erfolg und Nutzen, und kostete vielen Menschen das Leben. Das französische Artilleriefeuer war der russischen Infanterie ihrer dichten unbedeckten Massen wegen sehr gefährlich, wofür das russische Kanonen- und Gewehrfeuer den verdeckt stehenden feindlichen Truppen weniger Schaden zugefügt haben mag.

So war der Morgen vorübergegangen und der Mittag gekommen, und es schien so Abend zu werden; doch für diesen war die furchtbare Entwicklung vorbehalten, zu der die Anstrengungen des ganzen Tags nur die Vorbereitungen waren. Schon längst fürchtete man, daß sich aus diesem magischen Walde (bei Sortlack), der so ganz geeignet für die gewandten französischen Tirailleurs, zugleich die Bewegungen der französischen Kolonnen verdeckte, und in dem es immer mehr zu leben anfing, ein gewaltiges Unternehmen entwickeln würde, auf den hier schwach besetzten Teil der russischen Schlachtordnung. Und leider traf es ein. Es war nach 6 Uhr des Abends, als die feindlichen Tirailleurs (des Marschalls Ney) mit Übermacht die russischen Jäger angriffen und aus dem Sortlacker Walde warfen; ein fürchterliches Kanonenfeuer, hinter dem man starke Kolonnen erblickte, drängte die Infanterie des russischen linken

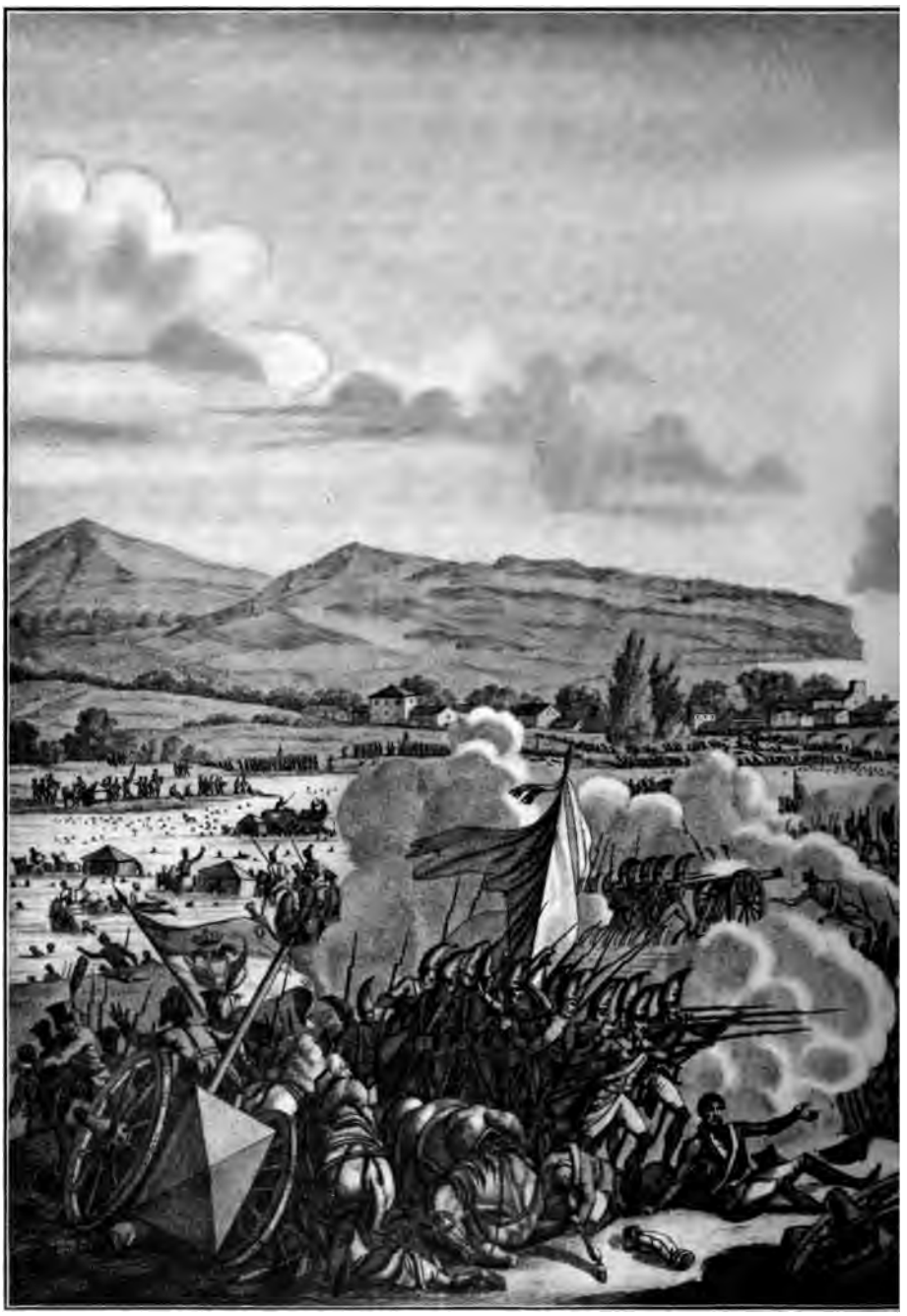
Flügels zurück; — der Feind rückte vor auf der Totenflur mit Ruhe und Ordnung, und nur wenige seiner Kugeln verfehlten ein Menschenleben; der russische linke Flügel zwischen der Alle und dem Mühlenfließ eingeengt, rollte



Karte von Friedland

(Aus Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806. 4. Band. Mittler & Sohn)

auf einen immer kleineren Raum zusammen. Es formierten die Russen zwar mehrere Kolonnen und griffen den Feind wiederholt an, aber dieser war durch sein ununterbrochen wirkendes Kanonenfeuer geschützt, und alle Versuche, ihn aufzuhalten oder zurückzudrängen, blieben fruchtlos. So sahen sich die Russen



Schla

Franzöſiſches Bild, nach Swebach von Pigeot geſtochen

UNIV.

land

(Bertschs Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein bei Leipzig)

endlich zum Rückzuge durch die Stadt Friedland genötigt. Ihre Arrieregarde brannte die Vorstadt an, um den sie heftig verfolgenden Feind aufzuhalten.

Gleichzeitig mit dem linken wurde auch der russische rechte Flügel (von den Korps der Marschälle Lannes und Mortier) angegriffen. Das französische Artilleriefeuer wirkte von allen Seiten kreuzend in die russischen Linien und richtete schreckliche Verwüstungen an; aber Lebende ersetzten die Toten, und die Linien wichen nicht; sie rückten sogar selbst vor, griffen an und zwangen den linken Flügel des Marschalls Lannes zum Weichen. Doch ehe die Russen diesen glücklichen Moment entscheidend machen konnten, ereilte sie schon die Nachricht, daß ihr linker Flügel geschlagen sei, sich zurückgezogen habe und sich nur noch kurze Zeit gegen die Übermacht des Feindes in dem Besitz der Stadt werde behaupten können. Da gab der Fürst Gortschakow [rechter Flügel] den Befehl zum Rückzuge; die Kavallerie deckte ihn mit Energie, obgleich der Feind die heftigsten Angriffe machte. Jetzt aber eröffnete sich die gräßliche Szene, von der sich schaudernd das Auge wegwendet, und was das Auge nicht sehen kann, mag auch das Ohr nicht vernehmen. Ein Teil der Infanterie näherte sich der brennenden Vorstadt, durch welche sie ihren Rückzug nehmen sollte und fand sie von feindlichen Truppen besetzt; wer vermag die nachfolgenden Augenblicke zu schildern — die Verzweiflung und die Wut der tapfern Russen, ihren fürchterlichen Angriff, nicht fürchterlicher konnte er jemals sein, ihr Vorrücken durch die brennende Vorstadt, sich entgegenstürzend der Kugelsaat, die der Feind über sie schüttete und die den meisten das Leben nahm. Aber fort mußte der Feind aus der Stadt und Vorstadt hinaus ins Freie, und wie von Rache aufgeboten verfolgten ihn auch dahin die gereizten Russen. — Schon stiegen die Flammen der Stadt hoch empor, und die Brücken sanken, und noch kamen gedrängte Truppen, um überzusetzen auf das andere Ufer; die Kavallerie und Infanterie stürzten sich endlich in den Fluß, noch immer von dem feindlichen Feuer verfolgt und suchten und fanden darin Rettung oder Tod.

... Die russische Armee trat gegen 9 Uhr vom Gnattenwalde, wo sie von der 14. Division (die bereits, als sich der linke russische Flügel in der Schlacht zurückzog, hierher geeilt war und sich in Position gestellt hatte) aufgenommen worden war, ihren Rückzug in zwei Kolonnen an; die eine marschierte über Allenau, die andere über Hohenfeld, beide nach Allenburg hin. Auf dem hohen Ufer der Alle, von wo aus man eine weite Ebene auf dem linken Ufer überssieht, ging der Zug traurig und still. Das Auge wandte sich weg von den Gefilden des Todes und wandte sich hin und weilte, und ebenso gingen vor dem geistigen die Schreckenbilder des Tages nochmals vorüber. Die Nacht war schön und hell; hell war sie vom Licht des Mondes und von dem Feuer der brennenden Brücken und Dörfer, aber über die andern hinweg loderten im nächtlichen Himmel empor zwei sich weit ausbreitende Flammen, links brannte die Gedächtnisfackel des blutigen Tages bei Friedland und rechts die Vorstadt und die holländischen Mühlen bei Königsberg — sie leuchteten den unglücklichen Bewohnern der Gegend zur hellen Einsicht in ihre traurige Lage, und uns auf dem dunkeln Pfade des Schicksals.

5. Ein zeitgenössisches Urteil über Friedland. (Vietinghoff.)

Daß Bennigsen bei Friedland eine Schlacht geliefert hat, ist unbegreiflich, da das Schlachtfeld für uns so unvorteilhaft wie möglich war. Unsere in Schlachtordnung aufgestellten Linien hatten den Fluß im Rücken und standen auf einer Fläche allem Geschütz bloßgestellt. Zum Schlachtfelde konnte man nicht anders kommen als über die beiden Pontonbrücken und durch die Stadt, und zwar sehr langsam, weil die Pontonbrücken schlecht waren und die Straßen in der Stadt nicht allein eng, sondern durch das beständige Hin- und Hermarschieren und -fahren so angefüllt waren, daß man mit Mühe sich durcharbeiten konnte. Wohin sich also retirieren, wenn es so unglücklich ging wie heute? Die französische Armee stand mit ihrem Rücken an einen Wald angelegt und hatte, wie schon früher bemerkt, hinter demselben eine Fläche, wo sie alle ihre Manövers ordnete. Unser Geschütz konnte nicht sehr auf sie wirken, weil sie im Anfange sich im Walde versteckt hielt und bloß ihre Tirailleurs zeigte. Ihr rechter Flügel war durch den Fluß gedeckt und der linke durch Kavallerie und durch den daranstoßenden Wald. Im Fall einer Retirade konnte die französische Armee diese ohne großen Verlust machen. Wenn Bennigsen sich hinter den Fluß gesetzt, so hätte der Feind uns nichts anhaben können. Wie unsere Armee sich mit Schnelligkeit am Ende der Schlacht bis zum Fluß retirierte, haben einige französische Generale Bonaparte den Rat gegeben, Kavallerie scharf nachsetzen zu lassen und uns entweder in den Fluß auf einmal zu treiben oder an dessen Ufer niederzusäbeln. Es war auch unbegreiflich, daß man uns so ruhig durch den Fluß ziehen ließ und der Feind uns nicht weiter verfolgte. Bonaparte hat seinen Generals aber geantwortet, er kenne den Fluß und wisse, daß er keine Fährte habe und zu tief sei, um durchzugehen, die russische Armee würde beim vergeblichen Versuch das Gewehr strecken und so würde er den Feind ohne Gemetzel zu Gefangenen machen. Wie er aber nachher gehört, daß unsere Armee durch eine Fährte glücklich entkommen sei, hat er vor Ärger gewütet. -- Nachdem habe ich erfahren, daß es gar nicht in unserm Plan gewesen, nach der Schlacht von Heilsberg noch eine Schlacht zu liefern, sondern daß wir uns haben bis zum Pregel zurückziehen wollen und dort eine Position nehmen. Was die Veranlassung zu der unglücklichen Schlacht bei Friedland gewesen war, wo wir ungemein viel verloren, weiß bis jetzt noch niemand. Bonaparte soll den Morgen früh noch zwei Kolonnen, zusammen von 30000 Mann, Verstärkung geschickt haben, die ungefähr um halb 6 Uhr den Abend angekommen, wodurch die Schlacht auf unsrem linken Flügel um diese Zeit so heftig wurde. Ohne diese Verstärkung hätte er nie die Schlacht gewonnen.

6. Franzosenfreundlicher Zeitungsbericht über die Schlacht bei Friedland. (Aus dem Berliner Telegraphen vom 20. Juni 1807.)

Die französische Armee hat den 14. Juni, das Jahresfest der Schlacht von Marengo, auf eine würdige Art gefeiert. Die Schlacht von Friedland wird in der Geschichte ebenso berühmt bleiben wie jene. Die russische Armee,

in den Bewegungen übervorteilt, in ihrem Mittelpunkt durchbrochen und von ihren Magazinen abgeschnitten, ist vollkommen geschlagen worden. Achtzig eroberte Kanonen, 25 bis 30 000 Russen, teils gefangen, teils getötet und in der Alle ersäuft, sind die Resultate dieser merkwürdigen Schlacht. Dreißig russische Generale wurden gefangen, getötet oder schwer verwundet. Die Leichname mehrerer russischen Generale waren auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, und durch ein bemerkenswertes Verhängnis erkannte man darunter die Körper der Generale Pahlen und Marcoff, zweier der vorzüglichsten Begünstiger der englischen Partei. Auf gleiche Art sind durch die ersten Schüsse des Feldzuges gegen Preußen die vorzüglichsten Anstifter des Krieges gefallen.

Die Regelmäßigkeit der Anordnungen und die Unerschrockenheit der Truppen haben ungemein beigetragen, den Verlust der französischen Armee nicht bedeutend zu machen.

Der Brigade-General Fürst Borghese ist soeben durch Berlin gereist, um nach Paris die Nachricht von diesem ausgezeichneten Siege zu überbringen.

XXVI

Belagerung Kolbergs

Mein Befehl ist, keinen Schritt ohne Blut wegzugeben, und obgleich es die Folge einer Belagerung ist, daß man täglich mehr eingeschränkt wird, so stelle ich doch den Grundsatz auf, daß man dieses nicht gutwillig zugeben muß und nur der Übermacht weichen dürfe.

Aus Gneisenaus Bericht an Friedrich Wilhelm III.; vom 15. Juni 1807.

1. Das Schicksal des Verteidigers von Kolberg in den Unglückstagen von 1806. (Aus einem Briefe Gneisenaus an die Familie von Trützschler in Bayreuth.)

An Bord des Schiffes Charlotte, den 31. März 1807, im Baltischen Meere.

. . . Wir haben viel Sonderbares erlebt. Die Franzosen sind tüchtig gelaufen — hinter uns her, von der Saale bis an den Pregel, das ist wirklich ein bißchen weit! Aber wahrlich nicht durch meine Schuld, sonst wäre es anders gekommen. Was soll man indessen machen! Als Christ muß man sich in alles finden und vollends als Philosoph! Wir haben wirklich Gelegenheit gehabt, die hohen Lehren der Stoa zu üben.

Die Zeit ist trübe für Kabinetts- und Privatleute. Von meiner Familie habe ich nicht eine Zeile seit dem September. Wir machen Bankrott am Vermögen, sowie andere am Verstande. Doch muß man die Hoffnung niemals sinken lassen, solange man noch gesund ist und tüchtig fechten kann. Das will ich noch treulich tun. Von zwei Dingen ist nur eins möglich. Das Schiff geht entweder zugrunde, oder besteht den Sturm. Wären wir fernerhin unglücklich, und . . . . und ich überlebe die Katastrophe, so sind sie keinen Augenblick sicher, daß nicht einmal ein vacierender Offizier mit einer Narbe im Gesicht anpocht und sein: Gelobt sei Jesus Christus! in Ihre Zimmer schreit. Halten Sie mir dann eine Amtmannsstelle beim reichen Vater in Lissabon — nein, in Dänemark bereit. Ich will ihm treu und brav dienen.

Meiner Frau kann ich keine Nachrichten zubringen. Vielleicht sendet irgendeine barmherzige Seele ihr Nachricht von mir. Sie wohnt zu Mittel-

Kauffung bei Hirſchberg in Niederſchleſien mit ihren ſechs Kindern, von denen ich nicht einmal weiß, ob es drei Buben und drei Mädchen, oder zwei Buben und vier Mädchen ſind, ſo wenig verſtehe ich mich auf den Unterſchied der Geſchlechter. Die arme, arme Perſon! ſie hätte auch was Beſſeres tun können, als mich heiraten. Ich kenne eine Dame, die keine Kinder hat und ſehr gut iſt, der werde ich ein paar Bälge zuſchicken.

Bei Saalfeld bekam ich einen Schuß ins Bein, daß ich einen Satz in die Höhe machte. Ich machte meinen Rückzug hinkend. Bei Jena focht ich zu Pferde und ſtellte noch die letzten Truppen aus, aber zuletzt lief ich mit den andern davon, in guter Geſellſchaft mit Fürſten und Prinzen. Bei Nordhauſen focht ich wieder und ſchlich mich am Ende durch den Harz, abgeſchnitten von allen, kam aber am Ende zu den übrigen Davonlaufenden. Das waren Greuel! Tauſendmal lieber ſterben, als dies wieder erleben. Aber, aber, unſere Generale und Gouverneure. Das wird wunderbare Zeilen in der Geſchichte geben! Die hochgerühmte preußiſche Armee, ungeübt und eingebürgert durch langen Frieden! Wenn man ein kriegeriſcher Staat ſein will, ſo muß man auch Krieg führen. Der Krieg iſt eine Kunſt, und jede Kunſt muß geübt werden. Mein ſchönes Etabliſſement in Schleſien iſt vernichtet. Ich war auf dem Wege, ein wohlhabender Mann zu werden, nun ein Bettler. Der Unterſchied iſt nicht groß, wenn man dieſe Spanne Zeit mit der Ewigkeit zuſammenhält, und der letzte iſt nur allein der Standpunkt.

Neidhardt von Gneiſen

Gezeichnet vom Fürſten Anton Rad
wahrſcheinlich in Königsberg 18
oder in Berlin 1810—1811

(Albert Pick, Aus der Zeit der Not. Berli
Mittler & Sohn)

Herr Leutnant, ziehn Sie 's Schwänzchen ein .... Jawohl, habe
als flüchtige Hunde den Schwanz eingezogen, aber wir wollen auch wied
Zähne weiſen.

2. Gneiſenau über Nettelbeck in der „Königsberger Zeitung".

Es iſt wohltuend, in einer Zeit, wo oft Kleinmut die Herzen beſchleicht, das Bild eines Mannes aufſtellen zu können, der im alten deutſchen Sinne und Mut Millionen ſeiner Zeitgenoſſen voranſteht. Deutſche; ſpiegelt euch daran! Nettelbeck iſt 70 Jahre alt und hat ſchon in der denkwürdigen Belagerung des ſiebenjährigen Krieges ſeine Vaterſtadt Kolberg verteidigt. In der jetzigen Belagerung derſelben tut er dasſelbe als Greis, was er damals als Jüngling tat. Er iſt allgegenwärtig. Zündet der Feind durch ſeine Haubitzgranaten ein Haus an, ſo ſteht er mit der Spitze des Schlauches hoch oben auf der gefährlichſten Stelle. Er geht nicht von dannen, bis das Feuer danieder iſt. Greift der Feind ein Außenwerk an oder die Verſchanzungen, ſo ſitzt er zu Pferde, reitet kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigſten Feuer die Truppen, holt Munition herbei und iſt ebenſoſchnell bei dem Feſtungskommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzuſtatten. Iſt das Gefecht vorüber, ſo ſchafft er Lebensmittel für die ermatteten Truppen hinaus. Zeigt ſich ein Schiff, worauf man Zufuhr von Kriegs- oder Mundbedürfniſſen erwartet, ſo iſt er der erſte am Bord und der erſte zurück, um Kunde davon zu bringen. Auf den Böden und in den Häuſern der Bürger hält er Reviſion, um alles leicht Entzündliche dort wegzuſchaffen. Der Kommandant hat ihm die Obhut über die Überſchwemmung gegeben, und wehe dem, der aus Eigennutz oder üblem Willen das Waſſer um eine Linie vermindern wollte! Wo an den vielfachen Schleuſen etwas Waſſer durchſickert, wird er es gewahr. Keine Maus dürfte die Dämme durchlöchern, er würde es ſogleich wittern; überall zeigt er Einſicht, Mut und Patriotismus. Dies alles tut er umſonſt, und Nettelbeck iſt nicht reich. Er iſt ein Wunder, und man muß erſtaunen, woher er bei ſeiner ununterbrochenen Tätigkeit, bei ſeinem hohen Alter, die Kräfte hernimmt. Nur eines könnte ihn daniederwerfen: Wenn der Kommandant die Feſtung übergebe, dies Unglück würde er nicht überleben. Aber, mein guter Alter! Dies Herzeleid tut dir der Kommandant nicht an. Er wird dir die Freude machen, ſich mit ſeiner braven Garniſon, vor der der Feind bereits eine heilige Scheu hat, als Männer zu wehren. Lebe deswegen noch lange, deinen Zeitgenoſſen ein Beiſpiel des Mutes und der Tätigkeit. Spiegelt euch daran, ihr Deutſchen!

3. Gneiſenaus Tätigkeit in Kolberg. (Nettelbeck.)

So beſonnen, wo es Handeln galt, ſo allgegenwärtig gleichſam, wo eine Gefahr nahte, und ſo beharrlich, wo nur die unabgeſpannte Kraft zum Ziele führen konnte, wie der Kommandant in dieſer furchtbaren Nacht ſich zeigte, hatte er immer und überall ſeit dem erſten Augenblick ſeines Auftretens ſich erwieſen. Seit Wochen ſchon war er ſo wenig in ein Bett, als aus den Kleidern gekommen. Nur einzelne Stunden, die er ungern der Tätigkeit auf den Wällen, unter dem heftigſten Kugelregen, abbrach, ruhte er auf einer Pritſche und in einem armſeligen Gemache über dem Lauenburger Tore, aber jeden Augenblick bereit, mich oder andre anzuhören, wenn wir ihm etwas von Wichtigkeit zu melden hatten. Vater und Freund des Soldaten wie des Bürgers, hielt er beider Herzen durch den milden Ernſt ſeines Weſens, wie durch teilnehmende

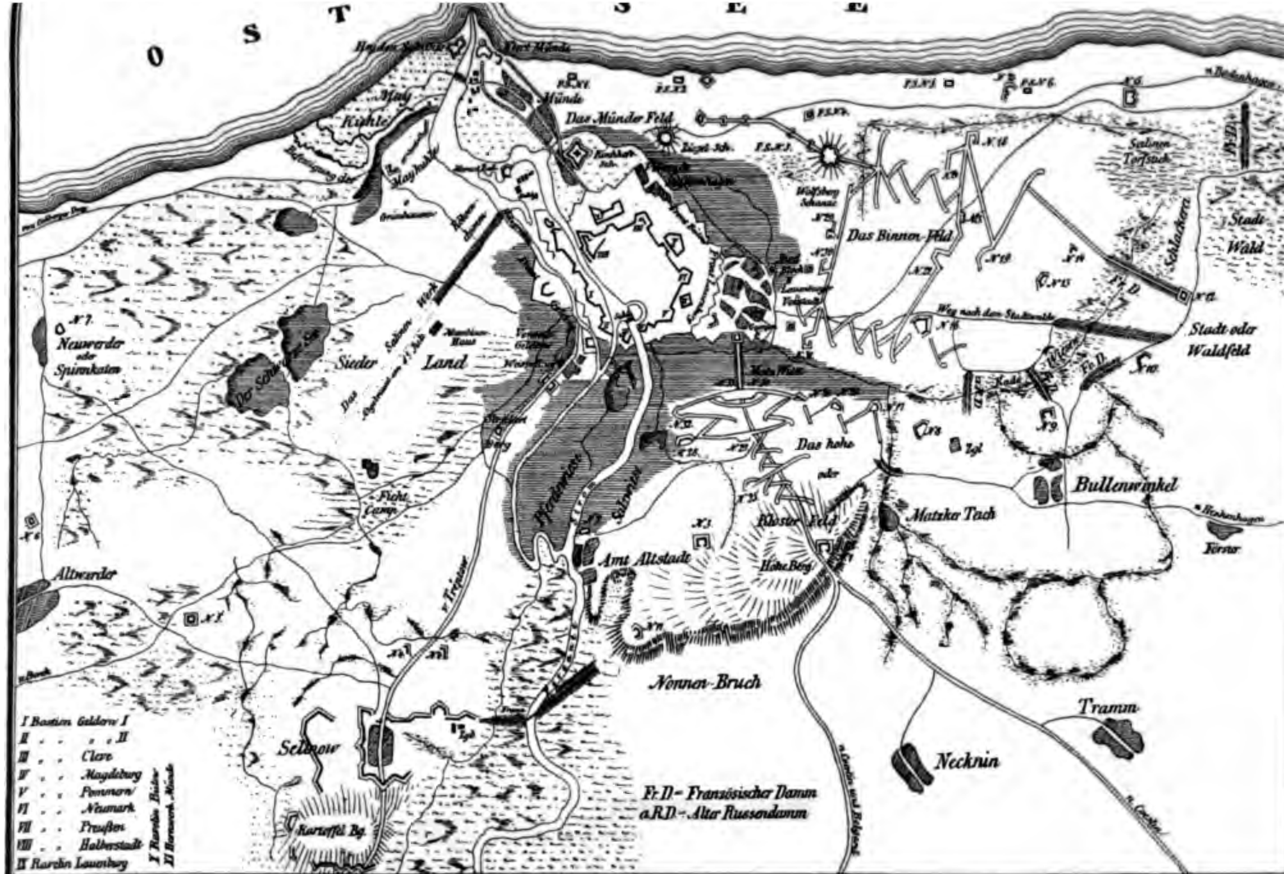
Freundlichkeit gefesselt. Jeder seiner Anordnungen folgte das unbedingteste Zutrauen. Es schien unmöglich, daß sein geprüfter Wille und Befehl sich nicht stracks auch in den allgemeinen Willen verwandelte. Selbst die Unfälle, die uns trafen, konnten in diesem treuen Glauben an seine hohe Trefflichkeit nichts mindern, denn nur zu klar erkannten wir darin die herben Früchte nicht seines, sondern eines früheren Versäumnisses.

4. Das Ende der Belagerung Kolbergs am 1. und 2. Juli 1807. (Aus Joachim Nettelbecks Lebensgeschichte.)

Alles was von Anbeginn der Belagerung bis jetzt vom Feinde unternommen worden, mochte indes nur als ein leichtes Vorspiel von demjenigen gelten, wozu die dritte Morgenstunde des 1. Juli die Losung gab. Denn mit derselben eröffnete er aus allen seinen zahlreichen Batterien ein Feuer gegen die Stadt, so ununterbrochen, so von allen Seiten kreuzend und so mörderisch und zerstörend, wie wir es noch nie erlebt hatten. Die Erde dröhnte davon unter unsern Füßen und man kann ohne Übertreibung sagen, daß es rings um uns war, als ob die Welt untergehen sollte. Sichtbarlich legten unsre Gegner es darauf an, uns durch ihr Bombardement zwischen dem engen Raume unsrer Wälle dergestalt zu ängstigen, daß wir, nirgends mehr unsers Bleibens wissend, die weiße Fahne zur Ergebung aufstecken müßten.

Ich befand mich in dieser entsetzlichen Nacht neben unserm Kommandanten auf der Bastion Preußen, als dem höchsten Punkte, den unsre Wälle zum Umherschauen darboten. Von hier aus konnten wir beinahe alle feindlichen Schanzen übersehen, und ebenso lag die Stadt vor uns. Es ist nicht auszusprechen, wie höllenmäßig das Aufblitzen und Donnern des Geschützes Schlag auf Schlag und Zuck auf Zuck um uns her wütete, während auch das Feuer unsrer Festung in seiner Antwort nichts schuldig blieb. In der Luft schwärmte es lichterloh von Granaten und Bomben, wir sahen sie hier und da und überall ihren lichten Bogen nach der Stadt hineinwälzen, hörten das Krachen ihres Zerspringens, sowie das Einstürzen der Giebel und Häuser, vernahmen den wüsten Lärm, der drinnen wogte und toste, und waren Zeuge, wie bald hier bald dort, wo es gezündet hatte, eine Feuerflamme emporloderte. Von dem allem war die Nacht so hell, als ob tausend Fackeln brennten, und das gräßliche Schauspiel schien nicht ein Menschenwerk zu sein, sondern als ob alle Elemente gegeneinander in Aufruhr geraten wären, um sich zu zerstören.

Was aber drinnen in der Stadt unter dem armen wehrlosen Haufen vorging, ist vollends so jammervoll, daß meine Feder nicht vermag, es zu beschreiben. Da gab es bald nirgends ein Plätzchen mehr, wo die zagende Menge vor dem drohenden Verderben sich hätte bergen können. Überall zerschmetterte Gewölbe, einstürzende Böden, krachende Wände und aufwirbelnde Säulen von Dampf und Feuer. Überall die Gassen wimmelnd von ratlos umherirrenden Flüchtlingen, die ihr Eigentum preisgegeben hatten und die unter dem Gezisch der feindlichen umherkreisenden Feuerbälle sich verfolgt sahen von Tod und Verstümmlung. Geschrei von Wehklagenden, Geschrei von Säuglingen und Kindern, Geschrei von Verirrten, die ihre Angehörigen in dem



Plan der Belagerung Kolbergs nach Kartenmaterial aus Scharnhorsts Nachlaß
(Pertz, Gneisenau I)

Gedränge und der allgemeinen Verwirrung verloren hatten, Geschrei der Menschen, die mit Löschung der Flammen beschäftigt waren, Lärm der Trommeln, Geklirr der Waffen, Rasseln der Fuhrwerke — nein, es ist nicht möglich, das furchtbare Bild in seiner ganzen Lebendigkeit auch nur von ferne zu schildern!

Der Morgen des 2. Juli brach an: aber auch das feindliche Bombardement, so wenig es die Nacht geruht hatte, schien mit dem Morgen wieder neue Kräfte zu gewinnen. Not und Elend, Jammergeschrei und Auftritte der blutigsten Art, einstürzende Gebäude und prasselnde Flammen: — das war fast das einzige, was bei jedem Schritte den entsetzten Sinnen sich darstellte. Mut und besonnene Fassung waren mehr als jemals vonnöten, aber nur wenigen war es gegeben, sie in diesem entscheidenden Zeitpunkte zu behaupten, noch wenigere vielleicht erhielten die Hoffnung eines glücklichen Ausganges in sich lebendig, aber alle ohne Ausnahme gaben das Beispiel einer willigen Ergebung in das unvermeidliche Schicksal. Sie hatten es in Gneisenaus Hand gelegt, mit ihm standen, mit ihm fielen sie! Vertrauenvoll ließen sie ihn walten! . . . . .

Gneisenaus scharfes Auge aber, das mitten in diesem gräßlichen Tumult jede Bewegung seines Gegners hütete, ließ es nicht unbeachtet, daß dieser bereits Vorbereitungen traf, sich von der Wolfsschanze aus auch über das Münderfort herzustürzen und so auch die östliche Seite des Hafens zu überwältigen.*) Gegenanstalten wurden auf der Stelle getroffen, den bedrohten Punkt aufs kräftigste zu unterstützen; Befehle flogen, alles war in der lebendigsten Anspannung, und ein neuer Kampf von blutigster Entscheidung sollte losbrechen. Es war drei Uhr nachmittags . . . . Da, plötzlich schwieg das feindliche Geschütz auf allen Batterien. Auf das Krachen eines Donners, wie am Tage des Weltgerichts, folgte eine lange öde Stille. Jeder Atem bei uns stockte, niemand begriff diesen schnellen Wechsel, dies schauerliche Erstarren so gewaltiger losgelassener Kräfte.

Da nahte ein feindlicher Parlamentär und neben ihm ein Mann, den man in der Ferne als eine Militärperson — dann aber, sowie die Umrisse der Gestalt sich immer deutlicher ausbildeten, unter Zweifel und Verwunderung sogar als einen preußischen Offizier erkannte. Schärfere Augen versicherten sogar, sie unterschieden die Züge ihres Freundes, des Leutnants v. Holleben, vom 3. neumärkischen Reserve-Bataillon, der erst vor einigen Wochen mit einer Abteilung Kriegsgefangener über See nach Memel abgegangen war. Das schien unmöglich, und doch war dem also! Das erste Wort, als er sich fast atemlos in den Kreis seiner Bekannten stürzte, war der Ausruf: „Friede! Kolberg ist gerettet!“

5. Marwitz über die Belagerung Kolbergs und Nettelbeck.

Ich war in dieser Zeit einen Tag in Kolberg, bei meinem Freunde Gneisenau, der in den verflossenen zwei Monaten ein berühmter Mann und Oberstleutnant geworden war. Sein großes Verdienst war, daß er einer erschlafften Garnison Mut und Leben eingeflößt hatte und den gewöhnlichen Brüskerien der Franzosen

*) Im Westen war man bereits durch die Einnahme der Maikuhle (1. Juli 4 Uhr morgens) abgeschnitten.

jedesmal mit größerer Keckheit entgegengetreten war. Dadurch war ein Krieg außerhalb der Festung entstanden, in welchem der Feind das meiste verloren hatte. Alles hatte sich eigentlich um den Besitz des Wolfsberges gedreht. Ich dachte mir unter diesem eine sehr wichtige, wohlbefestigte Stellung, wie wohl ein jeder damals gedacht hatte. Es war aber nichts anderes als ein miserabler, kleiner, niedriger Sandhügel in der Ebene; von den Verschanzungen sah ich nichts mehr. Nächst den undisziplinierten Schillschen Leuten hatte Gneisenau Nettelbeck die meiste Not gemacht. — Unter dem vorigen schwachen Kommandanten Lucadou hatte er das große Wort geführt und auch jetzt nicht ablassen wollen ungebetenen und unzweckmäßigen Rat zu erteilen, bis denn das Bombardement zu Hilfe gekommen ist, wo ihm Gneisenau die Direktion der Löschanstalten übergeben hat, der er mit Eifer, Sachkenntnis und Mut vorgestanden.

Verteidiger Kolbergs: Preußische Füsiliere

Bunte Karikatur von Geißler

(Jenaer Hundertjahrausstellung)

„Alexanders und Napoleons erste Schritte zum allgemeinen Frieden"
Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Memelfloß vom 25. Juni 1807
Stich von C. G. Geißler

Zusammenkunft der drei Souveräne am 26. Juni 1807
Nach C. Schumann, gestochen von Jügel
(Zoltsche Sammlungen in Leipzig)

	XXVII	
	Tilsit	

So ist alle Geschichte doch immer nur ein Nomadenzug, und haben auch Jahrtausende die Erdhütten und die Steingezelte sich erhalten, endlich bricht sie doch die Zeit. Wie Sturmvögel jetzt hoch über dem Meere schweben, und dann sich niedersenken und mit den Flügelspitzen den Rand der Wellen streifen, und die weiße Brust im kühlen Erdblut baden, und wieder untertauchen und unter dem Wasser durchbrechend weitereilen: so schießt das Leben gleichfalls bald eine Feuerkugel durch die Lüfte durch; fährt dann nieder an die Erde, und furcht sie dorthin schlagend und wieder an den andern Ort, und wühlt sich dann weiter unter dem Boden durch, und wirft in hohen Hügeln die Erde auf, und hat niemals bleibende Stätte an einem Punkte. Und wenn die wilde Kraft irgendwo ausgetobt, dann tritt die alte Mutter sorgsam her, und bringt die dienstbaren Naturgeister mit hinzu, daß sie langsam wieder glätten, was der Frevel zerrissen hat; und die arbeiten leise, leise nagend wie das Knistern in Ruinen; jeder Augenblick hat ein Staubkörnchen abgerieben; lange Zeit besänftigt großen Aufruhr, heilt tiefe Wunden, ebnet alle Hügel. Und es ist nicht an der Natur zu tadeln, daß sie ihr Reich gegen Beschädigung wahrt, und es ist auch am Leben nicht zu schelten, wenn es zerstört, was es gebaut; denn es soll sich nicht in seiner eignen Werke Fessel geben: wenn aber ein einzelner Privatwille von gestern und von heute zerstört, was der Jahrhunderte ist, das muß man für frech und gottlos halten.

J. Görres in seinem Aufsatz „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen". (Zeitung für Einsiedler vom 11. Juni 1808.)

1. Neupreußischer Patriotismus. (Aus einem Briefe Schleiermachers an Friedrich v. Raumer.)

Halle, 12. Juni 1807.

Ehe der Krieg begann, hatte ich herrliche Projekte und glaubte, andere hätten sie auch. Ein nordischer Bund, zu dessen Grundlagen als Pfand des gegenseitigen Vertrauens allgemeine Handelsfreiheit notwendig gehörte, und ein vereinigtes Militärsystem, das die Deutschen wieder zu Brüdern gemacht hätte. Nun hat man freilich, wenngleich zu spät, doch übereilt gehandelt, und meine Projekte sind mit in die Luft geflogen. Die Lage von Europa ist närrisch, die beiden Extreme stoßen zusammen; allein vielleicht entsteht aus ihrem Kampfe wieder ein neuer Raum für das mittlere, das der Indifferenz näher ist. Die Anschauung der französischen Armee hat mich wenigstens überzeugt, daß an eine dauernde Herrschaft dieser Macht über unser festes Land nicht zu denken ist, und was man von der französischen Verwaltung sieht, scheint nicht mehr Sorge zu erregen. Der Herrscher hat zu wenig den Sinn eines Königs; alles scheint nur darauf berechnet zu sein, einen unsichern Emporkömmling durch Benutzung jedes niedrigen Interesses zu befestigen. Und sollte es denn nicht leicht sein, selbst seine Kriegskunst zu besiegen, und durch Beharrlichkeit von vorn und durch kluge Leitung der Bewegungen, die sich notwendig weit im Rücken der Heere organisieren müssen? Doch wäre dies vielleicht für manches andere Übel nur eine Palliativkur. Um ein neues Deutschland zu haben, muß wohl das alte noch viel weiter zertrümmert werden. Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit ein Preuße zu sein, zu großem Ärger Ihres Bruders [Karl von Raumer] und Steffens'. Aber freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen,

Oberhofmeisterin Gräfin Voß
Aus: 69 Jahre am preußischen Hofe. Duncker & Humblot.

welche vielleicht in der Erscheinung die wenigsten erkennen. Ob sich nun diese nach der gegenwärtigen Krisis besser herausarbeiten wird, steht dahin; vieles Gute erscheint mir fast unvermeidlich.

2. Die Zweikaiserzusammenkunft in Tilsit am 25. Juni 1807. (Vietinghoff.)

Den 13. Juni [alten Stils] kam unser Kaiser [Alexander] mit Bonaparte auf der Hälfte der Memel zusammen. Es war dazu ein Prahm gebaut, worauf ein Häuschen von Brettern stand. Beide fuhren zu gleicher Zeit von ihrem Ufer ab und es traf sich, daß Bonaparte beim Prahm zuerst anlangte. Wie der Kaiser auch nicht mehr weit davon entfernt war, nahm Bonaparte den Hut ab, welches ersterer erwiderte, erwartete sein Ankunft mit entblößtem Kopf und reichte ihm die Hand, um ihm auf den Prahm zu helfen, führte ihn aber gleich darauf ins Häuschen, wo sich beide 2 Stunden ohne Zeugen besprachen. Hernach wurde der Großfürst hinzugezogen und bald darauf Prinz Murat. Von unserer Seite wurde hierauf Bennigsen, Uwarow, Fürst Lobanow und Graf Lieven und von französischer Seite Ney, Duroc und Soult vorgestellt. Der Kaiser und Bonaparte trennten sich mit heitrem Gesicht und ersterer landete mit seinem Bruder an unserm Ufer Hand in Hand im Gespräch begriffen und mit einem Gesicht voll Zufriedenheit und Heiterkeit. Wie der Kaiser an unserm Ufer landete, wurde er mit einem dreimaligen Hurra empfangen, so wie Bonaparte an seinem Ufer mit einem vive l'empereur. Man bemerkte, daß in dem Augenblick, daß wie unser Kaiser bei dem Prahm landete und Bonaparte ihm die Hand reichte, die an ihrem Ufer versammelten französischen Offiziere Zeichen der Freude von sich gaben und in die Hände klatschten.

3. Die Königin Luise und Napoleon in Tilsit. (Gräfin Voß.)

6. Juli (1807).

Um 4 Uhr fuhren wir fort, mit einer Eskorte der Gardedukorps über die fliegenden Brücken, waren um 5 Uhr in Tilsit und stiegen in dem Quartier des Königs ab. Eine Viertelstunde später kam Napoleon; ich empfing ihn mit der Gräfin Tauentzien am Fuße der Treppe. Er ist auffallend häßlich, ein dickes, aufgedunsenes, braunes Gesicht, dabei ist er korpulent, klein und ganz ohne Figur, seine großen runden Augen rollen unheimlich umher, der Ausdruck seiner Züge ist Härte, er sieht aus wie die Inkarnation des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten und auch die Zähne sind schön. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange Zeit allein mit der Königin und dann fuhr er fort. Gegen 8 Uhr begaben wir uns zu ihm, da er aus Rücksicht für die Königin sein Diner früher bestellt hatte. Während der Tafel war er sehr guter Laune und sprach sehr viel mit mir. Nach Tische hatte er eine lange Konversation mit der Königin, die auch ziemlich zufrieden mit dem Ergebnis derselben war. Gott wolle geben, daß es zu etwas hilft. Wir kamen um Mitternacht nach Piktupönen zurück, dann kam noch der Großfürst Konstantin mit seinem Adjutanten zur Königin. Es war eine schreckliche Unruhe und Durcheinander; Hardenberg reiste ab, und wir kamen erst gegen Morgen in unsere Zimmer. . . . . .

Kronprinz Ludwig von Bayern Alexander Napoleon Luise Prinz Heinrich von Preußen
Murat Friedrich Wilhelm III. Konstantin

Tafel Kaiser Napoleons in Tilsit am 6. Juli 1807

Nach Zeichnung von Jean Haas, gestochen von Lehmann

(Jolitsche Sammlungen in Leipzig)

7. Juli.

Da es stürmisch war, konnten wir nur sehr langsam über die fliegende Brücke fahren; als wir beim König abgestiegen waren, erfuhren wir von diesem, daß Napoleon alles, was er am gestrigen Tage der Königin versprochen, bereits widerrufen habe und selbst in der Härte seiner Forderungen noch weiter gegangen sei, als er es vor der Zusammenkunft mit ihr getan hatte. Man sagte, Herr von Talleyrand sei Schuld daran. Napoleon kam nicht zur Königin, obgleich er zweimal an ihrem Hause vorüber fuhr und wir jedesmal umsonst hinuntergehen mußten, in der Erwartung, er werde aussteigen. Später kam der General Barbier, der die Königin zum Diner einlud. Wir fuhren sogleich hin und Barbier begleitete die Königin. Napoleon sah verlegen und zugleich tückisch und boshaft aus; ich versuchte, mich von ihm entfernt zu halten und es gelang mir. Der Großherzog von Berg sprach meist mit mir und machte mir einen guten Eindruck. Man setzte sich bald zu Tische; ich sprach während des ganzen Essens kein Wort und die Konversation war allgemein sehr gezwungen und einsilbig. Nach Tische sprach die Königin noch einmal allein mit Napoleon; beim Fortgehen sagte sie ihm, sie werde abreisen und empfinde es tief, daß er sie getäuscht habe. Meine arme Königin, sie ist ganz in Verzweiflung!

4. Patriotischer Ingrimm. Fichte über den Tilsiter Frieden an seine Frau in Berlin.

> Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Teilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen.
>
> Goethe am 27. Juli 1807 an Zelter.

Kopenhagen, den 29. Juli 1807.

. . . Euch, die Ihr doch seit der Okkupation kein einziges wahres Wort mehr über den eigentlichen Stand der Sachen erhalten habt, haben die Friedensbedingungen affiziert, wie sie es haben! Denkt Euch in unsern Standpunkt, die wir wissen, daß noch am Abend vor der entscheidenden Schlacht die Wagschale gleich stand, und daß bei nur nicht ganz viehischer Dummheit unser Schicksal ebenso das des Siegers sein konnte; was würdet Ihr dann empfinden? Sodann könnt Ihr auch kaum unsere in der Geschichte beispiellose Hilflosigkeit nach der Schlacht Euch denken.

Ich habe von dem Frieden alles erwartet, was er gibt, und gratuliere uns noch, daß nur eine gewisse Bedingung, die ich gleichfalls rechnete an der Spitze zu finden, nicht gemacht worden.*) — Der gegenwärtigen Welt und dem Bürgertum hienieden abzusterben, habe ich schon früher mich entschlossen. Gottes Wege waren diesmal nicht die unsern; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht!

*) Den Anschluß Preußens an den Rheinbund vermutlich.

Zweiter Teil

Preußens innere Umgeſtaltung und der ſpaniſche und öſterreichiſche Befreiungskampf

Die korsische Spinne in ihrem Netz

ie Karikatur vom Juli 1808, gezeichnet von Woodward, gestochen von Rowlandson

(Berliner Kupferstichkabinett)

panische Fliege wird gerade von der Napoleonspinne verspeist, im Netz sind die verschiedensten. ipstfliege gerät gerade hinein, die russische rettet sich im letzten Moment. Außerhalb ist nur der der nächstens daran zu kommen fürchtet, und der Brite, der dem Napoleon zuruft: „Na, Ihr könnt gucken, Frau Spinne, aber in Euer Netz bekommt Ihr mich nicht.")

Erster Abschnitt

Die Zeit der Steinschen Reformen

Die Leidensjahre nach Jena und Tilsit sind zu Lehrjahren für Preußen geworden: in ihnen entstand der neue preußische Staat. Auch vor der Katastrophe hatte moderner Geist Einlaß verlangt. Während Frankreich durch die Revolution umgestaltet wurde, während in Deutschland selbst ein an der Antike genährter Humanismus seinen Siegeslauf begann, während Smith und Kant jeder in seiner Weise und auf seinem Gebiete eindringlich Achtung vor der Menschenwürde predigten, mußten natürlich in den Köpfen der preußischen Staatsmänner Zweifel an dem Werte der bisherigen Einrichtungen aufsteigen, und es ist nur verwunderlich, daß nicht schon früher etwas Durchgreifendes geschah. Jetzt war dem Alten der Schimmer des Erfolges genommen, und die Hoffnung, die nationale Unabhängigkeit wiederzuerlangen, verknüpfte sich mit dem Kommenden. So gewinnen die Männer an Einfluß, die mit ihren Reformwünschen vor 1806 nicht durchgedrungen oder überhaupt unbeachtet geblieben waren. Im Herbst 1807 tritt Stein wieder in das Ministerium ein, der noch zu Anfang des Jahres von Friedrich Wilhelm mit berechtigtem Groll geschieden war. Eben hat er in der Nassauer Denkschrift (vom Juni 1807) die Grundzüge eines Reformprogramms für sich entworfen: Teilnahme des Volkes an der Verwaltung, zunächst in den Gemeinden, dann aber auch in Kreis, Provinz und Staat, wirtschaftliche Freiheit in Stadt und Land, Verbesserung von Justiz und Erziehung sind seine wichtigsten Forderungen. Und sofort wird die Arbeit begonnen. Am 9. Oktober d. J. ist das „Edikt den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend“ vom König vollzogen. Die Gutsuntertänigkeit der Bauern wird bis spätestens 1810 überall im preußischen Staate aufgehoben, der Übergang adliger Güter in bürgerliche Hände erlaubt und damit das Fundament für die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit des Individuums gelegt. Das folgende Jahr bringt die Städteordnung, die die gesamte Stadtverwaltung mit Ausnahme der Rechtspflege und der Sicherheitspolizei den Stadtverordneten und den von diesen gewählten Magistratsmitgliedern überläßt. Aber noch ehe dieses Gesetz erscheint, ist die Stellung Steins mit durch eigene Unvorsichtigkeit unhaltbar geworden, — ein gegen die Franzosen schürender

Brief des Miniſters fällt unglücklicherweiſe in franzöſiſche Hände — und der „p. p. Stein“ (le nommé Stein), wie es in Napoleons Achtungsdekret vom 16. Dezember d. J. heißt, erhält Ende November 1808 auf zweimaliges Anſuchen ſeine Entlaſſung. So wurde, wenn auch nicht die Fortſetzung des Reformwerkes an ſich, doch ſeine einheitliche Durchführung gehindert und einzelne von Steins Plänen ſind erſt ſehr viel ſpäter — erſt durch die Kreisordnung von 1872 und die Landgemeindeordnung von 1891 — verwirklicht worden.

Gleichzeitig iſt unter Scharnhorſts Vorſitz eine militäriſche „Reorganiſationskommiſſion“ tätig, in der ſchließlich die reformfreundlichen Elemente Gneiſenau, Grolman, Götzen, Boyen tonangebend ſind. Die Werbung im Auslande, die Kompagniewirtſchaft werden beſeitigt, die Prügelſtrafe abgeſchafft, den Bürgerlichen der Zugang zur Offizierslaufbahn frei gemacht und eine ſchnellere Beförderung der Tüchtigen ermöglicht, der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht regt ſich, und die Grundſtimmung bei all dieſen Schritten iſt Vertrauen auf das Ehrgefühl jedes einzelnen. Außerdem werden techniſche Neuerungen eingeführt und über Hauptſchuldige von 1806 wird Gericht gehalten. Auch hier ſind es zunächſt verheißungsvolle Anfänge, aber die Kontinuität der Entwicklung wird nicht jäh unterbrochen, und ſo iſt denn auch auf militäriſchem Gebiete früher ein gewiſſer Abſchluß erreicht worden.

Indes kündigen ſich leiſe in der Weltlage Veränderungen an. Napoleon, der Preußen noch ganz in ſeiner Hand hat, iſt ſchon im Geiſte mit ſeinem indiſchen Feldzuge beſchäftigt. Er will die politiſchen Verhältniſſe des Weſtens ordnen und dann mit Öſterreich und Rußland zuſammen den Stoß nach Oſten führen. Aber mit dem Zaren iſt über die Teilung der Türkei keine Einigung zu erzielen, und in Spanien ſchlägt die Abſetzung der Bourbons zum Unheil aus. Die Spanier vertreiben Napoleons Bruder, den ›Rey Pepe‹; im Juli 1808 kapituliert Dupont in Andaluſien vor einem Inſurgenten-Heere, und einen Monat ſpäter ſtreckt Junot vor den Engländern in Portugal die Waffen. Schon glauben deutſche Patrioten an die Möglichkeit eines Befreiungsverſuches. Aber die große politiſche Parade, die Napoleon 1808 in Erfurt abhält (vom 27. September bis zum 14. Oktober), ehe er zur Unterwerfung Spaniens aufbricht, zeigt, wie ſchwer ſeine Hand noch auf Deutſchland laſtet, zeigt auch die franzöſiſch-ruſſiſche Allianz ſcheinbar in voller Blüte. Trotzdem liegen die erſten Anfänge von Napoleons Niedergange eben in jener Zeit.

I

Der Patriotismus des 18. Jahrhunderts

Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert;
In das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers wert. Schiller.

Man hat uns Weltmenschen, allgemeine Philosophen, Kosmopoliten genannt, und Wunder gemeint, wie sehr man uns mit diesen Namen lobte. Man hätte uns die Juden des neuesten Europa nennen sollen, denn wie die Juden sind wir umher verstreuet und ihnen fast gleich geachtet; nur daß die Juden in ihrer ewigen Physiognomie noch mehr Stärke und Charakter verraten, als die jetzigen Deutschen. Arndt im Geist der Zeit.

1. Deutschtum und Universalität. (Aus einer Flugschrift vom Jahre 1806: Magischer Spiegel betitelt.)

Deutscher Geist ist: nichts Besonderes zu sein, vielmehr alles, nicht ein Ding, sondern die Welt. Und hat sich solch Ringen und Sehnen offenbaret in ihm von Anbeginn, und kein Volk des Erdbodens hat also tapfer gestritten für das Höchste und Heilige und für die allgemeinen Güter des menschlichen Geschlechtes. Gleich wie wir gesehen in den Kriegen für die Ehre des Herrn und seines Gesalbten, geführt gegen die Ungläubigen im Orient. So ist auch des Glaubens Freiheit ausgegangen von Deutschland, und schier alles wahrhaftige Licht, so heutzutage den Völkern auf Erden leuchtet, ist aus deutschem Geist entsprungen: Zum ewigen Zeugnis aller Welt und Zeit, wie des deutschen Geistes Trachten stets dahin gegangen, zu sein ein Ebenbild des, der alles ist.

Daß aber der Deutsche so leicht eingehet in fremder Völker Geist und Art und sich darein verwandelt, kömmt eben von seinem Sinn, nicht für das Einzelne, sondern für das All; und daß er das Fremde mehr achtet, als was sein, ist jeglichen großen Gemüts Weise, als welches niedrig von sich, und hoch von andern denket. Zu fest und sicher ruhet Deutschlands Geist auf seiner Macht und seines Ruhmes Burg, und darf keinesweges sein eigener Herold sein. Und eben, daß er sein Gutes kaum kennet, und seiner Herrlichkeit unbewußt lebet, ist echte Heldenart und das lauterste Gold menschlicher Natur: ein armer Ritter aber posaunet sich selber aus, und bläset sich auf gegen alle Welt; sonst wüßte kein Hund von ihm.

2. Deutschtum und Wissenschaft. (Fichte im Juli 1806.)

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wennschon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Du Land des hohen ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eig'ne Seele leugnest.

Hölderlin, Gesang der Deutschen. 1799.

Der Patriot will, daß der Zweck des Menschengeschlechts zuerst in derjenigen Nation erreicht werde, deren Mitglied er selber ist. In unserer Zeit

kann jener Zweck nur von der Wissenschaft aus befördert werden. Sonach ist die Wissenschaft und ihre möglichst größte Verbreitung in unserer Zeit selber der allernächste Zweck des Menschengeschlechtes, und dasselbe kann und darf sich gar keinen andern Zweck setzen, als diesen.

Der deutsche Patriot insbesondere will, daß dieser Zweck zuerst unter den Deutschen erreicht werde, und daß von diesen aus der Erfolg sich über die übrige Menschheit verbreite. Dies kann der Deutsche wollen, denn unter ihm hat die Wissenschaft begonnen, und in seiner Sprache ist sie niedergelegt. Es ist zu glauben, daß in derjenigen Nation, welche die Kraft hatte, die Wissenschaft zu erzeugen, auch die größte Fähigkeit liegen werde, die erzeugte zu fassen. Nur der Deutsche kann dies wollen; denn nur er kann vermittelst des Besitzes der Wissenschaft und des ihm dadurch möglich gewordenen Verstehens der Zeit überhaupt einsehen, daß dieses der allernächste Zweck der Menschheit sei. Jener Zweck ist der einzig mögliche patriotische Zweck; nur der Deutsche demnach kann Patriot sein; nur er kann, im Zwecke für seine Nation, die gesamte Menschheit umfassen; dagegen von nun an, seit der Erlöschung des Vernunftinstinktes und dem Eintritte allein des Egoismus in Klarheit, jeder andern Nation Patriotismus selbstisch, engherzig und feindselig gegen das übrige Menschengeschlecht ausfallen muß.

	II	
Vom neuen Patriotismus		

Gutes Deutschland, oft haben dich die Sittenlehrer und Länderkundigen das Herz Europens genannt! Du bist es auch; unermüdlicher schlagend als deine Hand, bewegst du dich wärmend fort, sogar im Schlaf und Siechtum.

Dämmerungen für Deutschland von Jean Paul.

1. Von Deutschlands historischer Größe. (Aus Arndts Geist der Zeit.)

Da sah Barbarossa auf. „Was suchst du bei den Toten, Fremdling?“ —

„Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen in der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt.“ —

„Das Leben ist nicht mehr bei uns, wir haben es als Erbe euch zurückgelassen, ihr habt übel damit hausgehalten.“—

„Dann laßt aus euern Taten von neuem den Lebensgeist mich ziehen.“ —

„Von unsern Taten sind die Schatten nur uns hinabgefolgt, willst du mit ihnen sprechen, lies in diesen Büchern.“ —

Aus der Einleitung zu Görres' „Teutschen Volksbüchern“. Heidelberg 1807.

Edlen Männern ziemt Stolz und Selbstvertrauen, wenn die Welt um sie her zusammenfällt, Trotz, wenn man sie verachtet, Mut, wenn man sie verhöhnt; ihnen ziemt, wenn Gewalt ihre Arme lähmt, das unsterbliche Wort, das nur

der Tod den Tapfern entreißen kann; ihnen ziemt, wenn die Zeit sie verläßt, in der Vorzeit zu leben: wenn die Gegenwärtigen schwach und feig sind, fliehen sie zu den Gedächtnissen kühner und starker Väter zurück und weisen ihre Söhne

Ernst Moritz Arndt
Stich von C. T. Riedel nach Buchhorn
(Körnermuseum in Dresden)

darauf hin, damit ihre Enkel wieder für Freiheit und Recht sterben können. Dürfen wir so schimpflich verschwiegen werden, wenn man Kleines gegen uns groß nennt? darf man nur auf unser Elendes hinweisen, um unser Herrliches, das einst war, vergessen zu lassen? dürfen wir es dulden, daß man laut vor ganz Europa ausruft, es sei zu seinem und unserm Heil notwendig, daß wir unter Aufsicht und Vormundschaft gestellt werden? Dahin ist es mit uns ge-

kommen, das müssen wir nachbeten, und das trompeten unsre eignen langohrigen Tiere bis zum Ekel nach? Nein, Teutsche und Männer! nie mit unserm Willen und nie mit unserm Herzen! o dürften alle sagen wie wir, nie mit unsern Lippen! Wir wissen, daß Männer einst die Zunge abbissen, um in Qual der Marter nichts Unwürdiges auszusprechen. Warum alten solche Gefühle, die ewig sein sollten, und werden von den Philosophen als Schwärmerei, von den Feinen als Barbarei angestaunt? . . . .

Also wir sind nichts und waren nichts? Es ist nicht wahr. Wir waren mehr, als die meisten, wir sind jetzt noch den Besten gleich; wir verdienen in unserm Unglück die Gleichgültigkeit nicht, womit manche Fremde auf uns herabsehen, die uns alles verdanken; den Hohn nicht, womit uns belächeln, die in ähnlichen Umständen nicht fester gestanden wären und bald nicht fester stehen werden, als wir; die Verachtung nicht, womit unsre Feinde uns von oben ansehen, die vergessen haben, was sie selbst vor zwanzig Jahren waren, die nicht wissen, was sie jetzt sind, und was sie sein werden. Soll ich an das Älteste erinnern, soll ich das Alte lebendig machen und das Neue und Neueste zeigen? wahrlich, meine Freunde, wir bedürfen nicht so rot vor Scham zu werden, als unsre jüngste Schande schwarz ist. In Glück und Glorie sei das Volk und der Mensch still und mäßig, im Unglück müssen sie Haupt und Herz zu würdigem Stolz erheben und herrlich dulden, was nicht unwürdig verdient ward. Was man hat, davon darf man schweigen; das Verlorne kann man nicht zu oft nennen, damit man die Pflicht nicht vergesse, es wieder zu gewinnen. Wir sind ein unsterbliches Volk in der Geschichte, und wenn wir untergehen — was Gott verhüte und das Eisen unsrer Kinder! — so wird ein glänzender Lichtstreif des Ruhms wie ein Blitzstrahl unsrer herabsinkenden Leiche nachleuchten.

2. Von deutscher Sprache. (Jahn.)

Das köstlichste Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist. Unsere Sprache wird die Welt beherrschen. Schiller.

In der Teilbarkeit, Zersetzung, Versetzung und Zusammensetzung besitzt die deutsche Sprache eine Vielgestalt, die sich wendet, schwenket und kehrt und nach allen möglichen Richtungen fortschreitet. Als Ursprache hat sie eine Klarheit zur Mitgift, die jeder Aftersprache mangelt. Sie ist anschaulich gebildet und lebt im Anschaun. Sie senkt sich in die Tiefen des Gemüts, wenn sie mit Geistesfittichen aufschwingt. Sie hat kindliche Einfalt treu bewahrt, ist bündig in der Darstellung, erbaulich in der Rede, erweclich im Liede und kernig und körnig im Spruch.

Die deutsche Sprache wird in Wissenschaft und Kunst niemals Kenner und Könner im Stich lassen. Nimmer werden die Stufenwörter fehlen, jede Folge und Folgerung wird auszudrücken sein. Die Sprache wird, treu gepflegt, mit dem Entwicklungsgange Schritt halten, für jede neue Gestaltung unsers Volks passen, für jede Lebensfülle zureichend sein und mit dem Wachstum

des Volks an Bildsamkeit zunehmen. Aber vom Wißdünkel der Allerweltsbürgerei müssen wir abstehen. Mit dem Allerweltsleben hat keine einzelne Sprache zu schaffen, nur das eigene Volksleben ist ihre Seele. . . . .

Der Kunstsprachenbildner soll ein Dolmetscher des ewigen Sprachgeistes sein, der in dem ganzen Sprachtum waltet. Darum muß er in die Urzeit der Sprache zurückdenken und ihren Bildungsgang auf rechter Bahn verfolgen. Kann er an der Quelle verschollene Urlaute erlauschen, so muß er dies zuerst vor allen Leuten lautbar machen. Im Erwecken scheintoter Urwörter liegt eine wahre Mehrung und Sprachstärkung. Kein Wort ist für ausgestorben zu achten, so lange die Sprache nicht tot ist; kein Wort für veraltet, so lange die Sprache noch in Jugendkraft lebt. Begrabene Wurzeln, die noch grün sind und im vollen Wachstum neue Stämme, Äste und Zweige treiben können, bringen Segen und Gedeihen. Die Schossen und Sprossen alter Herzwurzeln verkünden einen neuen Frühling nach langer Winterstarre.

3. Von deutscher Zukunft. (Aus Fichtes Reden an die deutsche Nation.)

Du sprachst zu Deutschen, als die andern schwiegen,
Du riefst uns aus der Schmach zu neuen Siegen.
Aus einem Sonett Achim von Arnims auf Fichtes Tod.

Möchte der Staat und alle, die denselben beraten, es wagen, seine eigentliche dermalige Lage ins Auge zu fassen und sie sich zu gestehen; möchte er lebendig einsehen, daß ihm durchaus kein anderer Wirkungskreis übriggelassen ist, in welchem er als ein wirklicher Staat ursprünglich und selbständig sich bewegen und etwas beschließen könne außer diesem, der Erziehung der kommenden Geschlechter; daß, wenn er nicht überhaupt nichts tun will, er nur noch dieses tun kann; daß man aber auch dieses Verdienst ihm ungeschmälert und unbeneidet überlassen werde. Daß wir es nicht mehr vermögen, tätigen Widerstand zu leisten, ist, als in die Augen springend und von jedermann zugestanden, schon früher von uns vorausgesetzt worden. Wie können wir nun die Fortdauer unsers dadurch verwirkten Daseins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andere Weise, als wenn wir uns entschließen, nicht für uns selbst zu leben, und dieses durch die Tat dartun; wenn wir uns zum Samenkorn einer würdigeren Nachkommenschaft machen und lediglich um dieser willen uns so lange erhalten wollen, bis wir sie hingestellt haben. Jenes ersten Lebenszwecks verlustig, was könnten wir denn noch anderes tun? Unsere Verfassungen wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendung unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urteilsspruch und die Ausübung derselben wird man uns zuweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dieses ergreifen! Es ist zu erwarten, daß man in demselben uns ungestört lassen werde. Ich hoffe — vielleicht täusche ich mich selbst darin, aber da ich nur um dieser Hoffnung willen noch leben mag, so kann ich es nicht lassen, zu hoffen; — ich hoffe, daß ich einige Deutsche überzeugen und sie zur Einsicht

bringen werde, daß es allein die Erziehung sei, die uns retten könne von allen Übeln, die uns drücken. Ich rechne besonders darauf, daß die Not uns zum Aufmerken und zum ernsten Nachdenken geneigter gemacht habe. Das Ausland hat andern Trost und andere Mittel; es ist nicht zu erwarten, daß es diesem Gedanken, falls er je an dasselbe kommen sollte, einige Aufmerksamkeit schenken, oder einigen Glauben beimessen werde; ich hoffe vielmehr, daß es zu einer reichen Quelle von Belustigung für die Leser ihrer Journale gedeihen werde, wenn sie je erfahren, daß sich jemand von der Erziehung so große Dinge verspreche. . . . .

Übernimmt der Staat die ihm angetragene Aufgabe, so wird er diese Erziehung allgemein machen über die ganze Oberfläche seines Gebiets für jeden seiner nachgebornen Bürger ohne alle Ausnahme; auch ist es allein diese Allgemeinheit, zu der wir des Staats bedürfen, indem zu einzelnen Anfängen und Versuchen hier und da auch wohl das Vermögen von wohlgesinnten Privatpersonen hinreichen würde. Nun ist allerdings nicht zu erwarten, daß die Eltern allgemein willig sein werden, sich von ihren Kindern zu trennen und sie dieser neuen Erziehung, von der es schwer sein wird, ihnen einen Begriff beizubringen, zu überlassen; sondern es ist nach der bisherigen Erfahrung darauf zu rechnen, daß jeder, der noch etwa das Vermögen zu haben glaubt, seine Kinder im Hause zu nähren, gegen die öffentliche Erziehung und besonders gegen eine so scharf trennende und so lange dauernde öffentliche Erziehung sich setzen wird. In solchen Fällen ist man nun bei zu erwartender Widersetzlichkeit von den Staatsmännern bisher gewohnt, daß sie den Vorschlag mit der Antwort abweisen: der Staat habe nicht das Recht, für diesen Zweck Zwang anzuwenden. Indem sie nun warten wollen, bis die Menschen im allgemeinen den guten Willen haben, ohne Erziehung aber es niemals zu allgemeinem guten Willen kommen kann, so sind sie dadurch gegen alle Verbesserung geschützt und können hoffen, daß es beim alten bleiben wird bis an das Ende der Tage. . . . . Möchten sich aber Staatsmänner finden und hierbei zu Rate gezogen werden, welche vor allen Dingen durch ein tiefes und gründliches Studium der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt sich selbst Erziehung gegeben haben, denen es ein rechter Ernst ist mit ihrem Geschäfte, die einen festen Begriff vom Menschen und seiner Bestimmung besitzen, die da fähig sind, die Gegenwart zu verstehen und zu begreifen, was eigentlich der Menschheit dermalen unausbleiblich not tut; hätten diese aus jenen Vorbegriffen etwa selbst eingesehen, daß nur die Erziehung vor der, außerdem unaufhaltsam über uns hereinbrechenden Barbarei und Verwilderung uns retten können, schwebte ihnen ein Bild vor von dem neuen Menschengeschlechte, das durch diese Erziehung entstehen würde, wären sie selbst innig überzeugt von der Unfehlbarkeit und Untrüglichkeit der vorgeschlagenen Mittel, so ließe von solchen sich auch erwarten, daß sie zugleich begriffen, der Staat als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten und als der Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, habe das vollkommene Recht, die letzteren zu ihrem Heile auch zu zwingen. . . . . .

Zum erfreulichen Zeugnisse, daß unter den Deutschen ein Sinn für das

Höhere noch nie ganz ausgestorben, haben bisher mehrere deutsche Stämme und Staaten miteinander um den Ruhm größerer Bildung gestritten; diese haben ausgedehntere Preßfreiheit, freiere Hinwegsetzung über die hergebrachte

Fichte
Stich von Bollinger nach dem Gemälde von Dähling
(Körnermuseum in Dresden)

Meinung, andere besser eingerichtete Schulen und Universitäten, andere ehemaligen Ruhm und Verdienste, andere etwas anders für sich angeführt, und der Streit hat nicht entschieden werden können. Bei der gegenwärtigen Veranlassung wird er es werden. Diejenige Bildung allein, die da strebt und die es wagt, sich allgemein zu machen und alle Menschen ohne Unterschied zu erfassen, ist ein wirklicher Bestandteil des Lebens und ist ihrer selbst sicher.

Jede andere ist eine fremde Zutat, die man bloß zum Prunk angelegt und die man nicht einmal mit recht gutem Gewissen an sich trägt. Es wird sich bei dieser Gelegenheit verraten müssen, wo etwa die Bildung, deren man sich rühmt, nur bei wenigen Personen des Mittelstandes stattfindet, die dieselbe in Schriften darlegen, dergleichen Männer alle deutsche Staaten aufzuweisen haben, und wo hingegen dieselbe auch zu den höhern Ständen, welche den Staat beraten, hinaufgestiegen sei. Es wird sich sodann auch zeigen, wie man den hier und da gezeigten Eifer für die Errichtung und den Flor höherer Lehranstalten zu beurteilen habe, und ob demselben reine Liebe zur Menschenbildung, die ja wohl jedweden Zweig und besonders die allererste Grundlage derselben mit dem gleichen Eifer ergreifen würde, oder ob ihm bloß Sucht zu glänzen und vielleicht dürftige Finanzspekulationen zugrunde gelegen haben.

Welcher deutsche Staat in Ausführung dieses Vorschlags der erste sein wird, der wird den größten Ruhm davon haben, sagte ich. Aber ferner, es wird dieser deutsche Staat nicht lange alleinstehen, sondern ohne allen Zweifel bald Nachfolger und Nacheiferer finden. Daß nur der Anfang gemacht werde, ist die Hauptsache. Wäre es auch nichts anderes, so wird Ehrgefühl, Eifersucht, die Begierde, auch zu haben, was ein anderer hat, und wo möglich, es noch besser zu haben, einen nach dem andern treiben, dem Beispiele zu folgen. Auch werden sodann die oben von uns beigebrachten Betrachtungen über den eignen Vorteil des Staats, die vielleicht dermalen manchem zweifelhaft vorkommen dürften, in der lebendigen Anschauung bewährt, einleuchtender werden.

Wäre zu erwarten, daß sogleich jetzt und von Stund an alle deutsche Staaten ernstliche Anstalt machten, jenen Plan auszuführen, so könnte schon nach fünfundzwanzig Jahren das bessere Geschlecht, dessen wir bedürfen, dastehen, und wer hoffen dürfte, noch so lange zu leben, könnte hoffen, es mit seinen Augen zu sehen.

4. Der Patriotismus der Massen. (Aus einem Aufsatz Gneisenaus vom Juli 1807.)

> Aus der Tiefe erwarte ich unser Heil, aus der Höhe, leider! nicht mehr. Auf Deutschland rechne ich noch, auf keinen einzelnen Staat des gemeinschaftlichen Vaterlandes. Was aufgelöst und geschieden wurde durch rohe Gewalt oder treulose Verschmitztheit, wird sich wieder binden und vereinigen in den Tiefen des Volkscharakters nach den Gesetzen einer höheren Wahlverwandtschaft.
>
> Gustav von Brinkmann an Gentz. Memel, den 12. November 1807.

Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: Die Revolution hat alle Kräfte geweckt, und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitzen der Armeen Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner und endlich an die Spitze eines großen Volks der größte Mensch aus seiner Mitte.

Welche unendliche Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen.

Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendsten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sichern Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche der Adelige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft. Aber: „es ist doch besser, es bleibt der Ruhm, auf Ahnenparadebett, durch keine Mesalliance mit dem Genie von gemeiner Herkunft befleckt, zu verscheiden, als sich, in Verbindung mit ihm, zu erhalten."

Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volks in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft in Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wiederherstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum für sie noch nicht vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen.

III

Die ethische Revision

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Mensch entzwei.

Arndt.

1. Über den Fall der Religion und ihre Wiedergeburt. (Joseph Görres.)

Wie die Nation in trübseliger Geistesabwesenheit vergessen alles was ihr eigenstes Eigentum gewesen; wie sie verloren alle Spur der Erinnerung alter Herrlichkeit; wie das alte Leben in seiner innerlichen Milde und seiner gediegenen Sinnigkeit ihr so ganz unverständlich geworden, gleich einem verwitterten Naturrätsel, das irgend in einer tiefen Steinschicht verwachsen sich gefunden; wie sie gewandelt unter den Trümmern, den verwahrlosten Überresten der Tätigkeit besserer Geschlechter, in den Hallen jener Dome, wo so laut der Geist aus dem sprossenden Gesteine spricht, und lebender Zeuge der früheren Zeit den Nachkommen aus der Chronik der Väter erzählen möchte, wie diese aber blöd und fremd nicht mehr verstanden die Töne, die durch die Bogenlauben zogen und nur mit fadem Spotte die ernsten Geister störten und betrübten: wie alle anderen

Denkmale alten Besitzes und alter Kunst auf gleich schnöde Weise ihnen zunichte geworden: der Malerei tiefer, gründlicher, bedeutungsvoller Sinn; die Töne alten Gesanges, von der kirchlichen Feier bis zur Weise des Volksliedes herab; wie sie den ganzen Schatz der eigentümlichen vaterländischen Poesie vergeudet, und was kein altes Volk getan, das nationelle Epos ganz und gar vergessen; wie die Nation den früheren scharf gezeichneten Charakter um Grimasse eingetauscht und darüber alle Physiognomie verloren: da mußte mit dem Sinn für alles Bessere auch der religiöse Sinn vergehen, in diesem Flugsande konnte die Religion nicht Wurzel schlagen, sie ruhte bei den Toten, weil die Lebenden sich ohne sie behelfen mochten. . . . . .

. . . . Nicht zu leugnen ist, daß diese Zeit mit ihrer gärenden Verwesung den historischen Sinn anwidert. Was ist bei der Klasse im Volke, die dem Neuen sich hingegeben, übriggeblieben von allem, was sonst dem Menschen heilig und ehrwürdig ist? Was ist an die Stelle früherer Zucht und Ehrbarkeit getreten in den untern Ständen als freche, zügellos unbändige Sinnlichkeit und die Raserei der gröbsten Genüsse. Seit sie die beängstigende Furcht vor ungewisser Zukunft verloren, seit die Hölle für sie ausgebrannt und erloschen, ist freilich die Freude und die Lust bei ihnen eingekehrt, aber man möchte beinahe sagen, jene Flammen seien in ihrem eignen Marke wieder aufgebrannt und trieben sie zur Sünde und Selbstvernichtung in wilder Windsbraut, wie Dantes verdammte Geister beim Rauschen einer höllischen Musik um.

In törichtem Aberwitz haben sie sich eingebildet, die Schranken der züchtigen Selbstbegrenzung und der ruhigen Mäßigung, die frühere Geschlechter, selbst durch Erfahrung klug geworden, allmählich als notwendige Grenzen der menschlichen und nationellen Natur anerkannt und in die gesellschaftlichen Verhältnisse aufgenommen, seien eitle Selbstkasteiungen, steife einengende Trachten gewesen, die sie nun hastig abzuwerfen sich beeilen, um die natürliche Freiheit so schnell als möglich wiederzugewinnen. Wie sie nun so tobend sich hineinstürzen in den Genuß, um recht bald das Versäumte nachzuholen, wähnen sie in der Betörung, alles sei reiner Gewinn, was sie so der Natur abgestürmt. Sie preisen sich glücklich samt ihrer Zeit, die ihnen so freudevoll verfließt, während die Väter in ihrer Nüchternheit ein langweiliges Leben sich durchgequält. Und das alles nun bei nordischer Natur, die keineswegs zu solchem Sinnenrausche treibt; in einer Zeit, die bedrängter als irgendeine andere alle Hilfsmittel zu jeder kostbaren Lust versagt. Daher die mit jener sinnlichen Hast verknüpfte unruhige Angst einer innen und außen armen Natur; die heiße Gier nach Erwerb auf jede Bedingung; die Buhlerei mit dem Golde, das als die eine und alleinige wägbare Idee im öffentlichen Leben umläuft und vom Fürsten der Gnomen zum Gott der Menschen erhoben ist, vor dessen Altären sie nun Huren- und Baalsdienst treiben. Denn im Golde, nicht dem Naturprodukte, sondern in seiner Bedeutung für die gesellschaftlichen Verhältnisse, ist des Teufels Reich auf Erden im Mittelpunkte gegründet; dort ist sein Tempel aufgerichtet, und in ihm wird sein Dienst gefeiert und der Sonntag geheiligt, der Tag der Sonne, die ihre unterirdische Signatur ja in eben dem Metall gefunden. Dort müssen sie im Brandopfer das Lebensöl opfern um einige Tropfen der

NAPOLEON

Den Ersten des Jahrhunderts

Einzig als Held und Staatsmann

dem gegenwärtigen Zeitalter Zierde

dem künftigen Muster

Den Gründer des Germanischen Bundes

ein Schrecken seinen Feinden

den Seinen holde Liebe

Dessen

Hoheit

die Unsterblichkeit im voraus feyert

begrüßt

das durch Ihn sich wiedergegebene

von Ihm beglückte

dankbare Sachsen.

Maueranschlag: Dokument deutscher Napoleonverherrlichung

(Josische Sammlungen in Leipzig)

Tinktur, wie jene Barbaren, die um Branntwein Weib und Kind und sich selbst zu Sklaven geben; mit ihrem Herzblut müssen sie sich ihm verschreiben, damit er ihren Lüsten dienstbar werde. Dort wird Bank gehalten und auf Pfänder ausgeliehen, was ihnen entbehrlich dünkt, wird herbeigebracht, und am entbehrlichsten ist, was sonst dem Menschen das Kostbarste sein sollte: der innere Sinn für eine höhere Natur, Ehre und Gewissen und die wahrhafte Redlichkeit. Mit der zarten eingeborenen Scheu gegen das Schlechte und Nichtswürdige wird alle bessere Gesinnung hingegeben und mit Freude gegen das schwere Metall aufgewogen, an dem sie mit unmäßigem Ergötzen sich erlaben. Daher nun außen der ewige Krieg unter den Staaten mit Gewalt und Raub geführt, innen aber in der Gesellschaft jener unaufhörliche Streit der Stände untereinander gärend, wo mit List und Verschlagenheit einer den andern überbietet und allen nur derselbe fressende Egoismus gemein ist. Darum der Leichtsinn in den wechselseitigen Verhältnissen der Geschlechter, denn diese sogenannte Scham und Tugend gehört auch zu jenen ausgebotenen verlegenen Waren, die man hingibt um jeden Preis. Daher auch endlich jene ungründliche Seichtheit, jene nichtige Oberflächlichkeit, jener leere Schaum in allem Tun und Treiben von den häuslichen Verhältnissen bis zum öffentlichen Leben, von dem Ungeschick der Handwerker bis in den leeren Dunst und das lose Blendwerk der Literatur hinein. Bei solcher Gesinnung muß dann natürlich die Religion zum Gespötte werden; was sie hienieden bietet: jenen heiteren Gleichmut und die stille Ruhe im Gottesfrieden, kann so aufgereizten im Fieberwahne zerrissenen Gemütern nimmer werden. Und was sie von einem Jenseits spricht, kann kein Verlangen in solchen wecken, die gar keine Sehnsucht nach einem bessern Zustande in sich verspüren. Könnte jemand zu ihrem Golde noch die Lebensessenz hinzufügen und sie damit von der einzigen letzten unabwendbaren drückenden Angst befreien, er würde ihnen der Gott der Götter sein, und nach jenem würden sie ferner mit keinem Auge sehen. . . . . .

. . . Solch ein kleiner Aufruhr ist in Gottes Reich für nichts zu achten. Nicht die Planetengesetze sind sicherer, als jenes ethische im Reiche der Erfahrung: daß jede Sünde hienieden, wo sie geboren wurde, auch ihre Strafe finde. Auf diesen Grundsatz hat Moses die Geschichte seines Volkes gebaut, alle anderen Völker haben ihn mit ihrem Untergange bewährt. Wenn das gemeine Leben ihn oft verkennt, und gerade jetzt am meisten, dann ist es seine Torheit, die seinen Sünden beigerechnet, und wofür es wieder gezüchtigt wird bis es zur Selbsterkenntnis gekommen und in ihr zur Einsicht. So im Gleichgewichte ist die ethische Welt gegründet, daß wenn frevelhaft störend eine Kraft ausschweift zum Schlechten hin, sogleich und durch einen Naturtrieb alle anderen gemeinsam dagegen verbunden sind, und mit schmerzlichem Zwange sie in ihre Schranken treiben, was wir im Bilde am Organismus und der Ökonomie des Lebens an jedem Tage sehen. Ganz widerwärtig ist die Sünde der menschlichen Natur, ist die einmal in dieselbe gedrungen, dann ist, solange bis sie wieder ausgeworfen, der innere Frieden aus ihr vertrieben, alles Leben wird getrübt durch Hader, und alles Glück muß damit von hinnen gehen. Sind jene Tobenden in ihrer Zügellosigkeit aus den Schranken des Rechts geschweift,

sie werden bald jenem Gesetze aufstoßen, das sie mit einer Mauer von Erz umzäunt. Haben sie den Kelch ihrer Gelüste ausgetrunken, sie werden einen andern finden, den die beleidigte Natur gemischt, der mit bitterer Unlust sie tränken wird. Bald muß dann wieder die Sage sich verbreiten, die frühere Geschlechter einander sich aufs Wort geglaubt, die aber diese in ihrer vorlauten Überklugheit selbst am eignen Leben prüfen und bewähren mußten: daß nichts geratener dem Menschen sei und zuträglicher, als gut zu sein und recht zu tun in Einfalt und Bescheidenheit, und den inneren Frieden über alles hochzuhalten. Sie werden bald zur Einsicht kommen, daß von allen möglichen Welten allein die bestehen kann, worin das Recht regiert, alle anderen notwendig untergehen, weil alle Bosheit und alle Schlechtigkeit sich selbst aufreibt, wie die Geharnischten jener Schlangensaat, daß die Ehre zuletzt allein auf dem Schlachtfelde bleibt. Mögen sie daher immerhin auf eine Weile mit dem Köder den Angelhaken schlucken, zuletzt werden sie sich verblutet haben, und ihre Kinder werden wieder ihren Worten Glauben schenken, weil sie das betrübte Beispiel vor Augen haben. Schon hat das wilde Feuer in den höhern Ständen ausgebrannt, auch unten wird es nach und nach erlöschen, und wie nach ersticktem Erdbrand das Feld mit Laub und grünem Kraut sich decken. Was dabei der gute Wille nicht aus eignem Antrieb leistet, das wird zuletzt der Staat durch Zwang bewirken. Denn immer schärfer werden die gesellschaftlichen Verhältnisse von den Regierungen ergründet; wie sich die Masse der Erfahrungen vor dem beständig offenen Auge des Gesetzgebers häuft, wird immer bestimmter und umsichtiger das Recht; immer eingreifender wird jene Polizei, die an die Stelle der kirchlichen Disziplin getreten ist, ins Leben; und es wird zuletzt gelingen, den Kodex der bürgerlichen Gesetzgebung auch zum Gesetzbuch der öffentlichen Moral zu machen und damit den Staat innerhalb seiner eigenen Sphäre in einem künstlichen Gleichgewichte abzuschließen. Mächtig wird dabei von unten herauf noch ein anderes mitwirken, das zwar eigentlich keiner Zeit fremd, doch besonders seinen Einfluß auf die Zukunft verbreiten wird. Es zeigen sich nämlich allerwärts unverkennbar die Elemente einer öffentlichen Ehre. Klug und gewitzigt ist die Menge unter der Zucht der Zeit geworden; ihr Auge scharf, ihr Urteil keck und unbefangen; was vorher wohl geschützt: Rang, Reichtum, Ansehen, das ist alles jetzt zunichte geworden, das alte gutmütige, sich selbst bescheidende Vertrauen hat nachsichtsloser Kritik Platz gemacht; jeder wandelt wie durchsichtig vor dem Volke, das ihm Herz und Nieren prüft. Fragt ihr bei der öffentlichen Meinung um diesen oder jenen nach, sie weiß euch genauen Bescheid; sie würdigt, selten mit Irrtum, jeden nach Gebühr, und weiß scharf und gerecht Glück und Verdienst im Urteil zu trennen. Es kann nicht fehlen, immer mächtiger muß diese Stimmung im Volke reden, wie die Geister freier und heller werden, wie das Leben sich weiter öffnet, und in öfterer Anwendung der Blick sich übt. Jede Arglist, die dem Gesetze entgangen und dem eigenen strafenden Gewissen, wird hier ihre Richter finden; und es wird ein furchtbar Gericht für alle Bosheit werden und jene ethische Anarchie, die vorübergehend diese Zeit bezeichnet, ihr Ziel finden an der Entrüstung und dem Aufstand aller Rechtlichgesinnten in der Gesellschaft.

Mit diesem allem aber ist, wie leicht einzusehen, für die Religion zunächst nichts getan, als daß Raum und Ort für ihre Einkehr ihr bereitet würden. Über die Gestalt, in der sie, wenn alles berichtigt, ihren Einzug halten möchte, ist immer noch nichts ausgemacht. Fassen wir, was mit ihr vorgegangen in den letzten Zeiten, in einen kurzen Inbegriff zusammen, dann ist es der: sie ist gelöst von allen ihren irdischen Verhältnissen, sie hat den bürgerlichen Besitz verloren auf der Erde, ihr Priestertum droht auszusterben, ihre Tempel zu veröden. Wir nehmen das alles, um sogleich in die Mitte unserer Ansicht einzudringen, keineswegs für eine Bedrängnis der Kirche in ihrer eigentlichen Wesenheit. Die Religion erkennt keinen Sabbat, der in sich heiliger wäre als die Tage der Arbeit und der Wirksamkeit; wie sie selbst nimmer ruht ohne fortdauernd werktätig Erschaffen und nie in ihren Werken sich selbst entfremdet, so auch ist sie aller Zeit gleich gegenwärtig, und durch alle läuft ein ununterbrochener Sabbat fort. Sie hat darum auch nicht Besitz auf Erden, der ausschließend ihr eigen wäre, denn alles gehört ihr an, und alles hat sie dem Menschen zur Nutznießung hingegeben. In dem Sinne erkennt sie auch nicht die Priester als ihre alleinigen Stellvertreter: denn was sie durchdrungen, hat sie eben dadurch zum Priester sich geweiht.

2. Über den Luxus. Ein Appell an die Mütter von Jean Paul.

> Tor, der du absprichst über deine Zeit, steckt du denn nicht mit deinem ganzen Wesen so fest darin, als ewig unsre Brust die Luft der Atmosphäre einatmen muß — und steckte auch die Pestilenz darin.
>
> Stürmer in Arnims „Halle und Jerusalem" 1811.

> Wer seine Zeit und die Gebrechlichkeit
> In seiner eignen Schuld wagt anzuklagen,
> Dem hat die Reue und das bittre Leid
> Noch nicht so recht ans kranke Herz geschlagen.
>
> Clemens Brentano im Märchen vom Müller Radlauf.

> In schlechter Zeit tu nur was recht,
> Dir ist dann diese Zeit nicht schlecht.
>
> Arnim in der Zeitung für Einsiedler vom 2. Juli 1808.

Das reißende Untier des Luxus kann kein einzelner, sondern nur eine Menge bezwingen. Fürsten reichen, wenn nicht in der Verfassung selber die Münzstätte der spartischen Notpfennige ist, mit ihren Prachtgesetzen nicht weit. Ihr könnt alle voraussehen, daß dieser Knochenfraß des Staates, da er niemals innehalten kann, noch weit mehr eure Kinder verzehren und aushöhlen muß, wenn ihr nichts Besseres dagegen vorkehret als ein paar Lehren, euch — nicht nachzuahmen, und wenn ihr nicht durch Entsagungs-Gesellschaften ihnen das entgegengesetzte Beispiel der schlechtern Vielheit gebt. Aber bisher gabt ihr noch statt des Verbots, euch nachzuahmen, sogar den Befehl und Reiz dazu, indem ihr den armen Kindern den Frühgenuß der elterlichen Freuden und dadurch den künftigen Ekel davor und den Durst nach vergrößerten aufdringt.

Die Kron- und Kaufmannsgütergemeinschaft der Kinder mit den Eltern (z. B. Teilnahme an Bällen, am modischen Kinderschnitt und Wechsel) ist nicht bloß Vergiftung der Gegenwart, wie etwa oft bei den Eltern, sondern Vergiftung der Zukunft; denn jeder elterliche Luxus wird im Kinde ein verdoppelter, weil es, bei seiner noch überfüllten dichten Knospennatur voll Gegenwart und Traum zugleich, nur auf einen halben Sold und in einen halben Feiertag gesetzt zu werden braucht, um weit mehr als die Eltern mit ihrem ganzen zu haben. O warum ist das Geben so oft nur verkleidetes Nehmen und so manches Geburtstagsgeschenk ein Kirchenraub des Heiligsten?

Was oben vom Volke galt, gilt noch mehr von Kindern; nicht der Magen- oder Einsiedlerluxus oder der genießende ist der giftigere (denn unsere Alten haben ihn auch gehabt und nur den Überreiz durch Übermaß sich ersetzt), sondern der Augen- oder Gesellschaftsluxus, der scheinende; denn die hierüber verordnende Phantasie und Eitelkeit finden und setzen, wie alles Geistige, keine Grenze, und man schränkt leichter das Schwelgen als das Schimmern ein; jener ist die oft erdrückende, aber giftlose Riesenschlange, dieser die schimmernde Brillen- oder die vorlaute Klapperschlange, und beide sind die giftigsten Tiere.

Aber wer soll helfen? An wen soll die Rede sich richten? — An die Männer nicht. Sie, überhaupt mehr in Gaumen- als in Augenluxus versunken — eine Welt voll Männer würde wenig zu prunken suchen, desto mehr eine voll bloßer Weiber — und ohnehin den weiblichen Prachtordnungen untertan und zinsbar, vermögen hier nichts. An die Weiber wend' ich mich noch weniger, diese gewähren hier nichts; überall mehr als jene auf fremde Meinung geimpft, stecken sie mehr ins Ohr als jene in den Magen — ein feines Tischzeug ist ihnen, wenigstens dem Geschmacke nach, ein indianisches Vogelnest — ihre verschleierten Taten (gegen die prahlend offengelegten der Männer) wollen sie sich wenigstens durch aufgedeckten Schimmer an sich und den Ihrigen belohnen — auch haben sie sich zwei Geschlechtern auf einmal in teuern Äußerlichkeiten zu zeigen — wir kaum einem — sie können mit dem ihrigen nicht, wie wir mit unserem, auf Hieb und Stoß zweikämpfen, sondern mit Geld- und Glanzsucht — und endlich hilft keine Predigt im Auerbachschen Hof. Kurz, die Weiber sind die ewigen Tierwärterinnen des Raubtiers des Luxus, die Schutzheiligen dieses verwüstenden Sünders und am Ende die Seeleneinkäuferinnen für Amerika, wohin und worunter die Not hinweht und treibt, welche ähnlich der Strafe des Kielholens, die den Verbrecher unten um das Schiff herumzieht, ebenso andere um die Erdkugel herumschleppt.

Aber an wen wend' ich mich denn? An die Mütter! Und diese red' ich an voll Hoffnung, daß sie, wenn Spartanerinnen und Römerinnen für das Vaterland Schmuck, sogar Haare opferten, für ihre Töchter nicht weniger tun und sie durch Beispiel und Gewöhnung von dem Abgrunde wegziehen, der sich wie ein Bergwerk tiefer gräbt, je mehr Gold daraus geholt worden. Keine Mutter sage, daß sie ihr Kind länger liebt, als sie es an der Brust oder an der Lippe hat, wenn sie das arme Wesen in eine verarmte und verdorbene Zeit mit den Bedürfnissen der Unersättlichkeit hinausschickt. In Piemont pflanzt der Vater bei der Geburt einer Tochter 1000 Pappelbäume, im sechzehnten

Prinzessin Charlotte Königin Luise König Friedrich Wilhelm III. Prinz Carl Prinz Wilhelm (I.)
Prinzessin Alexandrine Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.)

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit seiner Familie

Gemalt von Dähling, gestochen von Krethlow 1807

(Körnermuseum in Dresden)

Jahre ist ihr aus der Erde eine Mitgabe von 16 000 Livr. erwachsen. Aber welch eine noch schönere jährlich sich verdoppelnde Mitgabe wäre eine ganz andere Pflanzung in den Töchterherzen, die, welche einmal in den spartanischen und erst-römischen blühte, die Verschmähung des Scheins und Prunks! Wie würde dann das dunkle deutsche Leben gelichtet! Wie leicht würden die neuen Lasten werden und wie stark die Kraft, sie abzuwerfen oder keine neuesten aufzuladen! — — Aber wie kann es geschehen? Nicht durch eine Mutter, sondern durch Mütter, und der Himmel und die Ehemänner mögen sie uns bescheren!

IV

Friedrich Wilhelm III.

Das größte Glück eines Landes besteht zuverlässig in einem fortdauernden Frieden.

Friedrich Wilhelm III. in seinen „Gedanken über die Regierungskunst zu Papier gebracht im Jahre 96—97".

Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können, und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; mir muß daher ein jeder gute Rat, sobald er redlich gemeint, willkommen sein.

Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritt an Generalleutnant von Rödritz.

1. Friedrich Wilhelms Charakteristik aus Boyens Erinnerungen.

Der König war von einer sehr ansehnlichen äußeren Gestalt, und wenn er auch nicht ganz das freie majestätische Wesen seines Vaters besaß, hatte er doch immer ein durch seine äußere Erscheinung imponierendes Wesen. Als Kronprinz und selbst noch in den ersten Jahren seiner Regierung gab seine große Verlegenheit bei jedem öffentlichen Auftreten seinen Gesichtszügen und seiner Haltung etwas Unbelebtes; dies verlor sich aber immer mehr, und zu der Zeit, als ich zu ihm kam, konnte er selbst im Vergleich mit dem Kaiser Alexander für einen schönen Mann gelten. Ja, viele Frauen, deren Urteil in solchen Sachen doch etwas gilt, gestanden Friedrich Wilhelm wegen seines Ernstes und seiner männlichen Würde entschieden den Vorzug zu.

Der König verwendete unausgesetzt eine beinahe übergroße Sorgfalt auf den ganzen Umfang seines Anzuges, jedoch immer in den Schranken der pünktlichen Militärvorschriften, auf deren Beobachtung er bei sich selbst ebenso sorgfältig hielt, als er sie auch von den andern forderte. Abweichungen von diesen Vorschriften oder eine etwas sorglose Ausführung derselben waren bei ihm eine schlechte Empfehlung.

Der König saß sehr gut zu Pferde, ritt damalen noch recht schnell und machte täglich noch sich starke Bewegungen zu Pferde, die sehr häufig beim Nachhausereiten mit einer Karriere endete. Die Führung der Truppen im Bereich der gewöhnlichen Evolutionen, sowohl der Infanterie als Kavallerie, gelang dem Könige sehr gut, er hatte dabei besonders zu Pferde einen recht freien kriegerischen Anstand, der ihn sehr wohl kleidete.

Der König hatte von Natur einen gesunden, festen Körper, einzelne kleine Krankheitsanfälle hatten ihre Quelle größtenteils nur in Diätfehlern. Er liebte

vorzugsweise einfache Sitten und Genüsse, verweichlichte sich keineswegs, seine Lagerstelle war und blieb das Feldbette eines Subalternoffiziers. Wenn ich vorher von Diätfehlern sprach, so entstanden diese doch keineswegs durch irgendeine Art der Schwelgerei, die der König durchaus nicht liebte, aber wohl dadurch, daß er nicht allein, vorzugsweise von derben Speisen, ziemlich ansehnliche Portionen genoß, sondern auch zu allen Tageszeiten vielerlei durcheinander aß. In jüngeren Jahren und bei fortdauernder starker Bewegung glich sich dieses wohl aus, in späteren Jahren aber war er dadurch unaufhörlich

Radierung Friedrich Wilhelms III.
(Körnermuseum in Dresden)

mit seiner Verdauung in Unordnung, und dies machte ihn nicht allein verdrießlich, sondern lähmte auch seine Urteilskraft.

Von den natürlichen Fähigkeiten des Königs stand ein seltenes Gedächtnis, besonders für Personen und überhaupt alles das, was sich anschauen ließ, obenan, die äußere Kenntnis der Offiziere seiner Armee und ihrer Avancements- und Familienverhältnisse war ganz ausgezeichnet. Dagegen trat bei näherem Umgange ein Mangel der Phantasie sehr bemerkenswert hervor, ich glaube aber, daß dies mehr eine falsche Richtung seiner Erziehung bewirkt hatte, als daß es ein eigentlicher Naturfehler war; denn der König zeichnete z. B. recht geschickt, besonders Karikaturen, und in den ersten Tagen nach dem Tode der Königin, in den Augenblicken des heftigsten Schmerzes, habe ich Züge

von ihm gesehen, die wohl Phantasie und tiefe Empfindung verrieten. Meiner Ansicht nach war seine Phantasie durch seine früheren Umgebungen nicht geweckt, man hatte ihn nur immer mit den realen, nicht auch mit den idealen Seiten des Lebens bekannt gemacht, und dies hatte den großen Nachteil, daß ihm nicht allein alle durch die innere Bewegung des Geistes erzeugten Empfindungen größtenteils fremd blieben, sondern daß er sie auch häufig verachtete und das Leben nur als ein Spiel gegeneinanderprallender äußerer Erscheinungen ansah.

Der König war ein persönlich sehr tapferer Mann, niemals habe ich eine Spur der Furcht vor physischer Gefahr bei ihm gesehen, ich bin überzeugt, daß, wenn er unerwartet in ein Handgemenge verwickelt worden wäre, er mit großer Besonnenheit heldenmäßig gekämpft haben würde. Dagegen aber war sein Trieb zu mutigen Unternehmungen sehr gering, in den Augenblicken eines zu nehmenden ernsten Entschlusses war er eine ganz veränderte Natur, und die peinlichste Unentschlossenheit, die sich oft mit einer gänzlichen Mißstimmung und Aufgeben seiner selbst aussprach, bezeichnete alsdann sein ganzes Wesen, machte die Geschäftsführung mit ihm in solchen Augenblicken höchst schwierig.

Der König war ganz gut unterrichtet und hatte durch sein gutes Gedächtnis noch obenein eine Menge Notizen sich gesammelt, die aber einzeln da waren, da über so etwas nachzudenken und Folgerungen daraus zu ziehen nicht seine Sache war. Friedrich Wilhelm schrieb, wenn er mußte, Deutsch sowohl als Französisch recht gut, im Sprechen war dies weniger der Fall, er begnügte sich hier mehr mit einzelnen unzusammenhängenden Sätzen; eine Unterhaltung über einen ernsten Gegenstand fortzuführen, war nicht seine Sache, mir ist es vorgekommen, als wenn im Französischen (obgleich er diese Sprache nicht liebte) ein größerer Zusammenhang im Sprechen war als im Deutschen.

Von den Lieblingsneigungen des Königs stand, besonders in früheren Zeiten, die Vorliebe für militärische Beschäftigungen obenan, doch nur allein aus dem Gesichtspunkt des Friedensexerzierens und der Uniformen, nicht aus dem der Ausbildung zum Kriege. Weder seine Phantasie, noch seine friedlichen Neigungen führten ihn in dieses Gebiet. Der König hatte wohl den Wunsch, die kriegerischen Institutionen des Landes in demselben Ansehen, wie er sie von seinen Vorfahren ererbt hatte, zu erhalten, er liebte auch damalen noch vorzugsweise den Umgang mit Offizieren, aber indem sich dies alles nur auf Exerzieren und Parade bezog, war sein Einfluß auf die Kriegsfähigkeit des Heeres nicht bedeutend. Das Exerzieren und die Fähigkeiten, die Evolutionen auch größerer Heeresabteilungen zu leiten, verstand der König sehr gut, er hatte dabei ein vorzügliches Augenmaß und kannte alle Hilfen und Vorteile, die zu einer solchen Führung erforderlich sind; die Benutzung der verschiedenen Terrainarten war weniger seine Sache, er wollte überall das geordnete Bild des Exerzierplatzes, auch bei den Feldmanövern, die auf Scharnhorsts Betrieb jetzt an der Tageordnung waren, wiederfinden. In Hinsicht der Handhabung der Disziplin war er leider, teils aus natürlicher Gutmütigkeit, teils aus Unbekanntschaft mit der geistigen Wirkung derselben, viel zu nachsichtig, so daß diese bei ihm leicht erschlaffte: ein großer Teil der Unfälle, die den

Staat im Jahre 1806 trafen, hatte hauptsächlich diese Quelle. Dabei war seine eigene Wahl zu Befehlshaberstellen in der Regel nicht vorteilhaft, indem er größtenteils diejenigen, die auf dem Exerzierplatze seine Zufriedenheit erworben hatten, dem wirklichen Feldsoldaten oder dem geistig kräftigen Menschen vorzog, diese letztern sogar häufig ungerecht behandelte. Die Liebhaberei des Königs in Hinsicht der Uniformen und des Anzuges war groß, und seine Ansichten hierin einem ewigen, größtenteils durch Kleinigkeiten herbeigeführten Wechsel unterworfen. Alles sollte bei dem Anzuge und den Uniformen in ein System einer selbstgeschaffenen Symmetrie gebracht werden, und bei hier vorkommenden Fehlern war der König, der sonst mit einem schönen Bestreben sich zu beherrschen suchte, großer Aufwallung fähig. An der Artillerie nahm Friedrich Wilhelm geringen Anteil, die Festungen waren ihm nicht angenehm, und strategische Ansichten, bei denen seine Phantasie entfernte Gegenstände hätte verbinden müssen, waren ihm auch zuwider, so daß es sehr schwer wurde, im Vortrage seine Aufmerksamkeit bei diesen letzteren Gegenständen festzuhalten oder über sie eine günstige Entscheidung zu bekommen. Die Kriegsvorbereitungen oder die Anordnungen zu einem Feldzuge waren daher auch durch diese einseitigen Ansichten des Königs immer unvollständig.

Man sieht aus diesem allen, daß der König seine Neigung zu militärischen Beschäftigungen nur aus dem Standpunkte des Exerzierplatzes aufgefaßt (späterhin trat die Theaterliebhaberei an die Stelle), sich selbst eigentlich nur auf den Standpunkt eines Obersten gestellt hatte. Daher waren ihm die russischen Kriegseinrichtungen, als er sie näher kennen lernte, auch so außerordentlich ansprechend, daß er viele derselben oft mit harter Verletzung der preußischen Nationalität einzuführen strebte: bei den Russen fand er sein Ideal von mechanischer Evolutionsfertigkeit, einen blinden Gehorsam und eine beabsichtigte Symmetrie des Anzuges, die die Soldaten in wohlgeschorne altfranzösische Gartenhecken zu verwandeln strebte.

In dem Gange der politischen Geschäfte hatte der König sich bedeutende Erfahrungen gesammelt, die aber größtenteils negativ waren, nämlich die schwachen oder besorglichen Seiten der ihm vorgelegten Dinge herauszufinden, nicht etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Der König las die einkommenden Depeschen aufmerksam, kritisierte sie oft bitter, aber immer nur wegen einzelner Stellen, ohne daß er am Schluß dieses alles zu einem Haupturteil zusammengefaßt hätte. Über die Ressortverhältnisse, sowohl der Regierung als der Justiz, war der König genügend orientiert, ohne in das Innere dieser Verhältnisse eingedrungen zu sein; die neueren staatswirtschaftlichen Ansichten waren ihm fremd geblieben, aber den Wunsch, die unteren Stände von ihren früheren Lasten zu befreien, hatte er wirklich, wohlverstanden indes, daß er dabei nur die Beförderung ihres materiellen Wohlseins, nicht die ihrer geistigen Entwicklung im Auge hatte; der letzteren war er nicht im gleichen Grad hold, und was in dieser Hinsicht unter seiner Regierung geschehen, ist ihm durch die Umstände abgedrängt worden. Der König hatte eine sehr ehrenwerte Achtung für den einmal eingeführten Gang der Rechtspflege, und nur mit Widerstreben konnte er in einzelne Ausnahmen willigen.

Friedrich Wilhelm war nach dem Sinne der Kirche ein recht gottesfürchtiger Mann, er hielt für seine Person streng an den erlernten Ansichten und erlaubte sich nicht die geringste Abweichung. Obgleich als Reformierter erzogen, neigte

Friedrich Wilhelm III.
Stich von Bollinger
(Berliner Kupferstichkabinett)

sich der König doch mehr zu den von Luther aufgestellten Ansichten; vor den Katholiken hatte er eine gewisse Scheu, und gegen die Juden war er nicht günstig gestimmt, oft im einzelnen unbillig, doch aber im ganzen, besonders im Anfange seiner Regierung, zu einer recht achtenswerten Toleranz geneigt. Späterhin, als er sich mit der Union und Liturgie zu beschäftigen anfing, ist

er zuweilen hier auf einzelne Abwege geraten, jedoch nicht ganz intolerant geworden.

Versuchen wir es nun, diese einzelnen Züge (in Hinsicht ihrer vereinigten praktischen Wirkung) zusammenzustellen, so müssen wir uns sagen: die Grundlage in dem Charakter des Königs war Gutmütigkeit, die ebensosehr auf einem natürlichen Wohlwollen als auf seinem Naturell beruhte. Seine Urteilskraft konnte man im ruhigen Zustande zuweilen sogar scharfsinnig nennen, jedoch nur, wenn es darauf ankam, die Schwächen einer Sache oder Person zu enthüllen: hierin hatte er eine ganz eigene Geschicklichkeit, die aber leider auch der Grund eines allgemeinen Mißtrauens sowohl gegen die Menschen als den Einfluß wohl überlegter Anordnungen war. Sobald aber der zu beurteilende Gegenstand ernste Entschlüsse forderte, die Verwicklungen herbeiführen konnten, verwirrte sich seine Urteilskraft, und er suchte dann sich die Sache, so gut es anging, vom Halse zu schaffen, und in solchen Krisen schien er selbst die früher gegebenen Bestimmungen zu vergessen. Der König war in vielen Dingen ein vorurteilsfreier Mann: so ging er z. B. gern mit allen Ständen um, hob eine Menge belästigender Vorschriften der alten Etikette auf und würde hierin noch weiter gegangen sein, wenn man ihm nicht in späterer Zeit dies als gefährlich für die Sicherheit des Thrones geschildert hätte; denn auf sein persönliches königliches Ansehen hielt er nicht allein mit allem Recht, sondern war hier auch sehr leicht verletzt. Zu den damaligen Charakterzügen des Königs gehörte eine große Bescheidenheit, er litt es damalen durchaus nicht, wenn man ihn ins Gesicht loben wollte. Diese Bescheidenheit, welche in seinem Charakter lag, hatte zum Teil ihren Grund in einem großen Mangel an Selbstvertrauen. Diese Stimmung war auch die Veranlassung, daß er fast alle Gelegenheiten, mit Fremden (die nicht zu seiner täglichen Umgebung gehörten) zu sprechen, vermied, wo es nicht zu vermeiden war, sich mit einzelnen Phrasen begnügte und die Unterredung so viel als möglich abkürzte. Der König hatte eine große Neigung, seine Tagesordnung zu systematisieren, und hier herrschte sein Wille vollkommen; sonst konnten seine Umgebungen wohl durch wiederholte Vorstellungen und kleine Vorspieglungen seinen Willen oft merkwürdig von der zuerst ausgesprochenen Ansicht ablenken, nur mußte er nicht durch direkten Widerspruch gereizt werden, denn alsdann war er entschieden hartnäckig und hörte auf keine Gründe. Er war zu stolz und mißtrauisch, um sich einen Vertrauten auszusuchen, an den er sich hätte anlehnen können; er nahm den ganzen Umfang der königlichen Gewalt, so wie sie Friedrich der Einzige ausgeübt hatte, in Anspruch. Dabei gab er niemalen, weder im Militär noch Zivil, mit einziger Ausnahme der Exerzierdispositionen, zusammenhängende Anleitungen, wie die Sachen gemacht werden sollten, einzelne Wünsche sprach er höchstens aus oder ließ in den bei weitem mehrsten Fällen die Dinge an sich kommen; wenn ihm nun, durch das Bedürfnis gedrängt, durch die Minister ein Entschluß vorgelegt wurde, so begnügte er sich größtenteils mit der Kritik einzelner ihm mißfälliger Stellen, verlangte, ohne das Ganze zu verwerfen, einzelne Abänderungen oder Einschaltungen, die oft dem Zweck, um dessentwillen das ganze Gesetz gegeben war, widersprachen.

Dadurch entstand nun ein den Gang der Regierung mehrfach lähmendes Verhältnis. Der engere Kreis der königlichen Umgebung, aus einigen Hofleuten und Adjutanten gebildet, der den Tadel des Königs über seine höheren Beamten hörte, stimmte natürlich mit ein, teils hatten diese Menschen gar kein besonderes Interesse, dem Könige zu widersprechen, teils standen auch viele von ihnen in Hinsicht praktischer Kenntnisse tiefer als Friedrich Wilhelm. Der König gefiel sich also immer mehr in diesem Kreise, in dem er keinen Widerspruch fand, er glaubte ihren Versicherungen besonderer Anhänglichkeit, glaubte auf den Grund der Zustimmung zu seinen Ansichten, ihnen besondere Fähigkeiten zuschreiben zu müssen, und wenn bei anderweitigen Beförderungen aus diesem Kreise sich die obigen Ansichten des Königs nicht bestätigten, so schob er dies auf die allgemeine Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes und schöpfte daraus neues Mißtrauen, welches ihn gegen die Wahl seiner Beamten in der Regel gleichgültig machte, da er von keiner viel erwartete oder in seinem augenblicklichen Zutrauen bald erkaltete.

Ein ziemlich sicheres und leider von mehreren seiner Umgebung oft gebrauchtes Mittel war, entweder die Personen der Beamten zu verdächtigen, oder auf den Grund einzelner abweichender Ansichten bei neuen Gesetzen große Besorgnisse beim Könige zu erregen und von allgemeiner Unzufriedenheit zu sprechen: dieses letztere Mittel verfehlte selten beim Könige seine Wirkung, er geriet ins Schwanken und verweigerte den zur Vervollständigung der begonnenen Bahn noch notwendigen Schritten seine Zustimmung, ohne die daraus entstehenden Folgen weiter zu berücksichtigen.

Es wird aus diesen einzelnen Umrissen wohl hervorgehen: daß Friedrich Wilhelm mehr achtenswerte menschliche als eigentliche Regenteneigenschaften besaß, und wenn man nun noch hinzurechnet, daß seine Regierung in eine verhängnisvolle Zeit fiel, so wird man dies alles bei seiner Beurteilung billig in Anschlag bringen müssen. In allen gewöhnlichen Verhältnissen machte sein milder und gerechter Sinn ihn zu einem guten Regenten, nur in den Augenblicken mutiger Entscheidung, da wo es galt, den Genuß der Gegenwart der Vorsorge für die Zukunft oder, richtiger gesagt, die eigene Neigung der Pflicht unterzuordnen, da trat seine Unentschlossenheit unangenehm hervor, trübte die Bahn seines königlichen Handelns.

„Friedrich Wilhelm der Regierer." (Aus einer politischen Broschüre der Zeit.)

Wer von einem Könige redet, füge die Worte mit zarter Ehrerbietung; aber Schmeichelei war, solange es einen Purpur gab, der Könige schlimmste Feindin. Noch kein Thron sank, Schmeichelei hätte denn seine Grundpfeiler untergraben helfen.

Friedrich Wilhelm kündigte sich gleich bei seiner Thronbesteigung als einen der liebenswürdigsten Regenten an, von welchen jemals die Geschichte meldete. Sein ganzes Wollen war die Humanität selbst, zudem geschahen gleich einige Schritte hoher Weisheit.

Denn da er die Finanzen des Staates in einiger Erschöpfung vorfand, wurden alsbald Wege eingeschlagen, auf welchen diesem Nachteil abzuhelfen war. Hohe Weisheit; denn der preußische Staat forderte unerlässig einen gesunden, kraftvollen Zustand der Finanzen. Unter zehn Monarchen von Friedrich Wilhelms Jugend würden neune ihre Blicke auf den Lebensgenuß geworfen haben, er beschränkte sich.

Die Preßfreiheit war gebunden, Friedrich Wilhelm löfete sie. Hohe Weisheit, denn durch sie allein kann wahre Aufklärung gedeihen. Die Ideen sind das Köstlichste der Menschheit. Ihr größtmöglicher Umlauf führt zur Klarheit, die die Ausscheidung der besseren, auf Vaterland und Zeit passenden, zugibt. Liebe wird durch diese Klarheit erzeugt, wie auch anderweitig Liebe die Erzeugerin jener Klarheit ist. Diese Wechselwirkung bildet das eigentliche Wesen der Aufklärung. Die im Lande umlaufenden Ideen geben den Staatsgeist, die unter allen Völkern umlaufenden den Weltgeist. Jenen nun mit diesem in die jedesmal von der Zeit gebotene Übereinstimmung zu bringen, ist eine höchst schwierige Aufgabe, solange wahre Aufklärung nicht die hier lästigen Hindernisse wegräumte; ist das geschehen, löst sie sich mit Leichtigkeit.

Friedrich Wilhelm fand seine Monarchie auf ein großes bleibendes Heer gestützt. Er wandte diesem Heere seine meiste Aufmerksamkeit zu, ließ es an sorgsamer Übung, an Aufmunterungen nicht fehlen.

Friedrich regierte in dem edlen Sinne des Wortes, nach welchem es Leitung der Staates nach Gesetzen heißt, und herrschte nicht, insofern dieser Begriff auf Willkür deutet.

Bei dem allen kann eines Königs Wollen vortrefflich sein und die Regierung dennoch sich in unglückliche Schritte verwickeln, wenn des Königs Wollen nicht mit Liebe und Klarheit unterstützt wird.

Finanz, Volksaufklärung, Kriegskunst blieben bei uns gegen die Forderungen der Zeit zurück, oder auch, die Begriffe über Finanz und Kriegsführung waren nicht aufs reine gekommen.

Das hing aber größtenteils an Gegenständen der Verfassung, die wieder Irrtum oder auch sträfliche Eigensucht der Individuen, welche ihren Vorteil vom Gemeinwesen trennte, zuließen. Und da konnte ein König, der großmütig beschlossen hatte, nach dem Gesetze zu regieren, sich so lange nicht zum Meister der Dinge machen, als jener großmütige Entschluß bestand. Die Gesetze selbst zu umwandeln, galt es ein mächtig Herrscherwort. Leutseligkeit hielt dies Wort zurück, und es ist sehr charakteristisch, daß der König zu einem Offizier des Generalstabes bei Gelegenheit einiger Verbesserungsanträge sagte: Sie glauben nicht, welche Hindernisse man mir setzt, wenn ich Neuerungen machen will!

Der Geist des Hindernisses erklärt genug.

Man kann mit Recht sagen: Der König liebte sein Volk, aber er wurde nicht wiedergeliebt. Leider! Eine Repräsentation des Volkes durch Individuen versteht sich hier von selbst.

Der Kurzsichtigkeit wird dieser Ausspruch hart erscheinen, sie wird für das Dasein der Liebe streiten, aber dadurch nur an die Stanze eines alten Kirchgesanges mahnen:

Bei vielen wird ein heißes Lied
Von Liebe abgesungen,
Die doch nur in den Worten glüht
Und nur sitzt auf der Zungen,
Dagegen Herz und Hand vergißt,
Was Lieb' und Tat in Wahrheit ist,
O was sind das für Heuchler!

Ist es Untertanenliebe, wo das Herz keinen Aufopferungssinn birgt, die Hand nicht ans Werk will?

Ausnahmen werfen hier keine Regel um.

Friedrich Wilhelm wollte sein Volk als solches glücklich machen, aber das Volk wollte den König als solchen nicht glücklich machen. Das Volk — wir wissen schon, was hier zu verstehen ist — trennte sein Interesse vom Interesse des Throns und spaltete das besondere Interesse wiederum. Daß dieser Widersinn zu unglücklichen Irrtümern führen werde, und diese, sowie nur der Weltgeist mit dem Staatsgeiste in Gewaltkollisionen geriet, Verderben und Untergang zur Folge haben müßten, sahen die Weisen voraus, und die Erfahrung hat leider nur zu traurig für sie entschieden.

Wohlan! Wir empfingen herbe Lehren, sie mögen nicht fruchtlos sein. Laßt uns alle, alle kräftig den Willen umarmen: Einen König, der unser Glück will, wieder glücklich zu machen.

	V	
Wirtschaftliche Fragen		

Steins große Eigenschaften waren nicht dazu gemacht, von aller Welt erkannt zu werden, aber seine Fehler bemerkte jeder. Heinrich von Beguelin.

Alle die, welche noch wissen, auf welchem Wege Heil und Rettung zu finden wäre — wenn sie gleich längst daran verzweifelt — daß man es auf diesem Wege suchen werde — verehren in Ew. Exz. den Patriarchen, das Oberhaupt ihrer Kirche. . . . Und ich meinesteils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, Ew. Exz. die Diktatur (im eigentlichen alt-römischen Sinne des Wortes) über alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zusprechen zu lassen, ich morgen mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen wollte. Gentz an Stein, am 23. Januar 1809.

1. Die finanzielle Lage des preußischen Staates nach der Katastrophe. (Heinrich von Beguelin.)

Um sich einen Begriff von der trostlosen Lage unserer Finanzen zu machen, muß man folgende Berechnung anstellen. Als der König den Thron bestieg, fand er einen leeren Schatz und 25 Millionen Schulden, aber ein Land, das viele Hilfsquellen besaß, wertvolle Domänen und einen lebhaften Handelsverkehr. Die Mobilmachung des Jahres 1805 hatte viel gekostet, und der Staat blieb die Verpflegungskosten schuldig. Unser Benehmen gegen die Engländer veranlaßte sie, unsere Schiffe wegzunehmen und unsere Häfen zu schließen.

Das eine kostete unseren Kaufleuten mindestens 15 Millionen Taler, das andere vernichtete unseren Handel. Die Folgen des Krieges 1806, die Besetzung des Landes durch die Franzosen, die Kontributionen, welche sie von den Städten und den Provinzen vorweg erhoben, vernichteten einen großen Teil der vorhandenen Kapitalien. Die toten Kapitalien, d. h. Häuser und andere unproduktive Immobilien sanken auf die Hälfte ihres Wertes. Es gibt keine Stadt, die nicht tief in Schulden steckte.

Als man vor den Franzosen aus Berlin flüchtete, nahm man die Kapitalien der Bank und der Seehandlung mit und verbrauchte sie zu den Kriegskosten, obgleich sie Privatleuten gehörten. Nach den Bestimmungen des Tilsiter Friedens wurden die in Polen angelegten Bankkapitalien Eigentum des neuen Landesherrn — auf Abrechnung der Kontribution —, so daß die Bankgläubiger keine Zinsen erhielten und wenig Hoffnung hatten, daß der Staat ihnen jemals das Kapital wiedererstatten könne. Was die Seehandlungskapitalien betrifft, so wußte man gar nicht, was daraus geworden war.

Die Tresorscheine, deren Wert keine andere Grundlage hatte, als das heilige Versprechen des Königs, sie gegen bares Geld einzulösen, wurden bei den königlichen Kassen nicht angenommen. Es befanden sich drei Millionen Taler im Umlauf.

Die Kurmark war seit alter Zeit Gläubigerin des Staates, der ihr statt der Zinsen verschiedene Einkünfte überwiesen hatte. Sie hatte auch ihrerseits Gläubiger, die sie nicht befriedigen konnte.

Welche ungeheure Schuldenlast! welche Mittel, sie zu bezahlen! und bei dieser Lage verpflichtet man sich, 30 Millionen zu entrichten!

Die Lage der Privatleute war ebenso schrecklich. Der Gutsbesitzer war durch die Kontributionen, die Lieferungen und durch die Einquartierungen erschöpft. Bei den Hausbesitzern war es ebenso, außerdem verloren ihre Grundstücke den halben Wert, und nur mit Mühe konnten sie einen Teil derselben für die Hälfte des früheren Preises vermieten. Der Besitzer von Staatspapieren bekam keine Zinsen und fürchtete das Kapital selbst zu verlieren, für welches man ihm 50 Prozent bot. Der Fabrikant sah sich aus Mangel an Absatz genötigt, seine Arbeiter zu entlassen. Der Kaufmann verkaufte nichts oder nur auf Kredit. Der Beamte besorgte täglich, seinen Abschied zu erhalten und viele von ihnen hatten schon seit Jahren kein Gehalt bekommen.

Ich habe hierbei nicht einmal erwähnt, welche Kapitalien erforderlich wären, um die Industrie wiederzubeleben, um die Häfen, die Kanäle, die großen Straßen, Chausseen, die öffentlichen Gebäude, die Brücken usf. imstande zu halten.

Der Staat war jedoch nicht ohne alle Hilfsquellen. Er besaß und besitzt auch jetzt noch Domänen, aber so wertvoll sie sein mochten, sie brachten kein Geld.

Die Kontributionen mußten in Silbergeld oder in Münze bezahlt werden. Jedermann wollte Silbergeld haben, und demzufolge war es die einzige gesuchte Ware, während die Pfandbriefe trotz ihrer unbedingten Sicherheit 30 bis 50 Prozent verloren.

Man hatte gehofft, im Auslande eine Anleihe abschließen zu können und

des marchandises dans l'in-
à l'exception des marchandi-

Leipziger Kreises, verordnet
Art.
Der innere Handel mit
Ausnahme der Waaren un

glaubte törichterweiſe, daß fremde Nationen uns Kapitalien leihen würden, zu einer Zeit, in der unſere ſicherſten Papiere den dritten Teil ihres Wertes verloren. In dieſer Hoffnung hatte man die Schwäche, auf die Vorſchläge

Freiherr von Stein
Stich von Bollinger nach dem Gemälde von Ringlacke
(Berliner Kupferſtichkabinett)

jedes unbedeutenden Geſchäftsmannes einzugehen, wenn er nur Geld zu ſchaffen verſprach. Ich erinnere mich, daß man mit einem Glogauer Juden Lichtenſtadt und mit einem anderen Manne, deſſen Namen ich vergeſſen habe, die aber beide zuſammen nicht 3000 Taler hätten aufbringen können, über Millionen unterhandelte, die ſie dem Staate zu verſchaffen verſprachen.

Nach allen Handelsplätzen wurden Unterhändler ausgeschickt, aber ma bekam nicht einen Groschen. Der Graf Wittgenstein bemühte sich in Hambur und besonders bei dem Kurfürsten von Hessen eine Anleihe aufzunehmen; ebens der Präsident v. Vincke. Niebuhr reiste im Dezember 1807 nach Amsterda in der Hoffnung, dort Geld zu erhalten, aber vergebens.

Was den preußischen Kredit vollends vernichtete, war, daß sich öfter drei preußische Darlehnssucher in derselben Stadt befanden, der eine im Au trage des Staates, der andere für die Stände einer Provinz und der dritt für irgendeine Stadt. Wenn die Sache nicht so sehr traurig gewesen wär hätte man darüber lachen können.

2. Wirtschaftliche Maßregeln Steins 1807. (Heinrich von Beguelin

In betreff der inneren Verwaltung fand Stein es lächerlich, große Ve änderungen in einem Lande vornehmen zu wollen, über das wir in kein Weise frei verfügen konnten, aber er fand es angemessen, im geheimen d künftige Verwaltung vorzubereiten und schon jetzt Verordnungen zu erlasse die der Zeit, dem Geiste der Nation und der bedrängten Lage des Staat entsprachen.

Zu diesem Behufe erließ er das Edikt vom 9. Oktober [1807], dur welches eine wahrhafte Sklaverei gänzlich abgeschafft wurde.

Jeder Gutsbesitzer konnte fordern, daß die Söhne und Töchter sein Gutsuntertanen ihm für einen mäßigen Lohn dienten, der ebenso, wie ih Beköstigung, durch die Provinzialgesetze festgesetzt war. Dieses Recht hörte au

Jedermann bekam die Befugnis, adlige Güter zu kaufen, mochte er Bürg oder Bauer sein. Jeder Gutsbesitzer durfte mit seinem Gute machen was wollte, einen Teil davon verkaufen usf.

Dieses Edikt brachte eine lebhafte Aufregung hervor. Mehrere Gut besitzer erhoben ein großes Geschrei darüber, andere bewunderten es und d vernünftigen Leute mußten zugestehen, daß es das sicherste Mittel war, d Industrie und den Nationalwohlstand zu heben.

Die ungeheuren Verluste, die der Krieg verursacht hatte, machten es d Grundeigentümern unmöglich, ihre Hypothekenschulden im Falle einer Kündigu von seiten der Gläubiger zu bezahlen. Die Seltenheit des baren Geldes g demselben einen übertriebenen Wert und die Gläubiger fingen deshalb a zu kündigen. Dieses Verfahren würde alle Grundbesitzer ruiniert haben, u man erließ daher vor der Ankunft Steins ein Edikt, kraft dessen die Gut besitzer weder Kapital noch Zinsen zu bezahlen brauchten, wenn sie durch d Krieg gelitten hatten. Hinsichtlich der Zinsen war dies die schnödeste U gerechtigkeit gegen die Gläubiger, die darüber hätten verhungern können.

Stein machte diesem Mißbrauch ein Ende. Man erließ ein Moratoriu hinsichtlich der Kapitalien auf drei Jahre, verpflichtete aber die Gutsbesitz die Zinsen pünktlich zu zahlen. [24. November 1807.]

Eine dritte Verordnung erschien über das unter dem Namen Tresorschei bekannte Papiergeld. Dieses Papier hatte bis zum Anfange des Krieges sein vollen Wert. Es gab Bureaus, die jedem auf Verlangen den Nominalw

in Silber auszahlten. Auch während des Krieges ging die Sache gut genug. Die französischen Behörden zwangen jeden Gläubiger, das Papiergeld zu seinem Nominalwerte anzunehmen und es verlor daher nur sehr wenig. Die Immediatkommission in Memel beging die Torheit, eine Verfügung zu erlassen, daß niemand das Papiergeld in Zahlung anzunehmen brauche, worauf es denn sogleich im ganzen Königreich fiel.

Stein traf eine neue Einrichtung. Er verpflichtete jeden, das Papiergeld anzunehmen, aber nicht zum Nationalwert, sondern nach dem Kurse, der alle 14 Tage bekannt gemacht wurde und der sich alle 14 Tage änderte. [29. Okt. 1807.]

Ich enthalte mich eines Urteils über diese Operation, die ich keineswegs gebilligt habe. Ich habe gegen die Tresorscheine bei ihrer Einführung protestiert und ihr Schicksal vorausgesagt, ich habe das unüberlegte Verfahren der Immediatkommission gemißbilligt, und ich billige auch diese letzte Maßregel nicht. Es mag indessen Gründe geben, die hierzu genötigt haben, und die ich nicht kenne; ich möchte dies sogar annehmen, da ein Mann, wie Stein, diese Anordnung gebilligt hat, und weil ich nicht gesehen habe, daß er außer in dieser Angelegenheit Mißgriffe gemacht hätte.

	VI	
Die Heeresreorganisation		

Die Verteidigung des Vaterlandes ist entweder eine heilige Pflicht, und alsdann kann kein Lebensvorteil sie verdrängen, oder sie wird eine gegen die Armut ausgeübte Gewalttat. . . .

Unbestritten hat Vermögen und Besitz eine viel größere Verpflichtung, das Vaterland zu verteidigen, als der arme Tagelöhner. Boyen, der Minister der allgemeinen Wehrpflicht.

1. „Wandelbare und ungleiche Stimmung der deutschen Armee", ein übersehener Grund der Niederlage. (Gutschmid.)

Die durch gerechte Gesetze verstärkte Treue und Anhänglichkeit des Heeres, das durch menschliche Behandlung in der Brust jedes Kriegers geweckte Ehrgefühl ist etwas mehr wert als die Privatbequemlichkeit sämtlicher Stabsoffiziere der gesamten Christenheit. Boyen.

Der sogenannte gemeine Mann in der deutschen Armee befindet sich jetzt in dem Zustande einer halben Aufklärung und diese taugt zum Soldatenstande gar nicht.

Der sonstige blinde Gehorsam ist weggeklügelt, wegdoziert worden, und der an seine Stelle gepflanzte Ehrgeiz hat noch nicht tiefe Wurzel geschlagen.

Die Soldaten kritteln und tadeln ihre Vorgesetzten gar zu gern, und sollen sie Mangel und Beschwerden ertragen, so geht ihr Tadel leicht in Murren über, der Wunsch nach den heimischen Fleischtöpfen wird laut.

Man wird mir einwenden, daß der französische Soldat noch mehr zum sogenannten Räsonnieren geneigt sei, allein bei den Franzosen hat es keine so schlimmen Folgen, sie kritisieren und politisieren, weil sie im Durchschnitt alle auch auf der untersten Stufe einen aufgeweckten, an den Ereignissen der gegenwärtigen Zeit teilnehmenden Geist haben. Das Reden ist ihnen überdies Be-

dürfnis, aber all ihr Schwatzen und Tadeln hat auf ihren militärischen Gehorsam keinen Einfluß.

Ganz anders ist es mit dem Deutschen, wenn dieser anfängt zu räsonnieren, so ist die Versagung des militärischen Gehorsams nicht weit mehr davon.

2. Ein anderer Grund der Niederlage. (Aus einer adelsfeindlichen Broschüre.)

N. N. hat einen silbernen Löffel gestohlen } qualifizieren sich beide zur Versetzung in ein Depot-Bataillon.
N. N. ein Bürgerlicher }

Nach den „Lichtstrahlen" aus einer Konduitenliste unter Friedrich Wilhelm II.

Wenn aber bisher auf dem kleinen, oft ungesunden Adelseiland so viele große Heerführer und Staatsmänner gewachsen waren: wieviel mehrere wären nicht (schon blos dem Raume nach) auf dem weiten Kontinente der bürgerlichen Stände zu finden gewesen.

Jean Paul in den Dämmerungen für Deutschland.

Der Übermut des Adels führte die Revolution in Frankreich und den Krieg von außen herbei; der Übermut des preußischen Adels war eine Hauptursache des Kriegs mit Frankreich, und der Adel oder die kommandierenden Offiziere waren allein schuld, daß die Schlachten bei Jena, Auerstädt usw., die Festungen verloren gingen. Anstatt ihre braven Truppen mit Gegenwart des Geistes, mit Feuer und mit rascher Entschlossenheit anzuführen, hatten sie Kopf und Mut verloren. Alle dachten nur auf Rettung ihrer werten Person. -- Nimmt man des Prinzen Ludwigs Heldentod aus, so kann kein einziges Beispiel von edler Hingebung, kein Zug von Seelengröße, von freiwilligem Tod gegen ein mit Schande befleckes Leben mit Bestimmtheit aufgestellt werden.

Die Zeit ist gekommen, wo wir an dem Adel durchaus keine höheren Vortrefflichkeiten gewahr werden, die ihn unterstützen könnten. Die Zeit ist da, wo Genie und Tugend über die verdienstleere Geburt siegen und diese aus dem Besitze von usurpierten Vorrechten verdrängen, welche er in jenen finstern Jahrhunderten an sich gerissen hat.

3. Die militärischen Konsequenzen. (Boyen.)

Die Hauptzwecke, welche er [Scharnhorst] sich bei der Reorganisation der Armee vorsetzte, waren:

1. Eine der neuen Kriegsart entsprechende Einteilung, Bewaffnung und Ausrüstung.
2. Veredlung der Bestandteile und Erhebung des Geistes.
3. Eine sorgfältige Auswahl derjenigen Offiziere, welche an die Spitze der größeren Abteilungen gestellt wurden.
4. Neue der heutigen Kriegsart angemessene Übungen.

Clausewitzens Zusammenfassung von Scharnhorsts Programm.

Solange der Krieg dauerte, hatte man nicht gewagt, die Fehlerhaftigkeit der bisherigen Kriegsorganisation abzuleugnen, doch hatte fast

Scharnhorst

Gemälde von Gebauer

(Hohenzollernmuseum)

UNIV. OF MICH.

ein jeder nach eigener Weise die abzuschaffenden Mängel sehr verschieden angedeutet, und ein großer Teil endlich der Ansicht Raum gegeben: daß nur die begangenen Fehler in dem Armeekommando die den Staat betreffenden Unfälle herbeigeführt hätten. Die öffentliche Meinung im Volke urteilte in jenen Augenblicken richtiger als die Vorurteile einer bedeutenden Anzahl der sogenannten Kriegsverständigen, die sich in dem Augenblicke der Entscheidung, wie dies wohl gewöhnlich ist, nicht von dem alten Herkommen trennen wollen. Daß die bisherige Komposition des Heeres nicht mehr dem Geiste der Zeit angemessen sei, diese Hauptansicht lag entweder über dem Horizonte mechanischer Menschen, oder sie paßte nicht zu ihren egoistischen Bedürfnissen. Jetzt nun aber, seitdem der Friede eine scheinbare Ruhe gegeben hatte, war der Gedanke an die erlittene Schmach und der Wunsch, dem Vaterlande wiederum seine Selbständigkeit zu erringen, bei vielen Menschen stark in den Hintergrund getreten, hatte der Sorge für die bedrohten Privatinteressen nur zu vielen Raum gemacht. Dies betraf besonders:

1) die bekannt gewordene Absicht, die bisher bestandene Militärökonomie zu ändern, sie aus den Händen der Kompagnie- und Eskadronchefs zu nehmen und in eine regelmäßige Verwaltung zu verwandeln. So notwendig und einleuchtend diese Maßregel war, so hatte der Gedanke an unregelmäßige Einnahmen doch einen so großen Reiz, daß selbst Menschen, die bei den beabsichtigten neuen Einrichtungen wenig oder gar nichts verloren, doch bei dem Gedanken, daß ihre Privatindustrie beschränkt werden solle, in Feuer und Flammen gerieten. Ich habe oft im Leben gefunden, daß die unerlaubten Gewinne für gewisse Menschen einen unwiderstehlichen Reiz haben.

2) Die Notwendigkeit, daß bei einer verbesserten Zusammensetzung der Armee auch ein besseres Straffystem eintreten müsse, war ebenfalls dem größten Teil der alten Exerzier- und Friedenssoldaten ein Dorn im Auge; sie fühlten instinktiv, daß künftig größere geistige Anstrengungen beim Befehlen nötig sein würden, und sahen so vor ihren Augen ein offenes Grab.

Endlich:

3) die bei allen Regimentern angekündigten Untersuchungen über das Benehmen der Offiziere in dem beendeten Feldzuge. Dadurch sahen mehrere von ihnen das Schwert des Damokles über ihrem Haupte schweben, und es vereinigten sich so die verschiedensten Interessen, um den Schritten der Reorganisationskommission schon bei ihrem Entstehen innere und äußere Hindernisse in den Weg zu legen. Man fing an, die alte Armeeorganisation, der Preußen seine Größe verdanke, zu loben, benutzte den Umstand, daß Scharnhorst ein Ausländer und noch nicht lange im Dienst sei, um die Ansicht zu verbreiten, daß es ihm an gründlicher Kenntnis unserer Verhältnisse fehle, und war selbst niedrig genug, sein anspruchloses, in sich gekehrtes Wesen als antimilitärisch auf die unwürdigste Weise zu verspotten. Die Reorganisationskommission wurde als ein Kreis unbesonnener militärischer Radikalen geschildert, von deren unverdauten Theorien Thron und Staat alles mögliche zu fürchten habe.

Köckritz und Lottum, die beiden damaligen Generaladjutanten des Königs, waren durch ihre individuelle Stimmung nur zu geneigt, diesen Gereden ein

williges Ohr zu leihen. Der König selbst unterstützte nur sehr bedingt die von Scharnhorst beabsichtigten Schritte. Der König wollte eine Abschaffung der ökonomischen Mißbräuche und ebenso recht aufrichtig eine bessere Behandlung des Soldaten und deshalb eine neue Organisation des Heeres, doch immer nur hauptsächlich in dem Kreise einer gut exerzierten und nach seinem Geschmack wohlgekleideten Linienarmee; alles das, was Landesbewaffnung oder außerhalb der Bahn des Herkommens liegende Entwicklung eines freieren, kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte entweder bei ihm kein Zutrauen oder fand sogar an ihm einen entschiedenen Gegner. Überdem hatte der König eine solche Vorliebe für die seinem Geschmack zusagenden russischen Kriegseinrichtungen gewonnen, daß er von diesen, so viel es sich nur irgend machen ließ, einzuführen strebte. Unter diesen Verhältnissen konnte die neue Organisation des Heeres nur sehr zögernd in das Leben treten.

4. Friedrich Wilhelm und seine Räte. (Ein Erlebnis v. d. Marwitz' im März 1807.)

Nach Tisch erlebte ich eine Szene, von der ich aufs höchste bedauere, sie nicht bald nachher zu Papier gebracht zu haben, und von der ich jetzt, nachdem 29 Jahre darüber verflossen, nur die Hauptmomente angeben kann; — denn ich habe fast mit niemand darüber gesprochen.

Der König nahm mich nach Tisch in ein Fenster und sagte: ich hätte in meinem Aufsatze [über Freikorps] bemerkt, daß wir zu wenig leichte Truppen hätten und dadurch gegen den Feind im Nachteil ständen, darin hätte ich recht und es würde nötig sein, sie zu vermehren. Daraus entspann sich ein Gespräch über den Krieg im vorigen Herbst, wie bald unsere Füsilierbataillons aufgerieben und von den Husaren zu wenige gebraucht worden wären, von wo er sich denn dahin wendete, daß auch einige unserer Hauptoperations- und politischen Fehler zur Sprache kamen. -- Ich weiß nicht, welchen der allerauffallendsten der König erwähnte; — ich erstarrte und fuhr heraus: „Mein Gott, das wissen Ew. Majestät?" -- „Freilich! müßte sonderbar zugehen, wenn ich es nicht wüßte! Warum verwundern sich so?" — Ich gewahrte, daß ich mich gewaltig versehen hatte und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie er aber in mich drang, bedachte ich — wie denn ein König die Wahrheit erfahren sollte, wenn man sie, sogar aufgefordert, ihm verhehlen wolle — und antwortete: „Ew. Majestät befehlen es, also muß ich es sagen. Ich wundere mich darüber, daß [wenn] Ew. Majestät die Sache so klar eingesehen, Sie es nicht besser gemacht haben." — Das war nun, um bei einem andern Könige sogleich fortgejagt zu werden, oder gar den Kopf vor die Füße gelegt zu bekommen; aber zu seinem ewigen Ruhme muß ich es sagen, daß er auch nicht im mindesten böse wurde, vielmehr stellte er mir vor: ob denn das zu verwundern wäre, wenn man sich selbst nicht für klüger hielte, als alle übrigen Menschen? wenn man so viele ältere und erfahrene Leute um sich hätte, die doch auch schon ihren Ruhm bewährt hätten, wie der Herzog von Braunschweig, Möllendorf, Kalckreuth, Hohenlohe, daß man alsdann auf deren Rat höre und die eigene Einsicht und geringere

Erfahrung der ihrigen unterwürfe? — Aber leider hätten sie sich nicht so bewährt, wie er gehofft hätte.

Ich war bis zu Tränen gerührt, und ob ich gleich sehr wohl wußte, daß der Fehler nicht an dem Befolgen guten Rates überhaupt, sondern daran gelegen hatte, daß er heute den, morgen jenen gehört und keinen Rat ganz und konsequent befolgt hatte, so konnte ich doch nichts antworten. Ich war von Bewunderung hingerissen über dieses milde Gemüt, über einen König, der sich so zu seinem Rittmeister herabließ, der noch obenein sieben Jahre jünger war als er selbst.

5. Blüchers militärisches Glaubensbekenntnis. (Aus einem Briefe an Gneisenau.)

Treptow, den 3. August. [1807.]

Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich ahnde, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber; grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen ihm, daß ich es ihm an's Hertz legte, vor eine National-Armee zu sorgen. Dieses ist nicht so schwierig wie man denkt; vom Zollmaaß muß man abgehen, Niemand in der Welt muß eximirt sein, und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sey denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern. Die einmahl woll dressirten Soldaten müssen zwei Jahr zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten, dann ist das Land soulagirt und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch eine Einbildung, daß ein fertiger Soldat in 2 Jahren so Alles vergessen soll, daß er nicht in 8 Tagen wieder brauchbar wäre. Die Franzosen haben uns dieses anderst bewiesen, unsere unnützen Pedanterien mag der Soldat gantz vergessen. Die ormaeh [Armee] muß in Divisions getheilt werden, die Division von allen Sorten Truppen componirt seyn, und im Herbst miteinander manövriren. Die alljährigen Revues müssen wegfallen. Da haben Sie mein Glaubensbekenntnis, geben Sie es an Scharnhorst und schreiben Sie mich beide ihre Meinung.

6. Freiheit des Rückens. (Ein Zeitungsaufsatz Gneisenaus aus dem Jahre 1808.)

> Es gibt Menschen, welche Roheit für echten militärischen Sinn halten, weil man beide manchmal gepaart findet. Jene ist nur die Ausartung dieses; aber der Geist des Soldatenstandes erscheint nie in einem größeren und erhabeneren Lichte, als unter edlen Formen.
>
> Erzherzog Karl in seinem Aphorismen.

Vor zwanzig Jahren begann das Wort Freiheit durch Europa zu tönen. Wir fühlen seine Erschütterungen noch, obgleich dem Wort nun ein ganz anderer Sinn untergelegt ist. Laßt uns unsern Blick abwenden von dieser Freiheit so mancherlei Gestalt und Art und uns mit der Freiheit der Rücken beschäftigen, die wahrlich einer aufgeklärten Nation nicht unwürdig ist.

Man hält es hie und da immer noch für unmöglich, bei dem deutschen Kriegswesen die Stock- und Spitzrutenstrafen abzuschaffen. Während die Milde

unſerer Geſetzgebung den Händen der Fronvögte den Stock entwindet, während unſer Strafkodex nur noch den Diebſtahl mit Schlägen bei gemeinen Verbrechern belegt; während ein Stockſchlag in allen Ständen für eine empörende Beſchimpfung gilt, will man im ehrenvollſten aller Vereine eine Beſtrafung noch beibehalten wiſſen, welche ſo ſehr den Begriffen des Zeitalters widerſtrebt.

Boyen

Nach dem Bild Hermine von Boyens

(Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarſchalls Hermann von Boyen. Leipzig 1889. S. Hirzel)

Wir haben uns endlich zu klaren Anſichten über die Pflicht zur Landesverteidigung erhoben. Wir ſind dahin gekommen, zu begreifen, daß es ein tiefes Verſinken in Egoismus ſei, wenn man die Waffenführung nicht für die ehrenvollſte Beſchäftigung zu jeder Zeit ſeines Lebens hält, von der nur Körpergebrechlichkeit, Blödſinn oder das Verbrechen ausſchließen können. Es leuchtet auch dem gemeinſten Menſchenſinn ein, daß eine nicht in abſoluter Unfähigkeit gegründete Exemtion nur ſchimpflich ſein könne, wenn aber ein gerechtes Geſetz Pflichten und Anſprüche mit Unparteilichkeit über alle Stände verteilt,

und den Sohn des königlichen Rates ebensowohl den Reihen der Vaterlandsverteidiger beigesellt, als den Pflüger und Tagelöhner, so wird es nötig, die für rohere Naturen und für ein roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung mehr analog abzuändern, und wohlerzogene junge Männer vor der Möglichkeit zu schützen, von übelwollenden Vorgesetzten mißhandelt zu werden.

Wir wollen nicht leugnen, daß es Individuen gebe, welche nicht anders als durch empfindliche Züchtigungen zu ihrer Pflicht angehalten werden können. Bei verständiger Behandlungsart der Vorgesetzten werden indessen diese Fälle äußerst selten sein. Wir können Kompagnien anführen, wo der Stock beinahe niemals angewandt wird; sogar ein ganzes Bataillon, wo man dessen Gebrauch seit seiner Stiftung gar nicht kennt, und dennoch ist dieses Bataillon in einer vortrefflichen Ordnung. Angenommen aber auch, daß es immer einige wenige im Heere geben werde, für welche nur der koerzitive Schwung des Stockes die Motive zur Pflichterfüllung hergeben könne, so ist es doch wenigstens ein unlogischer Schluß, zu behaupten, daß, weil einige des Prügelns wert sind, alle geprügelt werden müssen.

Jede Nation muß sich selbst ehren und keine Einrichtungen bei sich dulden, die sie in den Augen anderer Völker herabsetzen. Ebenso mit den Ständen. Aber was soll der Fremde, was soll der Bürger denken, wenn er den Soldaten auf öffentlichem Platze mit dem Stocke mißhandeln, ihn oft für geringfügige Exerzierfehler von eigner Hand seiner hohen Vorgesetzten willkürlich mit Schlägen übersäen sieht und gewahr wird, daß dem oft erst der Kindheit entwachsenen Befehlshaber niederen Grades dasselbe Recht zusteht, und sogar der Unteroffizier dieselbe Willkür übt.

Muß der Zuschauer nicht seinen Blick unwillig wegwenden?

Die Proklamation der Freiheit der Rücken scheint also der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit vorangehen zu müssen. Dünkt dies nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht tun auf unsere Ansprüche an Kultur, und die Bewegungsgründe zum Wohlverhalten noch fernerhin im Holze aufsuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen.

VII

Die Städteordnung

Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt, nur erst dann wird sie sich selbst achten und von andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hin zu arbeiten, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die (politische) Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht. So sehe ich die Sache, so sehe ich unsere Lage an. Scharnhorst an Stein, am 27. November 1807.

Der besonders in neuern Zeiten sichtbar gewordene Mangel an angemessenen Bestimmungen in Absicht des städtischen Gemeinwesens und der Vertretung der Stadtgemeine, das jetzt nach Classen und Zünften sich theilende Interesse der Bürger und das dringend sich äußernde Bedürfnis einer mirksameren Theil-

nahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens, überzeugen Uns von der Nothwendigkeit, den Städten eine selbständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeine einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu bilden, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten.

Zur Erreichung dieser landesväterlichen Absicht verleihen Wir, Kraft dieses aus Königlicher Macht und Vollkommenheit, sämmtlichen Städten Unserer Monarchie nachstehende Ordnung, indem Wir mit Aufhebung der derselben zuwiderlaufenden, jetzt über die Gegenstände ihres Inhalts bestehenden Gesetze und Vorschriften, namentlich der auf solche Bezug habenden des Allgemeinen Landrechts, Folgendes verordnen:

Tit. I. Von der obersten Aufsicht des Staats über die Städte.

§ 1. Dem Staat und den von solchem angeordneten Behörden bleibt das oberste Aufsichtsrecht über die Städte, ihre Verfassung und ihr Vermögen, insoweit nicht in der gegenwärtigen Ordnung auf eine Theilnahme an der Verwaltung ausdrücklich Verzicht geleistet ist, vorbehalten.

§ 2. Diese oberste Aufsicht übt der Staat dadurch aus, daß er die gedruckten Rechnungsextracte oder die öffentlich darzulegenden Rechnungen der Städte über die Verwaltung ihres Gemeinvermögens einsieht, die Beschwerden einzelner Bürger oder ganzer Abtheilungen über das Gemeinwesen entscheidet, neue Statuten bestätigt und zu den Wahlen der Magistratsmitglieder die Genehmigung ertheilt.

Tit. II. Von den Städten im Allgemeinen.

§ 3. Das Stadtrecht, sowie überhaupt der Umfang der Städte erstreckt sich auch auf die Vorstädte.

§ 4. Zum städtischen Polizei- und Gemeinbezirk gehören daher alle Einwohner und sämmtliche Grundstücke der Stadt und der Vorstädte.

§ 5. Die Einwohner jeder Stadt bestehen nur aus zwei Classen, aus Bürgern oder aus Schutzverwandten oder aus Einwohnern, die das Bürgerrecht gewonnen und solchen, die dasselbe nicht erlangt haben. Einwohner sind alle diejenigen, welche im Gemeinbezirk ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

§ 7. Der Unterschied, welcher bisher zwischen mittelbaren und unmittelbaren Städten stattfand, soll in allen Beziehungen auf städtische Angelegenheiten künftig aufhören.

§ 9. Sämmtliche Städte sollen nach der Zahl ihrer Einwohner in Zukunft in große, mittlere und kleine eingetheilt werden.

§ 10. Es werden unter den großen Städten diejenigen, welche mit Ausschluß des Militärs zehntausend Seelen und darüber haben — unter mittleren Städten diejenigen, welche ohne Militär dreitausend fünfhundert, allein noch nicht zehntausend Seelen enthalten — und unter kleinen Städten diejenigen verstanden, welche, das Militär ungerechnet, noch nicht dreitausend fünfhundert Seelen zählen.

§ 11. Jede Stadt, welche über achthundert Seelen enthält, soll geographisch nach Maßgabe ihres Umfangs, in mehrere Theile getheilt werden, wovon jedoch in großen Städten keiner über 1500 und keiner unter 1000, — in mittleren und kleinen aber keiner über 1000 und unter 400 Seelen enthalten darf.

§ 12. Diese Theile werden Bezirke genannt, und jeder derselben wird durch einen Beinamen nach der darin belegenen Hauptstraße oder einem Hauptplatze usw. von den übrigen unterschieden.

§ 13. Der ganzen Stadt ist ein Magistrat und jedem Bezirk ein Bezirksvorsteher vorgesetzt.

Tit. VI. Abschnitt II. Von den Rechten und Verhältnissen der Stadtverordneten.

§ 108. Die Stadtverordneten erhalten durch ihre Wahl die unbeschränkte Vollmacht, in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens der Stadt, die Bürgergemeine zu vertreten, sämmtliche Gemeine-Angelegenheiten für sie zu besorgen und in Betreff des gemeinschaftlichen Vermögens, der Rechte und der Verbindlichkeiten der Stadt und der Bürgerschaft, Namens derselben, verbindende Erklärungen abzugeben.

§ 109. Besonders sind sie befugt und verpflichtet, die zu den öffentlichen Bedürfnissen der Stadt nöthigen Geldzuschüsse, Leistungen und Lasten auf die Bürgerschaft zu vertheilen und zu deren Aufbringung ihre Einwilligung zu geben; auch überhaupt die gemeinen Lasten und Leistungen zu regulieren.

§ 110. Die Stadtverordneten sind berechtigt, alle diese Angelegenheiten ohne Rücksprache mit der Gemeine abzumachen, es mögen solche nach den bestehenden Gesetzen, bei den Corporationen von der Zustimmung der Mehrheit der Mitglieder oder jedes einzelnen Mitglieds abhangen. Sie bedürfen dazu weder einer besonderen Instruction oder Vollmacht der Bürgerschaft, noch sind sie verpflichtet, derselben über ihre Beschlüsse Rechenschaft zu geben.

Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Überzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruction, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben. Sie sind im vollsten Sinne Vertreter der ganzen Bürgerschaft, mithin so wenig Vertreter des einzelnen Bezirks, der sie gewählt hat, noch einer Corporation, Zunft usw., zu der sie zufällig gehören.

§ 114. Alle Stadtverordnetenstellen müssen unentgeltlich verwaltet werden und es wird jede Remuneration einzelner Stadtverordneten um so mehr ausdrücklich untersagt, als die Annahme solcher Remunerationen ohnehin schon Mangel an Gemeinsinn verrathen würde. Auch Sporteln und Immunitäten jeder Art sind unzulässig. Nur baare Auslagen dürfen erstattet werden.

§ 115. Jeder Stadtverordnete wird dagegen durch das Vertrauen, welches die Bürgerschaft vermöge der auf ihn gefallenen Wahl ihm bezeigt, in einem hohen Grade geehrt und hat daher unter seinen Mitbürgern auf eine vorzügliche öffentliche Achtung Anspruch.

	VIII	
	Politische Reformprogramme	

Sucht mir überhaupt ein Land, worin so viele Prügel, Programme, Professoren, Allongeperücken, gelehrte Anzeigen, Reichsanzeigen, Klein- und Vorstädter, Zeremonien, Krönungen und Heidelberger Fässer, aber ohne innwohnende Diogenesse, aufzutreiben sind als im gedachten! [Deutschland]. Jean Paul im Titan (1800).

Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt, jenen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vorteils, jene Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsform beherrschen. Man muß die Nation daran gewöhnen, ihre eignen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustande der Kindheit hinauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will. Der Übergang aus dem alten Zustand der Dinge in eine neue Ordnung darf nicht zu hastig sein, und man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große Interessen zur Diskussion anvertraut. Stein an Hardenberg, Memel den 8. Dezember 1807.

1. Grundzüge einer neuen Verfassung für Deutschland und seine Staaten. (Aus der Zeitschrift „Löscheimer".)

Was will aber die öffentliche Meinung in Teutschland? Sie verlangt die Rettung der Nation durch gerechte Gesetze, durch weise Einrichtungen und durch Anstalten, welche dem Vaterlande zum Wohle und zur Ehre gereichen. Nichts, was ohne Kraft und Einsicht wirkt, kann jetzt mehr diese Forderungen befriedigen. Das Gute, das zu tun ist, kann nur das Werk von Männern sein, welche kraftvoll und mutig sind, die Menschheit achten, die Vernunftansprüche verstehen, die Rechte des Menschen kennen, in dem menschlichen Herzen einheimisch sind, den teutschen Charakter zu würdigen und die teutsche Ehre zu schonen wissen. Solche Männer sind jetzt allein imstande, der öffentlichen Meinung zu genügen. Der Mutige achtet keine Schwierigkeiten, welche das Vorurteil und der Eigennutz vor ihm auftürmen; der für das Gute Begeisterte und der Einsichtsvolle schont zwar die Individuen, kann aber nicht dulden, was sich von grauen Vorurteilen, von veralteten Gebräuchen und von privilegierten Ansprüchen hören läßt.

Die öffentliche Meinung in Teutschland verlangt jetzt eine gemeinsame Verfassung, welche dem teutschen Bunde seine Unabhängigkeit und seine Selbstständigkeit sichert, und welche ihm eine Kraft verleihet, der kein Hindernis zu groß ist, welches sie nicht besiegt. Was dem Bunde zu Ehren verhilft, das rettet die Existenz und das Ansehen der Nation. Wenn das Gesetz über alle gebietet, und wenn jede zügellose Willkür, jede Eigenmacht verbannt ist, so wird die Nation mit Achtung beurteilt werden; man trauet ihr Einsicht und jenes Ehrgefühl zu, das für die Freiheit alles aufzuopfern bereit ist.

Neben einer zweckmäßigen, energischen und gerechten Bundesverfassung fodert die öffentliche Stimme noch Verfassungen für jeden einzelnen Bundesstaat, welche sich auf das Repräsentativsystem gründen, die höchsten Beamten verantwortlich machen und die Hoffnung zu allen möglichen Verbesserungen zum

Vorteile des Ganzen gewähren. Ist eine Verfassung eingeführt, welche den Foderungen der Gerechtigkeit und Klugheit entspricht, so werden Männer von Talenten, Kenntnissen, Ehrliebe und Mut jederzeit die Mehrheit ausmachen. Öffentlich wagt sich die Unwissenheit nicht mehr zu zeigen, weil die Schande, die sie trifft, zu groß ist, als daß sie dieselbe ertragen könnte. Die Vorurteile der Geburt und des Standes werden im Angesichte der öffentlichen Meinung schüchtern, und der glühendste Patriotismus wird alle edlen Männer beseelen. Die Gleichheit vor dem Gesetze ist eine unerläßliche Foderung des Zeitgeistes; alles dringt darauf, weil sich alles durch eine Ungleichheit vor dem Gesetze nicht bloß herabgewürdigt, sondern auch empört fühlt. In einem Zeitalter, das solche Fortschritte in der Theorie der Gesetzgebung gemacht, das die Natur des Menschen so tief und allseitig erforscht hat, ist es allemal gefährlich, gegen ein Naturgesetz zu verstoßen, und es gehört die größte Verkehrtheit und die höchste Ausartung der Zeitgenossen dazu, wenn sie eine Schmach dulden, welche einige Wenige der großen Mehrheit antun.

Wer große Vorteile im Staate genießt, der muß auch große Opfer bringen. Je größer die Besitzungen eines Staatsbürgers sind, desto beträchtlicher muß sein Beitrag zu den öffentlichen Steuern sein; je mehr Güter jemand geschützt werden, desto mehr muß er auch zu den öffentlichen Lasten beitragen. Die öffentliche Meinung verabscheuet daher jetzt jede Befreiung von Abgaben, welche die Erhaltung des Staates notwendig macht. Doch sollen die Abgaben nicht mehr betragen, als die Staatsverwaltung unumgänglich erfodert. Dem Staate und seinen Verwaltern ziemt kein Luxus, keine sinnlose Pracht und kein ungemessener Aufwand. Wer von fremden Geldern schwelgt, der brandmarkt sich im Angesicht einer ganzen Welt. Wer bisher zu viel getragen hat, dem muß seine Last erleichtert werden. Solche Einrichtungen in Ansehung der öffentlichen Abgaben tun den Foderungen des Rechts Genüge, sowie sie die öffentliche Meinung zufriedenstellen.

Die jetzt herrschende öffentliche Meinung macht auch Ansprüche auf die Öffentlichkeit aller Verhandlungen; alle gerichtlichen Untersuchungen müssen daher öffentlich geschehen. Das Geschwornengericht muß eingeführt werden, und dem Richter darf nichts übrig bleiben, als die Anwendung des Gesetzes auf einen besondern Fall, sobald die Jury das Schuldig ausgesprochen hat.

Außerdem verlangt die öffentliche Meinung noch, daß öffentliche Rechnung von der Verwendung der Abgaben der Untertanen abgelegt werde, damit jeder untersuchen kann, wie die Staatsgelder angewandt werden. Unser Zeitalter ist ein Feind jedes Geheimnisses, weil im Dunkeln so manche Ungerechtigkeit und so mancher Frevel an der Nation begangen wird.

Man sieht, daß die öffentliche Meinung bloß solche Dinge fodert, welche der Menschheit zur Ehre gereichen, die teutsche Nation wieder zu Ansehen verhelfen können, die Fürsten geachtet und gefürchtet machen und die Vernunft als obersten Anwalt anerkennen. Da die Teutschen ein vernünftiges Volk sind, da die Mächtigen das Unglück gewitzigt und die Schmach zur Besinnung gebracht haben muß, so läßt sich mit Grund erwarten, daß man nicht zaudern wird, das auszuführen, was die öffentliche Meinung so dringend verlangt.

2. Binde über Publizität.

Eine Nation, die es nicht wagt, kühn zu sprechen,
wird es noch viel weniger wagen, kühn zu handeln.
Clausewitz an seine Braut, Königsberg den 27. Dezember 1808.

Aber der Gemeingeist verlangt stete Nahrung und Beschäftigung; er will immer in reger Tätigkeit gehalten sein; diese kann nur die Publizität geben. Die ungebundene Freiheit sich über öffentliche Dinge und Personen, in Worten und in Schriften zu äußern: diese muß vom Staat feierlich sanktioniert, alle dieselbe gegenwärtig fesselnde Gesetze und Einrichtungen müssen entfernt werden.

Es ist selbstredend, daß Publizität nicht zu Pasquillen und Verleumdungen autorisieren, öffentliche Ruhestörungen nicht begünstigen, frevelhaften Angriff auf die geheiligte Person des Regenten nicht legalisieren kann: diese Mißgeburten der echten Publizität treffe die härteste und vermehrte Strafe der Gesetze, eben wie in England.

Aber es muß doch ein Unterschied sein zwischen Anschuldigung mit und ohne Wahrheit; diesen verkennt unser Gesetz, indem es das römische „Veritas non tollit injuriam" heiligt, dadurch selbst das freie Urteil über Sachen hemmt, deren Vorwurf so leicht auch für Ehrenkränkung ihres Urhebers geltend gemacht werden kann: Ist es nicht erlaubt, den schlechten Menschen beim rechten Namen nennen, der öffentlichen Verachtung preisgeben zu dürfen, wie will man ihn unschädlich machen? Ist der Willkür und Peinlichkeit des Zensors jedes dem Drucke bestimmte öffentliche Urteil unterworfen, wie kann dann noch jemand den Mut und die Lust zur freien Untersuchung behalten?

Es ist wahr, eine Art Selbsthilfe ist der Publizität wesentlicher Charakter: aber wenn es doch unstreitig gewiß ist; daß Gesetze und Strafverordnungen unzureichende Mittel sind, alles Übel aus der bürgerlichen Gesellschaft zu entfernen, daß die Menschen da sehr unglücklich sind, wo die Regierung auf Verfolgung dieses unerreichbaren Zweckes in beschränkenden kontrollierenden Maßregeln ihre Erfindungskraft übt, daß die edelsten Kräfte der Menschen nur in freimütigen Reden und Schreiben sich entwickeln können, so muß diese Selbsthilfe wohl für sehr wohltätig und notwendig erachtet werden. Sie allein kann uns einen Nationalcharakter, eine öffentliche Meinung erschaffen, und die der ganzen Verwaltung so wünschenswerte, durch keine Fiskalität zu ersetzende allgemeine Kontrolle des Publikums zur Wirksamkeit bringen, welche eine der wesentlichsten Grundlagen des neuen Organisationssystems ausmacht.

Nur unter dieser Bedingung wird auch ein Zivilverdienstorden seinen Zweck vollständig erreichen können, dann aber von großem Erfolge sein.

Auch die Zeitungen können nur unter Voraussetzung von Publizität eine ausgebreitete Nutzbarkeit erlangen, dann aber müssen sie das vorzüglichste Vehikel werden, den Charakter des Volks zu bilden, es zum Gemeingeist zu beleben, seine Beurteilungskraft zu üben, und sie verdienen gewiß die aufmerksamste Beförderung. Gab es doch bisher nicht einmal ein Organ der Regierung gegen das eigene Volk; aus fremden Zeitungen mußte dieses seine Geschichte lesen, gewiß vielen höchst kränkend, welche darin eine erkaltende Nichtachtung fanden.

EMPIRE FRANÇAIS.

PREMIER RÉGIMENT D'INFANTERIE SUISSE

AU SERVICE DE SA MAJESTÉ IMPÉRIALE ET ROYALE, NAPOLEON PREMIER, EMPEREUR DES FRANÇAIS.

S ENGAGE volontairement pour le terme de quatre années consécutives, dans le susdit Régiment, le nommé Goppe Joseph natif de Hatzes Canton de Grisons en Suisse. Il promet de servir fidélement Sa Majesté Imperiale et Royale, sous les Drapeaux du Régiment dans le quel il est enrolé. Il recevra pour son engagement et pour le terme prescrit ci-dessus la somme de Quatre Vingt seize fr. aura la solde, les vivres, l'habillement et autres fournitures de Garnison et de Campagne, comme les troupes françaises, et suivant les lois qui les régissent.

A le 16 Février 1810.

(Signature de l'homme) (Le Commandant de la Compagnie)

NUMÉROS { du Bataillon / de la Compagnie / du Régistre matricule

COMPTE OUVERT.

DATES.	DÉTAIL DES PAYEMENS.	SOMMES.
N° 276	reçu en fusible au Depot	36. 80.
1810. 30 Juin	1 p. de Souliers	6. .
	effet de la 1re Mesure	20. 43.
1811. Avril	1 p. de Souliers	7. 95.
1812 14	un chemin 8	3. 10
	un Pantalon Toile	5. 10
7bre 16.	Epinglettes	. 72.
7bre .	p. médicament	1. 76
9bre 11	un pompon	. 62.
. .	un fourreau de bayonette	. 75.
id id	bretelle de fusil	7. 06.
id 15	fourreau de Schakos	1. 16.
id	tourne vis	. 50.
id	boucle Jarretière	. 45.
id 20.	1 p. de Souliers	6. 75.
Xbre 15	totanage	. 90.
id	en argent	1. .

Französischer Militärpaß aus dem Jahre 1810

Auf der rechten Seite ist ein offenes Konto, in dem verschiedene Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände verrechnet sind

Wenn nicht durch ein eigenes Amtsblatt, ſo möchte doch wenigſtens durch allgemein geleſene Landeszeitungen dem weſentlichſten Bedürfnis von der ge-

Clauſewitz
Nach dem Gemälde von W. Wach
(Schwartz, Leben des General von Clauſewitz. Berlin. Dümmler)

ſchickteſten Hand abzuhelfen ſein: auch auswärtige Zeitungen und Druckſchriften möchten doch wohl nicht ſo gleichgültig ganz außer acht zu laſſen ſein; der Schaden iſt gar nicht zu berechnen, welchen die letzteren in der neueſten Zeit angerichtet haben, und wird durch künftige Züchtigung der Verleumder (wenn ſie ſich faſſen

lassen) schwerlich ausgetilgt werden können: wieviel verdankt Napoleon dem eigenen Moniteur und seiner Schriftstellerarmee!

Strenge Ahndung der Verleumdung und strenge Verantwortlichkeit der zur Namensbeifügung auf jedem Produkt der Presse zu verpflichtenden Buchdrucker und Verleger dürften wahrscheinlich hinreichen, allen Mißbrauch zu hindern; die Zensur würde bloß die Zirkulation sittenverderblicher Schriften durch die Leihbibliotheken beachten.

3. Über den Fall Deutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt. (Görres.)

Was not tut vor allen Dingen ist, daß in der Mitte der Nation eine feste, bestimmte öffentliche Meinung sich bilde, die entschieden und unverkennbar den eigentümlichen Charakter des Stammes ausdrücke. Die öffentliche Meinung ist, damit wir zu dramatischen Verhältnissen auch ein dramatisches Bild entlehnen, der Chor im politischen Schauspiel; wie der alte Chor von der Bühne verschwunden ist, so auch sie, mit Ausnahme von England, aus den Staaten der neueren Zeit. Es hat sich die Intelligenz und die Kraft und der Wille der Gesamtheit in der Regierung gesammelt, das Gesamtgewissen kann nicht wohl übertragen werden, und die Nation selbst übt es nach dem Maße ihres natürlichen Sinnes von Recht und Unrecht insgeheim, oder, wo Freiheit ist, öffentlich aus. Außer den allgemeinen Maximen des Rechts gibt es ein besonderes Einverständnis unter verwandten Geistern, das auch ein spezifisches Privatrecht zwischen ihnen begründet, und dies von der Gesamtheit ausgesprochen, wird nationelle Meinung. Es gibt kein Mittel, eine solche Meinung, die ohne Selbsttäuschung und Verblendung und Leidenschaft ganz von selbst im Geiste eines Volks sich gebildet hat, zurückzuhalten; es gibt eine Klugheit in der Art, sie auszusprechen, der auch der übelste Wille nichts anhaben mag; wo das Wort versagt, ist die Pantomime schon bedeutend, und selbst das Schweigen ist beredt, wo es von gesammelter Aufmerksamkeit verstanden wird. Aber es gehört große Selbstverständigung dazu und intensive Klarheit in der Wortführung, Freiheit in der Weise die Welt aufzufassen, durchgängige Konsequenz, die nirgends Blöße gibt, Gewandtheit und vor allem unverdächtige rechtliche Gesinnung, die immer der Bosheit Ehrfurcht abgewinnt und mit geheimer Geisterscheu sie schlägt. In der Nation aber, aus der ein solches Wort gesprochen wird, muß treuer Sinn erfunden werden, und stetes Zusammenhalten, und Interesse für ihr eigenes Interesse, Besonnenheit, und ein unbestechlich gerader Sinn fürs Rechte, der durch keine Sophismen und keine äußerliche Verkehrtheit sich betören läßt. Es sind größtenteils verschwunden in der Klasse, die gemeinhin die öffentlichen Charaktere liefert, alle religiösen Motive; schlaue Pfiffigkeit treibt dafür gewinnvollen Tausch von Recht um Vorteil und Genuß; das Volk kommt in dieser Ordnung nur als Riegelweg in Anschlag, auf dem die gepackten Ballen bequem hin und her gefahren werden: ihm wird andere Sitte und bessere Moral und Lebensart empfohlen, und nötigenfalls mit Gewalt gehandhabt. Aber eben dies Tergiversieren vor der Mehrheit, diese Ableugnung der immer geübten Maximen, wo sie kund

Gartenhaus des Konsistorialrats Busolt auf den Mittelhufen bei Königsberg
Sommerwohnung der Königlichen Familie 1808 und 1809
(Hohenzollernmuseum

werden sollen in der Menge, ist gerade die erzwungene Huldigung für Recht und Wahrheit und gibt dem Volke nun die Macht, die Täuschung für Ernst aufnehmend, zu ripostieren durch die Meinung, und der Schlechtigkeit Schranken zu setzen durch sich selbst, und mit eignen Waffen sie zu schlagen. Ist ein Reiz zum Bösen da und eine Verführung zum Verrat, beiden muß eine Gegenwucht gegeben werden, es muß etwas Preiswürdiges dastehen, das mit der Sünde unwiederbringlich sich verscherzt. Wer vor sich selber kaum errötet, scheut sich, wenn sein ganzes Volk mit klarem Auge auf sein Beginnen sieht; mit tausend geheimen Fäden ist der Mensch seinem Vaterland verknüpft; wo die Achtung seiner Mitbürger auf dem Spiele steht, wagt er nicht leicht frevle Tat; wo auch der bessere Sinn vergangen, weiß doch die Ehre noch zu zügeln. Aber freilich, wenn in einem Volke keine solche Säule steht, die sein ganzes Wesen zusammenhält, wenn keine durchgreifende Kraft in ihm sein ganzes Leben in sich selbst verknüpft und in krauser Verwirrung, alles nur lose durcheinandertreibt und mannigfaltig entgegengesetzte Bestrebungen sich wechselseitig durcheinanderheben, dann ist die ganze Macht jener moralischen Gewalt gebrochen, es sind nur Sekten, die sich befehden, und kein gemeinsamer Geist, der Achtung geböte; das schlechteste Tun findet leicht Lobredner in der Menge, der beste Willen böse oder unverständigen Tadel; es ist die Meinung nicht mehr etwas, das geehrt oder gefürchtet wäre, sie wird nur leerer Schall, ein verworrenes nichtswürdiges Getöse.

Leider kann, was bisher der Art in Deutschland laut geworden, größtenteils nicht wohl für etwas anderes, als für solch mißtönend Schellengeläute geachtet werden. Und doch hat eine ganz entschiedene Meinung bei allen Vorfällen der letzten Zeit sich im Kern der Nation gezeigt, sie hat vom Anfang an ihr Verhältnis klar erkannt und zuletzt von allem, was in ihr sich mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, sich bestimmt geschieden und losgesagt. Daß diese Stimmung kein beredt Organ gefunden, erklärt die Furcht, die jedes Wort gebunden, die zwiespältige Verworrenheit der äußern Lage und überhaupt der Mangel an Beruf zum öffentlichen Leben und geselliger Wirksamkeit. Die ersten beiden Hemmungen sind größtenteils gewichen für den Verständigen; die andere muß wegfallen, wenn irgend etwas werden soll.

IX. Königsberg.

1. Wechselvolle Tage. (Krug.)

Überhaupt war Königsberg zu jener Zeit ein höchst anziehender Ort. Zweimal war es die Residenz der königlichen Familie, vor der Flucht gen Memel und nach dem Frieden von Tilsit. Auch die Staatsministerien und die übrigen Oberbehörden der Regierung weilten dort längere Zeit. Selbst die Kaiser Alexander und Napoleon nebst einer Menge ausgezeichneter Feldherren und Fremdlinge hielten sich daselbst bald mehr bald weniger lange auf. Da gab es eine Menge von Deputationen und Festivitäten, an denen ich meistens teilnahm, wo aber auch manche Lächerlichkeiten vorfielen. Als z. B.

der König von Memel zurückkam, bewillkommten ihn alle Behörden, auch die Universität. Da redete ihn einer der Sprecher, der vielleicht bisher nur mit Ministern geredet hatte, durch Ew. Exzellenz an. Der König selbst, so traurig er war, konnte sich eines leichten Lächelns nicht enthalten; uns andre hielt nur die Scheu vor der Majestät vom schallenden Gelächter zurück. — Unter andern gab es auch eine glänzende Festlichkeit auf dem Schloßteiche, der sich durch einen großen Teil der Stadt Königsberg zwischen Häusern und Gärten hinzieht. Die königlichen und prinzlichen Herrschaften fuhren des Abends auf einer großen erleuchteten Gondel, umgeben von vielen kleinen Kähnen, auf dem Teiche hin und her, während in den benachbarten, meist auch erleuchteten Gärten Musik ertönte und kleine Feuerwerke abgebrannt wurden. Das war für die Stadt ein Jubel ohnegleichen.

Man darf sich über diese und andre Festlichkeiten und Freudensbezeigungen zu einer solchen Zeit nicht wundern. Denn nachdem die Franzosen nur einmal fort waren, atmete alles Liebe, Eintracht, Vertrauen. Das gemeinschaftliche Unglück hatte die Herzen einander geöffnet und genähert; die selbischen Triebe, die im Glücke so leicht Haß, Zwietracht und Hoffahrt erzeugen, waren gleichsam in den Hintergrund zurückgetreten. Man freute sich auch des Friedens nach so schwerem Kriegshader.

2. Königsberger Hofleben 1807—1809. (Boyen.)

Das einfache Leben des Königspaars in Memel war glücklicherweise auch in Königsberg beibehalten, die Wintermonate verlebten sie in dem königlichen Schlosse, dessen zwar fürstliche Zimmer entweder sehr altertümlich oder nur sehr einfach verziert waren; den Sommer hindurch aber brachten sie in einem sehr kleinen, auf einer Vorstadt von Königsberg belegenen Landhause zu, welches nebst dem geräumigen Garten von dem als Schriftsteller rühmlichst bekannten Geheimen Rat Hippel angelegt war. An dem nur bürgerlich besetzten Tische aßen täglich Beamte und gebildete Menschen aus allen Ständen, man suchte die Talent und Anhänglichkeit versprechenden Menschen dazu auf. Der König und die Königin fuhren in einem einfachen, offenen Wagen überall in der Stadt und der Umgegend herum, besahen unerwartet, was sich Bemerkenswertes darbot; der König, damalen noch ein sehr rascher Reiter, ritt mit einem Reitknecht, oft auch ganz allein, meilenweit in der Umgegend herum, und jede derartige Fahrt, jeder derartige Ritt knüpfte durch die edle Einfachheit, welche dabei vorwaltete, ein neues Band zwischen ihm und seinem Volke. Es hat zu den herbsten Empfindungen meines Lebens gehört, und ich habe dagegen, wenn auch erfolglos, so viel geredet, als ich nur vermochte, als späterhin erbärmliche Menschen, die die zauberische Gewalt, die ein solches einfaches Königsleben auf den gesunden Teil des Volkes unausbleiblich ausübt, nicht zu begreifen imstande sind, nach und nach den zu solchem Leben geneigten König unter Angstmachen und Zeremoniellrücksichten davon entfernten. Wenn die Fürsten, mit Ausnahme der feierlichen Tage, ohne Prunk im Volke leben, so lernen sie alle Stände kennen, können oft, wie es der Zufall gibt, mit jedem sprechen, dies aber müssen Hofleute und Günstlinge zu verhindern suchen.

Immanuel Kant
Stich von Meno Haas. Berlin 1799
(Berliner Kupferstichkabinett)

3. Von Kant und Kraus, den wissenschaftlichen Erziehern des neuen preußischen Beamtentums. (Krug.)

Die Staatsgelehrten dieser Zeit haben, wenn sie über den Staat reden, beständig das Gewühl und die ewig wechselnden Erscheinungen des Marktes vor der Seele, anstatt dies allzu bewegte Bild allezeit durch die ruhige Vorstellung der alten und natürlichen Landwirtschaft zu mäßigen, anstatt die Bewegung dort durch die Ruhe hier, und diese Ruhe durch jene Bewegung zu beleben und zu verewigen.

Adam Müller in seinen „Agronomischen Briefen" gegen die Anhänger von Adam Smith.

Die Universität war dagegen nicht so bedeutend. Sie verlor sich gleichsam in der Größe des Orts und zählte weder viel Studierende noch viel berühmte Lehrer. Hasse, Wald, Reidenitz, Heidemann, Elsner, Reusch, Pörschke, Lehmann waren damals die namhaftesten. Allein der bedeutendste unter ihnen war

s, ein kleines vertrocknetes Männchen mit ſchielendem, aber dennoch geiſt-
n Blicke. Er war gleichſam ein zweiter Kant in ſeiner Art, obwohl auswärts
ſo berühmt wie dieſer. Kant war Profeſſor der ſpekulativen Philoſophie
ſen: Kraus hingegen war Profeſſor der praktiſchen Philoſophie. Sonach
ich, als Nachfolger des erſten, der Spezialkollege des zweiten, und er empfing
als ſolchen mit vieler Herzlichkeit. In der Philoſophie hatt' er jedoch
andre Anſichten als Kant; und dieſer Umſtand hatte beide Männer,
rüher Freunde waren, ſpäterhin, als die Kantiſche Philoſophie herrſchend
erden anfing, einander entfremdet. Kraus neigte ſich nämlich zum Skepti-
is und hielt die Kantiſche Philoſophie für ein unhaltbares Mittelding
jen Dogmatismus und Skeptizismus. Indeſſen war Kraus' eigentliche
ke nicht die Philoſophie, ſondern vielmehr die Kameralwiſſenſchaft in ihrem
:n Umfange. Hier hatt' er die Ideen Adam Smiths über die Natur
die Gründe des Nationalreichtums nicht bloß ſich angeeignet, ſondern auch
tätig verarbeitet, ausgebildet und vervollkommt. Seine kameraliſtiſchen
eſungen wurden daher weit mehr beſucht als die philoſophiſchen, und die
ıdſätze, welche er vortrug, gingen durch ſeine Schüler als nachherige Staats-
ıte ſelbſt ins Leben über. Dabei hatte aber der Mann die ſonderbare Grille,
; ſchreiben zu wollen, weshalb ſein Ruhm ſich bei ſeinen Lebzeiten nicht
reiten konnte. Erſt nach ſeinem Tode gab der Kammerpräſident von Auers-
, ſein Schüler und Freund, der damals auch Kurator der Univerſität
Kraus' Schriften nach deſſen hinterlaſſenen Papieren heraus. Seit der
ward ſein Name auch im Auslande mit Ehren genannt.

	X	

Der Tugendbund

Wir haben alle ſchwer geſündigt,
Wir mangeln alleſamt an Ruhm,
Man hat, o Herr! uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt.
Das Salz der Erde wurde dumm;
So Fürſt als Bürger, ſo der Adel,
Hier iſt nicht einer ohne Tadel.

Aus Schenkendorfs „Beichte am 28. Oktober 1813".

ründung des Tugendbundes und der Pflanzſchule für Offi-
ziere. (Boyen.)

Unter den Schöpfungen jener Zeit verdient auch wohl die Einrichtung
ſpäterhin ſo viel beſprochenen Tugendbundes eine ausführliche Erwähnung.
leich ich in einer gewiſſen Periode ein Hauptteilnehmer jener Verbindung
ſo bin ich indes doch nur imſtande, fragmentariſche Beiträge zu ihrem
ıcklungsgange herzugeben, denn in dem Augenblick des Handelns einer
:n Zeit bekümmert man ſich nicht um die Materialien zu einer Geſchichte,
Kraft iſt dem tüchtigen Handeln gewidmet, und ſpäterhin, wenn man in
lichen Stunden die Gedächtnislücken ausfüllen möchte, iſt es größtenteils
ɔglich, vollſtändige Nachrichten noch herbeizuſchaffen.

Den ersten Gedanken zu einer solchen Verbindung hatte, so weit ich es erfahren habe, der Professor Lehmann, Rektor des Kneiphöfischen Gymnasiums in Königsberg, ein wohlgesinnter, gelehrter Mann und eifriger Maurer, dem es aber an der Gabe fehlte, seine Gedanken geordnet und deutlich vorzutragen. Seine Grundansicht war, einen Verein zu stiften, der der Schwelgerei und weichlichen Sitte des Lebens entgegenwirken solle, also einige Ähnlichkeit mit den heutigen Mäßigkeitsvereinen hatte. Wie Stein und Scharnhorst von diesem Vereine, der bereits einige Mitglieder zählte, unterrichtet wurden, weiß ich nicht, genug, sie beschlossen, ihn zur Stärkung der öffentlichen Meinung zu benutzen, und Scharnhorst unterzog sich, ohne selbst beizutreten, einer oberen Leitung dieser Stiftung. Um diese Zeit war der gegenwärtige Justizrat Bardeleben aus Frankfurt an der Oder mit ähnlichen Ansichten nach Königsberg gekommen, doch war sein Bestreben entschiedener noch auf einen Widerstand gegen Frankreich gerichtet. Ich kam einen Nachmittag in meinen gewöhnlichen Geschäften zu Scharnhorst und fand eben den mir bis dahin unbekannten Bardeleben, der dem General die obigen Ansichten auseinandersetzte, und man beschloß zu diesem Zweck eine Versammlung der von Lehmann und Bardeleben gesammelten Mitglieder. Gneisenau, der auch nicht direkt beigetreten war, veranlaßte mich zum Beitritt und wollte, daß ich die direkte Leitung übernehmen sollte, was ich aber ablehnte. Die vorhin erwähnte Versammlung fand in dem Hause des Professor Lehmann ziemlich zahlreich statt, es wurde aber, wie es gewöhnlich geht, nicht viel ausgemacht. Den ersten Streit veranlaßte Bardeleben, der bei seinem entschlossenen patriotischen Sinn einen unbedingten Gehorsam für die Oberen des Vereins verlangte; dann stritt man sich über den Namen Tugendbund, wagte es politischer Rücksichten wegen nicht, die Benennung „Preußen-Bund" anzunehmen, und entschloß sich endlich bei dem Hin- und Herreden, das Kind „Sittlich-Wissenschaftlicher Verein" zu taufen, auch zu dem Entwurf der Statuten einen engeren Ausschuß zu wählen.

Zu diesem Ausschuß wurden, soviel ich mich jetzt noch erinnern kann, der Professor Lehmann, der Professor Krug, der damalen bei der Universität in Königsberg einen Lehnstuhl hatte, der Major Grolman, der Oberbürgermeister Deetz und ich gewählt.

Wir gingen mit redlichem Willen und Fleiß an unsere Arbeit, allein wie dies immer in Versammlungen geht, selbst wenn sie nicht zahlreich sind, die Vielheit der Ansichten, deren eine jede sich doch etwas geltend machen will, zerstört größtenteils den einfach logischen Gang. Alle Arbeiten, die ich aus den Händen einer Gesellschaft hervorgehen sah, sind entweder unerhört weitschweifig oder unvollständig und dunkel; meiner Ansicht nach müßten Versammlungen nur immer über die leitenden Grundsätze beraten und, wenn diese feststehen, die Redaktion ohne kleinliche Einmischung einem einzigen überlassen. Wir alle waren für den Zweck dieses Geschäftes doch eigentlich damalen unerfahren, unser guter Wille riß uns fort und ließ uns wenig Betrachtungen über den Umfang unserer Mittel anstellen. So enthalten also die von jenem Ausschuß entworfenen Statuten des Sittlich-Wissenschaftlichen Vereins eine Aufzählung der damaligen erkannten Landesbedürfnisse und unserer guten Wünsche,

die Kräfte der sich bildenden Gesellschaft wurden aber dadurch in so vielfacher Richtung zersplittert, daß jetzt, nach meinen späteren Erfahrungen, mir es wohl klar ist, warum bei allem redlichen Willen wir doch wenig leisteten. Einen Hauptzweck unserer Verbindung: Widerstand gegen Frankreich, wagten wir in den Statuten nicht auszusprechen, teils weil eine doch nicht unmögliche Indiskretion dies widerriet, teils aber auch, da die Statuten dem Könige vorgelegt wurden, weil wir dem Einspruch eines Teiles seiner Umgebungen, die vor ihrem Götzen Napoleon großen Respekt hatten, keinen Anstoß geben durften; es sollten daher alle Maßregeln auf nationalen Widerstand in der sogenannten Pflanzschule für Offiziere bearbeitet und möglichst ausgedehnt werden. Grolman, Krug (als Zensor), Deetz usw. wurden zu Mitgliedern des großen Rats gewählt, in dem der Major Prinz von Hohenzollern den Vorsitz erhielt, um den Menschen, die in uns nichts als vollendete Jakobiner sahen, dadurch die Gelegenheit zu mancher Verleumdung abzuschneiden, und mir wurde die Direktion der vorhin erwähnten Pflanzschule für Offiziere übertragen. Die angefertigten Statuten, sowie auch monatlich eine namentliche Liste der beigetretenen Mitglieder und eine kurze Anzeige der Hauptverhandlungen wurden dem Könige bis zu der im Jahre 1810 erfolgten Auflösung regelmäßig vorgelegt. Guter Wille war überall, doch bald zeigten sich Bedenklichkeiten, und der Eifer erkaltete, da der boshafte Kampf der Gegner von Stein und Scharnhorst diese Verbindung unter den sinnlosesten Verdrehungen der Absicht, den Thron umzustürzen, beschuldigte. Der König selbst ward mißtrauisch, und einzelne schwache Naturen zogen sich, sobald sie dieses erfuhren, nach und nach zurück. Das wichtigste Geschäft in Königsberg, welches der Tugendbund mit einigem Erfolg zutage förderte, war die Einrichtung einer umfassenden Speiseanstalt für die damals so zahlreichen Armen. Von den beabsichtigten Hilfsvereinen sind mir nur die zu Tilsit und Braunsberg als recht tätig bekannt geworden; von dem Verein in Berlin habe ich, da ich nicht Mitglied des großen Rats war, keine spezielle Kenntnis bekommen, man behauptete späterhin von ihm, daß er auf die Unternehmung des Major Schill einen großen Einfluß geübt hätte. . . . .

Die mir übertragene Pflanzschule für Offiziere hatte bei dieser Form einen etwas einseitigen Charakter bekommen, es ward schwer, was zur Lösung der ihr gegebenen Aufgabe doch eigentlich die Hauptsache sein mußte, Mitglieder aus andren Ständen herbeizuziehen. Unter diesen Verhältnissen wurden wir nach und nach eine gewöhnliche militärische Gesellschaft, in unseren wöchentlichen Zusammenkünften wurden Aufsätze vorgelesen, die Notwendigkeit und Möglichkeit, den Soldaten gut zu behandeln, aus allen dabei einwirkenden Gesichtspunkten praktisch beleuchtet, und verschiedene Mitglieder übernahmen zu diesem Zweck die Ausarbeitung eines Soldatenkatechismus, der selbst auch unvollendet, wirklich, besonders für jene Zeit, manches Gute enthielt, der aber bei Aufhebung des wissenschaftlichen Vereins mit allen Papieren dieser Gesellschaft abgeliefert ist und wahrscheinlich in den Schränken einer Behörde irgendwo noch modern mag.

Wenn man die eigentliche Wirksamkeit dieses Vereines nach dem Abriß,

soweit ich ihn hier geben konnte, zusammennimmt, so muß man sich sagen, daß sie nicht groß war, ja man könnte sogar bei dem Haß, den sie bei der Gegenpartei aufregte, für Augenblicke über den Nutzen einer derartigen Verbindung zweifelhaft werden. Dann muß man sich auch von der andern Seite sagen: daß nichts Großes und Gutes ohne Kampf geschaffen wird, und daß man sich also vor ihm nicht scheuen müß, daß der Gedanke an eine solche halb im Dunkel stehende Verbindung, der man größere Kräfte, als sie wirklich besaß, beilegte, auch den Gedanken an ein Besserwerden im Volke aufrecht erhielt, manche dem Ermatten nahe Hoffnung wieder belebte, und daß die beinahe ans Komische grenzende Furcht, welche die französischen Behörden fortdauernd gegen den Tugendbund und seine Mitglieder aussprachen, eigentlich die schönste Lobrede über die damalige Nützlichkeit des Vereins ist; wenn man mit geringen Mitteln Furcht erregt hat, so ist ein Teil des Zweckes jener Verbindung offenbar erreicht.

2. Wirkungen des Tugendbundes. (Krug.)

Wenn übrigens der Tugendbund auch nicht manchem durch den Krieg Verarmten Unterstützung gewährt, wenn er auch nicht im stillen manches vorbereitet hätte, was erst später hilfreich ins öffentliche Leben trat: so würde er schon dadurch ungemein viel Gutes gewirkt haben, daß er den im preußischen Staate so schroff gewordnen Gegensatz zwischen Zivil und Militär milderte und beide Teile einer höhern Idee unterwarf. Die früheren Anmaßungen des Kriegsmannes, besonders der jüngern Offiziere, hatten den Stand verhaßt gemacht, die spätern Niederlagen aber gar verächtlich. Die Feigheit und Verräterei einzelner ward allen zur Last gelegt. Es hieß: „Was hat uns nun dieses stolze und trotzige Heer geholfen? Als es zum Treffen kam, lief es davon, übergab die Festungen, ließ Land und Leute dem Feinde zum Raube!“ — Das war unbillig; dies fühlten die Edleren von beiden Seiten. Der Tugendbund näherte sie einander; hier saßen und arbeiteten sie miteinander für das gemeine Wohl; sie lernten sich kennen, sie söhnten sich aus, sie schätzten und liebten einander. Diese durch den Tugendbund allmählich herbeigeführte Eintracht hat späterhin Früchte getragen, die man zwar bewundert und genossen, deren Ursprung man aber, wie es nun so in der Welt zu gehen pflegt, vergessen hat.

3. Gegner des Bundes. (Eisenhart.)

(1808) Unter einigen Briefen, welche ich in Treptow vorfand, war auch ein Schreiben von dem damaligen Sekretär des „Tugendbundes“, dem jetzigen G . . . .?, das ich aus den Händen des Generals v. Blücher erhielt, welcher es geöffnet und sich von dem Inhalt informiert haben sollte. Allein wenngleich derselbe mit dem Inhalt bekannt gemacht wurde, so war es doch sein ältester Sohn, der es sich erlaubt hatte, ein Schreiben, welches nicht an ihn adressiert war, zu eröffnen. Der General entschuldigte sich auch selbst, mit der Bemerkung, daß er geglaubt habe, etwas daraus zu ersehen, was auf unsre Lage Bezug habe usw. — Allerdings befand sich etwas Ähnliches darin, nämlich die gedruckten neuen Statuten des Tugendbundes, welche nicht allein

gänzlich von den ersten abwichen, sondern die auch eine Tendenz, wenngleich versteckt, ahnen ließen, die dem König und dessen Familie, sowie dem ganzen Lande leicht den Untergang bereiten konnte. Mit einem Wort: es war ein status in statu, den man bezweckte. Der Brief selbst enthielt den Auftrag, den General v. Blücher zu ersuchen, das Direktorium der brandenburgischen und pommerschen Kammer zu übernehmen, und wenn dieser es nicht wolle, es dem General v. Bülow oder dem Major v. Schill oder dem Major v. Blücher anzutragen, oder es in Gottes Namen selbst zu tun, und nur rasch ans Werk gehen. — Der General von Blücher sprach natürlich mit mir hierüber und drückte sich in seiner gewöhnlichen kräftigen Art, jedoch abschlägig, aus, ehe ich selbst den Inhalt der Statuten gelesen hatte. Nachdem dies aber geschehen war, sprach ich mit dem General v. Bülow ausführlich über diesen Gegenstand, teilte ihm mein Bedenken mit und bat ihn, die Statuten zu lesen, welchen nicht beizutreten ich bereits fest entschlossen war. Der General v. Bülow wurde derselben Meinung, wie dies auch mit dem G. v. Th. damals entschieden der Fall war. Ohne nun weiter mit den Majors v. Schill oder Franz Blücher hierüber ein Wort zu sprechen, versammelte ich alle diejenigen, welche früher beigetreten und dem Könige und seiner Familie treu ergeben waren, las ihnen das erhaltene Schreiben und die Statuten vor, und fragte sie endlich, was sie zu tun entschlossen seien? — Nach genauer Prüfung erklärten sämtliche Mitglieder, daß sie den neuen Statuten ihre Zustimmung nicht geben könnten, und daß sie unter diesen Umständen zurücktreten müßten.

Ich hatte bereits ein Schreiben an den Sekretär des Vereins entworfen, worin ich die Gründe entwickelte, warum *ich* für meine Person aus dem Verein ausscheiden müsse, daß ich *für und mit dem Könige* alles zu unternehmen bereit sei, daß ich aber im entgegengesetzten Falle unmöglich zur völligen Vernichtung des Vaterlandes vielleicht beitragen könnte. Auf meine Verschwiegenheit könne der Bund rechnen, solange nichts gegen die Person des Königs und seine Familie geschehen würde usw. Dies Schreiben las ich vor und es erhielt allgemeinen Beifall; nur mußte ich es insofern verändern, daß ich dies im Namen sämtlicher Mitglieder erklären mußte, sowie auch, daß wir uns sämtlich als geschieden betrachteten.

XI

Der Erfurter Kongreß

Wir kamen auf Napoleon, und ich bedauerte, daß ich *den* nicht gesehen. „Freilich," sagte Goethe, „das war *auch* der Mühe wert. Dieses Kompendium der Welt!" — „Er sah wohl nach etwas aus?" fragte ich. — „Er war es," antwortete Goethe, „und man sah ihm an, daß er es war: das war alles."

Gespräch zwischen Goethe und Eckermann am 16. Februar 1826.

1. Goethes Unterredung mit Napoleon am 2. Oktober 1808 im Gouvernementshause zu Erfurt.

Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben.

Ersterer kannte mich sei 1806.

Ich wurde um elf Uhr vormittags zu dem Kaiſer beſtellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an, zu verweilen.

Die Menge entfernte ſich.

Präſentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde hereingerufen.

In demſelben Augenblick meldet ſich Daru, welcher ſogleich eingelaſſen wird.

Ich zaudere deshalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiſer ſitzt an einem großen runden Tiſche frühſtückend; zu ſeiner Rechten ſteht etwas entfernt vom Tiſche Talleyrand, zu ſeiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er ſich über die Kontributionsangelegenheit unterhält.

Der Kaiſer winkt mir, heranzukommen.

Ich bleibe in ſchicklicher Entfernung vor ihm ſtehen.

Nachdem er mich aufmerkſam angeblickt, ſagte er: Vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.

Er fragt: Wie alt ſeid Ihr?

Sechzig Jahr.

Ihr habt Euch gut erhalten. —

Ihr habt Trauerſpiele geſchrieben.

Ich antwortete das Notwendigſte.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutſchen, denen er ſo wehe tun mußte, einigermaßen zu ſchmeicheln, von deutſcher Literatur Notiz genommen; wie er denn überhaupt in der lateiniſchen wohlbewandert und ſelbſt Herausgeber des Horaz war.

Er ſprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten geſprochen haben, wenigſtens erkannt' ich daran ihre Denkweiſe und ihre Geſinnung.

Er fügte ſodann hinzu, daß ich auch aus dem Franzöſiſchen überſetzt habe, und zwar Voltaires Mahomet.

Der Kaiſer verſetzte: Es iſt kein gutes Stück, und legte ſehr umſtändlich auseinander, wie unſchicklich es ſei, daß der Weltüberwinder von ſich ſelbſt eine ſo ungünſtige Schilderung mache.

Er wandte ſodann das Geſpräch auf den Werther, den er durch und durch mochte ſtudiert haben. Nach verſchiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewiſſe Stelle und ſagte: Warum habt Ihr das getan? es iſt nicht naturgemäß; welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinanderſetzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Geſichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln; daß ich zwar nicht wiſſe, ob mir irgend jemand denſelben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und geſtehe, daß an dieſer Stelle etwas Unwahres nachzuweiſen ſei. Allein, ſetzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er ſich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunſtgriffs bediene, um gewiſſe Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Napoleon

Nach einem Bilde Davids, von Bourgeois gezeichnet und von Bertrand gestochen

(Joistsche Sammlungen in Leipzig)

Der Kaiſer ſchien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte ſehr bedeutende Bemerkungen wie einer, der die tragiſche Bühne mit der größten Aufmerkſamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des franzöſiſchen Theaters von Natur und Wahrheit ſehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schickſalsſtücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunkleren Zeit angehört. Was, ſagte er, will man jetzt mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal.

Er wandte ſich ſodann wieder zu Daru und ſprach mit ihm über die großen Kontributionsangelegenheiten. Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu ſtehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwiſchen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit, zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangstüre zu Berthier, Savary und ſonſt noch jemand ſtand. Talleyrand hatte ſich entfernt.

Marſchall Soult ward gemeldet.

Dieſe große Geſtalt mit ſtark behaartem Haupte trat herein, der Kaiſer fragte ſcherzend über einige unangenehme Ereigniſſe in Polen, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzuſehen und der Vergangenheit zu gedenken *).

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Aber die Porträte an den Wänden waren verſchwunden.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Redoutenanzug, eine ſchwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildniſſe von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiſer ſtand auf, ging auf mich los und ſchnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich ſtand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir ſprach, fragte er, ob ich verheiratet ſei, Kinder habe, und was ſonſt Perſönliches zu intereſſieren pflegt. Ebenſo auch über meine Verhältniſſe zu dem fürſtlichen Hauſe, nach Herzogin Amalia, dem Fürſten, der Fürſtin und ſonſt; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weiſe. Er ſchien zufrieden und überſetzte ſich's in ſeine Sprache, nur auf eine etwas entſchiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Geſpräch die Mannigfaltigkeit ſeiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte; denn ſelten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder ſagte Oui oder C'est bien oder dergleichen; auch darf ich nicht vergeſſen zu bemerken, daß, wenn er ausgeſprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: Qu'en dit Mr. Göt?

Und ſo nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne, die er bejahend erwiderte, und ich dann ohne weiteres meinen Abſchied nahm.

---

*) Goethe denkt an ſeinen Verkehr mit Karl von Dalberg, den damaligen Fürſt Primas des Rheinbunds, der als kurfürſtlich Mainziſcher Statthalter in demſelben Hauſe reſidiert hatte.

2. Napoleon in Weimar am 6. und 7. Oktober. (Friedrich Müller.)

Es war fünf Uhr, als die Monarchen unter dem Geläute aller Glocken in Weimar einzogen [6. Oktober]. Wie Napoleon sich in die für ihn bereiteten Zimmer begab, war ich zufällig der erste, auf den seine Blicke im Vorzimmer trafen. Er ging sehr freundlich auf mich zu, tat mir einige Fragen, und ich mußte ihm einige umstehende, ihm noch nicht bekannte Personen vorstellen. Eine Stunde darauf ging es zur kaiserlichen Tafel. Unfern davon war in einer großen Galerie die Marschallstafel von mehr als 150 Personen bereitet. Ich hatte dem Minister Staatssekretär Maret und dem Marschall Soult die Honneurs zu machen, bei denen ich saß. Aber wir waren noch kaum bis zur Hälfte des Diners gekommen, als gemeldet wurde, daß die Monarchen im Begriff seien, sich von ihrer Tafel zu erheben. Nun strömte alles dahin. Napoleon liebte bekanntlich sehr rasch zu speisen, doch hatte er sich dabei sehr lebhaft mit seiner Nachbarin, der Herzogin von Weimar, unterhalten. Nach kurzer Pause fuhr man in das Theater, wohin der Wagen der beiden Kaiser von weimarischen Husaren eskortiert wurde. Vor dem Schlosse stand ein 60 Fuß hoher Obelisk, geschmackvoll erleuchtet, auf dessen Spitze eine helle Flamme loderte. Das ganze Schloß und seine Umgebungen, sowie alle Straßen bis zum Schauspielhause waren illuminiert; die innere Einrichtung und Verteilung der Sitze im Theater ganz wie die zu Erfurt.

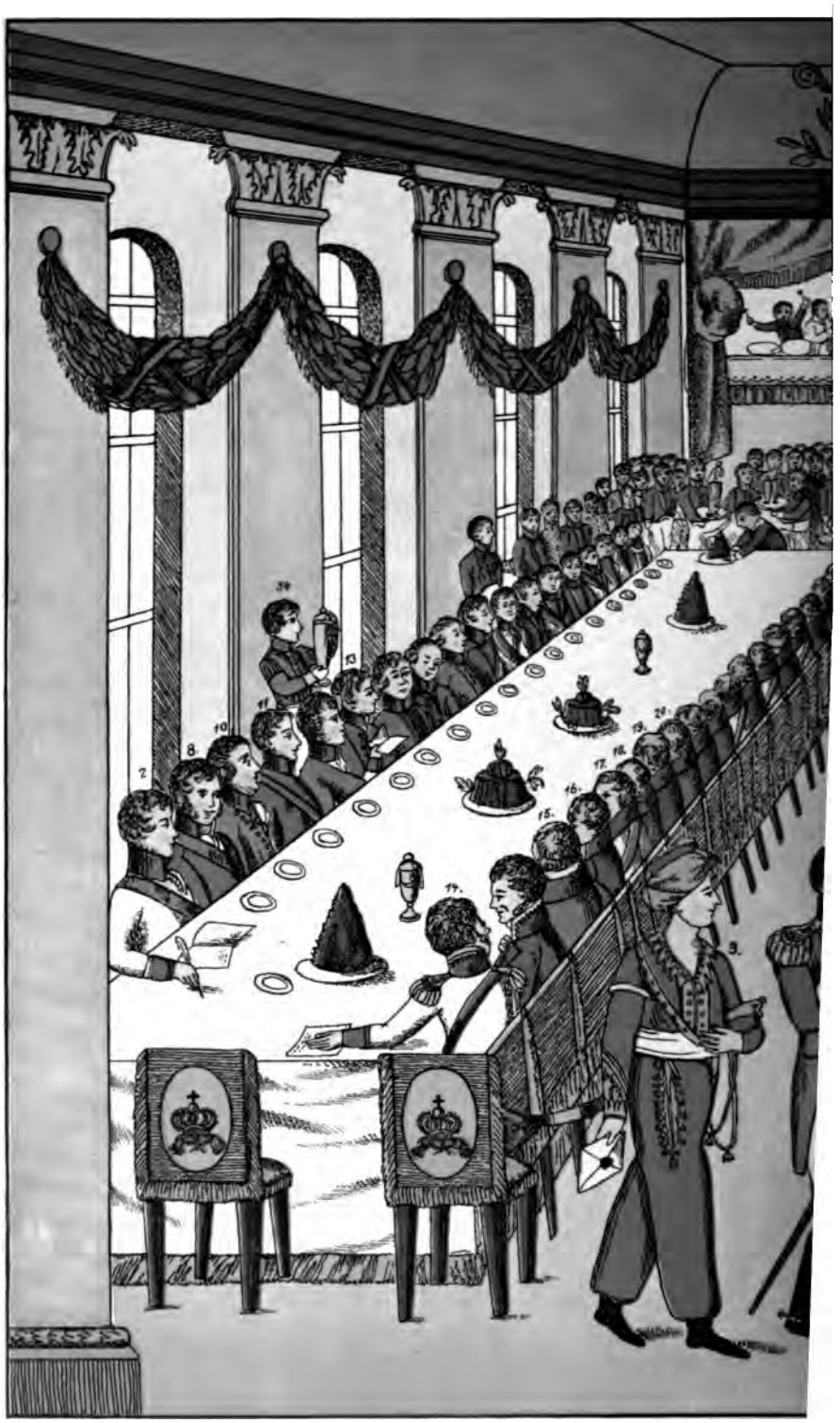
Die französischen Schauspieler führten La mort de César von Voltaire auf. Unbeschreiblich war der Eindruck. Talma als Brutus übertraf sich selbst. Bei der Stelle am Schlusse des ersten Aktes, wo Cäsar dem Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt, antwortet:

„Je les aurais punis, si je les pouvais craindre;
Ne me conseillez point de me faire haïr.
Je sais combattre, vaincre et ne sais point punir,
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence."

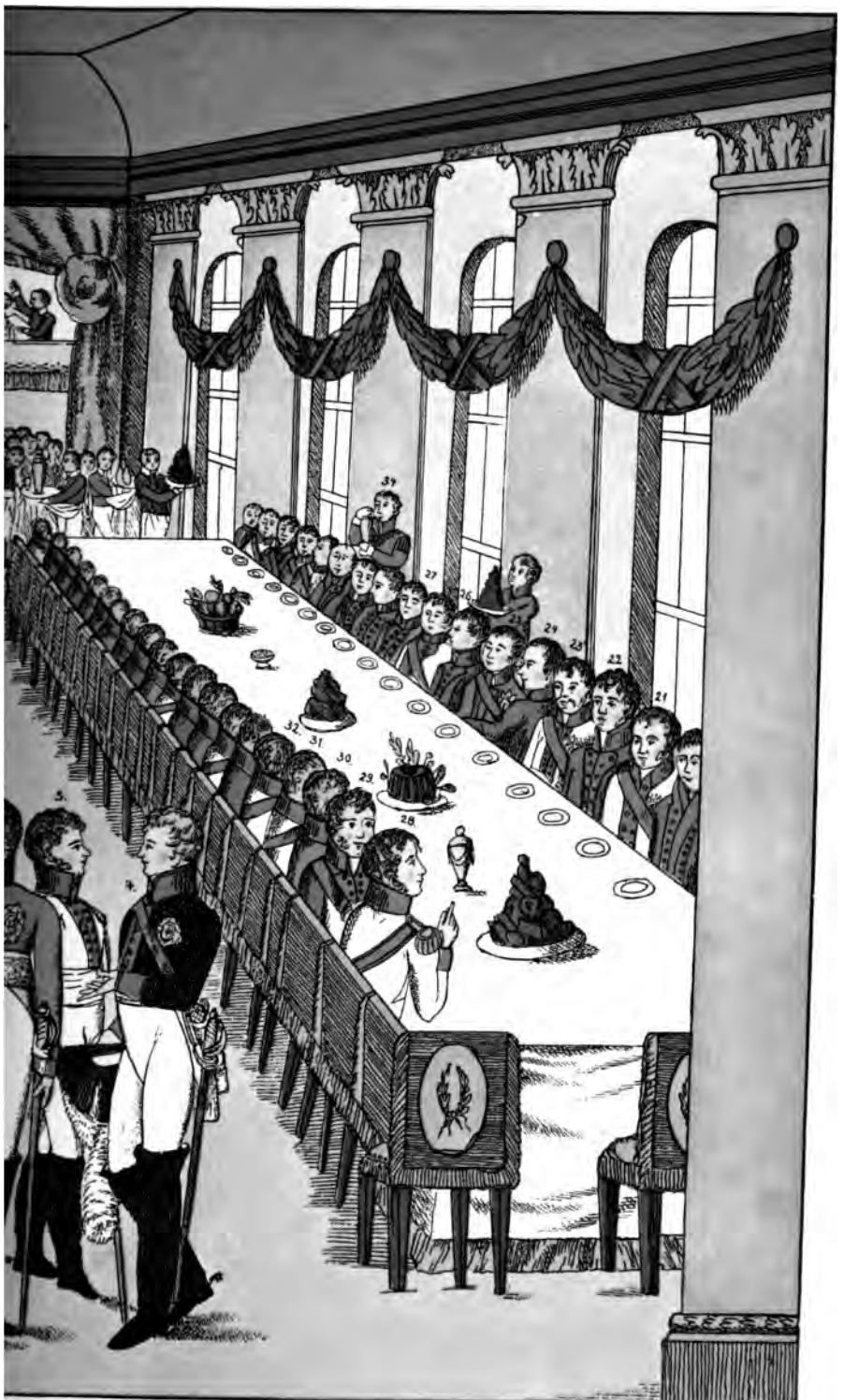
war es, als ob ein elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzucke. Niemand vermochte unerschüttert zu bleiben. Gleich nach dem Schlusse des Theaters begann der festliche Hofball im großen Saale des Schlosses. Dieser war reich geschmückt, am reichsten durch die große Zahl juwelenstrahlender Fürstinnen und anderer ausgezeichneter Damen. Alles aber überstrahlte die edle hohe Gestalt des Kaisers Alexander, der, wie der gute Genius des Festes, durch sein liebenswürdiges Benehmen alle Zuschauer bezauberte.

Napoleon trug die einfache Uniform seiner Garde-Jäger. Er bemühte sich, jeder Dame, die in seine Nähe kam, durch einige Worte seine Aufmerksamkeit zu bezeigen; doch gelang es ihm nicht sonderlich, ja manche seiner Fragen und Äußerungen konnten schroff und wenig freundlich erscheinen. Eine einzige Dame machte Ausnahme hiervor; als er hörte, daß sie von Erfurt sei, sagte er ihr: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt so schöne Frauen gäbe. Aber sind Sie denn auch eine geborene Erfurterin?"

„Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren!"



1. Kaiſer von Frankreich
2. Kaiſer von Rußland
3. Fürſt Conſtantin
4. Prinz Wilhelm von Preußen
5. *König von Weſtfalen*
6. *König von Sachſen*
7. König von Bayern
8. König von Württemberg
9. Leibmameluck d. Kaiſers
10. Herzog von Weimar
11. Herzog von Gotha
12. Herzog von Vicenza
13. Herzog von Mecklenburg
14. Herzog von Oldenburg
15. Fürſt von Deſſau
16. Fürſt von Waldeck
17. Fürſt Primas
18. Fürſt Kuratin



Erfurt
nber

19. Fürſt v. d. Leihe
20. Fürſt von Neuchatel
21. Fürſt von Reuß-Lobenſtein
22. Prinz von Hohenlohe
23. Prinz von H. Homburg
24. Prinz von Mecklenburg
25. Graf von Romanzew
26. Graf Tolſtoy
27. Graf von Poſer
28. Graf von Bauſt
29. Graf von Vinzent
30. Graf v. d. Golz
31. A. Sec. Maret
32. General Boyer
33. Muſik
34. Mundſchenken

(Friedrich Strobel in Jena)

Goethe
Gemälde von Kügelgen. 1810

„Also Preußin?“

„Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele!“

„Gut, man muß seinem Vaterlande anhängen,“ womit er sich mit einem verbindlichen Gruße von Frau von der Recke — denn sie war es — entfernte. Nachdem er sich hierauf eine Zeitlang mit Goethe unterhalten hatte, kam er

plötzlich auf mich zu und fragte: „Wo ist denn Wieland? warum führt man mir ihn nicht zu?“ Ich erwiderte, daß sein hohes Alter ihn von Bällen zurückhalte, ich würde aber sogleich veranlassen, daß er erscheine. Der Herzog ließ ihn alsbald durch einen Wagen abholen. Wieland war sehr überrascht, doch währte es nicht lange, so konnte ich ihn zu Napoleon führen. Dieser stand gerade an einer der hinteren Säulen, die den Durchgang zu den offenen Nebenzimmern bilden.

Ich hielt mich einige Schritte zurück, so jedoch, daß ich das ganze Gespräch Wort für Wort hören konnte. Nach einigen freundlichen Eingangsworten fragte ihn der Kaiser, welches seiner Werke er wohl für das vorzüglichste halte? „Sire!“ erwiderte der ehrwürdige Greis, „ich lege auf keines derselben einen großen Wert. Ich habe geschrieben, wie mir es ums Herz war.“

„Welches aber“ — fuhr der Kaiser fort — „ist doch dasjenige Ihrer Werke, welches Sie mit der meisten Vorliebe geschaffen haben?“ Worauf Wieland Agathon und Oberon nannte.

Nun ging der Kaiser auf Gegenstände der Weltgeschichte über und stellte die nämliche Frage, die er schon vor zwei Jahren nach der Schlacht bei Jena an Johannes Müller zu Berlin gestellt hatte: „Welches Zeitalter er (Wieland) wohl für das glücklichste der Menschheit halte?“ Johannes Müller hatte bekanntlich die Regierung der Antonine dafür erklärt. Wieland aber antwortete: „Das ist schwer entscheidend zu bestimmen. Die Griechen hatten oft glückliche Zeiten, wenn man nur auf Bildung und bürgerliche Freiheit sieht. Rom hatte neben vielen schlechten Kaisern auch mehrere vortreffliche, die es wohl verdienen, Genien der Menschheit genannt zu werden. Auch andere Völker und Staaten können sich mitunter weiser und milder Herrscher rühmen; aber im ganzen scheint mir die Weltgeschichte sich in einem großen Kreislaufe zu bewegen. Das Gute und das Schlechte, Tugend und Laster wechseln immerfort ab, und es ist die Aufgabe der Philosophie, überall das Beste hervorzusuchen und durch Hervorhebung des Guten das Üble erträglich zu machen.“

„Schön,“ sagte der Kaiser, „aber es ist nicht recht, alles ins Schwarze zu malen, wie Tacitus getan hat. Wohl ist er ein geschickter Maler, ein kühner und verführerischer Kolorist, doch es war ihm nur um Effekt zu tun. Die Geschichte will keine Illusionen; sie soll aufklären und belehren, nicht bloß eindrucksvolle Gemälde entwerfen. Tacitus hat die Ursachen und die inneren Motive der Begebenheiten nicht genugsam entwickelt. Er hat das Mysterium der Handlungen und Gesinnungen, ihre wechselseitige Verkettung nicht tief genug erforscht, um ein gerechtes und unbefangenes Urteil der Nachwelt zu begründen. Ein solches Urteil muß die Menschen und Völker nur so nehmen, wie sie inmitten ihrer Zeit und aller der Umstände, die ihre Handlungsweise bedingten, sein konnten. Man muß klar sehen können, wie jede Handlungsweise sich unter den gegebenen Umständen entwickelte und bedingte. Die römischen Kaiser waren lange nicht so schlecht, als Tacitus sie uns schildert. In dieser Hinsicht ziehe ich den Montesquieu bei weitem vor. Er ist billiger und der Wahrheit getreuer.“ Hierauf ging der Kaiser auf die christliche Religion und ihre Geschichte über, vorzüglich auf die Gründe ihrer schnellen Verbreitung. „Ich finde,“ äußerte

er, „darin zunächst eine bewundernswürdige Reaktion des griechischen Geistes gegen den römischen.

„Griechenland, durch physische Stärke überwunden, eroberte sich die geistige Herrschaft wieder, indem es jenen wohltätigen Keim in sich aufnahm und pflegte, den jenseits des Meeres die Vorsehung zum Glück der Menschheit ausgestreut hatte. Übrigens" — und hier trat er ganz nah an Wieland heran und hielt die Hand vor, so daß niemand als ich es hören konnte — „übrigens ist es noch eine große Frage, ob Jesus Christus jemals gelebt hat."

Wieland, der bisher bloß aufmerksam zugehört hatte, erwiderte rasch und lebhaft: „Ich weiß wohl, Sire, daß es einige Unsinnige gab, die daran zweifelten, aber es kommt mir ebenso töricht vor, als wollte man bezweifeln, daß Julius Cäsar gelebt und Ew. Majestät leben"; worauf der Kaiser Wieland auf die Schulter klopfte und „wohl, wohl" sagte. Darauf fuhr er fort: „Die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres, als das Christentum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen." Napoleon schien die größte Lust zu haben, noch länger fortzusprechen, allein Wieland ließ deutlich merken, daß ihm das lange Stehen allzu beschwerlich werde, daher er denn freundlichst beurlaubt wurde.

Ob es dem Kaiser mit jener merkwürdigen Frage wirklich Ernst gewesen, oder ob er Wieland, den er oft den deutschen Voltaire hatte nennen hören, nur auf die Probe habe stellen wollen, muß ich unentschieden lassen, doch ist mir das letztere wahrscheinlicher. Deutlich bemerkt aber habe ich, daß ihn Wielands Antwort sehr frappierte und ihm wohlgefiel.

Der Kaiser sprach während des Balles noch einmal mit Goethe und drückte ihm sein lebhaftes Interesse an Veredlung der tragischen Kunst aus. Er wiederholte dabei, daß man das Trauerspiel nicht nur für die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner achten müsse, sondern daß es in gewisser Hinsicht selbst weit über der Geschichte stehe. Erst um 1 Uhr zog er sich vom Ball zurück. . . . . .

Am andern Morgen (7. Oktober) fand die zweite große Jagd zu Ehren der Monarchen statt, und zwar zwischen Apolda und Jena auf dem Plateau des Landgrafenberges, wo man in das ganze Saaletal bei Jena hineinblickt und wo Napoleon in der Nacht vor der Schlacht von Jena biwakiert hatte. Hier war ein Tempel mit Säulen errichtet, mit einer Inschrift im Fronton; vor dem Tempel zwei Altäre. Am Fuße des Berges waren Zelte aufgeschlagen, in deren größtem die Kaiser und Könige, in den übrigen die andern Fürsten frühstückten. Auch an diesem Morgen war das Fest von dem herrlichsten Wetter begünstigt und von einer unzähligen Menge Zuschauer umwogt. Deputationen der Akademie und der Stadt Jena wurden beiden Kaisern vorgestellt und aufs gnädigste empfangen. Napoleon ließ sich insbesondere die traurigen Zustände und Verluste der Stadt Jena bei der Schlacht von Jena schildern und fragte nach allen Einzelheiten. Dies hatte kurz nachher die Folge, daß Jena eine Entschädigung von 300 000 Franken aus dem kaiserlichen Schatz

zuteil wurde; der Geheime Hofrat Stark aber, der sich um die französischen Verwundeten sehr verdient gemacht hatte, sodann der erste Bürgermeister, Kammerrat Vogel, und der französische Geistliche Professor Henry, das Kreuz der Ehrenlegion erhielten.

3. Aus einem Briefe von Caroline Sartorius über ihre Erfurter Eindrücke.

Mit einer Empfehlung von Goethe an den Präsidenten von der Recke und seine liebenswürdige Frau versehen, fuhren wir am Sonntag früh [9. Oktober] nach Erfurt zurück. Wenn man nie eine große Stadt gesehen hat, so kann man sich von dem Leben, das dort herrscht, keinen Begriff machen. Selbst in Paris, glaube ich, kann es nur mit den Stadtteilen verglichen werden, die dem Hof nahe liegen, und auf jeden Fall muß sich der Glanz dort mehr verteilen als hier, wo sich soviel Pracht und Herrlichkeit in den wenigen Straßen einer mittelmäßigen Landstadt konzentriert. Halte es nicht für Übertreibung, der Anblick der glänzenden Equipagen und Pferde, der Ordensbänder und Sterne, die Pracht der verschiedenartigsten Uniformen und Livreen ist wahrhaft augenverblendend, dieses gestehen selbst diejenigen, die mehr gesehen haben als ich. Vor den Häusern der gekrönten Häupter stand nach dem Maße ihrer Berühmtheit oder Größe ein größerer oder geringerer Haufe Volks. Vor dem Gouvernementshause [am Hirschgarten], wo Napoleon wohnte, strömte die Masse wie Meereswogen, ewig ab und zu. Vor Alexanders Tür [am Anger] drängt man sich doch weniger. Der König von Westfalen und der Großfürst Konstantin haben auch ihr Publikum. Von dem Primas aber, von den Königen von Bayern, Württemberg und Sachsen (ich bitte Mama nochmals um Verzeihung), nahmen nur wenige Notiz. Zuweilen zeigen sich die großen Häupter vor der gaffenden Menge am Fenster. Der König von Württemberg schien sogar daselbst faction zu sitzen. Napoleon hingegen sah man nie daran. Am Sonntag nachmittag ritten Alexander und Konstantin zu Napoleon, um diesen abzuholen, statt dessen aber blieben sie bei ihm sitzen, und so haben wir das Vergnügen verfehlt, Napoleon mit seinem Rustan zu Pferde zu sehen. Die beiden Kaiser hatten vor ihren Häusern zwei Piketts von den Kürassieren und zwei Grenadiere von der Garde. Die Könige mußten sich ohne Piketts behelfen. Die Prinzen und Marschalle bekamen zwei Grenadiere von den Linientruppen, und so fort durch alle Kategorien hindurch bis zum gemeinen Füsilier alle nach der strengsten Etikette. . . . .

[Abends im Theater.] Zuerst der Mama ihr Landesherr [der König von Sachsen]. Sieht gar schlecht aus. Trägt eine steife, weiße Uniform, eine aufgewichste Frisur und langen Zopf, läßt sich die Rockschöße nachtragen, nimmt sich aberwitzig aus, wie ein Kreuzphilister. Nun der Württemberger. Die Uniform muß auf dem schmalen Stuhl hin und her balancieren, um das Gleichgewicht zu behalten. Sieh: das skandalöse Publikum erhebt ob des Schmerbauchs ein lautes, verhöhnendes Gelächter. Der Bayernkönig tritt auf mit einer jovialen, echt deutschen Physiognomie und einem preußischen Anstande.

Jérôme Napoleon
König von Weſtfalen
Geſtochen von Buchhorn nach dem Gemälde von Kinſon
(Berliner Kupferſtichkabinett)

Inzwiſchen war Jérôme mit ſeiner Königin in die große Loge getreten, weil er, wie man ſagt, wegen Rangſtreitigkeiten nicht unten ſitzen wollte. Von allen Kaiſern und Königen, die dort verſammelt waren, ſelbſt den allmächtigen nicht ausgenommen, hat Jérôme die ſchönſte Phyſiognomie, feine Züge, geiſtreiche Augen, nur krank ſieht er aus, zum Erbarmen! Die Königin hat etwas durchaus Fatales. Alle dieſe waren ſchnell hintereinander gekommen, nun erfolgte eine ziemliche Pauſe. Stärker denn zuvor erhallen jetzt die Trommelſchläge. Beide Kaiſer erſcheinen zugleich. Alexander geht voran, Napoleon dicht hinterher und hatte als der Letztkommende den Rang. Dafür ließ er Alexander zur Rechten ſitzen. Es liegt wirklich etwas Unheimliches darin, mit Napoleon in demſelben Raum eingeſperrt zu ſein. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und Alexander ward ſchier vergeſſen. Beide Kaiſer waren äußerſt einfach gekleidet; es ſchien, als ſolle der Glanz, der ſie umgab, ihnen bloß zur Folie dienen. Alexander trug eine ſchlichte, dunkelgrüne Uniform mit ſilbernen Achſelbändern und das rote Band der Ehrenlegion, Napoleon trug gleichfalls eine dunkelgrüne Uniform mit roten Auflagen, ohne alle Verzierung, goldene Oberſtenepauletts, das ruſſiſche blaue Band, ganz einfach weißes Unterzeug, weiße ſeidene Strümpfe und Schuhe mit kleinen, gelben Schnallen, einen rauhen, dreiedigen Hut ohne Kordons mit einer Kokarde von der Größe eines Dreigroſchenſtücks. Er hat einen ganz beſonders zierlichen Fuß und eine ſchöne Hand. Sonſt ſcheint er mir nicht ſchön gebaut. Der Rumpf iſt im Vergleich zum Unterteil viel zu maſſiv. Der Kopf ſteckt in den Schultern, es iſt kein rechtes Verhältnis im Ganzen. Einen Bauch hat er jedoch nicht. Die Haare ſind ſchwarz, der Teint ganz italieniſch, die Form des Kopfes nicht ohne Grazie. Die Züge ſind gerade nicht antik, laſſen ſich aber doch der Ähnlichkeit unbeſchadet bis zur Antike erheben. Die Augen liegen ſehr tief, und Blick und Farbe ſieht man gar nicht. Das Kinn iſt ſehr hervorſtehend, und die Fläche der Backe von der Naſe bis zum Ohr ſo groß, wie ich ſie noch bei keinem Menſchen geſehen habe. Eben darum hat das Profil trotz der gebogenen Naſe etwas Glattes. Sein Äußeres imponiert eben nicht, aber es iſt Grazie und ein ſehr ruhiger Anſtand darin, und ſeine Geſten, mit denen er ſehr ſparſam iſt, ſind voller Anmut. Sobald er ſich ſetzte, begann die Muſik, er ſah ſich einmal ganz langſam nach den Logen um, dann hob ſich der Vorhang, die Vorſtellung, der er mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu folgen ſchien, ging raſch vorwärts. Er verwandte keinen Blick von der Bühne, hielt ein goldenes Taſchenperſpektiv in der Hand, welches er auf und zu ſchob, und durch das er zuweilen ſah, dann nahm er auch wohl eine Priſe Tabak aus einer kleinen ganz flachen goldenen Doſe; geſprochen ward faſt gar nichts. Alexander lorgnierte zuweilen die Logen, der Primas ſchlief zuletzt ein, Jérôme konnte ſein Übelbefinden und ſeine ſchlechte Laune gar nicht verbergen, die übrigen ſaßen in ſteifer Förmlichkeit da. Alexander iſt tout bonnement groß und hübſch, wie man ſagt im Umgang höchſt liebenswürdig. Sein Äußeres hat nichts Geiſtreiches, auch fehlt es ihm an ruhigem Anſtande, und der kahle, ſtark gepuderte Kopf entſtellt ihn. Konſtantin iſt etwas kleiner, aber muskulöſer gebaut, jedoch die Kalmückenphyſiognomie iſt gar zu widrig. Nach beendigtem Schauſpiel ſtand

Napoleon zuerſt auf, gab Alexander den Pas, brachte ihn in ſeinem Wagen zu Haus, und alle übrigen folgten nach ihrer Reihe.

Ungeheuer ermüdet kamen wir ſelbſt nach Haus, ich kann ſagen, in einem ſolchen Gedränge habe ich mich nie befunden, man mißhandelte ſich einer den andern.

4. Ein geplantes Attentat auf Napoleon. (Steffens.)

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Aus Arndts „Deutſchem Troſt".

Meine erſte Einweihung in die geheimeren Unternehmungen geſchah freilich in einer ſehr verhängnisvollen Zeit und auf eine bedeutende Weiſe. Ich erhielt mit meinem Freunde Blanc die Aufforderung, nach Deſſau zu reiſen, und als wir zur beſtimmten Zeit im Gaſthofe abſtiegen, fanden wir dort mehrere Freunde aus Berlin. Schleiermacher, Reimer mit einem Verwandten und Herrn v. Lützow [Leo v. Lützow], dem jetzigen Generalleutnant. . . . .

Die Abſicht der Zuſammenkunft war nun keine poſitive, nur das erfuhr ich, daß eine Menge treu Verbündeter allenthalben zerſtreut war, um auf eine jede Bewegung des franzöſiſchen Heeres aufmerkſam zu ſein. Dieſer Auftrag ward auch uns, und ein jeder ſollte, unterſtützt von zuverläſſigen und treuen Männern, die er vorſichtig an ſich zog und in Tätigkeit ſetzte, die allgemeine Abſicht zu fördern ſuchen.

Während wir uns nun darüber berieten, waren Männer fortdauernd als Boten ausgeſandt, um uns Nachrichten von Erfurt und der Umgegend ſo eilig als möglich zu bringen. Wir wurden ſo auf die mannigfaltigſte Weiſe aufgeregt; Berichte liefen ein von Verdächtigen, die durch die Franzoſen aufgehoben waren; ſelbſt unſere Zuſammenkunft ſchien bedroht, wenigſtens wir, die wir in den beſetzten Gegenden wohnten, wenn wir zurückkehrten.

Von dieſer Menge verworrener und aufregender Ereigniſſe umgeben, bemerkte ich, daß irgendein dunkles Geheimnis meine Berliner Freunde beunruhigte. Sie ſuchten es uns offenbar zu verbergen, und es ward mir erſt ſpäter bekannt. Zwei Männer — ich erfuhr weder ihren Stand, noch ihre Namen — hatten den verzweifelten Entſchluß gefaßt, in Erfurt Napoleon zu ermorden. Daß meine Freunde dieſe Tat nicht bloß mit Entſetzen, ſondern mit Abſcheu verachteten, brauche ich wohl kaum zu verſichern. Mich ergriff, als ich es vernahm, ein Grauen. Daß ein ſchwarzes Verbrechen die Stelle Napoleons einnehmen ſollte, war mir furchtbar, er, der Sieger, erſchien mir wie eine Wohltat aus Gottes gütiger Hand; er war beſtimmt, die gelähmte Kraft zu ſtärken, krankhafte Ohnmacht zu vernichten, Treue gegen die Fürſten, Anhänglichkeit an das Vaterland, ja alles Heilige und Teure zu retten und zu beleben. Wenn ein Verbrechen ihn tötete, dann waren alle meine ſchönſten Hoffnungen begraben, und ſelbſt, wenn die Ermordung, was ſehr unwahrſcheinlich war, für die Gegenwart günſtige Erfolge herbeizuführen ſchien, würde ich alle Erwar-

tungen für die Zukunft aufgegeben haben, ja auf immer von dem mir so teuren Deutschland getrennt geblieben sein.

Aber ich rechnete mit einiger Zuversicht auf das Mißlingen dieser Tat, und bald erfuhren wir, wie die Unternehmung abgelaufen war. Zwei Männer traten eilig herein und fielen einem jeden sogleich auf. Perücken verbargen die Haare, und falsche Bärte, Striche über das Gesicht gezogen, entstellten die Gesichtszüge; es war nicht möglich, auf eine künstliche Weise die Aufmerksamkeit der Polizei entschiedener auf sich zu ziehen, und es schien mir fast ein Wunder, daß sie glücklich zu uns gelangt waren.

Sie hätten, erzählten sie, den letzten Tag der Versammlung in Erfurt abgewartet. Dieser Tag, der Jahrestag der Schlacht von Auerstädt, war zu einer Besichtigung des Schlachtfeldes bestimmt. Die beiden Männer lauerten, wie sie erzählten, mit gespannten Büchsen in einem Gebüsch; auch kam ihnen Napoleon wirklich auf Schußweite nahe, aber auf der ihnen zugewandten Seite ritt Kaiser Alexander neben ihm und diente ihm als Schutz. Die Männer entfernten sich bald wieder, und wir atmeten freier. Jetzt trennten wir uns, und ein jeder kehrte nach seiner Heimat zurück.

XII

Der Eindruck von Spaniens Erhebung

Ich zeige euch ein hohes Beispiel, ein glänzendes Beispiel, das edle Volk, was hinter den Pyrenäen wohnt. Wie hat Lüge, Betrug, List und Schande hier gespielt, das Werk der Unterjochung ohne Arbeit und Blut zu vollenden! Doch standen die Spanier auf und offenbarten den Hochsinn, den Stolz, den Mut ihrer Väter. Ohne den Adel, die Priester, die Beamten wären sie schon Sklaven. Sie stehen mit dem Fürchterlichen in einem gefährlichen Kampf. Wird das Recht das Unrecht besiegen, die Ehre die Schande? Wie das Schicksal auch die Lose der Dinge schüttelt, die Geschichte wird hier unsterbliche Namen aufzeichnen, wenn sie manche deutsche Edle brandmarken muß. Heil und Glück dir, edles Volk! Wagten deutsche Ritter und Männer gleiches, wagten sie es auf Leben und Tod, so wäre das Vaterland befreiet und Europa gerettet.

E. M. Arndt, Geist der Zeit. 2. Teil. 1809.

Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren, und auf die Menschen zu wirken.

Stein in dem bekannten verhängnisvollen Brief vom 15. August 1808.

1. In französischen Diensten. (Johann Christian Mämpel.)

Das Regiment, zu welchem wir gehörten, war aus den Trümmern des preußischen Heeres nach dem unglücklichen Feldzug von 1806 zusammengesetzt worden und hatte schon oft sein Standquartier gewechselt; es stand in Garnison in Fulda, Braunschweig, Paderborn und Münden; da es aber auf dem vaterländischen Boden sich eher vermindert als vermehrt hatte, so hielt man für geraten, es aus der Heimat wegzurufen und versetzte es nach Boulogne, wohin wir ihm jetzt folgen sollten. . . . . .

. . . . Nun wurde nicht ohne Mühe die Einschiffung der Mannschaft unternommen, und wir fuhren ganz bequem den Main hinab. Als wir an den

Ein ſpaniſcher Scherz

Engliſche Karikatur aus dem Jahre 1808 von George Cruikſhank

(Berliner Kupferſtichkabinett)

Die Situation iſt aus dem „Don Quijote" (Kapitel 17). Joſeph = Sancho Panza wird in John Bulls Wirtshaus gewippt, Napoleon = Don Quijote hilft ſeinem Knappen, indem er Drohungen über die Hofmauer ſchreit. Unter den Inſchriften das Wortſpiel: King Jo this is a bad time for Jo-king (König Joſeph, zum Scherzen iſt es ſchlechte Zeit)

schönen Rhein gelangten, da dachte ich noch einmal an mein Vaterland zurück, an Verwandte und Freunde; Sehnsucht und Reue regten sich in meiner Brust, ja beinahe fing diese an zu siegen, aber der wilde Lärm meiner Reisegefährten und ein falsches Ehrgefühl, das mir zuflüsterte: Wenn du zurückkehrtest, würde man dich in deiner Heimat mit Spott und Verachtung behandeln — unterdrückten die aufkeimende Reue und geduldig wie ein Opfertier ergab ich mich in mein Geschick. Einige meiner Kameraden, die sich in Höchst Mut und Fröhlichkeit im Wein geholt hatten, begannen jetzt das bekannte Volkslied: „Auf, auf ihr Brüder und seid stark!" Als sie an den Vers kamen: „An Deutschlands Grenze füllen wir mit Erde unsre Hand," da konnte ich meinen Schmerz nicht länger verbergen und ganze Ströme Tränen rollten über meine Wangen. Da trat ein alter Korporal zu mir und sagte: Was heulst du, dummer Junge! da, trink einmal, das ist gescheiter; es wird dir schon wieder besser werden. Aber ich konnte nicht trinken und heiter sein, denn der Abschied vom Vaterland, die Erinnerung an meine hinterlassenen Freunde und die wehmütigen Empfindungen, welche das Lied aufgeregt hatten, lagen mir zentnerschwer auf dem Herzen.

2. Der Guerillakrieg. (Mämpel.)

Während unseres Aufenthalts in Valladolid wurden mehrere gefangene Guerillas eingebracht und hingerichtet. Diese undisziplinierten Truppen waren auf verschiedene Art entstanden; zuerst nach dem Aufstand in Madrid und als wir gegen Valencia zogen, rottete sich allerlei Gesindel gegen uns zusammen, das aber dem Lande wenig Nutzen brachte, denn die Anführer waren gewöhnlich Schurken, die sich nur zu bereichern suchten, sie schrieben überall Brandschatzungen aus, trieben das Vieh mit sich fort und nahmen den armen Einwohnern, was ihnen die Franzosen gelassen hatten, darum waren sie an vielen Orten so gefürchtet, wie die Franzosen selbst. Später bildeten sich mehrere Banden unter Mina, El Empecinado, Jaine und andern, welche der Armee außerordentlich viel Schaden taten, sie machten die Straße so unsicher, daß kein Transport ohne starke Bedeckung passieren konnte, tollkühn warfen sie sich auf die stärksten Detachements und nicht selten errangen sie Vorteile und ansehnliche Beute. Diese Guerillas bestanden meistenteils aus französischen Überläufern und nur wenige Eingeborne waren unter ihnen. So befanden sich wohl 30 Mann von unserm Regiment bei der Bande des Empecinado, die ihr Wesen in der Gegend von Villa del Pando, Benavente und Toro trieb. Diese Truppe bestand größtenteils aus schlecht berittener Kavallerie, die sich mit den von den Franzosen erbeuteten Kleidern auf das sonderbarste ausstaffierte; so hatte mancher Kavallerist Gamaschen, einen langen Kürassierdegen, eine Decke statt des Mantels, eine Kora oder Tuchmütze auf dem Kopf und eine große Muskete hing auf dem mageren abgetriebenen Pferde. Wenn ein französischer Kavallerist auf so einen Ritter von der traurigen Gestalt Jagd machte, so sah dieser sich um, klopfte spottend auf einen Teil des Körpers, den man nicht gern nennt, setzte seine Mähre in Galopp und im Nu war er verschwunden. Die Infanterie war ebenso lächerlich equipiert, es machte uns oft Spaß, wenn wir sie in

Spaniſcher Inſurgent

Nach Zeichnung von Leutnant Waizenegger, geſtochen von Karcher

(Rigel, Der ſiebenjährige Kampf auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Raſtatt 1819)

großen Stiefeln einherstolpern sahen, ein Dragonerkasket auf dem Kopf und einen langen Degen an der Seite.

Einmal wurden sie vom zehnten und elften Dragonerregiment überrumpelt, viele gefangen genommen und von den Franzosen als Brigands [Räuber] erschossen, erdrosselt oder gehängt. Bei einer solchen Exekution wurden achtzig Mann erdrosselt, die ganze Garnison mußte zugegen sein und unser Bataillon hatte die Wache. Mitten auf dem Platz war ein großes Schafott erbaut, auf diesem aufrechtstehende Balken befestigt, an welchen Bretter zum Sitzen für die Delinquenten angebracht waren. Sobald sie sich niedergesetzt hatten, legte ihnen der Henker ein eisernes Halsband um, das hinten mit einer Schraube versehen war, sowie er diese drehte, zerbrach er ihnen das Genick und schnürte ihnen zugleich die Kehle zu. Ein lächerlicher Zufall ereignete sich bei dieser Exekution, nämlich die Esel, auf welchen die Delinquenten herbeigeführt worden waren, fingen in dem Moment der Hinrichtung alle auf einmal an zu schreien.

3. Im Lazarett. (Mämpel.)

Endlich aber traf auch mich das Los, verwundet zu werden, eine Flintenkugel streifte mir das Knie. Die Blessur war zwar leicht, aber das Knie schwoll augenblicklich heftig an und ich mußte mich nach dem Feldlazarett führen lassen. Hier wurde ich mit zwei Franzosen, denen die Beine abgeschossen waren, auf einen Kanonenwagen geworfen und mit mehreren Verwundeten nach Salamanca gebracht; das Feldlazarett befand sich hinter einer Anhöhe und war ziemlich gedeckt vor den feindlichen Kugeln, aber die Straße nach Salamanca lag ganz im Bereich des Festungsgeschützes. Als wir an die gefährlichste Stelle kamen, fuhren die Trainknechte so schnell, als die Pferde nur laufen konnten, die Kugeln pfiffen und sausten auf allen Seiten um uns herum, aber keiner war getroffen.

Vier Tage brachten wir unterwegs zu, ohne verbunden zu werden; durch diese lange Verzögerung waren bei unserer Ankunft in Salamanca Maden in den Wunden gewachsen und diese verbreiteten einen Geruch, der beinahe unerträglich war. Wir wurden in das Hospital Real gebracht, welches schon so voll Kranker und Verwundeter war, daß wir kaum ein Unterkommen finden konnten.

Während ich hier im Hospital lag, kamen noch immer mehr Kranke und Verwundete von der Armee an, und ich hatte hier selbst Gelegenheit, zu sehen, wie unmenschlich die Krankenwärter oft die ihnen Anvertrauten um das Leben brachten. Ein Soldat vom 39. Linienregiment, der schon ziemlich krank ankam, erhielt sein Lager mir gegenüber, ich sprach oft mit ihm, und er erzählte mir, daß er noch einiges Gold bei sich habe und gern den Krankenwärter reichlich bezahlen wolle, wenn er ihn recht gut wartete. Ich mißriet sein Vorhaben und warnte ihn durch Anführung mehrerer Fälle, die sich während meines Hierseins ereignet hatten; aber trotz meines Abratens hatte er sich doch dem Krankenwärter vertraut und seine mit Gold gefüllte Börse blicken lassen. Er wurde immer schlechter und eines Nachts, als es dem saubern Burschen und

dessen Kollegen zu lange werden mochte, ehe er verschied und ihnen sein Vermögen hinterließ, füllten sie ihm kaltes Wasser in den Mund und hielten ihm diesen zu, so daß er ersticken mußte. Am andern Morgen wurde er tot gefunden und nebst den andern, die eines natürlichen Todes gestorben oder auf ähnliche Art ermordet worden waren, hinaus in die Kalkgruben geschafft.

Joseph Napoleon
(Joistsche Sammlungen in Leipzig)

Ob ich gleich diese entsetzliche Tat ganz genau mit angesehen hatte, so schwieg ich doch noch einige Tage, bis ich mein Entlassungsbillett erhielt und so mich der Rache dieser Krankenwärter entziehen konnte. Als jetzt der Chirurgienmajor zu mir kam, erzählte ich ihm den ganzen Vorfall im Beisein der Mörder. Sie leugneten zwar anfangs standhaft, aber man glaubte meinen Worten mehr, als den ihrigen und stellte sie vor ein Kriegsgericht. Bald gestanden sie ihr Verbrechen ein und wurden ohne Gnade erschossen. Auf diese Art haben unzählige Soldaten ihr Leben verloren.

4. Deutſche Sympathie für Spanien. (Steffens.)

Wenn man ſich erinnert, wie lebhaft die vorzüglichſten Geiſter Deutſc
lands ſich damals für die glänzende Epoche der ſpaniſchen Literatur intereſſierten
wie Cervantes und Calderon mit Shakeſpeare, Dante, Arioſt und Taſſo ein
Zeit bezeichneten, deren geiſtige Bedeutung einen lichten Glanz über die Länd
warf, in welchen ſie gelebt und gedichtet hatten: ſo wird man wohl begreifen
wie ein jeder, der für das vornehm Geiſtige in der Geſchichte lebte, eben dieſe
vor der rohen Gewalt eines Volkes retten wollte, welches durch die ſtar
Einſeitigkeit einer flachen Bildung keine Ahnung hatte von dem Werte d
Schätze, die es zu vernichten drohte; und wie ein jeder ſich hingezogen fühl
mußte zu einem Lande, in welchem die kühne Kraft vergangener Zeiten wied
aufzuleben ſchien. Es war mir, ich will es nicht leugnen, als müßte der al
verſchwundene Geiſt durch dieſen mächtigen Kampf wieder erſtehen, als ſoll
ein wunderbares Gebilde der Vergangenheit, zwar uns fremd, rätſelhaft, ab
in ſeiner Eigentümlichkeit voll unergründlicher Tiefe, wieder lebendig werde
und faſt unvermeidlich erſchienen mir die kühnen Heere, die raſtlos kämpfend
Banden der Guerillas, die belagerten Städte, wenn ſie ſich verzweiflungsvo
wehrten, nicht allein die Wälle, ſondern auch die Straßen gegen die ei
gedrungenen Feinde verteidigten, wie ein mythiſches Volk, welches allen übrig
unterjochten Völkern in Europa ſtreng ſtrafend, aber auch ermunternd gege
übertrat. Und in der Tat, wie viel hat Deutſchland den Spaniern zu ve
danken! Die Kämpfe auf der Halbinſel, von den Engländern unterſtüt
kann man als die erſte Niederlage des kühnen Eroberers betrachten; und ke
echter Deutſcher, welcher jene Periode durchlebte, wird es leugnen, daß Spani
als mahnendes Muſter im höchſten Sinne ihm vorſchwebte und die Geſinnun
welche Deutſchlands Befreiung herbeiführen ſollte, förderte und ſtärkte. W
grauenhaft wird die Gegenwart, in welcher die verſtorbenen Geſpenſter früher
Jahrhunderte mit den eingedrungenen ſchrankenloſen Meinungen einen rohe
nie zu vermittelnden Kampf in einem jeden Gemüt angezündet haben; eine
Kampf, deſſen furchtbare Folgen ſich durch die immer heftigere Zerrüttun
des unglücklichen Landes offenbart, wenn ſie verglichen wird mit jener Ze
unſerer kühnen Hoffnungen.

Gezeichnet von Rugendas, gestochen von Köpfer

Belagerung

fang 1809

(Körnermuseum in Dresden)

UNIV. OF ILL.

Zweiter Abschnitt

Der österreichische Erhebungsversuch

)er Ausbruch des spanischen Volkskriegs wirft Napoleons politische
ung um. Seine über Europa hinausstrebenden antiengliſchen
werden zu nichte, und seine Position im Osten verliert an Gewicht.
eich, Rußland und Preußen bekommen freiere Hand, und der
blick des allgemeinen Befreiungskampfes wäre da gewesen, wenn
nd von einer Koalition der drei Ostmächte etwas hätte wissen
ı. Rußland aber hielt trotz aller Abkühlung äußerlich am französischen
nis fest und bestimmte dadurch auch die Haltung Preußens. Nur
eich rüstet im stillen, um es dann im Jahre 1809 allein mit Frank-
ıufzunehmen.

im In- und Auslande haben sich viele Hoffnungen an diesen Krieg
ɔft. Trotz des schließlichen Mißerfolgs, trotz vieler Mißgriffe im
ıen ist er Österreichs glänzendstes Hervortreten seit langem und
ıge hinaus gewesen. Er mußte als ein Versuch deutscher Volks-
erscheinen, und er erweckt deshalb in den Köpfen der Publizisten
te Kaiseridee zu neuem Leben.

Ber hinter die diplomatischen und militärischen Kulissen blickt, denkt
. Ihm erklärt sich das Ganze aus dem Selbsterhaltungstrieb einer
en Völkeruntertanen nur im lockeren Zusammenhange stehenden
ſtie. Der Moment des Losschlagens ist durch finanzielle Notwendig-
wenig glücklich beeinflußt. Die Vorbereitung, die Entfesselung
arer Kräfte ist nicht gründlich genug, und die Wahl eines Ober-
rrn, der von vornherein am Erfolg zweifelt, ein schwerer Fehler.
Dieses letzte Moment kommt gleich zu Beginn des Krieges stark
ɨeltung. Erzherzog Karl, der österreichische Führer, steht im April
mit einer konzentrierten Armee französischen Streitkräften, die über
chland verteilt sind, gegenüber; und er ermöglicht das Unglaubliche:
t dem Feinde Zeit, sich zu vereinigen und die inzwischen getrennten
eichischen Truppen einzeln zu schlagen. Am 21. April wird ihr
Flügel unter Hiller von Lannes über die Isar zurückgeworfen
Landshut), am 22. das Hauptheer selbst bei Eggmühl besiegt und

am folgenden Tage aus Regensburg vertrieben. Nach einem kaum einwöchigen Feldzuge müssen die Österreicher Bayern räumen.

Nun wird der Kampf auf österreichischem Boden ausgefochten. Am 13. Mai ist Napoleon in Wien. Acht Tage später aber erleidet er die Niederlage von Aspern, nur versteht sein Gegner nicht sie genügend auszunutzen. Nach $1^1/_2$ monatlicher Ruhepause kommt es auf derselben Stelle zu einer neuen zweitägigen Schlacht, die Napoleons Kriegsruhm wiederherstellt. Noch ist trotz des Waffenstillstands von Znaim (12. Juli) eine Fortführung des Kampfes nicht ausgeschlossen, da tritt im September 1809 Graf Stadion, das Haupt der Kriegspartei, von der Leitung der österreichischen Geschäfte zurück, und am 14. Oktober wird unter harten Bedingungen der Frieden von Schönbrunn geschlossen. Er kostet der Monarchie 85 Millionen Francs und mehrere tausend Quadratmeilen Land; er zwingt sie, das politische System Napoleons anzuerkennen und das Heer zu beschränken.

Es läßt sich schwer übersehen, was der Mißerfolg des einleitenden Donaufeldzugs bedeutet. Vielleicht hätte sein Gelingen den Ausbruch einer norddeutschen Volkserhebung zur Folge gehabt. Indes scheitert Dörnbergs hessischer Aufstandsversuch schon am 22. April, und damit fällt auch das nächste Ziel von Schills Zuge, der mit dem Zurückgehen auf Stralsund und dem Tode des Führers endet. Einen glücklicheren Abschluß findet die in ähnlichen Erwartungen von dem „schwarzen Herzog", Friedrich Wilhelm von Braunschweig, unternommene Kriegsfahrt, indem das Korps auf englischen Schiffen nach Spanien entkommt. Bloß die Tiroler behaupten sich ein halbes Jahr lang mit Erfolg gegen bayrische und französische Truppen. Zweimal, im April und im Mai, säubern sie ohne wesentliche Hilfe ihr Land vom Feinde, sie versuchen dann sogar — im Juni und im September — eine wenig planmäßige, aber kraftvolle Aggressive. Selbst nach Österreichs Ermatten führen sie den Krieg mit Erbitterung fort, werden aber im November von drei aus Norden, Süden und Osten gleichzeitig heranziehenden feindlichen Korps in die Mitte genommen und überwältigt.

Am Ende des Jahres 1809 ist die Lage die: Napoleon hat seine Stellung im Osten behauptet, nur in Spanien geht der Kampf weiter von dem unbezwungenen England in klarer politischer Einsicht unterstützt.

XIII

Der Traum einer deutschen Erhebung

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her.

Aus Kleists Gedicht
„Germania an ihre Kinder".

1. Von deutscher Kraft. (Aus Arndts Geist der Zeit.)

Ich sage euch nichts von den Sünden, Schwächen, Verbrechen der letzten **Zehen** Jahre, ihr kennet sie wie ich; wir ständen heute nicht hier, wenn sie nicht **begangen** wären: aber ich sage euch, ihr seid mächtiger, als ihr vor zehen Jahren **waret**, wenn ihr klug werden wollet. Bonaparte, der unüberwindliche Bonaparte, **ist** nicht so mächtig, als die Franzosen im Herbst 1793 waren: jene fürchterliche **Gewalt**, die damals stieß, ist nur einmal gewesen. Ihr aber, was habt ihr **verloren**, wenn ihr klug sein wollet? Den Wahn habt ihr verloren, die Vor**urteile**, die Zwietracht, die euch verdorben haben. Ihr habt noch alles andere, **wodurch** ihr dem Feinde begegnen könnet: ihr habt Menschen und Eisen, ihr **habt** Korn und Vieh. Nur zusammen! zusammen! ruft Österreich auf; unter**werft** euch Österreich als König von Germanien; strengt eure Kräfte an; **braucht** die reichen Hilfsmittel für euch selbst, die der Feind so listig gegen **euch** gebraucht hat — und bald werden eure Fahnen jenseit des Rheins **wehen**. . . . . .

Noch ist es Zeit, die letzte, die köstlichste Zeit. Noch stehet etwas Wirkliches, **woran** wir uns anschließen können, noch haben wir einen Vereinigungspunkt unter etwas, das mehr ist als Schatten und Namen. Österreich ist noch da, ihr könnet es aufrichten und stärken; ihr könnet euch an ihm und durch dasselbe zu einem teutschen Volke erheben; ihr könnet eure Unehren abwaschen und eure Schimpfe rächen. Das Alte ist dahin; ihr könnet nicht Sachsen, ihr könnet nicht Bayern, ihr könnet nicht Württemberger sein, als eigene Völkchen, ihr müsset Teutsche sein wollen. Bleibt ihr bei dieser Torheit, so bleibt in Gottes Namen Franzosenknechte, und gebt mir ein Schwert, daß ich darein falle und die ewige Schmach meines Volkes nicht länger sehe. — Das Alte ist dahin; ihr müsset ungerechte Vorrechte, ungleiche Ansprüche aufgeben; ihr müsset gleich arbeiten, gleich opfern für die heilige Freiheit und das liebe Vaterland. Das sei das Vorrecht der ersten, vorderst zu stehen in der Schlacht und in dem Rat, vorderst zu stehen in rastloser Arbeit, in schlafloser Wachsamkeit, in geschwindester Gefahr; das sei das Vorrecht der Edelsten, zu fallen als die ersten heiligen Opfer, zu fallen in des Vaterlandes glorreichem Dienst. . . . .

Noch einmal, teutsche Männer und Landsleute, ein Wort des tiefsten Ernstes zu euch. Soll ich alles für Aberwitz halten, was ich teutsch gedacht, soll ich alles für Gewäsch halten, was ich teutsch geredet habe? soll ich meinen Stolz, meine Zuversicht aufgeben auf mein Volk? soll ich euch und mich und alles, was wir getan und gewirkt haben, für schlecht und verworren halten? Nein, das kann ich nicht. In unsrer Sitte, in unsrer Kunst, in unserm Leben, in unserm Tichten und Trachten ist etwas, das an die höchste Idee reicht, etwas, das in dieser Zeit zu einer hellen Flamme aufschlagen und uns und andere

entzünden müßte, wenn die lichte, feurige Kraft in einen Brennpunkt geſammelt werden könnte. Es fehlt uns nicht an kühnen Herzen, nicht an geiſtvollen Köpfen, nicht an idealen Führern; aber alles ſteht vereinzelt, und ſo erkaltetet das Edelſte und Friſcheſte in ſeiner ſtarren Einſamkeit. O wenn die Ideen, die Geiſter, die Wünſche, die Hoffnungen, wenn die Entwürfe, die Arbeiten, die Taten der Beſten von uns zuſammengreifen könnten, wie würden ſie das Volk ziehen und begeiſtern und einen unzertrennlichen Knoten teutſcher Kraft zuſammenflechten! Weil wir die ſchönſte, die unwiederbringliche Zeit verträumt und verſchlafen haben, weil wir auf den großen Punkt unſrer Herrlichkeit und Stärke nicht hinwieſen, als noch kein Tyrann uns verbot, teutſch zu denken und zu reden, ſo bleibt uns jetzt nur die Idee einer geheimen Propaganda für das Vaterland, das ſtille Einverſtändnis und Zuſammenwirken der beſſeren Herzen und Köpfe, daß innere Zwietracht zerſtört, daß teutſche Verzweiflung beſeelt, daß teutſche Begeiſterung geweckt werde, damit die Gewalt von außen an uns zerbreche. Alle Kraft, die in Taten und Werken, in Worten und Gedanken, alle Gewalt, die in männlichen Grundſätzen und kühnen Ideen liegt, wirke zuſammen wie in einem heiligen Bunde der beſſeren und freieren Männer, damit das Wort und der Sinn Teutſchlands bleibe, damit der Gedanke der Einheit des großen Volkes lebendig werde. Dahin ſtrebe das Leben, dahin die Erziehung, damit unſre Söhne die Freiheit tapfer wiedergewinnen, die wir dumm hingegeben haben. . . . .

Fahre denn hin Nichtigkeit! und Stärke lebe! Haß beſeele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vergehen für unſer Land und unſere Freiheit, auf daß unſere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer, auf! und ſeid gerüſtet! Ihr dürfet nicht leben als Sklaven.

2. Von deutſcher Pflicht. (Aus Kleiſts „Katechismus der Deutſchen, abgefaßt nach dem Spaniſchen, zum Gebrauch für Kinder und Alte".)

Erſtes Kapitel.

Von Deutſchland überhaupt.

Frage. Sprich, Kind, wer biſt du?

Antwort. Ich bin ein Deutſcher.

Fr. Ein Deutſcher? Du ſcherzeſt. Du biſt in Meißen geboren und das Land, dem Meißen angehört, heißt Sachſen!

Antw. Ich bin in Meißen geboren und das Land, dem Meißen angehört, heißt Sachſen; aber mein Vaterland, das Land, dem Sachſen angehört, iſt Deutſchland, und dein Sohn, mein Vater, iſt ein Deutſcher.

Fr. Du träumſt! Ich kenne kein Land, dem Sachſen angehört, es müßte denn das rheiniſche Bundesland ſein. Wo find' ich es, dies Deutſchland, von dem du ſprichſt, und wo liegt es?

Antw. Hier, mein Vater. — Verwirre mich nicht.

Fr. Wo?

Antw. Auf der Karte.

Fr. Ja, auf der Karte! — Diese Karte ist vom Jahre 1805. — Weißt du nicht, was geschehn ist, im Jahre 1805, da der Friede von Preßburg abgeschlossen war?

Antw. Napoleon, der korsische Kaiser, hat es, nach dem Frieden, durch eine Gewalttat zertrümmert.

Fr. Nun? Und gleichwohl wäre es noch vorhanden?

Antw. Gewiß! — Was fragst du mich doch.

Fr. Seit wann?

Antw. Seit Franz der Zweite, der alte Kaiser der Deutschen, wieder aufgestanden ist, um es herzustellen, und der tapfre Feldherr, den er bestellte, das Volk aufgerufen hat, sich an die Heere, die er anführt, zur Befreiung des Landes, anzuschließen.

Siebentes Kapitel.

Von der Bewunderung Napoleons.

Fr. Was hältst du von Napoleon, dem Korsen, dem berühmsten Kaiser der Franzosen?

Antw. Mein Vater, vergib, das hast du mich schon gefragt.

Fr. Das hab' ich dich schon gefragt? — Sage es noch einmal, mit den Worten, die ich dich gelehrt habe.

Antw. Für einen verabscheuenswürdigen Menschen; für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen, die Sprache der Menschen nicht hinreicht, und den Engeln einst, am jüngsten Tage, der Odem vergehen wird.

Fr. Sahst du ihn je?

Antw. Niemals, mein Vater.

Fr. Wie sollst du ihn dir vorstellen?

Antw. Als einen der Hölle entstiegenen Vatermördergeist, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist.

Fr. Wann hast du dies im stillen für dich wiederholt?

Antw. Gestern abend, als ich zu Bette ging, und heute morgen, als ich aufstand.

Fr. Und wann wirst du es wieder wiederholen.

Antw. Heute abend, wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh, wenn ich aufstehe.

Fr. Gleichwohl, sagt man, soll er viel Tugenden besitzen. Das Geschäft der Unterjochung der Erde soll er mit List, Gewandtheit und Kühnheit vollziehn, und besonders an dem Tage der Schlacht ein großer Feldherr sein.

Antw. Ja, mein Vater; so sagt man.

Fr. Man sagt es nicht bloß; er ist es.

Antw. Auch gut; er ist es.

Fr. Meinst du nicht, daß er, um dieser Eigenschaft willen, Bewunderung und Verehrung verdiene?

Antw. Du scherzest, mein Vater.

Fr. Warum nicht?

Antw. Das wäre ebenso feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einen Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblicke bewundern wollte, da er mich in den Kot wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt.

Fr. Wer also, unter den Deutschen, mag ihn bewundern?

Antw. Die obersten Feldherrn etwa und die Kenner der Kunst.

Fr. Und auch diese, wann mögen sie es erst tun?

Antw. Wenn er vernichtet ist.

Fünfzehntes Kapitel.

Vom Hochverrate.

Fr. Was begeht derjenige, mein Sohn, der dem Aufgebot, das der Erzherzog Karl an die Nation erlassen hat, nicht gehorcht, oder wohl gar, durch Wort und Tat, zu widerstreben wagt?

Antw. Einen Hochverrat, mein Vater.

Fr. Warum?

Antw. Weil er dem Volk, zu dem er gehört, verderblich ist.

Fr. Was hat derjenige zu tun, den das Unglück unter die verräterischen Fahnen geführt hat, die den Franzosen verbunden, der Unterjochung des Vaterlandes wehen?

Antw. Er muß seine Waffen schamrot wegwerfen und zu den Fahnen der Österreicher übergehen.

Fr. Wenn er dies nicht tut und mit den Waffen in der Hand ergriffen wird: was hat er verdient?

Antw. Den Tod, mein Vater.

Fr. Und was kann ihn einzig davor schützen?

Antw. Die Gnade Franzens, Kaisers von Österreich, des Vormunds, Retters und Wiederherstellers der Deutschen.

3. Friedrich Wilhelm III. zu Eisenhart über ein Zusammengehen Preußens mit Österreich. (Eisenhart.)

Der General v. Blücher wünschte (1808), daß ich nach Königsberg reisen und alles anwenden solle, um die Umgebung des Königs und der Königin zu gewinnen, in seine Pläne einzugehen, die darin bestanden, daß der König mit Österreich, das sich ungeheuer gegen Frankreich rüstete, gemeinschaftliche Sache machen möchte. Vorzüglich sollte ich alles anwenden, daß mir der König eine Unterredung gewähre, in welcher ich ihm alles dasjenige darlegen sollte, was der General als ganz zuverlässig über die Lage der Dinge wußte, was auch ganz natürlich war, da er überall mit den bedeutendsten Männern im Auslande in Verbindung stand. . . .

Gleich nach 4 Uhr eilte ich aufs Schloß und wurde auch sogleich bei der Königin vorgelassen. Nachdem sie mich sehr gnädig empfangen, sagte sie, daß es ihr gelungen sei, den König zu einer besonderen Unterredung mit mir zu stimmen, und daß sie ihn bereits im allgemeinen mit meinem Auftrage bekannt

:macht habe.*) Sie forderte mich auf, kein Blatt vor den Mund zu nehmen
ies waren ihre eignen Worte), und alles zu sagen, was wir in Pommern
it so großer Überzeugung hofften. Sie, für ihre Person, wünsche nichts
hnlicher, als daß der König sich entschließen möchte, den Vorschlägen und
itten des Generals v. Blücher Gehör zu geben, um aus der unerträglichen und
)merzvollen Lage herauszukommen, in der wir alle uns befänden, und lieber
it Ehren unterzugehen, wenn es der Himmel so beschlossen haben sollte, als
nger in dieser unwürdigen Abhängigkeit zu leben. — Dann teilte mir diese
wergeßliche Fürstin die ganze Unterredung mit, welche sie mit Napoleon
:habt, daß sie sich sogar aus Liebe für ihr Volk zu Bitten und Schmeicheleien
:rabgelassen, und daß ihr bereits gelungen gewesen, das Herz dieses gräß-
hen Menschen zu rühren, denn er habe ihr versprochen, mit einem kleinen
pfer zufrieden zu sein und das übrige wieder herauszugeben. — Als aber
n folgenden Tage Talleyrand vom Kaiser den Erfolg der Unterredung er-
ihren, habe er gesagt: „Was? Könige haben Ew. kaiserlichen Majestät
:rgebens zu Füßen gelegen und jetzt soll ein Weib über Sie siegen?" Hierauf
ıbe Napoleon den Kopf in die Höhe geworfen und heftig ausgerufen: „Pah!
ie haben recht, diese Frau soll nicht über mich triumphieren!" Dieses wäre
ıs Resultat ihrer Hoffnungen gewesen, und sie habe nichts weiter zu erringen
:rmocht. — Während dieser Mitteilung liefen der Königin die Tränen über
e Wangen, und ich selbst wurde tief erschüttert durch diesen Anblick. —
Lit der vollsten Überzeugung sagte ich, daß der Himmel auf unsrer Seite
in würde, und daß wir gewiß uns wieder völlig erheben und hinlänglich
ichen würden; daß ich es für das höchste Glück meines Lebens hielte, wenn
) dazu bestimmt wäre, an die Person des Kaisers selbst im Kriege zu ge-
:ngen, und daß ich wohl zu erfahren wünschte, ob man ihn dann lebendig
halten oder abmurksen müsse**) — —. In diesem Augenblicke öffnete sich
e Tür zum Zimmer des Königs, welcher heraustreten wollte, jedoch als
: mich erblickte, wieder zurücktrat. Aber die Königin eilte zu ihm hinein und
ım mit dem Könige bald darauf wieder in ihr Zimmer zurück. . . .

Eingedenk des Befehls der Königin öffnete ich nun die Schleusen meiner
eredsamkeit und sagte dem Könige alles, was General v. Blücher wünschte,
ıb wie es in Österreich und Spanien in der Tat aussähe; nämlich, daß
sterreich über 400 000 Mann bereits schlagfertig habe und sehr bald los-
:echen werde; daß aus Spanien, welches den Kaiser hinlänglich beschäftige,
ıser Heil kommen würde; daß unsrerseits 100 000 Mann auf den ersten Ruf
h schnell versammeln würden, daß ganz Deutschland nur auf des Königs
ntschluß warte, um sich mit ihm zu vereinigen, weil derselbe jetzt auch allgemein
:liebt würde, wenngleich er sonst immer schon hochgeachtet worden sei usw.
- Hierauf erwiderte der König, daß es mit Österreich wohl nicht so ganz
chtig sei, daß es zwar formidabel sein soll, wie er gehört, allein solche be-
:utende Macht würde es nicht haben. — In Spanien würde es auch nicht

*) Eisenhart hatte sich durch Vermittlung der Gräfin Voß an die Königin gewandt.
**) Dieser Ausdruck entfiel mir in der Aufregung, in welcher ich mich befand. (E.)

so aussehen, und wisse er nicht, ob der Herr besonders vielen Verstand habe; das Volk sei sehr bigott und werde von den Pfaffen regiert usw. Er wisse nicht, warum er früher auch im Auslande nicht geliebt wäre, da er niemand etwas zuleide getan.

Dagegen versicherte ich dem König, daß Österreich bestimmt jene Macht besäße, worüber der General die überzeugendsten Beweise hätte. — Was den König von Spanien beträfe, so glaubte ich, daß es hinlänglich sei, wenn er soviel Verstand hätte, um guten Rat anzunehmen, und daß ein bigottes Volk mehr wert sei, als eins, das gar keine Religion habe. „Nun, da mögen Sie denn wohl ganz recht haben", sprach der König, „aber warum wurde ich früher im Auslande nicht geliebt." — „Ew. Majestät halten zu Gnaden, wenn ich es vielleicht wagte, zu dreist zu sprechen." — „Nein, nein!" fiel der König ein, „ich höre Sie gern sprechen." — Da mir nun ein Blick auf die Königin, die mir freundlich zuwinkte, Mut gab, so sagte ich: „Die Besetzung von Hannover mag wohl Ursache davon sein." — „Aber was sollte ich denn tun, wenn ich für Ansbach-Bayreuth und Wesel keinen andern Ersatz erhielt? Ich mußte es wohl vorläufig annehmen und würde es auch so nicht behalten haben; es ist mir unangenehm genug gewesen." — So viel ich es vermochte, suchte ich den sich darbietenden Augenblick zu benutzen, um den König zu überzeugen, daß jetzt der Zeitpunkt da sei, um zu handeln; allein der König behauptete, daß nicht allein Rußland und Schweden ihm hinderlich sein würden, da diese Mächte erst unlängst Frieden geschlossen, sondern auch, daß es uns an Generalen fehle. — Als ich hierauf entgegnete, daß Se. Majestät Generale genug finden könnten, wenn solche nur nicht unter den Generalen gesucht würden, rief der König: „Ja, ja! ich verstehe Sie, Sie haben recht, um 10- bis 20 000 Mann zu kommandieren; wenn aber die Armee einmal 150 000 Mann wieder stark ist, wer dann? den möchte ich doch kennen lernen." — „Dies sind Ew. Majestät selbst," fiel ich schnell ein, „wenn Sie nur das Vertrauen zu sich haben wollten!" — Der König sah mich einen Augenblick erstaunt an, während die Königin mir Beifall winkte, und sagte dann: „Ich danke, ich danke für Ihre gute Meinung, aber wo soll ich bei meinem Unglück Vertrauen zu mir selbst haben können? Bedenken Sie, was mir früher alles begegnet ist, und nun diese schöne Bescherung, da muß man wohl alles Vertrauen verlieren."

Es ist mir unmöglich, alles hierauf noch Folgende weitläufig anzuführen, da ich mich nur des eben Mitgeteilten genau, der strengsten Wahrheit gemäß, erinnere, doch währte diese Unterredung noch länger, und schloß mit dem Auftrag an den General v. Blücher mit folgenden Worten ungefähr:

„Grüßen Sie den General von mir und sagen Sie ihm, daß ich bitten ließe, sich um alles in der Welt ganz ruhig zu verhalten; es ist der Zeitpunkt jetzt noch nicht, loszubrechen, wenn wir nicht völlig vernichtet sein wollen. Doch lasse ich ihm herzlich für alles danken und werde ich ihm gewiß es gleich schreiben, wenn Aussichten eines glücklichen Erfolgs vorhanden sind. — Grüßen Sie auch meine dortigen braven Generale und reisen Sie glücklich."

XIV

Die ersten Mißerfolge

Bonapartes Feldherrntalent zeichnete sich vorzüglich durch die Kunst aus, seinen Bewegungen den höchsten Grad von Schnelligkeit mittels zweckmäßiger Verteilung der Streitkräfte zu geben und diese doch alle wieder auf dem strategischen Punkt am Tage der Schlacht zu vereinigen. Erzherzog Karl in seinen Aphorismen.

1. Kriegsstimmung in Wien. (Caroline Pichler.)

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Östreicher beugen nicht ins Joch,
Die alte Kraft — sie lebet noch.
Ob's Ernst euch war mit eurem Bund,
Macht nun die erste Stunde kund.
Schlachtruf in Collins Landwehrliedern. (1809.)

Ein schönerer Geist fing an sich zu regen. Durch Bücher, durch Dichtungen, durch die Richtung, welche Kunst und Literatur auf vaterländische Gegenstände nahmen, bekamen diese höheren Wert für jeden, als sie vormals gehabt hatten. Die Idee des Vaterlandes, der Nationalehre erwachte in den durch lange Gewohnheit und bequemes Hinleben im behaglichen Friedensstande der letzten Dezennien erschlafften Geistern, und es ist nicht zu leugnen, daß auch die romantische Poesie, indem sie eine bis dahin unbeachtete Vergangenheit aus ihren Gräbern aufrief und die alten Schätze deutscher Dichtkunst uns vor Augen führte, diesen Geist erhöhte und verstärkte. Man fing an, das alte Deutschland zu lieben, man studierte seine Sitten, man erwärmte sich an dem ritterlichen frommen Sinne des Mittelalters und gewann das Land und die Landsleute lieber, denen man früher gern alles Ausländische vorgezogen hatte.

So war die allgemeine Stimmung, als Österreich den Krieg an Frankreich erklärte. Unser Freund Collin dichtete für diesen Zweck seine Landwehrlieder, welche, mit Musik von Weigl, am Ostersonntag vor einer gedrängten Versammlung von mehreren tausend Menschen im Redoutensaale gesungen wurden, und in welche das Publikum, wo es anging, mit voller Seele und unter allgemeinem Jubel einstimmte. Welch ein Tag war das! Welche Stimmung unter meinen Mitbürgern, und wie — doch ich will mir nicht selbst vorgreifen.

Die Regimenter fingen an sich zu rühren. Die sechs Landwehrbataillone von Wien wurden organisiert. Viele angesehenere junge Leute nahmen Dienste, darunter B. Steigentesch, und andere ausgezeichnete Offiziere schätzten es sich zur Ehre, sich an die Spitze eines der Bataillone zu stellen, Graf Hoyos (der Oberstjägermeister) bewaffnete seine Bergbewohner, die Untertanen seiner Güter, und zog selbst als ihr Oberst mit ihnen aus, jedes Ungemach, jede Entbehrung, jede Gefahr mit ihnen teilend. . . . .

Die Würfel waren geworfen, die Regimenter marschierten gegen den Feind. In unserm Kreise befanden sich mehrere Familien von Offizieren; die Frauen, die Verwandten sahen mit noch bangerem Gefühl als wir übrigen dem Schicksale der kommenden Tage entgegen; denn manche traurige Erfahrung von 1797, 1800, 1805, Preußens Schicksal in d. J. 1806—7 hatten uns die frohe Zuversicht in das Glück der österreichischen Waffen im Konflikt mit jenen bis

dahin unüberwindlichen Armeen sehr geschwächt. Jedoch lebte noch manche freundliche Hoffnung in uns, gestützt auf die Größe und Wirksamkeit der Anstalten, auf den Ruhm des Erzherzogs Karl, der zum Generalissimus ernannt war, und den neuen patriotischen Geist, der die ganze Nation beseelte.

So vergingen einige Tage. Es waren, um den Schutz des Himmels für unsere wirklich gerechte Sache anzuflehen, Bittgänge angeordnet, an denen der Hof und die ganze Stadt teilnahmen. Ehe der Tag zu diesen Prozessionen erschien, ereilten uns schon trübe, unglückverkündende Botschaften. Der Unfall bei Regensburg war eingetreten. Von einem Vorrücken oder Angreifen keine Rede mehr. Die Armee des Erzherzogs zog sich nach Böhmen. Mit welchen Gefühlen der Angst und inbrünstiger Andacht um Abwendung der abermals drohenden Gefahr wurde diese Prozession begangen! Mit welchen schmerzlichen Gefühlen betrachtete ich den Dom von St. Stephan, während die Prozessionen der Vorstädte laut betend und den Herrn der Könige, der „ihre Herzen wie Wasserbäche lenkt", um Schutz und Segen für den Monarchen, für das Vaterland, für jeden einzelnen anrufend, in denselben einzogen! Ach, dieser Dom! welche Schicksale hatte er nicht schon gesehen, was hatte er nicht mit Österreich mitgemacht! Ruhm und Glanz, Not und Gefahr, Elementarstürme und Belagerungen! Es kam mir in dem Augenblick das ehrwürdige Gebäude mit seinen kolossalen Dimensionen, mit seiner altertümlichen Pracht, mit seinen durch fünf Jahrhunderte dauernden Mauern wie ein Symbol, wie ein Repräsentant von Österreich und von seinem Kaiserhause vor. Waren es denn nicht einige der ersten Herzöge aus diesem Hause, welche den von den Babenbergern gegründeten kleinen Bau nach einem größern Plan erweitert und in der Pracht hergestellt hatten, in der wir ihn noch sehen? Gerade wie auch das Haus Habsburg die anfangs kleine Macht der Ostmark endlich zu der Größe von Bedeutendheit und Gewalt gebracht hat, deren sich Österreich jetzt erfreuen durfte.

2. Erzherzog Karl. (Varnhagen.)

Sehr hatte mich verlangt, den Erzherzog selbst endlich zu sehen, wozu die Gelegenheit sich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am ersten Vormittage konnte ich vor seinen Fenstern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantasieren, worin er meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vorteilhaft und erfreuend. Er sah aus wie ein tapfrer, biedrer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und die Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmut aus diesen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei seinem

Erzherzog Karl
Gemalt von Kellerhoven, gestochen von Schianonetti (1800)
(Körnermuseum in Dresden)

UNIV. OF MICH.

ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn ebenso mager gewesen war, jetzt aber, stark geworden, ein weniger gutes Ansehen hatte. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Mut, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verleugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, sowie das Andenken seiner frühen Taten und Siege hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als Generalkapitän ihres Landes noch besonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf den Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verriet, aber nicht ganz untersagt werden konnte. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Waldstein kein österreichischer Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem Ermessen; die Führung des Krieges sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates ihm hierzu verfügbar sein. Nur wegen Ungarns offenbarten sich in diesem Betreff einige Schwierigkeiten, und auch andre geheime scheinen den bedungenen Rechten schon im Beginn störend entgegengewirkt zu haben.

3. Österreichs Kriegsaussichten. (Erzherzog Karl.)

Bonaparte wie seine Werkzeuge waren Kinder der Revolution, die sich jedes zum Zweck führende Mittel erlaubten und durch fortwährende Kriege in der Übung blieben, selbe durchgreifend, erschöpfend und schonungslos auszubeuten. So konnte der Feldherr alles in seine Berechnung aufnehmen, was die strengsten Grenzen der Möglichkeit nicht überschritt, und auf die Überwindung der größten Schwierigkeiten zählen.

Nicht so umfassend konnte die Wirksamkeit seines Gegners, des Erzherzogs Karl, sein, welcher an der Spitze des österreichischen Kriegswesens stand. Zwar war während der Epoche von 1805 auf 1809 mehreres geschehen, um selbes auf einen dem Bedürfnisse der Zeit entsprechenden Standpunkt zu erheben. Doch wurde der Zweck nur teilweise erreicht, weil die Abneigung der Höheren gegen Neuerungen manche nützliche Anstalt hinderte und andere schon getroffene lähmte, ja sogar rückgängig machte. Die Armee selbst war von den Unfällen des Jahres 1805 hergestellt; ihr Geist, ihre Manneszucht, die Bildung der Offiziere, wie die Übung der Truppen vorzüglicher als bisher, was sich auch während des Feldzuges von 1809 selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen glänzend erprobte.

Nicht lange vor dem Beginne des Krieges traten drei wichtige Einrichtungen ins Leben: die Einrichtung der Landwehr in den gesamten deutschen Provinzen,

die Einteilung der für den Krieg bestimmten Truppen in selbständige, aus allen Waffen zusammengesetzte Armeekorps und des Feldgeschützes in Batterien.

Doch war die Zeit bis zum Ausbruche der Feindseligkeiten so kurz, daß diese Vorkehrungen schon in Anwendung kommen sollten, als sie weder zur Reife gediehen, noch befestigt oder hinlänglich eingeübt sein konnten.

Auch erfolgte auf das Einrücken des Feindes in Österreich die gänzliche Auflösung mehrerer in ihrer Entstehung überraschten Landwehrbataillons.

An das Hergebrachte gebunden, vertraute man die Leitung der verschiedenen Armeekorps Männern an, welche durch eine lange Dienstzeit einen hohen Rang mit Achtung erworben hatten und für erfahren galten. Allein sie klebten zu sehr am Alten, um ihren neuen Wirkungskreis vollkommen aufzufassen und dessen Leistungen entschlossen, schnell, mit Überwindung aller Schwierigkeiten auszuführen. Überdies eröffnete sich ihnen bei der gleichen Stimmung der Höheren die Aussicht zur Rechtfertigung ihrer Unterlassungen.

Die größten Gebrechen befanden sich aber in der Militär-Administration, deren Wirksamkeit doch von so bedeutendem Einfluß auf die Kriegsereignisse ist. Da scheiterten die meisten Versuche von Verbesserungen an dem Widerstand gegen die Ansprüche auf größere Tätigkeit und Aufopferung persönlicher Interessen vieler und einflußreicher Menschen. Kurz, es blieb noch viel zu wünschen und zu tun übrig, als der herannahende Krieg die Tatkraft ganz in Anspruch nahm und jene Epoche herbeiführte, in welcher jede eingreifende, selbst noch so zweckmäßige Veränderung mehr Schaden als Nutzen bringt. —

Für Österreich lag weder in den allgemeinen Verhältnissen, noch in dem Zustand der beiderseitigen Streitkräfte eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges.

4. Landshut in den Tagen der Schlacht. (Aus einem Briefe Brentanos an seinen Freund Arnim.)

Die österreichischen Ulanen ritten in Landshut ein und sprachen mit den Bayern über die abgebrochenen Brücken, den Morgen darauf (16. April) war Erzherzog Karl hier auf dem Schloß. Die Straßen gedrängt voll Truppen, sangen böhmische und slawonische Schlachtgesänge, im jenseitigen Teil der Stadt waren die Häuser und Gärten mit bayrischen Tirailleurs gefüllt. Savigny, Gundel [Savignys Frau und Brentanos Schwester] und ich gingen in den Schloßgarten, wo man die abgebrochenen Brücken und das jenseitige Schlachtfeld übersieht. Plötzlich ging der Donner der Kanonen und das Tirailleursgeflacker unter uns an. Wir sahen jeden Schuß, und das Pfeifen der Kugeln und der Schlachtgesang war schreckhaft. Die Gundel und Savigny eilten nach Haus. Ich blieb und sah die ganze Brückenherstellung unter dem Feuer. Die Bayern waren etwa 8000 Mann, die Österreicher diesseits, die Hauptarmee, 140000. Von 10 Uhr morgens bis 3—4 Uhr abends dauerte die Wiederherstellung der zwei Brückenjoche. Nun drangen die Ulanen und Scharfschützen hinüber, aber die Bayern verteidigten und zogen sich mit soviel Kunst zurück, daß es wirklich zu bewundern war, und trotz der vielen österreichischen Kavallerie brachte man keine Gefangenen ein. In den Vorstädten brannten einige Häuser. Das ganze grausenhafte Gefecht, der Brand, das ungeheure

Erſtes Bülletin.

Die öſterreichiſche Armee iſt von dem Feuer des Himmels getroffen worden, das den Undankbaren, den Ungerechten und den Meineidigen beſtraft. Sie iſt zertrümmert und aufgelöſet. Mehr als zwanzig Generäle ſind geblieben oder verwundet, ein Erzherzog todt, zwei bleſſirt. Man hat mehr als 30000 Gefangene, Fahnen, Kanonen, Magazine, Bagage erobert. Von dieſer Armee, welche die franzöſiſche zu höhnen ſich erkühnt hatte, werden wenig Trümmern über den Inn zurückkehren. Man bemerkt, daß eben wie bei Jena das Schickſal des Kriegs gerade diejenigen betroffen hat, die dazu am meiſten gereizt hatten. Der Fürſt Lichtenſtein, einer der eifrigſten, iſt tödtlich verwundet. Der Kaiſer hat geſtern ſelbſt manövriret, in der Mitte von 40000 Mann von den Truppen des Rheinbundes. Se. Majeſtät haben die Truppen angeredet und dieſe haben den ſchönſten Enthuſiasmus geäußert.

Rohr zwiſchen Landshut und Regensburg den 21. April 1809.

(Buhrigs Völkerſchlachtmuſeum in Leipzig)

Kanonieren auf grüner Wiese bei Sonnenschein nahm sich von oben herab gegen den hohen Himmel äußerst kleinlich aus, wie mir überhaupt alle Soldaten im freien Feld einen äußerst kleinlichen Eindruck machten. Die folgenden zwei Tage strömten die Österreicher in continuo durch die Stadt, ganz herrliche Reiter, ein stetes Hallo vor dem Erzherzog Karl, voll Mut und Ernst. Endlich verließ dieser die Stadt und Stadion [der österreichische Minister des Auswärtigen] als Indentant général kam an, mit ihm Friedrich Schlegel, mit einem Säbel und den ganzen Bart voll Bratensauce vom Tisch des Grafen Zichy. Er kam zu uns, ich kannte ihn während vier Minuten nicht. Er sollte Armeeschriftsteller werden und hatte den Titel Hofsekretär. Übrigens habe ich nie geglaubt, daß jemand im Hauptquartier so gar keine Idee, auch von dem, was vor seinen Augen vorging, haben könnte. Er sprach vom Krieg, wie Wilhelminchen mit den Beinchen in der Höh [episodische Figur in Schlegels Roman Lucinde], und war sehr bös, ja er fand es ganz unbegreiflich, daß sich die Bayern so vortrefflich schlügen. Da die Geschäfte in den ersten Tagen unendlich waren, hatte man gar keine für ihn, und er machte den Plan zu einem Journal im Rücken der Armee. Aber seinen Plan selbst anzuhören, blieb keine Zeit. Lustige Offiziere wehrten sich und leugneten, wie sie nicht nach ihrer Kapitulation gezwungen seien, dergleichen zu lesen. Kurz, Du hast keine Idee, wie er sich so gar nicht zum Ganzen schickte. Es war mir immer, als hätte er gleich Mönchen nie Hosen getragen und müsse die Beine zum erstenmal öffentlich bewegen. An demselben Tage zog die Wiener Landwehr ein, äußerst zweckmäßig uniformiert, leicht und lustig, mit herrlicher Musik, die ersten drei Bataillons unter Steigentesch als Obrist, der den ältesten aller Studenten, Dambmann, von sechzig Jahren zum Sekretär hatte, die Offiziere, die geistreichste, beste Gesellschaft von Wien, die O'Donell, jungen Stadion, Graf Rzewuski, Graf Waldstein und — der Tebelholemer — mon frère Du lebest — Schelmufski Bartholdi Salamonski als Leutnant. Den morgenden Tag [19. April] aber kamen viele Blessierten, gegen Abend viele Wagen, und mehr und immer mehr, ein unendlicher, angstvoller, wilder, müder, eilender Strom, alle Straßen stockten von Wagen. Ein herrlich Husarenregiment in der Stadt saß ruhig auf und ritt rekognoszieren, und der Oberst versicherte: Blinder Lärm! Aber die Retirade ging in die Nacht immer dichter, unzählige Wagen blieben jenseits und in der Stadt, man schnitt die Pferde ab und ließ sie stehen, darunter die dreißig Pontons, die Bürger begannen schon alles Tragbare für sich in die Häuser als Beute zu schleppen, die ganze Nacht war ein Meer des mannigfaltigsten Geschreis und Gerassels. Mitten durch den Fluchtjammer sahen wir den folgenden Morgen [20.] die obengenannten Wiener Landwehrbataillons mit klingendem Spiel, aber sehr niedergeschlagen, retirieren, gegen 10 Uhr steckte man die Brücken an, die Bayern drangen unter Kanonendonner herein, wir waren in großer Angst. Zwei Stunden dauerte der Widerstand. Kaum waren die Bayern in der Stadt, als die Einwohner, was von der zurückgelassenen Bagage beweglich war, zu beuten begannen. Alle Ketten, Eisenwerk, Wagengeschirre, Waffen, Banknoten — alles schleppte man nach Haus. In wenig Stunden stand Napoleon an demselben Fenster, an dem

zwei Tage vorher der Erzherzog gestanden, und von den unendlich ermüdeten, schier vorbeilaufenden Truppen erschallte ein stetes müdes, mit Schweiß, Staub und lallender Siegestrunkenheit verhülltes Vive l'empereur! Während dem unsäglichen Getümmel, in dem die Truppen — teils nach Regensburg, dem Erherzog Karl nach, teils dessen besonders geschlagenem linken Flügel, der sich hierüber retiriert hatte, nach — in der Stadt sich kreuzten, währte das Ausbeuten der östreichischen Bagagewagen in und vor der Stadt ununterbrochen fort. Indem ich kaum verwundert über die plötzliche Veränderung der Dinge und nur das wunderliche Gemisch, das nicht recht zusammenging, von den schwäbischen, bayrischen und französischen Gesichten und Stimmen ebenso anstaunend als das vorgestrige der Böhmen, Ungarn, Slawonier und Östreicher — dastand, stellte sich ein Student, der in diesen öffentlichen Tagen mehrmals auf der Straße neben mir gestanden und den ich nicht kenne, neben mich und sagte mit einer Miene, die nur der Maler Weise nachmachen konnte: „O ich bin äußerst zufrieden mit dem Evénement, ich habe ein paar Säbel mit den Portepees aus einem Wagen erbeutet, die wenigstens 4 Carolin wert sind!" Da drehte ich mich um und zog ab; dergleichen Gesinnung, so dünn und armselig, ist sehr häufig. Andre freuen sich über die Siege ihrer Landsleute, wenige tragen historisches Leid und wenige Mitleid mit dem Kriegselend, die Welt ist sehr abgejackert.

5. Eine bayrische Stimme über den Feldzug der Österreicher an der Donau. (Aus einem Briefe Feuerbachs an seinen Vater.)

. . . Es bricht der Wolf, o Deutschland,
In deine Hürde ein, und deine Hirten streiten
Um eine Handvoll Wolle sich.
Kleist, Hermannsschlacht I, 1.

München, 25. April 1809.

. . . . . In unserer Stadt hört man nichts als Jubel, sieht man nichts als österreichische Flüchtlinge, Gefangene oder Deserteurs. Unsere bayrischen Truppen haben sich mit Ruhm bedeckt, sie waren überall voran und trugen in weit kleinerer Anzahl oft vollkommene Siege über die größte Übermacht davon. Bei der Erstürmung von Landshut ritten des Kronprinzen Chevaulegers über die brennende Isarbrücke. Der Kaiser hat diesem Regiment die ausgezeichnete Ehre erwiesen, es zu seiner Leibgarde während des Feldzugs zu erheben. So ist der Sturm schon über unsern Häuptern hinweg. Feindesland ist jetzt noch allein der Schauplatz, wo, wie in Bayern, das Wild weiter gehetzt wird. La maison d'Autriche a cessé de régner. Ich bin nicht bös darüber; es ist seine alte verdiente Schuld. Ein so abgestorbner Staat konnte nicht länger bestehen. Die Dummheit in allen Maßregeln, die Unwissenheit und Sorglosigkeit der Anführer und Offiziere, die gänzliche Mutlosigkeit der ausgeprügelten Soldatenhelden kann nur der sich vorstellen, der es vor Augen gesehen hat. Wäre ihre Überzahl noch viele Tausend größer gewesen — solche Truppen können in unsern Tagen nicht mehr siegen.

Heute kam unser König von Augsburg wieder an, um sich der Stadt

zu zeigen und sich wieder mit ihr zu freuen. Er wird indessen wohl nicht eher wieder ganz hierher ziehen, bis sein Leibregiment, das jetzt noch in Österreich, wieder zurück ist.

Heute abend ist die ganze Stadt illuminiert.

6. Die Kapitulation Wiens. (Caroline Pichler.)

Indessen rückten die Feinde immer näher heran und drangen endlich bis in die Vorstädte. Jetzt hörte man wirklich ihre Schüsse ziemlich nahe; die Tore der Stadt wurden gesperrt, unsere Bürgerregimenter marschierten auf die Wälle und bedienten das Geschütz. Wie in der letzten türkischen Belagerung geschah der Angriff von seiten der ungarischen Garde und der k. k. Stallungen gegen die Burgbastei und den kaiserlichen Palast. . . . .

Am Abend [11. Mai] wurde das Schießen von beiden Seiten stärker. Lange bewahrten die Mauern der k. k. Stallungen die Spuren mancher Kugeln, welche von der befreundeten Stadt hinaus auf die Vorstädte flogen. Mit dem Einbruch der Nacht schien die Beschießung der Stadt ernstlich zu werden, und in dem Maße, wie die Schüsse näher, dichter fielen, wuchsen natürlicherweise unsere Besorgnisse. Man berichtete uns, daß wir vom Garten aus die Richtung und den Weg der Kugeln sehen könnten. — Wir eilten in das Zimmer, welches in den Garten sieht und das uns, freilich hinter Bäumen und von andern nähern Gebäuden versteckt, dennoch ziemlich richtig die Lage der Vorstädte, in denen die Franzosen mit ihrem Geschütze standen, und die Gegend der Stadt beurteilen ließ, wohin sie ihre Schüsse richteten, und woher die unserigen kamen. Mit bangem Mute standen wir, Frau von K., der jüngere Kurländer, ich und mein Mann, am Gartenfenster da und sahen von der rechten Seite herein (von der Gegend des Spittelberges) die Haubitzen der Franzosen als weißglänzende zitternde Schlangen in fast horizontaler Bewegung gegen die Stadt hinfliegen — furchtbare Vögel, die Graus und Flammen dahintrugen, wo sie hintrafen, während aus der Stadt links herüber in majestätischen Bogen rotlodernde Bomben sich erhoben und sich auf die vom Feinde besetzte Gegend herabsenkten. Das Krachen, der Donner des eifrig spielenden Geschützes, das in solcher Nähe auch bald uns selbst zu erreichen drohte, hatte schon an und für sich etwas sehr Beängstigendes; noch beängstigender aber war es für uns, als wir rechts hinüber, also in der befreundeten Stadt, eine Lohe um die andere auflodern sahen und unsere Phantasie freien Spielraum hatte, sich jeden oder jede unserer liebsten Freunde jetzt in Feuers- oder Lebensgefahr zu denken! Es war eine furchtbare Nacht — durch die Menschen dazu gemacht! während der Garten mit seinen Blumen und Bäumen, vom hellen Monde beglänzt, im tiefsten Frieden der Natur vor uns lag!

Gegen 8 Uhr [12. Mai] überraschte uns, und wahrscheinlich nicht ganz angenehm, die unerwartete Nachricht, daß die Stadt übergeben sei und die Franzosen sogleich Besitz davon nehmen würden. So waren denn alle die Anstrengungen, so manches Leben, welches für die Idee der Stadtverteidigung gefallen war, so viele Vorbereitungen und Entschlüsse vergeblich — und das Ganze eigentlich eine leere Ostentation gewesen! Da hätte man nicht bedurft,

Rege

Gemalt von Oldendorp, geſtochen von Gottſchick

UNIV. OF MICH.

(Buhrigs Völkerschlachtmuseum in Leipzig)

die Einwohner zu ſchrecken, ſie ſo manchen Plackereien zu unterwerfen, ſo manches Haus den Flammen zu überliefern, ſo vieler Menſchen Geſundheit und Leben, die in der Nacht des Bombardements gelitten, aufs Spiel zu ſetzen, wenn der Widerſtand nicht länger als 24 Stunden dauern ſollte. Wohl hatte die Vorſtellung einer längern Belagerung und deſſen, was die Vorſtädte hätte betreffen können, viel Furchtbares für uns; aber vieles, was nur im erſten Augenblick ſchreckte, war ſchon überwunden, vieles hätte die Notwendigkeit ertragen gelehrt. zu vielem war ja jeder Öſterreicher freudig entſchloſſen, wenn es das Wohl des Vaterlandes galt, um den Feind aufzuhalten und dem geliebten Erzherzog Karl die Möglichkeit zu verſchaffen, ſich mit ſeiner Armee von der Nordſeite her der Donau zu nähern und vielleicht der bedrängten Stadt glorreichen Entſatz zu bringen. Was hätte man nicht gern dafür ausgeſtanden?

Das war nun alles vorbei! Von dem Bombardement, von dem Abdecken unſerer Häuſer und dem Aufführen des Geſchützes — waren wir befreit. Kein Bürgerblut brauchte mehr vergoſſen zu werden; aber das Ganze, ſo wohltätig und ſchonend es ausſah, mißfiel doch den meiſten.

Die Verbindung mit der innern Stadt war nun eröffnet, die feindlichen Truppen zeigten ſich hier und dort und wurden nicht aufs beſte empfangen, wie denn einer ihrer Offiziere, und was die Sache ſchlimmer machte, ein Parlamentär oder ſonſt Beauftragter, auf der Laimgrube vom Pöbel mißhandelt und ſchwer verwundet wurde; denn der Haß gegen die Franzoſen war ungemein groß unter dem Volke und früher gefliſſentlich genährt worden.

Nun rückten die feindlichen Scharen förmlich ein, und die Einquartierungen nahmen ihren Anfang. Der erſte Beſuch derſelben im Jahre 1805 hatte uns mit der Idee, dergleichen Gäſte aufnehmen zu müſſen, vertrauter und ihr anſtändiges Betragen ſie erträglicher gemacht. Aber nun trat eine andere Bedrängnis ein. Der Hof hatte ſich ſamt allen Kanzeleien, Schätzen, Kaſſen uſw. nach Ungarn begeben, und mit Öſterreich, als einem vom Feinde beſetzten Lande, ſollte aller Verkehr aufhören. Wir wurden alſo von Ungarn, woher die Hauptſtadt den größten Teil ihres Lebensunterhaltes bezogen hatte und noch bezieht, abgeſperrt. — Nun brach der Mangel an Brot, Fleiſch uſw. ſogleich aus. An den Bäckerladen ſtanden die Kunden oft halbe Nächte lang, um am Morgen, ſowie geöffnet wurde, wenn auch ſelten ihren ganzen Bedarf, doch wenigſtens einen Teil davon zu erhalten, und bei dieſen drückenden Umſtänden hatte jede Haushaltung beinahe noch einige fremde und oft ſehr fordernde Gäſte an ihren Einquartierten zu bewirten. Noch ſchmerzlicher indes als dieſe leiblichen Entbehrungen drückte uns alle der Mangel an zuverläſſigen Nachrichten von dem öffentlichen Stande der Dinge, von dem, was unſere Armeen machten, wo ſie ſtanden, wie es den beiden Erzherzogen Karl und Johann erging, was wir für unſer Geſchick in dieſen ſo wichtigen Verhältniſſen zu hoffen oder zu fürchten hatten? Mit eiferſüchtiger Strenge wußten die Feinde, die uns unter ihren eiſernen Krallen hielten, jede Nachricht abzuhalten, und was unter der Hand einer dem andern mitteilte, hatte keine Autorität und erwies ſich auch früher oder ſpäter als unwahr.

	XV	
Der Tiroler Volkskrieg in seinen ersten Tagen		

Morgen am 9. April wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen. Aufruf Andreas Hofers an die Passeier.

Leider leben wir in einem Jahrhundert, wo unter dem Deckmantel des Patriotismus man stets die Achtung für den Monarchen und seine Gewalt zu vermindern sucht.
Kaiserin Maria Ludovica an Erzherzog Johann über die Unterstützung des Tiroler Aufstandes durch die österreichische Regierung.

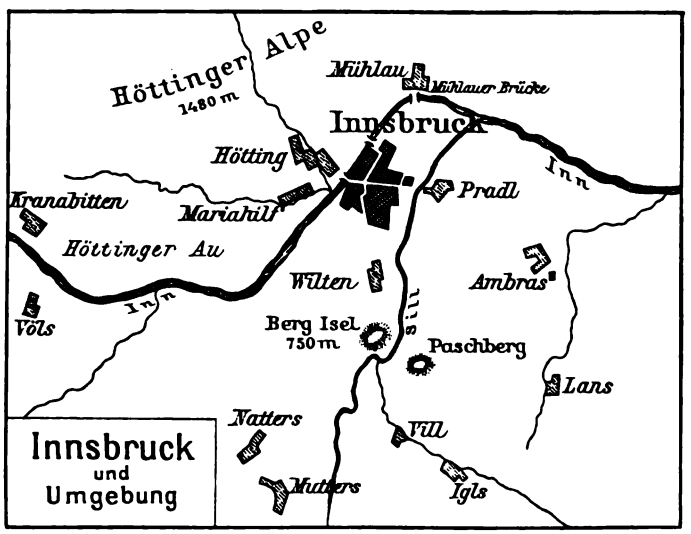
1. Die Vorgänge in und um Innsbruck in den Apriltagen. (Eberhöfer.)

Schon am 10. April abends verbreitete sich die Nachricht, daß sich auf dem Berg Isel und bei Kranebitten Bauern angesammelt hätten, um ein großes Feuer anzufachen. Die Wachposten in Innsbruck waren vom Militär stark besetzt; zusammenströmende Haufen von Studenten und Bürgern wurden mit Gewalt auseinandergetrieben. Am 11. April 1809 war die Morgendämmerung kaum vorüber, als auf dem Berg Isel Schüsse abgefeuert wurden, die man auf dem Höttinger Berge sofort erwiderte..... Um 9 Uhr vormittags begab ich mich mit meinem Zimmerkollegen zu dem am Innrain gelegenen „Ziegelstadel", um den ringsum entbrennenden Kampf zu betrachten. Auf dem Berg Isel ging es am lebhaftesten zu: da sah man mehrere Abteilungen zu 20—30 Mann bayrischer Soldaten durch den „Vogeltennen" reihenweise die Hügel hinanstürmen. Anfangs wurden sie in ihrem Laufe wenig gehindert und ich wurde schon sorglich, die Bauern möchten sich aus Unbehutsamkeit überfallen lassen. Als aber die Patrioten vom anstürmenden Feinde etwa 20 Schritte entfernt waren, gaben sie Plattonfeuer, das die Soldaten massenhaft niederstreckte. Bei diesem sich wiederholenden Manöver verloren die Bayern viele Krieger, die Bauern hingegen, hinter Bäumen verschanzt, selten einen Mann. Auch oberhalb Hötting vernahm man den Knall tätiger Schußwaffen im Walde, aber den Kampf selbst konnte ich nicht beobachten.

Nach meiner Rückkehr in die Stadt begegnete ich schon mehreren Wagen voll verwundeter und sterbender Soldaten, die, bereits mit dem Tode ringend, über die „verfluchten Bauern" in gräßliche Schimpfworte ausbrachen. Das Servitenkloster wurde mit Verwundeten angefüllt, auch das Stadtspital und die Kasernen mußten die armen Opfer unersättlicher Ländergier aufnehmen. — Wenngleich das Militär unberufene Zuschauer nicht gerne duldete, so konnte ich mich doch nicht enthalten, mit meinen Freunden zur Triumphpforte zu eilen, um von Wilten aus das Schauspiel des Krieges in dessen Nähe zu betrachten. Die fruchtlose Hügelerstürmung [der Bayern] hörte um 10 Uhr vormittags ganz auf. Jetzt kamen die Artilleristen an die Reihe zum Kanonenspiel; fürchterlich brüllten die Haubitzen mit ihrem Doppelknall; das Kleinfeuer verhielt sich zu denselben wie Hagel zum Donner. Die meisten Kanonen mit der dazugehörenden Mannschaft standen bei der Kirche von Wilten. Beim ersten Aufblitzen des Großfeuers warfen sich die Bauern hinter ihren natürlichen Schanzen zu Boden und wurden nicht erreicht. Man erzählt, daß an diesem Tage nicht 8 Patrioten das Leben verloren.

Nun richteten die Bayern ihre Geschütze gegen die umliegenden Gehöfte und Häuser, um den Bauern ihre Nachtquartiere zu zerstören. Der schöne Delamahof mit mehreren anderen Gebäuden, der prächtige Sarntheinhof, die Gruber- und Sillhöfe, sowie das Bierstiendlhaus gingen in Flammen auf. Ein Soldat, der einen Gruberhof angezündet hatte, wurde von den Bauern auf der Flucht eingeholt und auf den von ihm angefachten Scheiterhaufen geworfen. — So krachte und donnerte es den ganzen Tag fort, bis das Dunkel der Nacht dem Kampfe ein Ziel setzte.

Das Resultat des verhängnisvollen Tages war, daß mehr als die Hälfte des schönen bayrischen Regimentes getötet und die besten Offiziere, auf welche



es die guten Tiroler Schützen besonders abgesehen hatten, erschossen waren, infolgedessen unter der zurückgebliebenen Mannschaft große Entmutigung eintrat. Gegen Abend verließ das Militär seinen Posten am Berg Isel und auf den Höttinger Anhöhen und zog sich schweigend in die Stadt zurück. . . .

Das k. b. Militär, welches hinter Hötting stand, brachte am Abend des 11. April drei gefangene Bauersleute, welche, ohne sich zu wehren, ohne Waffen in der Hand zu Hause geblieben waren, in schweren Fesseln in die Innkaserne. Diese armen Opfer wurden am folgenden Tage in der Früh ganz verstümmelt, mit herausgerissener Zunge und abgeschnittener Nase vor der Kaserne tot aufgefunden. Die entsetzliche Greueltat erfüllte die Bevölkerung mit Wut und zwang sie zu dem freilich nicht christlichen Entschlusse, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Die folgende Nacht (11./12. April) ging in Furcht und gespannter Erwartung der Dinge, die am folgenden Tage vor sich gehen sollten, unruhig vorüber. Schon beim ersten Tagesgrauen des 12. April vernahm man in der Nähe der Stadt Schüsse mit Kleingewehren; die Kanonen schwiegen, weil der Feind zu nahe war. Bald wurde es auch auf den Straßen und Gassen der Stadt lebendig, aber es ging so untereinander, daß jeder die Verwirrung herausmerken mußte. Gegen 7 Uhr früh marschierte das bayrische Militär über die Innbrücke in die Stadt und bestätigte das Gerücht, Hötting und Mariahilf sei bereits in den Händen der Bauern. Den Übergang über den Inn machte diesen das daselbst aufgestellte Militärkorps streitig. Als die gewechselten Schüsse zu keinem Resultate führten, wurden die Patrioten überdrüssig, schoben mehrere mit Futter beladene Wagen, die ihnen als Schanze dienten, quer über die Innbrücke und setzten den Kampf mit den Schußwaffen fort. Während des Gefechtes wurden die Wagen vorwärts bis über die Hälfte der Innbrücke geschoben. Plötzlich warfen sich die Bauern im Sturme auf den Feind, der sich nun in eiliger Flucht durch die Hofgasse retirierte, worauf viele die Gewehre niederwarfen, um über den Rennweg nach der unteren Innbrücke zu eilen.

Die Sieger setzten den Bayern mutig nach. Allein kaum waren die Bauern auf dem Stadtplatze angelangt, als eine Schwadron Reiter von der Vorstadt Wilten heransprengte, die von den Aufständischen vom Berg Isel vertrieben wurden und jetzt die verfolgte Infanterie decken wollten. Im Fluge versteckten sich die Bauern in den „Stadtgewölben" und hinter Pfeilern, wo ihnen die Chevaulegers nicht schaden konnten. Sowie diese vorbei waren, krochen sie eiligst aus ihren Schlupfwinkeln hervor und schossen den flüchtigen Reitern nach. Ein Bauer suchte in der Eile seine Zuflucht in der „Ritsche" unter der Brücke des (ehemaligen) Franziskanergrabens; kaum hatte er seine Verfolger vor sich, so stieg er sofort aus seiner nassen Behausung und feuerte auf den Feind. Ähnliche drastische Vorfälle werden in Menge erzählt.

Bereits gegen 9 Uhr vormittags räumten die Bayern die Stadt. In vollem Jubel und unter lautem Jauchzen zogen jetzt die siegestrunkenen Bauern in ungeregelten Haufen in die tirolische Hauptstadt ein. Die verschiedenen Trachten, die ungewohnten Waffen, die eigentümlich geformten Gesichtszüge, das wirre Feldgeschrei, die in die Höhe geworfenen Hüte, die merkwürdigen Feldzeichen und zerfetzten Fahnen, die nichts weniger als taktvolle Musik im Getümmel der unbändigen Haufen machten einen sonderbaren Eindruck, der sich nicht beschreiben läßt. Von den Wutausbrüchen dieser Scharen, ihren Beschimpfungen der „Innsbrucker Herren", von ihrer Trunkenheit und deren unausbleiblichen Folgen, sowie über andere Roheiten, die durchaus keine Lichtpunkte in diesen heldenmütigen Befreiungskämpfen bilden, schweigen wir lieber. Denn statt den fliehenden Feind weiter zu verfolgen und den errungenen Sieg auszunützen, verlegten sich die ungeschlachten Kämpfer auf das Beutemachen. Die Insurgenten rafften nun die vom Feinde zurückgelassenen Torniſter, Pferde und Mobilien mit hastiger Gier zusammen, durchsuchten die Kasernen und das Landhaus, ja selbst die Hofburg; jeder raubte dabei, was er erhaschte.

Das zurückgelaſſene feindliche Lager wurde faſt nur von den Bauern und dem Geſindel Innsbrucks geplündert. Selbſt die Leichen der Feinde wurden zum Ärgernis vieler ganz ausgezogen und entblößt auf den Straßen liegen gelaſſen. Bei dieſer Plünderung fehlte es nicht an Streithändeln, Beſchimpfungen und Schlägereien zwiſchen Pöbel und Bauern.

Freiherr von Hormayr
Geſtochen von Buchhorn
(Körnermuſeum in Dresden)

Nach dieſen Szenen wilder Leidenſchaft ging es gegen Abend an die Plünderung der Juden. Deren Haus- und Zimmertüren wurden gewaltſam erbrochen und eingeſchlagen, ihre Möbel und Einrichtungsſtücke geraubt oder, wenn ſie nicht portabel waren, zerſchlagen; ſelbſt die Wohnungen wurden ruiniert. Ein an der Angerzellgaſſe wohnender Sohn Iſraels verbarg ſich im erſten Schrecken im Zimmerofen. Aber die Stürmer ſchlugen ihn ein, um zu ſehen,

ob nichts darin versteckt sei, fanden jedoch zu ihrer Verwunderung den armen Juden, den sie unbarmherzig bei den Haaren herauszogen, beschimpften, schlugen und mit blutigem Kopfe davonjagten. Ein anderer Hebräer, der meinem Zimmerkollegen wöchentlich einen Freitisch gewährte, blieb drei Tage und Nächte in meinem Quartier verborgen, aß und trank fast nichts, ruhte nachts auf dem harten Boden und jammerte beständig aus Furcht, sein Leben zu verlieren. Diese Judenverfolgung wurde aber größtenteils nur vom Proletariat in und um Innsbruck in Szene gesetzt; denn die Landesverteidiger erhielten noch an jenem Abende die Nachricht, daß sich ein Korps bayrischen Militärs der Scharnitz nahe, um in Tirol einzubrechen. Deshalb machten sie sich eilends auf, um diesen Einfall zu verhindern. Bereits am Abende des 11. April war der österreichische Major Teimer und, wenn ich nicht irre, auch Baron von Hormayr in Innsbruck angekommen, um für dessen Sicherheit Sorge zu tragen. Tatsächlich war auch beim Einbruch der Nacht (12. April) alles ruhig.

[Die Übergabe der Brigade Bisson am 13. April.] Die aufgeregten und müden Bewohner von Innsbruck rechneten auf einen wohltuenden Schlaf. Allein sie täuschten sich; schon um 2 Uhr früh weckte der dumpfe Glockenton der Jesuitenkirche, mit dem bald alle übrigen Glocken der Stadt wetteiferten, die Bürger aus ihren unruhigen Träumen zu frischer Tat. Man hörte zwar überall läuten und stürmen, erkannte aber lange nicht die eigentliche Ursache der Alarmsignale. Immerhin groß war der Schrecken der Einwohner. Erst einige Stunden später erfuhren sie, daß ein 5000 Mann starkes Korps Franzosen von Südtirol her auf dem Berg Isel angekommen sei, um dem bayrischen Militär zu Hilfe zu eilen. Obwohl diese neuen Feinde von den Vorgängen der letzten zwei Tage nichts wußten, so hatte sie doch der unheimliche Ton so vieler Glocken auf der Höhe des Hügels festgebannt und von einem Sturme auf die Stadt abgehalten. Von Bozen bis an diese Stelle peinlicher Ungewißheit ging das Korps immer durch das Schießfeuer der Bauern, so daß es nach und nach auf 2900 Mann dezimiert wurde. Es bestand aus Fußgängern ohne Kanonen. Beim ersten Tagesgrauen schickte Major Teimer an den General des Korps eine Gesandtschaft mit der Aufforderung, sich zu ergeben; die ganze Gegend sei in Aufruhr, wie sie selbst alle aus dem Sturmgeläute abnehmen könnten. Das bayrische Militär sei größtenteils aufgerieben und gefangen, der General Dittfurt selbst liege tödlich verwundet in der Stadt; es sei ihnen unmöglich, weiterzukommen. Die Franzosen schickten nun, um sich von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen, einen Kurier mit verbundenen Augen nach Innsbruck zu Oberst Dittfurt, der sterbend sein tragisches Geschick schilderte und auf die Leiche des Hauptmannes Martini hinwies. Die Franzosen kapitulierten jetzt, streckten ihre Gewehre und kamen um 8 Uhr morgens, von wenigen „Jaunern" begleitet, in die Vorstadt von Innsbruck. Hier stellte sich die Brigade in Reih und Glied auf; es waren schöne, große, gutgehaltene und wohlgekleidete Männer, deren verstörten Gesichtszügen man freilich die auf dem Marsche erlittenen Strapazen ansah. Es mußte ihnen das Herz bluten, als sie, von schlechtem, zerlumptem Gesindel transportiert, ja mißhandelt und ausgeraubt wurden. Die Saduhren und das Geld sah man ihnen schon

in der Vorstadt abnehmen; auf ihrem schmählichen Marsche durch das Unterinntal beraubte man sie gar noch der Kleider. . . .

Am 18. oder 19. April erschien das bekannte Räubergesindel schon wieder in der Stadt. Da die Juden schon ganz ausgeplündert waren, so fielen die Unholde mit roher Gewalt über die „bayrisch gesinnten Bürger und Beamten" her. . . . Bald jedoch galten die barbarischen Besuche nicht bloß den „Bayrischen", sondern allen, die Vermögen hatten. . . Da erschien plötzlich der P. Provinzial der Kapuziner, Jakob Gepp, unter der unheimlichen Gesellschaft, verwies ihr in den schärfsten Ausdrücken das zugefügte Unrecht und ermahnte sie, von ihrem gottlosen Treiben abzulassen. Pöbelhafte Grobheiten waren die Antwort: „Stoßet den Pfaffen nieder", fluchte der eine, „der Kutteler bleibe bei seinen Büchern in der Zelle", raunte ein anderer, „reißet ihm den Bart aus", schrie ein dritter. P. Jakob aber blieb unerschrocken und und predigte der wilden Horde mit dem Eifer eines Cherub mit feurigem Schwerte; endlich gelang es seiner Beredsamkeit und seinem Mute, die Wüteriche zum Abzuge zu bewegen. Ich verbarg mich hinter einem „kleinen Gewölbe" und sah dem Spektakel zu; denn öffentlich durfte man sich diesen Leuten nicht nahen, ohne Gefahr zu laufen, mit groben Fluchworten und Rippenstößen bedient zu werden. — In jenen aufgeregten Apriltagen trat auch der bekannte Servitenpater Benitius Mayr als Stadtprediger mit allem Ernste gegen das Räubergesindel auf: „Was für ein Waffenglück habt ihr in Zukunft zu hoffen, wenn ihr den Gott des Krieges erzürnt und seinen Segen durch Raub und Schandtaten verscheuchet! Das Gestohlene muß zurückgegeben werden, wenn ihr euch mit dem erzürnten Richter versöhnen wollt. Auch der Jude ist ein Ebenbild Gottes wie der Christ und darf nicht mißhandelt und beraubt werden." Die Predigt, mit Feuereifer vorgetragen, rührte viele Herzen. Die armen Juden erhielten teils durch Vermittlung der Beichtväter, teils durch andere unbekannte Hände wieder manches zurück, was ihnen entwendet wurde. Auch die mitleidigen Bürger von Innsbruck trockneten durch ihre Wohltätigkeit viele Tränen der Beraubten.

Um dieselbe Zeit, gegen Ende April, zog der Kommandant, Sandwirt Andreas Hofer, mit beiläufig 2 Kompagnien rüstiger Passeier in die Landeshauptstadt ein. Er ging langsamen, gravitätischen Schrittes durch die Vorstadt zur Burg voraus. Seine Kleidung bestand in der üblichen, nicht gerade festtäglichen Passeirertracht; sein Aussehen war wohlgehalten, das weinrote Gesicht durch den langen, herabwallenden Bart schwarz schattiert, der Gang kräftig und furchtlos. Die Landsleute folgten ihrem Führer zwar nicht in gerader Kolonne und vollster Ordnung, jedoch ehrerbietig, still und ernsthaft. Der Zulauf des Volkes und der Bürger war groß; man las die Freude aus allen Gesichtern, wenn auch laute Jubelrufe unterblieben. Große Herrschaften ließen sich nicht sehen.

Andre Hofer zog mit einigen seiner Begleiter in die Hofburg, wo ich ihn selbst abends auf den Knieen mit seiner Umgebung den hl. Rosenkranz beten sah; vielleicht war es der erste seit langer Zeit in diesem Palaste. Die erste zweckmäßige Anordnung Hofers war, daß er jene Häuser, welche von dem

Raubgesindel bedroht waren, mit einer Wache von je zwei kräftigen Passeirer Burschen versah, welche, den Stutzen an der Seite, ruhig vor den Haustüren saßen und dafür vom Hausherrn gut bedient wurden. Jetzt erst herrschte vollends Ruhe in der Stadt.

2. Der Auszug des Innsbrucker Akademischen Korps 2.—13. Mai 1809. (Eberhöfer.)

Anfangs Mai wurden auch die Hörer der Universität Innsbruck durch einen Aufruf des Baron Hormayr zur Landesverteidigung aufgefordert. Dieser verlangte zugleich, daß jeder „Freiwillige" seinen Namen in die Liste des akademischen Korps einzutragen habe und fügte die Drohung hinzu, wer sich dessen weigere, möge sich die üblen Folgen selbst zuschreiben. Über diesen Aufruf disputierten die Studenten viel dafür und dagegen, ohne sich einigen zu können. Viele, dem Lagerleben abhold, gingen nach Hause oder verbargen sich in der Stadt. Aber immerhin ließen sich bei 200 Hörer zur Landesverteidigung anwerben. Theologen, Philosophen, Juristen und Mediziner umarmten sich als Brüder zum gemeinsamen Kampfe für das bedrohte Vaterland. Gymnasiasten waren ausgeschlossen. Nun wurde eine förmliche akademische Kompagnie gebildet: Hauptmann war Ritter von Mersi, Professor der juridischen Wissenschaften, Oberleutnant Großrobatscher (stud. jur.), Fähnrich von Witting (stud. med.), Feldwebel v. Mages (stud. phil.) und mein Korporal, unter dem auch Anton Santner stand, hieß v. Lanser.

Am 2. Mai stellte sich die ganze Mannschaft in der langen Universitäts-Aula in Reihe und Glied auf und lernte zum ersten Male das Gewehr präsentieren, „halbrechts und halblinks" machen. Der alte, pensionierte Professor Friedrich Nitsche ... zeigte dabei großes Interesse und ermunterte die „freiwilligen" Akademiker zur Treue und Tapferkeit. Unter lautem Trompetengeschmetter marschierten wir dann von der Universität durch die Stadt über die Innbrücke, an der sich viele neugierige Zuschauer einfanden. In Zirl, wo wir gute Aufnahme fanden, nahmen wir Nachtquartier. Unsere Gewehre waren große, rostige Musketen von alter Form, die wir aus dem „Zeughaus" bezogen; der Sold bestand aus täglich 30 Kreuzern RW., die regelmäßig flossen und zerflossen. Als Kleidung trugen wir unser gewöhnliches Zivilgewand ohne irgendein militärisches Abzeichen. . . .

Mangel an Nahrung und Wohnung bestimmte den Hauptmann von Mersi, seiner Mannschaft den Vorschlag zu machen, den feindlichen Boden zu betreten und nach dem nahegelegenen Flecken Mittewald zu ziehen, wo gute Verpflegung zu erwarten sei. Der Vorschlag wurde allgemein freudig angenommen. Sofort reinigte man Kleider und Schuhe, feilte den Rost von den Musketen und rüstete sich in „Gala" zum Aufmarsche. Montag (8. Mai) 10 Uhr vormittags zogen wir aufgeputzt und gravitätisch unter Trompetenschall in militärischem Trabe nach Mittewald, durchschritten den ganzen Markt und kampierten außerhalb desselben auf einer Wiese. Der ganze Flecken schien wie ausgestorben; man sah nur das eine oder andere alte Weibchen verstohlen durch ein kleines Küchenfenster guden und einige Kinder von der Ferne unseren

Zug furchtsam beobachten. Mann war keiner zu bemerken. — Gleich nach unserer Ankunft sorgten wir für ein Mittagessen, das auch nicht lange auf sich

Andreas Hofer
Nach dem Leben gemalt von Tomaselli (1809),
gestochen von Seb. Langer
(Körnermuseum in Dresden)

warten ließ. Bereits am 12 Uhr kamen die alten Mütterchen mit gefüllten Töpfen, Schüsseln und Tischgerät und bedienten uns unter Furcht und Zittern mit Fleisch, Gemüse, einer Mehlspeise und etwas Bier zur Genüge. Wir waren damit zufrieden, redeten mit den Weibchen, freundlich und dankten für

ihre Güte, was ihnen sichtlich wohltat. Sie brachten uns auch das Nachtessen ins Lager, wobei sie schon etwas zutraulicher waren. Auf unsere Einladung zum Mitessen entgegnete ein solches Mütterchen: „O, sind das feine Herren! Man hat uns berichtet, die Akademiker seien die wildesten Leute von Tirol; sie sengten und brennten, nähmen die Männer mit sich oder erschlügen sie gar; — sie hätten zudem gar keinen Glauben. Nun ist's aber ganz anders; mein Mann und Bub haben sich weit oben im Walde versteckt vor ihnen; ich will sie wohl bewegen, herabzukommen, weil Sie so feine Herren sind." So ging die Sache größtenteils sehr gut; nur einzelne „Brutusköpfe" konnten sich des Schimpfens über die Bewohner von Mittewald nicht enthalten, obwohl keinerlei Ursache vorlag. Über Nacht wurden wir im Markte vorzugsweise in Gasthäusern und Bierschenken zu je 30 Mann einquartiert mit der Weisung, das Gewehr sorgsam an der Seite zu behalten. Wir ruhten auf Stroh. — Des andern Tages [9. Mai] war die Bedienung der immer zutraulicheren Matronen ebenso zufriedenstellend. Abends unterhielten wir uns in den Gasthäusern bei einem guten Glas Bier durch Musik und Gesang, der auch einige Männer und Burschen herbeilockte und ihnen die gefesselte Zunge löste. Erst um 11 Uhr nachts suchten wir in bester Stimmung unser Nachtlager auf.

Wie unangenehm waren wir aber überrascht, als schon um 1 Uhr früh der dumpfe Ruf erscholl: „Auf, auf! Alles zusammengepackt, ins Lager!" Es war stockfinster und regnete in Strömen. Wir tummelten uns und liefen nach Kräften, ohne zu wissen, was der Alarm zu bedeuten habe. Im Lager angekommen, fragte der eine den andern: „Was gibt's, kommt der Feind?" Keiner erhält eine Antwort. Es wird kommandiert; wir stellen uns auf und laden aus blindem Gehorsam, während uns das Regenwasser durch die Büchsenröhren und Beinkleider rann. Wir horchten auf feindliche Schritte, hörten aber keine; sehen konnte man den Feind im tiefen Dunkel der Nacht nicht, bis er uns anrannte. So lauerten wir eine volle Stunde lang vergeblich, bis wir endlich in unser Nachtquartier zurückkehren durften. — Die Ursache des Alarms blieb unbekannt; vermutlich war er ein gelungener Studentenstreich. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß maßlose Schwätzer und große Lumpen am wenigsten Lust haben, vor den Feind hinzutreten. Solche Maulhelden meldeten sich sofort krank und baten, beim Depot bleiben zu dürfen. Der Spruch: „Mala conscientia timida" hatte sich da bewahrheitet.

Nach diesen Strapazen ruhten wir gerne bis in den Tag hinein aus. In vorgerückter Vormittagsstunde wurde plötzlich bekannt, daß Hauptmann von Mersi eine kühne Überrumpelung Münchens plane, um dort seiner Mannschaft neue Kleider und andere Vorteile zu verschaffen. Man stutzte über ein so waghalsiges Unterfangen und verlangte reifliche Überlegung; der Oberleutnant, im Kriegswesen wohl erfahren, verweigerte geradezu seine Zustimmung. Großrobatscher machte geltend, daß im nahegelegenen Murnau bei 90 Mann Chevaulegers garnisonierten und daß schon der vierte Teil dieser Reiter hinreiche, die ungeübte Studentenkompagnie zusammenzuhauen. Er betonte ferner, daß in der Hauptstadt Bayerns immerhin soviel Mannschaft zurückgeblieben sei, um diese kleine Abteilung Streiter aufzureiben. Seine Ansicht gelangte

auch an die Mannschaft und fand bei ihr um so mehr Anklang, als eine Privatnachricht einlief, daß alle Akademiker der Kompagnie mit ihren Chefs in München auf einer Liste gedruckt öffentlich angeschlagen und als Vaterlandsverräter gebrandmarkt seien. Die Mannschaft widerstand daher dem Ansinnen des Hauptmannes und verlangte die Rückkehr. . . . . .

Am folgenden Tage zogen wir abwärts gegen Innsbruck, das wir um 1 Uhr nachmittags [13. Mai] glücklich erreichten.

Daselbst stellten wir uns im großen Redoutensaale mit aufgepflanztem Gewehre in Parade auf. Dabei erschien auch Baron Hormayr in Gala und hielt uns eine hochtrabende Standrede, in welcher er unsern Mut und Patriotismus belobte und pries, als hätten wir Taten vollbracht wie ergraute Helden. Er machte uns sogar die schmeichelhafte Bemerkung, daß unser Name in den Annalen Österreichs blühen würde. Allerdings trugen diese Blüten keine Früchte; vielmehr entließ uns der redselige Freiherr in voller Zufriedenheit mit der sicheren Hoffnung, daß wir auch in Zukunft bei drohender Gefahr unsern Kampfesmut an den Tag legen werden. So löste sich das Korps auf.

	XVI	
Schill		

Süße Lehnspflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten sichres Licht
Tauscht' ich nimmer um das Neue,
Um die welsche Lehre nicht,

Aber jenen Damm zerbrochen
Hat der Feind, der uns bedräut,
Und ein kühnes Wort gesprochen
Hat die riesenhafte Zeit.

Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen wohnt das Recht:
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dies Geschlecht.

Aus: Schill. Eine Geisterstimme. Von Max von Schenkendorf.

1. Österreichische Sympathien bei der Berliner Bevölkerung. (George.)

Österreich aber trat allein auf den Kampfplatz; der Erzherzog Karl, sein Generalissimus, mit bisher noch nie gekannter Selbständigkeit, erließ einen Aufruf an alle Deutschen, in welchem er sagte, daß Österreich die Waffen ergreife, um die Unabhängigkeit der Völker von Frankreichs Joch zu erkämpfen, und daß jeder zur Erreichung dieses allgemein gewünschten Zweckes das Seinige beitragen und gegen Frankreich fechten möge.

In Berlin fand dieser Aufruf sehr vielen Beifall; er kam durch Privatbriefe früher als durch die Zeitungen zum Vorschein, ward in Gesellschaften vorgelesen und gab Hoffnungen, daß unter den damaligen Umständen seine gute Wirkung grenzenlos sein würde. Auch teilte man sich unter der Hand allerlei Nachrichten von Preußens mutmaßlicher Mitwirkung mit. —

Das Vorrücken der Österreicher in Bayern und die Besetzung von München wurden bekannt und erregten die Ansicht, daß bei der vorausgesetzten Schwäche der französischen Armee diesseits des Rheins und dem Widerwillen der Rheinbundfürsten der Rhein erst das Ziel weiterem Vordringen setzen werde. —

Der nicht gelöschte Haß gegen die Franzosen erwartete mit Ungeduld eine Schlacht und Vernichtung derselben; davon erschien noch keine Kunde, und weil man die öffentlichen Blätter unter französischem Joch glaubte — im Widerspruch gegen die vermeinten Absichten Preußens, suchte man einen andern Weg zur schnellen Erforschung der Vorfälle und wandte sich direkt an den österreichischen Gesandten. Das Hotel desselben wurde bald von einer Menge Neugieriger belagert, die sich alle mögliche Mühe gaben, durch seine Leute zu erfragen, welche Nachrichten eingelaufen seien. Natürlich fehlte es nicht an Erdichtungen, die durch Mißverständnisse und gewöhnliche Vergrößerungen weitergingen und dem Publiko zwar nicht genügten, aber doch einige Befriedigung gaben. — Die Sache selbst aber, so schmeichelhaft sie für ihn war, belästigte wohl den Gesandten nur, andrerseits fürchteten die Behörden unangenehme Auftritte, indem die Abneigung gegen Frankreich zu sehr offenkundig ward; es wurden daher gedruckte Anschlagezettel erlassen und darin gesagt:

> Die Teilnahme des Berliner Publikums an den politischen Begebenheiten gebe sich durch Zudringen in die Hotels des französischen (bei dem wohl niemand erschienen war) und des österreichischen Gesandten auf eine Art kund, die gegen die gute Ordnung liefe, und, weil dafür gesorgt sei, daß jede einlaufende Nachricht von Bedeutung sogleich durch die Zeitungen mitgeteilt werde, müsse vor der Behelligung der Gesandten bei Vermeidung von Ahndungen gewarnt werden usw.

Daß die Berliner Neugierde sich dadurch nicht würde abschrecken lassen, war vorauszusehen, der Aufruf daher wohl nur darauf berechnet, die Nichtduldung der Behörde auszusprechen, um bei Frankreichs Herrscher nicht anzustoßen, dem man obenein durch Erwähnung des französischen Gesandten schmeicheln und die Teilnahme dadurch als unparteiisch schildern wollte. — Dagegen blieb die Erkundigung in dem österreichischen Gesandtschaftshotel bei, und wenn ein Polizeioffiziant wirklich die dort Versammelten auseinandergehen hieß, so geschah dies der Form wegen.

2. Die Schillschen in Halle. (Steffens.)

Eine Schwadron Kavalleristen, angeführt von dem Rittmeister Brünnow, kam nach Halle [3. Mai]. Schills Truppen gehörten zu den schönsten und tüchtigsten des preußischen Heeres. Man sah es ihnen an, daß einer für alle und alle für einen da waren. Die ruhige schöne militärische Haltung, die zuversichtliche Bewegung, mit welcher sie durch die Straßen fortschritten, einem Leibe ähnlich, dessen Glieder nicht durch äußeren Zwang, sondern durch ein inneres Lebensprinzip auf eine anmutige und sichere Weise geleitet werden, wirkte wunderbar auf das Volk. Man jauchzte den kühnen Kriegern zu, aber es war nur zu sichtbar, daß hinter diesem Jubel eine ängstliche Empfindung sich vordrängte. Meine Schwägerin Luise [Reichardt], die sich gern phantastisch einem jeden schönen Eindruck hingab, jubelte, als die Schwadron an unserer Wohnung vorbeiritt, und sah schon den mächtigen Eroberer bezwungen und besiegt.

Schill

Nach der Natur gezeichnet und gestochen von L. Buchhorn

(Körnermuseum in Dresden)

Einer der Offiziere der Schwadron, Herr v. R., hatte einen Auftrag an mich. Er ließ mich wissen, daß er mich zu sprechen wünsche, und wir trafen uns zu einer bestimmten Stunde in dem wenig besuchten botanischen Garten.

Ich hielt es doch für notwendig, meiner Sicherheit wegen eine solche Zusammenkunft soviel wie möglich geheim zu halten. Seine Frage an mich hatte ich erwartet und mich auf die Antwort unter schweren Kämpfen vorbereitet. Allerdings hatte die Erscheinung Schills an der Elbe auf mich einen großen Eindruck gemacht; die Versuchung, entschieden hervorzutreten und die Studierenden aufzufordern, sich zu bewaffnen, wie sie es vermochten, und sich an Schill anzuschließen, trat mir lockend entgegen, aber seine Lage war mir bekannt. Ich wußte, daß in Schills Nähe besonnene Männer angekommen waren, die ihm gewarnt hatten, daß er selbst den Entschluß gefaßt, mit seinen Truppen den gefährlichen Kampf zu bestehen, und daß die Frage, die nur ein letzter Versuch war, auf dessen Mißlingen man rechnete, [illegible] wohl wünschte. v. R. fragte mich, ob er auf ein entschiedenes Anschließen von der Mehrheit der Studierenden rechnen könne. Ich stellte ihm vor, daß ein solches Anschließen nur dann möglich wäre, wenn man über die Absichten Schills vollkommen im klaren wäre. Allgemein erwartete das Volk, daß die preußische Armee den Schillschen Truppen folgen würde, und wenn es sich in dieser Erwartung getäuscht sähe, würde keiner, auch kein Student folgen. Glaubt Schill, fuhr ich fort, es wagen zu können, gerade auf Kassel loszugehen, dann halte ich es für möglich, auch dort den Aufstand wieder zu erneuern, die Truppenanzahl ist in Hessen nur gering, und ein zuverlässiger Freund ist schon nach Hessen geeilt, um die Kunde von Schills Übergang über die Elbe dort hinzubringen. In diesem Falle und wenn das Vorrücken gegen Kassel schnell und plötzlich stattfände, wenn man erfahren sollte, daß Kassel wirklich überrumpelt wäre, würde eine allgemeine Bewegung auch wohl hier stattfinden und die Jugend, von dem Strome der Begeisterung hingerissen, kaum auf den Rat des besonnenen Alters achten; sollte aber, wie ich gehört hatte, Schill die Absicht haben, mit seinem Zuge nach Norden vorzudringen, um auf die englischen Schiffe in der Ostsee sich zu retten, so würde er ohne allen Zweifel selbst so gewissenhaft sein, ein jedes Anschließen kampflustiger Männer abzuweisen. . . . .

In der Tat habe ich es später bedauert, daß Schill nicht gewagt hatte, gerade auf Kassel loszugehen. Die Schlacht bei Eckmühl [22. April], das Vorrücken des siegenden Kaisers nach Wien hatte freilich eine jede keimende Hoffnung im nördlichen Deutschland zerstört; die westfälische Regierung hatte es nicht unterlassen, diesen entscheidenden Sieg in den Städten des Landes durch Anschläge an den Straßenecken zu verkündigen, und daß dadurch ein allgemeiner Schrecken bei der Erscheinung der Schillschen Truppen entstand, war natürlich; würde man doch selbst ein Vorrücken der ganzen preußischen Armee in diesem Augenblicke kaum gebilligt haben. Aber wenige Tage später geriet Napoleon selbst durch die verlorene Schlacht bei Aspern [21./22. Mai] in eine höchst bedenkliche Lage. Die Berichte von dieser Schlacht und ihren Erfolgen kamen durch Böhmen schnell nach dem nördlichen Deutschland. Eine allgemeine Bewaffnung daselbst mußte von Preußen aus unterstützt werden; alle Gegenden waren fast von französischen Truppen entblößt. Leicht errungene Siege über diese in ihren zerstreuten Standquartieren würden den Mut und die Zuversicht

des bewaffneten Volkes, welches gewohnt ist, bei solchen Gelegenheiten kleine Erfolge einem großen bedeutenden Siege gleichzuschätzen, gestärkt haben. Napoleon vermochte damals kaum eine bedeutende Truppenmasse nach so entfernten Gegenden hinzuschicken. Wer weiß, wie weit sich der Strom der Begeisterung verbreitet haben würde, wenn er erst die engeren Ufer überstieg. Unter solchen Verhältnissen konnte der König von Preußen seine eigenen alten Untertanen und das nördliche Deutschland nicht preisgeben. Wenn diese Bewegung all- [illegible] König von Westfalen aus seiner Hauptstadt vertrieben worden Napoleon, eben besiegt, genötigt sein, das Heer zu teilen, und [illegible]keit, es durch den gemeinschaftlichen Volkskampf der Österreiche[illegible] Preußen zu schlagen, lag nahe.

Später grübelte ich oft über diese verschwundene Hoffnung und hatte Gelegenheit genug, Gott zu danken, daß sie nicht in Erfüllung gegangen. Die rohen Elemente einer zerstörenden Volksbewegung waren seit zwanzig Jahren genährt; das siegende Volk würde in wilder Bewegung sich erhoben, und das in sich zerrissene Deutschland eine Revolution furchtbarer Art erlebt haben.

3. Die Bernburger Beratung über die Zukunft des Schillschen Korps. (Bärsch.)

Am 4. [Mai] nachmittags rückten wir in Bernburg ein, wo wir den wichtigen Paß über die Saale unbeachtet und unbesetzt fanden. Bald nach unserm Einrücken rief Schill sämtliche Offiziere des Korps zu einer Beratung zusammen.

Unumwunden schilderte nun Schill den Waffengefährten seine mißliche Lage. Dörnbergs Plan sei gescheitert, er selbst habe entfliehen müssen, und auf eine Hilfe aus Hessen sei daher nicht mehr zu rechnen. Erzherzog Karl sei am 23. April bei Regensburg geschlagen worden, Napoleon ziehe auf Wien. Der Gouverneur von Berlin, General von Lestocq, habe an Schill geschrieben, ihm die bittersten Vorwürfe gemacht, daß er ihn auf eine unverantwortliche Weise getäuscht, den König selbst kompromittiert habe. Zugleich habe der Gouverneur ihn wiederholt aufgefordert, unverzüglich mit dem Regiment nach Berlin zurückzukehren und sich der verschuldeten Strafe zu unterwerfen. Nur zu gewiß sei vorauszusehen, daß bald bedeutend überlegene feindliche Streitkräfte gegen ihn heranziehen und seine Vernichtung unternehmen würden. — Unter diesen Verhältnissen scheine es ihm das Angemessenste, den kühnen, unter günstigern Aussichten begonnenen Plan zur Befreiung des deutschen Vaterlandes für jetzt aufzugeben und über Saale und Elbe zurückzugehen. Darüber wolle er sich nun mit den Waffengefährten beraten, nichts ohne ihre Zustimmung unternehmen.

Einige Offiziere, unter diesen auch ich, pflichteten in ruhiger Erwägung der schwierigen Lage der Ansicht Schills bei. Dagegen bekämpfte Major Adolf von Lützow [der spätere Freischarenführer] dieselbe. Er stellte vor, daß wir bereits zu weit vorgegangen wären, um mit Ehre zurückgehen zu können. Ganz Deutschland sehe mit Erwartung auf uns, ein ehrenvoller Untergang

sei einem schmählichen Rückzuge vorzuziehen, der überdies Schill der größten Gefahr aussetze. Sei dieser auch so edelmütig, sich selbst zum Opfer darzubringen, so dürften doch seine Waffengefährten dies nicht annehmen und zugeben. Lieber wolle man mit ihm vereint, mit dem Säbel in der Faust, ehrenvoll fallen.

In gleicher Art, aber noch kräftiger, fast begeistert, sprach Leutnant Stock; ihm stimmte Leutnant von Stössel, zuletzt sogar der besonnene und ruhige Leutnant von Diezelski bei.

Da entschied sich denn auch Schill für die Ansicht der Mehrheit, welche auf die Fortsetzung des Kampfes bestand und von einer Umkehr nichts wissen wollte, da versprach er, mit ihnen zu leben und zu sterben.

Da man sich nun so für die Fortsetzung des Zuges entschieden hatte, so mußte auch in Erwägung gezogen werden, welcher Weg zu wählen sei.

Adolf von Lützow schlug vor, bei Tangermünde über die Elbe auf Obisfelde zu gehen, quer durch die Altmark, schnell durch Hannover eilend, wo man eben nicht für Preußen Sympathie fühlte, und bei Verden die Weser überschreitend, sich nach Ostfriesland zu werfen. Dort wohne ein kräftiger, treuer und tüchtiger Volksstamm, der noch immer die Zeit der preußischen Herrschaft zurückwünsche und großer Opfer fähig und zu denselben bereit wäre. Die Fruchtbarkeit des Landes sichere dem Korps hinreichenden Unterhalt, der große Bourtanger Moor decke selbst gegen bedeutende feindliche Streitkräfte. Lützow kannte das Land genau, Graf von Wedell zu Leer und viele tüchtige Männer, von welchen mehrere als Offiziere in preußischen Diensten gestanden hatten, waren ihm innig befreundet. Die Ostfriesen verständen sich auf den Gebrauch der Büchse, fügte Lützow hinzu, Scharen von Schützen ließen sich aus ihnen bilden, denen sich bald altgediente Soldaten aus den Grafschaften Mark und Ravensberg, wo man noch treu an Preußen hinge, anschließen würden. Aus England wäre in Ostfriesland leicht Unterstützung zu erlangen, im Notfall bliebe dann endlich eine Einschiffung nach England übrig. Auch ich sprach mich für diesen Plan aus.

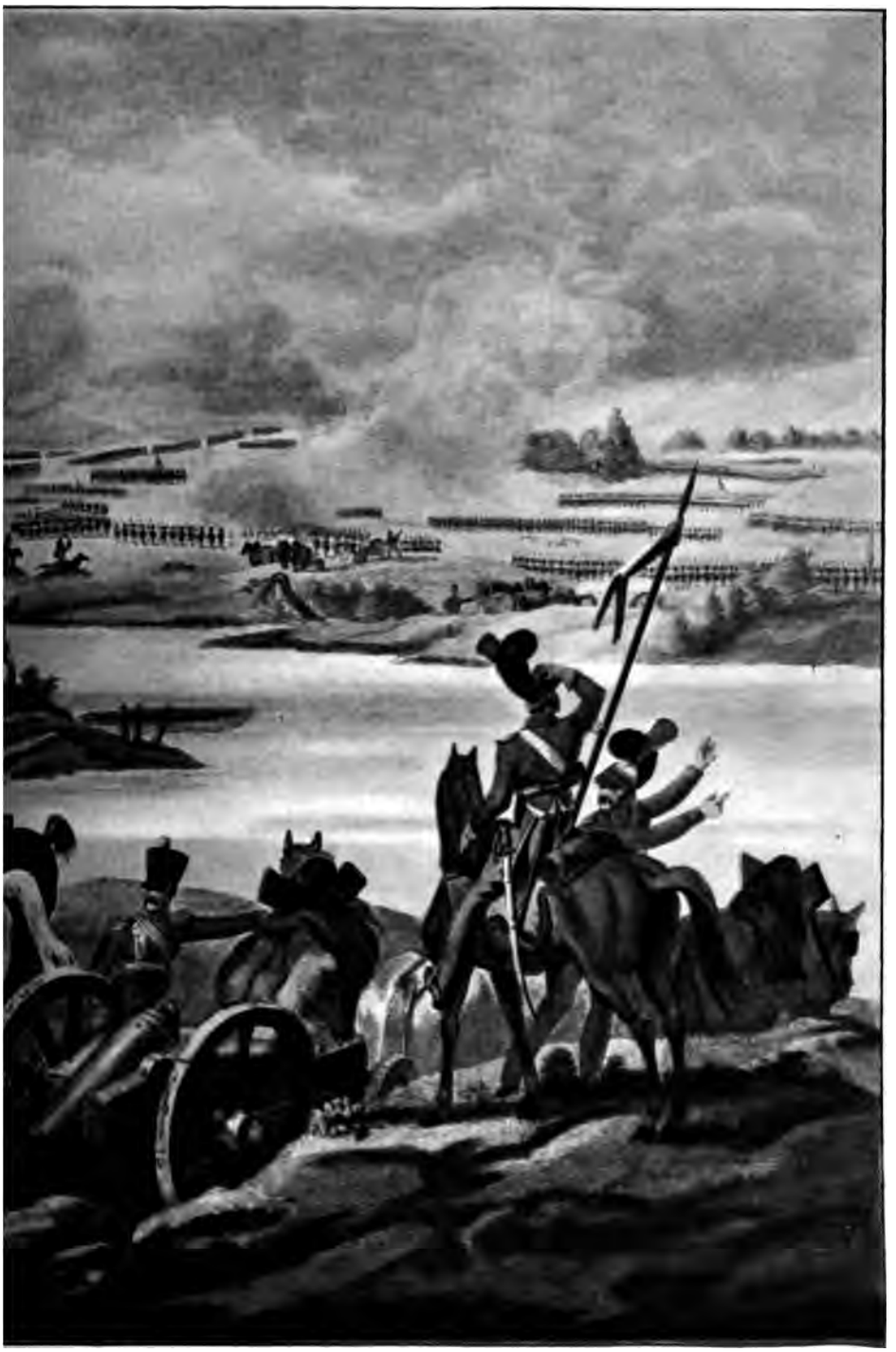
Ein anderer Vorschlag ging dahin, längs der Elbe hinauf nach Böhmen zu gehen und in österreichischen Sold zu treten, wodurch denn freilich die Selbständigkeit des Korps und dessen Führers vernichtet worden wäre.

Es kam sogar zur Sprache, sich ohne festen Plan in Deutschland umherzutummeln, sich nicht mit Infanterie zu belästigen, den Aufstand zu beleben und einen günstigen Erfolg des Krieges zu erwarten, oder wenn dieser sich nicht ereignen sollte, wenigstens mit Ruhm zu fallen.

Schill war mehr für einen vierten Vorschlag, an der Elbe abwärts nach Mecklenburg und Pommern zu ziehen, wo es an Zulauf und Unterhaltungsmitteln nicht fehlen konnte, im schlimmsten Falle sich nach Rügen zu begeben, von wo aus sich wohl Gelegenheit zur Einschiffung nach England finden würde. Vorläufig gedachte Schill seinen Marsch auf Stralsund zu richten. Da wollte er die von den Franzosen gesprengten Festungswerke wiederherstellen und aus Stralsund ein zweites Saragossa machen, wie er sich ausdrückte.

Marschall Lannes verwundet Napoleon

Nach Zeichnung von Raudet gestochen von Le Beau



ng

(Buhrigs Völkerschlachtmuseum in Leipzig)

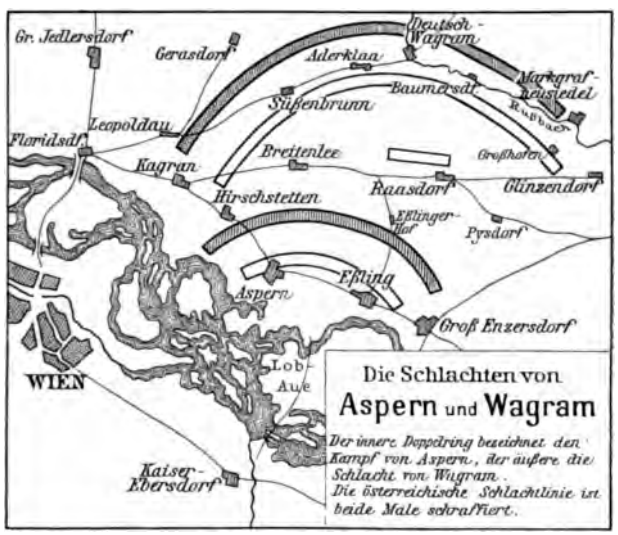
	XVII	
	Aſpern	

Aber wen ruf' ich, (o Herz, was klopfſt du?),
Und wo blüht, an welchem Buſen der Mutter,
So erleſen, wie ſie aus Eden kam,
Und wo duftet, auf welchem Gipfel,
Unverwelklich, wie er Alciden kränzet,
Jungfrau und Lorbeer, dich, o Karl, zu krönen,
Überwinder des Unüberwindlichen.

Kleiſt, An den Erzherzog Karl.

1. Die Schlacht. (Erzherzog Karl.)

Bonaparte überſchätzte den nachteiligen Einfluß der Schlacht von Regensburg auf den Zuſtand der feindlichen Armee. Dadurch wurde er von dem



Wunſche, die gelungenen Operationen ſchnell fortzuſetzen, verleitet, gegen ſeine Gewohnheit manche Vorſicht zu verſäumen. Bei ſeinem beabſichtigten Übergang über die Donau unterblieben Maßregeln, welche ſolch eine Unternehmung ſichern; auch erwartete er nicht die Vereinigung ſowie die Mitwirkung aller vorhandenen Streitkräfte. Schon am 13. [Mai] ſchifften Abteilungen von Nußdorf nach der Inſel über, welche die „Schwarze Lacke" genannt wird. Allein die Öſterreicher verteidigten ſelbe ſo tapfer, und die Anſtalten zur weiteren Überſchiffung von Truppen wie zur Schlagung einer Brücke waren ſo unvollkommen, daß die Sache mißlang. Nun beſtimmte Bonaparte, bei Kaiſer-Ebersdorf über die Donau zu gehen.

Der Fluß iſt während ſeines ganzen Laufes von zahlreichen Inſeln durchſchnitten. In der Verlängerung des Dorfes Aſpern trennt ſich von der großen Donau ein kleinerer Arm, welcher das linke Ufer in einem ausgedehnten Halbkreis beſpült, die Inſel Lobau umfaßt und unterhalb Mühlleiten in verſchie-

denen Äſten dem Hauptſtrome zufließt. Die Lobau enthält einen ſehr b[illegible] deutenden Raum, iſt größtenteils bewachſen und von mehreren minderen Inſe[illegible] umgeben. Zwiſchen Aſpern und Eßlingen (Eßling) bildet das linke Ufer ein[illegible] Einbug gegen die Lobau. Ihrer Mitte gegenüber ſteht auf dem rechten Uf[illegible] der Donau Kaiſer-Ebersdorf.

Am 18. wurden die öſterreichiſchen Poſten aus einigen kleinen Inſel ſowie am 19. aus der Lobau vertrieben und mit Schlagung einer Brücke i[illegible] ſelbe begonnen. Sie war am 20. vollendet, worauf eine zweite über de[illegible] kleinen, die Lobau umgebenden Donauarm dort errichtet wurde, wo deſſe[illegible] linkes Ufer einen bedeutenden Einbug gegen die Inſel unter dem Name[illegible] der Mühlau bildet, welcher dicht bewachſen und durch einen ſchmalen Waſſer-graben von dem feſten Lande getrennt iſt. Die öſterreichiſchen Poſten wichen, den erhaltenen Weiſungen zufolge, überall zurück, indes die franzöſiſchen Truppen fortwährend von dem rechten Ufer heranzogen und Aſpern wie Eßlingen beſetzten. Zugleich hatte Bonaparte den General Davout mit allem, was bis Mölk aufgeſtellt war, zum Marſch nach Kaiſer-Ebersdorf und zum Übergang über die Donau beordert.

So kam der vom Erzherzog erwartete Augenblick. Er brach daher am 21. aus ſeiner Stellung hervor, um den Feind aufzuhalten. Um Mittag ſtießen die Armeen beiläufig in gleicher Stärke aufeinander, und es entſpann ſich auf dem ganz freien Boden ein hartnäckiger blutiger Kampf, der bis zur Nacht vom 22. auf den 23. fortdauerte.

Die Leiſtungen der Franzoſen bezweckten, auf der weiten Ebene vorzubringen, welche zwiſchen Aſpern und Eßlingen nach allen Richtungen vorgeht; die der Öſterreicher hingegen, ſie daran zu hindern, zurückzuwerfen und aus jenen beiden Dörfern zu vertreiben, auf die ſich die beiden Flügel des Feindes ſtützten.

Der Hauptangriff richtete ſich auf Aſpern; eine Kolonne zog gegen Eßlingen und die andere nach dem freien Boden, der ſich zwiſchen dieſen beiden Dörfern vorwärts verbreitet.

Die Franzoſen vermochten nicht vordringend ſich zu entfalten. Es ſcheiterten die Angriffe ihrer Reiterei an dem Widerſtande der feindlichen Infanterie. Siebenmal erſtürmten die Öſterreicher Aſpern, mußten aber immer wieder das Dorf verlaſſen, bis ſie endlich, am 22., nach dem achten Sturme, in deſſen Beſitz blieben.

Eßlingen behaupteten die Franzoſen; aber es mißglückte ein kräftiger, am ſelben Tage unternommener Verſuch, das Zentrum der Öſterreicher zu durchbrechen.

Nachmittags ordnete Bonaparte den allgemeinen Rückzug in die Lobau an. Der Feind [die Öſterreicher] hatte ſchwer beladene und mit Brandzeug verſehene Schiffe die Donau herunterſchwimmen laſſen, welche die Brücke vom rechten Ufer in die Inſel ſo zerſtörten, daß ſie an dem nämlichen Tage nicht mehr hergeſtellt werden konnte. Dadurch mußte Bonaparte auf die Ankunft auf dem Schlachtfelde aller in Anmarſch befindlichen Verſtärkungen und beſonders derer, welche Davout zuführen ſollte, ſowie auf den Nachſchub an Munition verzichten. Dazu bedrohte der Feind ſeine Rückzuglinie von Aſpern

aus und von den nächſten Auen. Maſſéna deckte den Rückzug, indem er bis tief in die Nacht unerſchütterlich hart am linken Donauufer ſtehen blieb und den feſten Speicher von Eßlingen behauptete.

Der Erzherzog übertrug dem Feldmarſchall-Leutnant Hiller die weitere Verfolgung des Feindes, welche jedoch auf deſſen begründete Vorſtellung unterblieb. Das Waſſer der Donau ſtand hoch, es fehlte an Schiffen, um ſelbes

Maſſéna
(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

zu überſetzen, denn der bei Regensburg verlorene Pontontrain war noch nicht erſetzt. Man hatte den Feind weder in Unordnung gebracht, noch in die Flucht gejagt; die waldigen Auen, der kleine Donauarm, ſowie der bewachſene Boden der Lobau hinderten jede raſche Verfolgung, beſonders mittels Kavallerie. Überdies waren von den 75 000 Mann, mit denen die Öſterreicher anmarſchierten, 26 000 durch die Schlacht undienſtbar gemacht worden und beinahe alle Geſchütze ausgebrannt. Der Erſatz der verlornen Mannſchaft erforderte Zeit, indes er beim Feinde durch Davouts Ankunft augenblicklich erfolgt war. Der Erzherzog begnügte ſich daher, das linke Donauufer zu beſetzen.

Marſchall Lannes
(bei Aſpern tödlich verwundet)
Stich von Bollinger
(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

2. Die Enttäuſchung über Preußens Haltung. (Aus einem Briefe Gneiſenaus an Götzen vom Juni 1809.)

> Nun zweifle ich keinen Augenblick mehr, daß der König von Preußen und mit ihm das ganze Norddeutſchland losbricht und ſo ein Krieg entſteht, wie er der großen Sache, die es gilt, würdig iſt. Heinrich von Kleiſt nach dem Siege von Aſpern.

. . . . Auf einen Krieg von unſerer Seite warten Sie nicht ferner. Unſere Gegner — ich meine die in unſerm Lande — ſind zu zahlreich und erheben ihr Haupt zu ſehr, als daß von dieſer Seite noch etwas zu hoffen wäre. Als ich im Monat März Königsberg verließ, war meine Anſicht der Dinge ſehr trübe; aber um wieviel ſchlechter iſt es ſeitdem geworden!

Indem ich unterwegs durch Estafette den Befehl erhielt, hierher zurückzukehren, konnte ich wohl nicht anders glauben, als daß man sich endlich entschlossen habe, gegen Frankreich den Schild zu erheben. Ich eilte Tag und Nacht, um hierher zu kommen, aber wie fand ich den Zustand der Dinge! Der General von Scharnhorst verfolgt, verleumdet, denunziert, noch krank von einem Gallenfieber, war im Begriff, von seinem Posten abzutreten! Die Finanzen in grausamer Verwirrung, so daß man schon seit geraumer Zeit die stipulierten Zahlungen an Frankreich nicht mehr leisten konnte. Alle Geschäftsleute mutlos und kein kräftiger Entschluß von oben. Man sieht das Verderben hereinbrechen, ohne etwas zu tun, um ihm einen Damm entgegenzusetzen. Die Gutgesinnten geben den Kampf auf, und diejenigen, die aus Bequemlichkeitsliebe, Genußsucht oder Feigherzigkeit immer gegen den Krieg sprachen, triumphieren.

Die Generale Blücher und Bülow hatten bereits ihre Entlassung gefordert. Ersterer hatte einige Pferde zur Ergänzung des Abganges bei einer Batterie angeschafft und dafür einen Verweis erhalten. Alles, was nur den geringsten Anschein einer Rüstung hat, ist hoch verpönt, und ich muß Sie daher warnen, hierin behutsam zu sein.

Der Sieg der Österreicher hat diese Friedensstimmung nicht vermindern können. Einer der Herren Minister äußerte gegen mich: Wenn die Österreicher noch einen zweiten, dritten und vierten Sieg erfochten, und man sich dann von der Redlichkeit ihrer Gesinnungen überzeugen könnte, dann wäre es für Preußen immer noch Zeit, hinzutreten, und Österreich würde es immer noch mit hohem Dank erkennen müssen. So sprach ein Mann, dessen Redlichkeit wenigstens im guten Rufe steht. Was kann man denn von andern erwarten.

XVIII
Wagram 5. und 6. Juli

Im Jahre 1809 verkannte die österreichische Staatsverwaltung Europas damalige Verhältnisse, und ihr Feldherr überschätzte seine Werkzeuge.

Erzherzog Karl in seiner rückblickenden Schrift: „Ein Beitrag zur Geschichte des Krieges zwischen Österreich und Frankreich im Jahre 1809".

1. Der erste Tag der Schlacht. (Varnhagen.)

Der Erzherzog Generalissimus hatte den raschen und unter Begünstigung der stürmischen Nacht so glücklich gelungenen Übergang nicht mehr hindern können; die feindliche Stärke hatte nicht nur Fuß gefaßt, sondern sich auch schon beträchtlich ausgebreitet und zum ferneren Angriffe günstig geordnet; ihre sämtlichen Heerteile waren in zusammenhängender Bewegung, überall wechselseitiger Unterstützung fähig und versichert; die österreichischen Heerteile aber standen noch viel zu weit auseinander, als daß sie dem so rasch entwickelten Feinde gleich mit gehöriger Macht hätten entgegenrücken und ihn gegen die Donau zurückwerfen können. Die Gesamtstärke der Österreicher betrug nicht voll 100 000 Mann, nebst 410 Stück Feldgeschütz . . .

Sein Hauptabsehen hatte der Kaiser Napoleon auf die Stellung von Wagram selbst und auf den linken Flügel der Österreicher gerichtet, dessen äußerste Spitze durch einen alten viereckten Turm bei Markgraf-Neusiedel

bezeichnet wurde. Österreichischerseits erkannte man die Richtung sehr wohl, besetzte die Anhöhe jenes Turms mit einer Batterie und wollte sogar in der Eile noch Schanzen aufwerfen. Aber der Anmarsch des Feindes ließ wenig Zeit zu neuen Vorkehrungen. Nachmittags hatte Napoleons rechter Flügel Glinzendorf erreicht; seine Mitte stand in Raasdorf; am wenigsten war der linke Flügel vorgedrungen, er hielt nur Aspern besetzt. Immer stärkere Batterien fahren auf, immer größere Truppenmassen kamen ins Gefecht, die ganze Linie stand im Feuer und rückte immer vor. Wir hatten von unsrer höheren Stellung bisher den Bewegungen und Kämpfen vor uns wie einem Schauspiele zugesehen, jetzt rückte der Kampf näher heran, die Luft über uns sauste von Kanonenkugeln, die man uns verschwenderisch zuschickte, und bald krachten antwortend auch unsre Batterien. Das Fußvolk erhielt Befehl, sich auf die Erde niederzulegen, und die feindlichen Kugeln trafen anfangs wenig, da jedoch der Feind unaufhörlich vorrückte, so stellten die Regimenter sich alsbald ins Gewehr. Der Erzherzog Generalissimus sprengte mit seinem Stabe vorüber und hielt dann vor unsrer Front; er teilte Befehle aus, blickte in die Ebene nieder, wo die feindliche Linie stets näher rückte, man sah es ihm an, daß er Gefahr und Tod nicht achtete, daß er ganz in seinem Beruf als Feldherr lebte; der Entscheidungskampf schien seinem ganzen Wesen ein nachdrücklicheres Ansehen zu verleihen, eine höhere Spannung voll freudigen Mutes, den er auch rings um sich her einflößte; die Soldaten blickten auf ihn mit Stolz und Zuversicht, manche Stimme begrüßte ihn. Nachdem er weiter gegen Baumersdorf geritten war, kam einer seiner Adjutanten rasch zurück und rief: „Freiwillige vor!“ Sogleich war fast die ganze Kompagnie des Hauptmanns von Marais bereit; wir dachten, es gelte, die nächste Batterie des Feindes zu stürmen, welche durch die vorliegenden Kornfelder herannahte, und jauchzend mit lautem Geschrei eilten wir den Abhang hinab; da kam ein zweiter Adjutant mit dem Befehl, wir sollten nur den Rußbach besetzen, dort den Übergang verteidigen, aber nicht eher feuern, als bis der Feind ganz nahe sei. In Plänkler aufgelöst, hinter Weidenstämmen und hohem Korn, harrten wir schußfertig, gegen die Kanonenkugeln gedeckt, aber durch Flintenschüsse und Haubitzgranaten getroffen, die der Feind zahlreich auf unsre Gegend richtete. Über eine Stunde weilten wir hier, unter dem unaufhörlichen Krachen des Geschützes, das über uns hinwegschoß; leider mußten wir bald bemerken, daß das feindliche die Übermacht der Zahl hatte und wenigstens doppelt so viele Schüsse lieferte, als das unsre, welches doch weit bessere Bedienung hatte, um so mehr aber bewunderten wir den tätigen Eifer und die wackre Ausdauer, durch welche der ungleiche Kampf dennoch unterhalten wurde. Da unser Geschütz batterieweise vereinigt stand, so konnte der Feind sich ihm leichter entziehen, dagegen das seinige längs der ganzen Linie auf allen Punkten wie ausgesäet war und gleichsam anstatt der Plänkler überall das Gefecht eröffnete. Gegen Baumersdorf allein hatte der General Oudinot 40 Kanonen vereinigt, und wiederholt war sein Fußvolk, die Divisionen Grandjean und Tharreau, in den brennenden Ort eingedrungen, aber von dem tapfern General Grafen Ignaz von Hardegg immer wieder zurückgeschlagen worden.

Der Kaiſer Napoleon indes ſah mit Ungeduld den Tag unentſchieden hingehen, er glaubte den Hauptſchlag noch heute ausführen zu können und wollte nicht umſonſt ſein Übergewicht hierher gewendet haben. Raſch ordnete er ſeine Truppen zum Sturm. Der Marſchall Bernadotte erhielt Befehl, über Aderklaa gegen Wagram vorzudringen und durch Wegnahme dieſes Ortes die Mitte der öſterreichiſchen Linie zu ſprengen. Zwei gedrängte Sturmſcharen ſollten zu gleicher Zeit rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach dringen, die Höhen der öſterreichiſchen Stellung erſteigen und die dortigen Truppen aufrollen. Feindliches Fußvolk war mittlerweile ſchon dicht an unſre Stellung herangekommen; die Plänkler wurden vom Rußbach zurückgerufen und traten in die Linie wieder ein, längs deren ganzer Ausdehnung ſich nun ein furchtbares Gewehrfeuer entſpann. Dieſer ungeheure Lärm des immerfort erneuten Losknallens und noch weit mehr des unendlichen Eiſengeräuſches bei Handhabung von mehr als zwanzigtauſend Flinten in ſolcher Nähe und Enge war eigentlich der einzige neue und wunderbare Eindruck, der mir in dieſen erſten Kriegsauftritten, die ich erlebte, zuteil wurde; alles andre war teils meiner vorausgefaßten Vorſtellung gemäß, teils ſogar unter ihr; alles aber, auch der Donner des zahlreichſten Geſchützes dünkte mich gering gegen das Sturmgetöſe des ſogenannten Kleingewehrs, dieſer Waffe, durch welche gewöhnlich auch unſre neueren Schlachten zumeiſt mörderiſch werden. Indem dieſes Feuer eine Weile lebhaft anhielt, und der Erzherzog Generaliſſimus nach Wagram ſprengte, weil auch dort das Schießen zunahm, hieß es plötzlich, feindliche Reiterei breche auf dem linken Flügel hervor. Es war nicht Reiterei, ſondern Fußvolk, welches auf die Höhen ſtürmend andrang. Der Brand von Baumersdorf und der Pulverdampf des Geſchütz- und Gewehrfeuers begünſtigte den Überfall. Ein Schwarm von Plänklern, in wilder Unordnung und mit Geſchrei anlaufend, brach zuerſt die Bahn. Hierauf ging rechts von Baumersdorf ein Teil der franzöſiſchen Garden unbemerkt über den Rußbach, ſie erſchienen plötzlich auf der Höhe und ſtürmten gegen den linken Flügel des Heerteils von Hohenzollern, wo jedoch der General Bureſch an der Spitze der Regimenter Zach und Joſeph Colloredo ſie mit Entſchloſſenheit empfing, und der Fürſt von Hohenzollern das Chevaulegerregiment Vincent gegen ſie anführte. In dem Gefolge dieſes tapfern Generals müſſen wir den damals neunzehnjährigen Huſarenleutnant Joſeph von Zedlitz anmerken, der ſchon im Laufe des Krieges durch Tapferkeit ſich ausgezeichnet hatte, ſpäterhin als Dichter berühmt wurde. Durch das Gewehrfeuer des ſtandhaften Fußvolks erſchüttert, durch das ungeſtüme Einhauen der Reiter übereinandergeworfen, war der Feind ſchnell genötigt, über den Rußbach zurückzuweichen; der General Graf Ignaz von Hardegg brach nun aus Baumersdorf hervor, fiel auf die Fliehenden und trieb ſie mit großem Verluſt weit in die Ebene gegen Raasdorf. Der links von Baumersdorf über den Rußbach gedrungene Feind, zwei Diviſionen, geführt von den Generalen Macdonald und Lamarque, denen zwei andre Diviſionen, vom General Grenier befehligt, unter des Vizekönigs Eugen eigner Anführung nachrückten, benutzte eine Schlucht, welche ſie ſchnell auf die Höhe und gerade auf den Zwiſchenraum des erſten und zweiten Heerteils führte;

sie warfen sich gegen den Flügel des ersteren und begannen denselben aufzurollen. Der französische General Dupas führte den Angriff mit aller Kraft: es erhob sich ein scharfer Kampf, man wechselte Gewehrfeuer in größter Nähe, man erhob die Kolben und legte das Bajonett ein. Der feindliche Stoß auf unsern linken Flügel war jedoch zu heftig, als daß die schwache Linie hätte widerstehen können, sie wurde gesprengt, die äußersten Enden schlugen sich in Haken um, und die Regimenter Argenteau, Vogelsang und ein Teil von Erzherzog Rainer sahen sich auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Im ersten Anstürmen des Feindes traf mich ein Schuß durch den Oberschenkel, und ich konnte von nun an nur müßiger Zeuge der ferneren Vorgänge sein, welche das Schlachtfeld darbot.

2. Der 6. Juli. (Albrecht Adam; auf französischer Seite.)

Der 5. Juli brachte keine Entscheidung; die Armeen schlugen sich bis Einbruch der Dunkelheit; erst die Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Der Kampf hatte viele Opfer gekostet.

Herrlich stieg am folgenden verhängnisvollen Tage die Sonne herauf und verbreitete ihren Glanz über die goldenen Saaten, welche heute, statt die Scheunen des Landmannes zu füllen, unter den Hufen der Rosse zertreten werden sollten.

Schon mit dem ersten Dämmern des Tages sah man, so weit das Auge reichte, die Waffen der Österreicher blitzen; es herrschte dabei die größte Stille, und es lag in dem Anblicke etwas Unheimliches, aber Feierliches.

. . . . . Die Schlachtlinie dehnte sich auf einer durch sanfte Hügel hie und da unterbrochenen Ebene mehrere Stunden weit aus. Gegen die österreichische Stellung hin erhob sich diese, wodurch eben der Anblick dieser Armee so imposant wirkte. Mit Tagesanbruch begann auf dem linken Flügel die Kanonade, die sich bald auf die ganze, ungeheure Linie ausdehnte. Es sollen von beiden Seiten weit über tausend Geschütze im Feuer gewesen sein. Napoleon ließ gegen Mittag auf einem einzigen Punkt hundert Geschütze auffahren; wenn man bedenkt, welchen Raum diese allein in Anspruch nahmen, so kann man sich eine Vorstellung von der Ausdehnung jener Schlacht machen. Prachtvoll, aber schauerlich war das Hin- und Herwogen des Kampfes anzusehen; einen wehmütigen Anblick gewährten die zertretenen, zum Teil schon schnittreifen Kornfelder: sie sind das Grab vieler Tausende von Menschen und Pferden geworden. Man stieß auf Felder, welche mit Leichnamen und toten Pferden überäet waren. Da nämlich bei Wagram Kavallerie und Artillerie sehr tätig war, kostete es auffallend viele Pferde. Dieses den Menschen so getreue Tier erregt immer großes Mitleid, weil sein Schmerz so stumm ist und weil es den Menschen oft so wehmütig anblickt. Manche dieser armen Tiere hinkten mit einem abgeschossenen Fuße auf drei Beinen herum. In großer Anzahl schleppten sich leicht und schwer verwundete Krieger aus dem Kampfe zurück und wurden zurückgetragen.

Vom frühesten Morgen an rollte der Donner der Geschütze unaufhörlich; gegen Abend entfernte er sich allmählich, und man konnte daraus schließen,

daß die Österreicher sich zurückzogen. Es war im wahren Sinne des Wortes eine heiße Schlacht. Nicht nur der Kampf war heiß: den ganzen Tag brannte die Sonne fürchterlich, man sah die Soldaten vor Durst lechzend an dem Brunnen eines halb oder ganz zerstörten Ortes sich um einen Trunk Wasser balgen . . . .

Gegen Abend begab ich mich nach dem linken Flügel, auf dem unsere bayrische Kavallerie, darunter auch das mir so bekannte Regiment König, stand und bald darauf rückten sie auch in das Treffen. In langer Kolonne zogen sie still über einen schönen Wiesengrund hin, man hörte kaum die Pferde auftreten; nur die jungen Soldaten bramarbasierten viel, bis ein alter Wachtmeister an die Kolonne hinritt und jene anbrummte: „Braucht lieber eure Säbel, als Mäuler tüchtig, wenn's losgeht. Diesmal gilt's!" In der Tat kam das Regiment noch stark in das Feuer. Ich wollte durchaus mitreiten, aber der Oberst hatte mich bemerkt und wies mich mit großer Entschiedenheit zurück.

Napoleon bekam ich an diesem Tage nicht zu sehen. Dagegen sah ich mit Betrübnis den Generalleutnant Wrede schwer verwundet aus dem Treffen zurückbringen; eine Kanonenkugel hatte ihn an der Hüfte so gestreift, daß man für sein Leben besorgt war.

Die Feuerschlünde waren verstummt, nicht aber das Ächzen und Stöhnen der Schwerverwundeten, denen man überall begegnete. . . . Mein sehnlicher Wunsch, Augenzeuge einer großen Schlacht zu sein, war also erfüllt. Es gab nun Stoff genug zum Nachdenken, auch zu Bildern, wenn Zeit und Umstände es erlaubten. In diesen Tagen sah ich so viele erschütternde Szenen, daß ich kein Verlangen trug, der Armee weiter zu folgen.

XIX

Von den Schlachtenbummlern Dahlmann und Kleist

Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt.

Motto von Kleists Hermannsschlacht.

. . . . Seitdem waren wir eng verbunden und nicht lange, so wanderten wir zusammen aus Dresden fort, der böhmischen Grenze zu. [Ende April.] Wir wollten nicht bei den Sachsen bleiben, die unter Bernadotte gegen Deutschland zogen, Deutschland, das wir um so tiefer im Herzen trugen, je weniger es draußen zu finden war. Unser Vorsatz war, von Böhmen aus nach allen Kräften dahin zu wirken, daß aus dem österreichischen Kriege ein deutscher werde. Nicht daß wir uns mit der Hoffnung auf augenblickliche Erfolge getäuscht hätten; wir verlangten von Österreich nur Ausharren, trotz der Niederlagen, und glaubten an der Haltung der Gebrüder Stadion zu erkennen, daß der Staat entschlossen sei, diesmal seinen letzten Kampf zu kämpfen; wenn dem aber so sei, so werde auch Preußen sich aufraffen aus seinem schmählichen Schwanken zwischen Sein und Nichtsein, das übrige Deutschland aber werde den vereinigten Adlern Österreichs und Preußens folgen. In welchem Lichte Kleist

die Stimmung des anfangs schwachen, allein im wachsenden Drucke erstarkenden deutschen Volks betrachtete, zeigt eine Stelle seiner damals vollendeten Hermannschlacht, die ein treues, wenn auch manchmal grelles Bild der Zeiten aufstellt. Die Barden im deutschen Heere singen:

Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da Varus bei uns eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn,
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein.

Mit Hilfe eines österreichischen Gesandtschaftspasses, der freilich zugleich die Reisenden unauflöslich aneinanderschmiedete, fanden wir, als die Grenze schon abgesperrt war, glücklich Unterkunft in Prag, wo damals alles zusammenfloß, was an den Glauben an die Wiedergeburt Deutschlands sich wagen wollte. Hier begegnete man den Mannschaften des Freikorps, welches der alte landflüchtige Kurfürst von Hessen buntscheckig uniformiert errichtete; die braven Leute lachten selbst über die Zöpfe, die ihnen der blinde Eigensinn des alten Herrn einband; hier sah man die Totenköpfe des vertriebenen Herzogs von Braunschweig wandern und mit jedem Tage ward es voller von ausgetretenen preußischen Offizieren, welche teils österreichische Dienste suchten, teils eine eigene Freischar bilden wollten. Führte mich außer der eigenen Neigung schon die Stellung Kleists, der die ersten Feldzüge des Revolutionskrieges als preußischer Gardeoffizier mitgemacht hatte, vorzugsweise diesen zu, so war es doch keineswegs leicht, mit ihnen in ein richtiges Verhältnis eines offenen und zugleich einträchtigen Gedankenaustausches zu kommen. Denn wenn ich schmerzlich davon durchdrungen war, daß die Politik Preußens seit des großen Friedrichs Tode niedere Bahnen suche, auf welchen weder die Rettung Deutschlands, noch das Sonderheil von Preußen zu finden sei, so ertrugen diese schwer jede Kundgebung solcher Art, sie betrachteten sich noch immer als die alte Phalanx des unsterblichen Königs, der der Sieg nicht fehlen gekonnt, wenn nur diese oder jene Mißbräuche und Mißgriffe nicht im Wege gestanden hätten. So wenig politische Einsicht hierin lag, so flößte doch die menschliche Haltung dieser Männer, ihr ungebrochener Glaube an Preußen wahrhafte Ehrfurcht ein; man mußte sich sagen, hier sei jenes Selbstgefühl in vollem Maße vorhanden, welches politische Größen baut, dessen Eigensinn und höhnisches Übermaß sich vergibt, weil ihm die Fähigkeit jedes Opfers zu bringen zur Seite steht, jenes Selbstgefühl, durch dessen Absterben das Deutsche Reich zugrunde gegangen ist. Als nun aber nach den Regensburger Tagen die gesteigerte Ungeduld uns beide Reisesiamesen näher an die Donau trieb, und wir in den Rayon des österreichischen Heeres traten, wie wurden die Preußen von Jena dort allenthalben als Feige und Weichlinge geschmäht, und die Oberdeutschen,

denen man den Mut ſchon laſſen mußte, als Verräter Deutſchlands an Frankreich! Zwei Tage nach der Schlacht von Aſpern [am 25. Mai] erlebten wir, die das Schlachtfeld zu betrachten kamen, einen ſonderbaren Auftritt. Beim Hin- und Herwandern ſtanden wir der Lobau gegenüber, und ich fragte, auf einen ſchmalen Arm der Donau zeigend, einen Bauern, der Kugeln ſammelte, ob die Franzoſen hier eine Brücke gebaut oder die Furt, die nicht tief ſchien,

Friedrich Wilhelm von Braunſchweig Oels

(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

durchwatet hätten? Der ehrliche Mann verſtand das ſo, als ob ich zu den Franzoſen auf der Lobau hinüberwolle, und machte gleich ſeine Anzeige. Als aber auf den Lärm von zwei Spionen ſich eine große Schar von Soldaten ſchimpfend um uns ſammelte, da war es ein halb trauriger, halb komiſcher Anblick, wie Kleiſt ſeine franzoſenfeindlichen Gedichte aus der Taſche zog und dadurch Wunder zu wirken glaubte. Allein ſelbſt bei den Offizieren tat das keine andere Wirkung, als daß die einen zur Schmach eines ehrenvollen Namens Kleiſten fragten, ob er dem Magdeburger Kleiſt verwandt ſei, die anderen

aber, welche einzelnes in den Gedichten lasen, dem Verfasser Vorwürfe machten, daß er sich in Politik und überhaupt in Dinge mische, die einen guten Untertanen gar nichts angingen. Die Sache selbst war ungefährlich und ward durch den Feldmarschall Grafen Hiller, in dessen Hauptquartier zu Neustädtl wir geführt wurden, unmittelbar mit großer Freundlichkeit beendigt. Bald darauf schwanden die Hoffnungen der Vaterlandsfreude. Die Schlacht von Aspern blieb zur Trauer des tapfern österreichischen Heeres unbenutzt und als der Tag von Wagram kam, zog Kaiser Franz, wenn es anders wahr ist, was Männer von großer Geltung in Österreich erzählen, die Niederlage der Gefahr vor, daß ein Bruder, in dem er mit Verdruß den Liebling des Volks erblickte, zum zweitenmal Sieger sei; denn unmittelbar vom Kaiser, so erzählen jene, kam die Weisung an den Erzherzog Johann, dem Erzherzog Karl nicht zu Hilfe zu ziehen. Wie dem nun sei, die Schlacht ging verloren, und was weit schlimmer, ein Waffenstillstand tat kund, daß auch diesmal nur um der Dynastie, nicht um des treuen Volkes willen gekriegt worden sei. Wir waren wieder nach Prag zurück und saßen gerade im Gasthofe „Zum Erzherzog Karl", der seitdem eingegangen ist, zu Tische, als ein Adjutant des französischen Kaisers, der Herr von Montesquiou, eintrat, der die Nachricht vom Waffenstillstande nach Dresden bringen sollte. Nicht lange, so saß er mit bei Tische und die französisch sprechenden Nachbarn wetteiferten, ihm Artigkeiten zu bezeigen, in dem Grade, daß sie dem Gaste für den Fall, daß er nicht zu sehr eile, sogar wenig ehrbare Nachweisungen erteilten. Neben mir saß inzwischen lautlos einer, der sich mir seit mehreren Tagen als ein Tiroler zu erkennen gegeben hatte, der unter angenommenem Namen im Begriffe sei, nach England abzugehen, um nachdrücklichere Unterstützung mit Geld und Waffen für sein Volk zu erbitten. Als nun die Rede allmählich auch auf den Waffenstillstand kam, bat mich dieser inständig, ich möge nach dem Schicksal seiner Landsleute fragen. Ich überwand mich, ging um den Tisch und stellte die Frage. Der Franzose maß mich mit kaltem Blicke und antwortete: On n'a pas fait mention d'eux. Als ich die Worte hinterbrachte, stand der Tiroler auf und verließ schweigend das Zimmer. Es muß in diesen Regionen die Forderung des Herzens oft schweigen vor dem Gebot der Notwendigkeit; allein bei der österreichischen Regierung war die Scheu vor einem Volkskriege weit mächtiger als der Haß gegen Napoleon. Die österreichische Landwehr, an sich ein waglicher Versuch, war weit tapferer, vor allem aber waren die Tiroler weit hochherziger gewesen, als es sich für gute österreichische Untertanen geziemen wollte.

Dem unrühmlichen Waffenstillstande folgte ein unrühmlicherer Friede [14. Oktober], und das war wohl eine schwere Zeit von langen drei Jahren, die jetzt kam. Man mußte sehr weltverständig sein, um die sparsamen Hoffnungssterne, die dennoch durchblickten, zu erkennen. Ich war das nicht, bloß eine allgemeine Zuversicht, die bessere Sache des Vaterlandes müsse siegen, verließ mich nie.

(Dahlmann.)

Der Herzog von Braunſchweig Oels mit der ſchwarzen Legion in Spanien erteilt ſeine Orders zum Angriff

Stich von Fleiſchmann
(Körnermuſeum in Dresden)

XX

Die letzten Zuckungen der Tiroler Erhebung

Hochherzig Volk, Genosse größrer Zeiten!
Du sinkst nun in der eignen Häuser Brande,
Zum Himmel noch gestreckt die freien Hände.

O Herr! laß diese Lohen wehn, sich breiten
Auffordernd über alle deutschen Lande,
Und wer da fällt, dem schenk' so glorreich En

Eichendorff: An die Tiroler (1810).

1. Niederlage Léfèbvres am Berge Isel vom 13. August. (Haspinger.)

Die Nacht um 2 Uhr las Joachim in Mutters den 13. August heilige Messe, . . . rückte bei der Nacht bis auf die Anhöhen des Berges I und erteilte den Schützen die Generalabsolution.

Bei annähernder Morgenröte ließen sich schon hin und wieder Stutzenschü und kleine Pelotonfeuer hören; bis gegen 6 Uhr öffneten sich die Feu schlünde von allen Seiten. Gleich beim ersten Sturm gelang es dem Joach [Haspinger] den Feind bis zur letzten Vogelthön [Vogeltenne] und Sch Sarenthein [bei Innsbruck] zurückzudrängen, wurde aber durch frisch anko mende Bayern wieder bis auf den alten Posten zurückgeworfen; und so wu dieser Posten bald von den Tirolern, bald von den Bayern behauptet. Z zählten schon gegen 11 Uhr mehrere Tote und Blessierte, von 11 bis 12 U war der Kanonendonner und das Stürmen am heftigsten, weil der Her von Danzig ganz frische Korps vorschickte. Gegen die Gallwiese her droh sie durchzubrechen, um die Tiroler von allen Seiten abzuschneiden und z zuschließen.

Aber auch diesmal konnten sie den Tiroler Kolben und Fäusten nicht wid stehen. Bei 400 wurden auf einem Posten totgeschlagen, die Flüchtenden a durch Stutzenschüsse beinahe alle zusammengefeuert. Auf diese angestrengte u grausame Arbeit fanden die Leute des Paters eine kleine Ruhe; sie benutz selbe, um ihre von Hitze und Pulverrauch ganz erstarrten Zungen mit Wa und Wein zu erquicken, welches ihnen die tapferen Weiber der herumliegen Gegenden bis auf die ersten Posten hintrugen.

Die Ruhe dauerte aber nicht lange und die darauffolgende Arbeit kos uns noch mehrere Anstrengung und Vorsichtigkeit, weil der Marschall Her von Danzig [Léfèbvre] in eigener Person den letzten Versuch und Sturm a acht Seiten her auf uns machte. Es dauerte gegen drei volle Stunden, weder die Tiroler noch die Bayern einen Schritt von ihrem Posten wich Endlich aber wollte uns Léfèbvre durch einen Hohlweg gegen die Gallwiese her wo sie nur auf Händen und Füßen ganz leise heraufkrochen, umgehen, wur aber gleich von der ausgestellten Schildwache entdeckt. Wir ließen sie gegen 15 Schritte an uns heranrücken, darauf gaben 300 Mann Tiroler besten Schützen Peloton und gingen mit umgekehrten Kolben auf sie los; wenig Mann hatten das Glück, davonzukommen, alle übrigen blieben tot o schwer blessiert zurück; dem Marschall selbst ging es sehr nahe ans Leben, die eilfertige Flucht rettete ihn mehr. Nach diesem so nachteiligen Verl

Marie Luiſe,
Napoleons zweite Frau, Tochter des Kaiſers Franz
Stich von Fleiſchmann nach dem Gemälde von Kreuzinger
(Berliner Kupferſtichkabinett)

nahm das heftigste Feuer ein Ende, die kleinen Attacken erhielten sich bis gegen 10 Uhr in die Nacht. Joachim zählte etliche 20 Tote und gegen 49 Blessierte; der bayerische Verlust läßt sich nicht bestimmen, weil sie alles, was sie nur konnten, hinwegschleppten, vergruben oder gar in den Inn warfen. Daß aber deren Anzahl von einer ziemlichen Bedeutung gewesen sein muß, läßt sich leicht schließen, weil sie nach aller angestrengten Hinwegschleppung dennoch 1700 Blessierte zurücklassen mußten . . . .

. . . . Der 13. August war es, der dem sonst allzeit siegesgewohnten Herzog von Danzig den letzten Stoß und dem Kern seiner Korps den Rest gab. Den 14. August in aller Früh zündeten heimlich [aus Innsbruck] herausgeschlichene Bayern die dortigen Vogelthönen samt dem Schloß Sarenthein an, mußten aber ihre Vermessenheit mit dem Tode büßen. Den ganzen Tag hielten sie sich ruhig und sahen bei dem Stadttore heraus. Den 15. August, als am Maria-Himmelfahrtstage, zogen sie sich vor Anbruch des Tages von der Gegend Innsbruck hinweg, nur fand man noch hin und wieder einzelne Bayern, welche es verschlafen hatten.

2. Die Friedensnachricht und die letzte Berg Iselschlacht am 1. November 1809. (Landschützenmajor Sieberer.)

Den 29. [Oktober] kam der Freiherr Joseph von Lichtenthurn als Friedenskurier beim Sandwirt Hofer an und brachte in Zeitungen und auch in einem Schreiben des Erzherzogs Johann die offizielle Nachricht, daß wirklich Friede geschlossen, Tirol aber als kein Teil des Hauses Österreich mehr zu betrachten sei, jedoch dem Lande dringend geraten werde, daß selbes sich nicht nutzlos aufopfern, sondern dem unwiderstehlichen Geschick des größten Herrschers sich fügen möge! — Der Sandwirt teilte dieses allen Kommandanten mit, mit der Bemerkung, daß alles fernere Blutvergießen aufhören solle, und die erforderlichen Unterhandlungen bereits angeknüpft seien, jedoch solle die Mannschaft auf ihren Posten stehen bleiben und Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn der Feind angreifen sollte. — Ich lag mit dem Speckbacher am Feuer auf dem Rock, als wir dies Schreiben bekamen. Wir waren wie vom Donner getroffen, und keiner wußte, was anfangen? Ich machte mich auf und ritt eilends zum Hofer, ob es denn mit dem Frieden seine Richtigkeit habe und wo denn der Friedensbote sei? Wegen den Frieden gab er ausweichende und unbestimmte Antworten — „der Lichtenthurn sei schon nach Haus auf Meran". — In der Nacht hatte der Lichtenthurn sein gewöhnliches Übel, die fallende Sucht, bekommen. Dieses wurde sogleich von einigen Tollköpfen als eine offenbare Strafe Gottes ausgeschrieen, weil der ganze Frieden ein bloßes Lügenwerk und auch der Lichtenthurn ein erkaufter Verräter sei! Nachdem ich längere Zeit hin und her fruchtlos mit dem Sandwirt Hofer geredet, sagte er endlich zu mir: „Die Feinde halten kein Wort. Ich will noch einen allgemeinen Angriff machen, und zwar am Allerheiligen- und Allerseelentag." — Der Plan war, daß der Fierler von den Höttinger Anhöhen herunter den Feind auf Mühlau werfen und zugleich infolge gewisser Einverständnisse die

Der Tiroler Landsturm

aus Silhouetten, lithographiert von Tobias Fricker

Franzosenzeit.

Mühlauer Brücke und das Dorf in Flammen stehen sollte. Dieses wäre das Signal zum allgemeinen Angriff.

Ich verfügte mich sogleich zum Speckbacher. Wir bereiteten alles zum Angriff, sprachen den Leuten Mut ein und versahen sie mit allem Notwendigen. Vor Tagesanbruch teilten wir unserer Mannschaft Fleisch und Wein aus, Speckbacher blieb in der Gegend von der Hallerbrücke und ich begab mich zu dem Schloß Ambras, wo wir mit Sehnsucht das Signal zum Angriff abwarteten. Es brach endlich der Tag an und man hörte keinen Schuß auf der Höttinger Anhöhe, auch war ein starker Nebel, daß man kaum 200 Schritte sehen konnte. Unter Begünstigung dieses Nebels stellte der Feind 40 Kanonen auf einen Punkt gegen die Verschanzungen des Berges Isel. Viele Regimenter Infanterie und Kavallerie formierten eine Schlachtordnung; auf einmal, als sich der Nebel ein wenig aufgezogen hatte, fing aus allem Geschütz des Feindes ein schreckliches Feuer auf unsere Verschanzungen an, welches ungefähr eine Stunde lang anhielt, und zu gleicher Zeit stürmten die feindlichen Bataillons leichter Jäger auf den linken Flügel unserer Position in der Gegend des Hufselhofes, die in den dortigen Schanzen befindlichen Stubaier und Innsbrucker Schützen wurden zum Weichen gebracht, die Bayern benützten diesen für sie günstigen Augenblick, umgingen die Hauptschanzen des Berges Isel und stürmten im Rücken und Flanken mit solchem Ungestüm, daß sich unsere Leute schnell zurückziehen mußten. Nachdem der Berg Isel verloren war, fing erst der Fierler seinen Angriff, mit gar keinem Erfolg, an und zog sich auch bald wieder zurück. Der Feind, sobald er den Berg Isel forciert hatte, griff mit einem starken Kanonenfeuer am Paschberg und Ambras an, ging über den sogenannten Garbersteg und wollte mich ganz abschneiden, allein die Bauern, so alle Wege gut kannten, zogen sich glücklich auf die Anhöhen des Berges zurück und mancher Feind wurde noch im Wald ein Opfer des Todes.

Da auf oberwähnte Weise der Berg Isel und mit selbem die ganze Position in der Gegend von Innsbruck verloren war, und die weitern Nachrichten von dem Verlust der Schanzen bei Scharnitz, das Vordringen des französischen Generals Rusca im Pustertal und des Generals Vial in Bozen eingingen, so dachte ich, daß ein längerer Widerstand mehr schädlich, als nützlich sein wird, und daß durch eine derlei Widerspenstigkeit selbst das Haus Österreich, welches uns den Friedensschluß mit Frankreich und denen Alliierten förmlich mitgeteilt hat, kompromittiert würde.

3. Der Streit um die Fortführung des Kampfes im November 1809. (Sieberer.)

Der Sandwirt und alle Anwesenden glaubten, es sei nichts mehr übrig, als den Kommandanten zu schreiben, daß die Leute ruhig nach Hause gehen und sich in den Willen Gottes geduldig ergeben sollen. Es wurden also zu diesem Zwecke mehr als 30 Schreiben verfaßt, dieselben von Hofer unterfertigt und den Kommandanten durch Expressen zugesendet, auch wurde beschlossen, diesen Vorgang den französischen und bayerischen Vorposten durch Parlamentär zu eröffnen und ihnen zugleich eine Abschrift des Vizekönigs,

worin den Tirolern allgemeine Amnestie, Sicherheit der Personen und des Eigentums zugesichert war, mitzuteilen. Zum französischen Vorposten wurde ein Passeirer geschickt, zu den bayerischen hingegen wollte sich kein Mensch gebrauchen lassen, weil schon zwei derlei Parlamentärs nicht wieder zurückgekommen sind. Der Sandwirt ging also auf mich zu und sagte: „Bruder, du hast mir schon öfters Gefälligkeiten erwiesen, sei so gut und übernehme das Schreiben an die Bayern nach Steinach, es kann dir ja nichts geschehen, du bist ohnehin ein Unterländler und kannst mit dieser Gelegenheit auch deine Leute in der Gegend, wo du bekannt bist, beruhigen, damit kein weiteres Unglück mehr geschieht; bevor du aber nach Österreich abgehst, möchte ich noch gerne mit dir reden." — Ich sagte darauf: „Du weißt ja, daß ich jederzeit meinen Vorgesetzten mit Bereitwilligkeit Folge geleistet habe, ich werde dieses Schreiben richtig einliefern. — Wo werde ich dich aber ferners antreffen, damit wir alles wegen der österreichischen Reise verabreden können?" Er sprach darauf: „Ich gehe heute nacht noch nach Passeier in meine Heimat, und dahin kannst du mir allemal schreiben, weil es jetzt wohl ruhig werden wird, denn ich werde dir zuliebe wohl auch eine Strecke Weges gehen, wo wir zusammenkommen werden." Wir gaben einander im größten Schmerz die Hand und beurlaubten uns traurigst. Ich konnte aber in der finstern Sturmnacht und Schneegestöber den Brenner nicht mehr erreichen, sondern mußte in Gossensaß bleiben.

Am 9. November vor Tagesanbruch machte ich mich auf den Weg, konnte aber wegen der abgebrannten Brücken erst um Mittag in Steinach anlangen. Als ich nun zu den aufgestellten Posten kam und meinen Brief vorzeigte, wurde ich in das Posthaus zu Steinach zum Herrn Generalen, Grafen Beckers, geführt. Dieser empfing mich mit rauhen Worten, wollte mich verhaften und sagte: „Jetzt lasse ich mich von den Bauern nicht mehr betrügen." — Ich erwiderte: „Herr General, ich bin ein Parlamentär. Ich komme diesen Augenblick aus Villach vom Vizekönig zurück, und dieser hat uns allen feierlich Amnestie zugesichert." Nun ließ mich der General durch einen Offizier nach Innsbruck begleiten. Der kommandierende Graf Erlon-Drouet empfing mich sehr höflich, sagte, daß er vom Vizekönig schon alles wisse und daß niemanden, der sich ruhig verhalte, das mindeste Leid widerfahren solle. — Meine Person betreffend, sollte ich nur nach Kufstein abgehen und den Inntalern sagen, daß es mit dem Frieden seine volle Richtigkeit habe, im widrigen Falle müßte ich für alle Exzessen mit meiner Person haften. In Begleitung eines sächsischen Offiziers unternahm ich die Reise nach Kufstein und langte den 11. November abends daselbst an, der dortige Kommandant, Oberst von Aicher, war zufällig selbst auf der Torwacht gegenwärtig, als ich aus dem Wagen stieg. Er fuhr mich heftig an, sagte unter andern, er werde mich als Anführer der Rebellen henken lassen, und fragte, ob ich einen Paß oder Marschroute habe? Ich antwortete kurz: „Aufzuwarten," und gab selbem meine Briefschaften; als er aber den französischen Paß erblickte, wurde er höflicher, behielt meine Briefschaften zurück und wies mir Quartier bei meinem Vetter Sieberer, dem Traubenwirt, an.

Den 12. mußte ich in aller Frühe zu ihm kommen, er gab mir höflich die Brieftasche zurück und dann erlaubte er, daß ich nach Langkampfen mich zu meiner Familie begeben könnte. — Ich war nun in meinem Haus und glaubte, ein wenig auszuruhen, allein den 14. November erhielt ich in der Nacht durch Expressen den Befehl, sogleich nach Innsbruck zum kommandierenden Grafen Erlon-Drouet mich zu begeben und mußte noch diese Nacht abreisen.

Den 15., vormittags 10 Uhr, war ich schon in Innsbruck, begab mich sogleich zum Generalen, welcher sagte, daß im Oberinntal die Bauern noch unruhig wären, weil sie vielleicht den abgeschlossenen Frieden nicht wissen, oder denselben nicht glauben wollen, daher gibt er mir den Auftrag, sogleich dahin abzugehen und die Leute zu beruhigen, weil ich als Tiroler allerdings dieses zu tun verpflichtet sei.

Dieser Auftrag war mir gar nicht lieb, gehorchen mußte ich und das wollte ich tun. Ich entschloß mich, dem Sandwirt zu schreiben, daß er möchte nacher Nauders kommen, und ich werde über Imst und Pfunds auch daselbst eintreffen. Diesen Brief übersendete ich durch gute Gelegenheit über Sterzing, den Jaufen in das Passeier Tal. —

. . . . Den 17. in der Frühe trat ich wieder meine Reise an und glaubte bis Mittag den Sandwirt in Nauders zu sehen; Herr Penz von Ried war mein Fuhrmann . . . wir kamen eine Viertelstunde vor Pfunds, ich sahe, daß einige Schützen dort aufgestellt seien, machte mir aber nichts daraus, denn ein ehrlicher Mann darf sich vor keinen Menschen scheuen, was mein allgemeines Glaubensbekenntnis ist. — Ich kam wirklich zum Posten und wurde gefragt, wo ich her sei und wo ich hin wolle? Ich antwortete: „Zum Sandwirt nach Nauders." Sie sagten: „Der Sandwirt ist nicht zu Nauders, er ist beim Volk. Geh nur zu unserm Kommandanten, der wird dir's schon sagen, wo der Sandwirt ist?" Nun begleiteten mich mehrere Bewaffnete nach Pfunds zur Tschottin. Ich ging ins Haus hinein, fragte nach dem sogenannten Kommandanten Andreas Dilitz, der mich in Bitterkeit fragte, wer ich bin, wo ich herkomme und wo ich hinreisen wolle? Ich sagte, daß ich zum Sandwirt gehe, und mit ihm zu reden habe, wollte auch meine Vollmacht von demselben vorweisen und die Abberufung der Kompagnien samt den abgeschlossenen Friedensvertrag. — Wie ich nur das Wort „Frieden" sagte, schlug und stoßte alles auf mich zu, so zwar, daß ich ohnmächtig zu Boden fiel und dann erst, als ich schon einige Zeit auf der Straße lag und das Blut von mir strömte, zu mir selber kam. Ich weiß also bis dato nicht, wie ich aus dem Haus der Tschottin auf die Straße gekommen bin: gänzlich von allem beraubt, voller Schläge, hörte ich nichts anders, als das Mordgeschrei: „Er ist noch lebendig, wir müssen diesen Spitzbuben ganz umbringen." Auf ein neues wurde ich wieder gepackt, geschlagen und zwei Schuß auf mich getan, wo mich aber keiner traf. Endlich kamen zwei Männer und hielten die auf mich stoßten, ab mit den Worten: „Laßt ihn jetzt gehen, er hat so schon genug, wir wollen ihn zum Sandwirt führen, weil er dahin verlangt," und auf diese Art transportierten sie mich nach Nauders, von da nach Graun, wo

der Karl Maler und Joseph Behem, Fischmeister von Hall, gleichfalls eine Art von Kommandantschaft übten. —

Diese Männer machten mich los, weil sie mich kannten, und stellten mir die meisten meiner Sachen wieder zu, bedauerten aber zugleich, daß ich so übel zugerichtet, und erzählten, wie der Sandwirt plötzlich von neuem die Waffen ergriffen und alles Volk wiederum aufgefordert habe. Den 18. in der Frühe sprach der Joseph Behem zu mir, ich solle nicht zum Sandwirt, sondern bei ihm bleiben, welches auch mein Wunsch war.

Den 19. kam Martin Fierler (ein Salzaufleger von Hall) als Oberkommandant und befahl dem Baldauf in Graun, mich neuerlich zu arretieren und wohlverwahrter nach Passeier zum Sandwirt zu bringen. Der Marberger gab zu meiner Arretierung den schriftlichen Befehl, der auch vollzogen wurde. — Martin Fuchs und Joseph Folie von Reschen nahmen mich in Verwahrung, setzten sich zu mir auf den Wagen und fuhren Meran zu. Auf den Abend kamen wir daselbst an und den andern Tag, nämlich den 20., mußte ich zu Fuß den Weg nach Passeier antreten. Nachmittags, ungefähr um 4 Uhr, traf ich an der Kellerlähn in einem Häuschen den Sandwirt an, er saß bei dem Tische und bei ihme der Student Schwed samt noch mehreren Bauern, von denen einige bewaffnet waren. -- Bei meiner Ankunft grüßte ich den Sandwirt und sprach zu ihm: „Nach einer beschwerlichen Reise habe ich dich endlich gefunden.“ Er sagte: „Ganz verwirrt bin ich, leider bin ich selber meines Lebens nicht mehr sicher, sonst würden mich diejenigen Leute totschlagen; gezwungen wurde ich neuerdings, die Waffen zu ergreifen, und dich samt dem Dannei totschießen zu lassen, weil ihr gleichfalls die Friedensnachricht geglaubt und dieselbe verbreitet habt.“ — Wie der Hofer mit der größten Bewegung und Verzweiflung sprach, kamen mehrere Bauern, die, da selbe mich sahen, zum Sandwirt sagten: „Ist das der Sieberer, welcher gesagt hat, daß der Kaiser mit den Franzosen Friede gemacht hat?“ Der Sandwirt sagte: „Ja.“ Die Bauern erwiderten: „Das mag wohl der größte Spitzbube sein; den und alle, die vom Frieden sprechen, mußt du totschießen lassen.“ - Der Sandwirt befahl, mich gut einzusperren, und sagte: „Es wird so lang nicht mehr dauern, denn sobald der Dannei anhergebracht wird, werdet ihr alle beide sogleich totgeschossen. Du kannst dich nur zum Tode bereiten.“ — Die Bauern führten mich fort zum Wirt nach St. Martin und dort wurde ich eingesperrt. -- Ich hörte in meinem Arrest, daß ein Bataillon Franzosen über den Jaufen nach St. Leonhard in Passeier marschiert sei, diese waren gänzlich alldort eingeschlossen, geschlagen und hatten den 23. kapituliert. Diese wurden also den 24. nach St. Martin und dem Schloß Tirol transportiert.

Den 24. in der Frühe wurde auch der Dannei zu mir ins Arrest gebracht, welcher mich mit den Worten tröstete und ermunterte: „Bruder, sei getrost; läßt uns der Sandwirt totschießen, so sterben wir unschuldig für das Vaterland! Auch die Geschichte wird es einmal zeigen, daß wir unschuldige Opfer der Volkswut geworden sind, und Gott wird unsern Tod als ein Versöhnopfer für unsre Jugendsünden aufnehmen.“ . . . . Gegen Abend kam ein Haufe Bayern mit zwei Sterzinger Arrestanten, einen dritten hatten sie in St. Leon-

hard totgeschossen. Diese sagten: „Nun haben wir die zum Tode Verurteilten. Jetzt wollen wir sie hinausführen und totschießen.“ Dannei hörte auch dieses und sagte: „Nun ist es um unser Leben geschehen,“ und die Bauern rissen uns durch das Arrestzimmer hinaus. — Im Hinausgehen hörte ich ein Murmeln, daß die Feinde neuerdings über den Jaufen kommen, und daß die Gefangenen gleich abgeschlagen oder totgeschossen werden sollen. Ein Silberarbeiter von Sterzing war auch unter uns gefangen; der sagte zu mir: „Gehe doch schneller“ (denn ich hatte kaum so viele Kräfte, daß ich gehen konnte). — Als wir nun in dem alten Schloß nächst St. Martin anlangten, wo wir unser Leben enden sollten, kam ein Mann, der sagte: „Bis ein neuer Befehl kommt, sollen diese Gefangenen (auf uns deutend) nicht erschossen werden!“ Es war nun Abend, das französische Lager in St. Leonhard vermehrte sich immer, die Bauern wurden mutlos, die Wächter kamen zu uns, baten uns um Verzeihung und in diesem unerwarteten Augenblick waren wir Gefangene gänzlich frei.

XXI

Politische Ergebnisse

Bonaparte war seinen Zeitgenossen, was unseren Voreltern der Teufel, und allen Völkern das böse Grundwesen: das Außerordentliche in Kraft, Geist und Verruchtheit.

Erzherzog Karl in den Aphorismen.

Nach dem, was wir erlebten, können wir an feste Ausdauer nicht mehr glauben, und wenn man nach dem ersten neuen Unglücke, vielleicht nach wenigen Wochen, wieder an Frieden dächte, dann ist es ebenso gut, ihn gleich abzuschließen.

Clausewitz am 19. Oktober 1809 an seine Braut.

1. Der Friede von Schönbrunn. (Boyen.)

Der Friede von Wien oder Schönbrunn entriß für dieses Mal den preußischen Staat einer Menge noch zu erwartender ähnlicher Unannehmlichkeiten, wie die eben erzählte, da die Keime dazu überall zerstreut lagen.

Österreich hatte bei diesem Friedensschluß offenbar sein Spiel zu früh aufgegeben, denn wenn auch Rußland bereits den Krieg, jedoch mit geringen Kräften, begonnen hatte, so war es doch gar nicht anzunehmen, daß Alexander zur Zerstörung der österreichischen Monarchie definitiv mitgewirkt haben würde, er wollte durch seinen Kriegeszug eigentlich nur zum Schein seine eingegangenen Verbindlichkeiten retten.

Die ursprünglichen Rüstungen Österreichs waren auf einen allgemeinen Volkskrieg berechnet, aber im Laufe des Feldzuges hatte man dies sichtlich vergessen und glaubte nach dem Verlust von ein paar Schlachten, die doch eigentlich nur das Linienmilitär und die schnell eingeschulte Landwehr geschlagen hatte, alles verloren. Nur selten entwickelt sich in den absoluten Regierungen die zu einem Volkskriege nötige geistige Kraft; sie beben in dem letzten Augenblick vor der Ausführung eines solchen Entschlusses, und das kann uns nicht wundern, wenn man bedenkt, was für verweichlichte, schlaffe Naturen der größte Teil

der fürstlichen Ratgeber sind. Der Schlüssel zu Napoleons Siegen liegt hauptsächlich in zwei Dingen, einmal, daß man es aus Unbehilflichkeit und Knauserei verabsäumte, den gegen ihn unternommenen Rüstungen von Hause aus die größtmöglichste Ausdehnung zu geben, und daß zweitens bei dem ersten Waffenunglück die Minister und Kammerherren gewöhnlich verzagten. Man muß nie eher einen Krieg unternehmen, als bis man die Überzeugung gewonnen hat, daß die dem Staate wirklich drohende Gefahr das Sühnopfer von einigen tausend Menschenleben fordert; hat man diesen Entschluß aber einmal gefaßt, dann muß man ihn auch männlich durchführen, und es ist auf jeden Fall besser, ehrenvoll zu sterben als besiegt schmähliche Fesseln zu tragen.

Der Friede war in vieler Beziehung für Napoleon sehr erwünscht, nicht allein daß er Österreich durch den Verlust bedeutender Länderstrecken eine tiefe Wunde schlug, es auf lange Zeit lähmte, so gelang es ihm auch, durch den Erwerb von Triest diesen Staat nun ganz vom Meere zu isolieren, und das war in Beziehung auf die Verhältnisse zu England nicht unwichtig. . . .

Der wichtigste Vorteil des Friedens für Napoleon aber war unstreitig die dadurch gewonnene Freiheit, seine ganze Kraft wieder nach Spanien wenden zu können, wo der Volkskrieg durch das Zutreten der Engländer unter Wellington einen immer ernsthafteren Charakter annahm und Begebenheiten erzeugte, die den Glauben an die Unbesiegbarkeit der Neufranken mächtig erschütterten.

2. Gentz' Urteil. (Aus einem Briefe an Stein: vom 27. August 1809.)

. . . Es ist sonderbar, daß ich gerade in dieser letzten, einer der verzweifeltsten Epochen unserer unglücklichen Zeit und mitten unter diesen niederschlagenden Katastrophen mehr als je zuvor in dem Glauben stark geworden bin, daß die Unterjochung Europas nicht gelingen kann. So wenig wahre Größe auch in dem Zeitalter liegen mag, der Tyrann ist doch zu klein, um dieses Zeitalter zu bezwingen, der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig, er kann es nicht durchsetzen. Wir erleben seinen Untergang, und keine Offenbarung ist mir gewisser. Das Mißlingen dieses Kriegs ist freilich ein entsetzliches Übel, doch weit mehr wie es mir scheint, ein negatives als ein positives. Der Stoff zum Widerstand bleibt und der Geist hat eher gewonnen als verloren. . . . Wir sind nur verloren, wenn wir uns verloren geben.

3. Gneisenau an seine Frau.

Stockholm, 15. Jan. 1810.

Du kennst meine Ansicht der Politik in Europa. Ich halte die alten Regierungen für verloren. Zwar ist durch die Wendung des Feldzuges an der Donau und in Mähren die Todesstunde noch um etwas hinausgeschoben worden; allein sie scheint mir deswegen nicht weniger gewiß. Ein Mann mit solchen Talenten und solcher Gewalt wie Napoleon, mit einer solchen Kenntnis der ihm entgegenstehenden Höfe und der Nichtswürdigkeit der meisten Menschen, und mit einer solchen Verwegenheit wird und muß seine Pläne zur Reife

bringen, ſofern er das Leben behält. Er wird das feſte Land von Europa unterjochen, weil er den kräftigen Willen dazu hat, und die alten Herrſcher werden zugrunde gehen, weil keine Einheit in ihren Maßregeln und keine Kühnheit zum Entſchluſſe da iſt. Von allen Regenten, die ihre Throne verlieren werden, beklage ich nur unſern König. Er hat den feſten Willen gehabt, ſein Volk glücklich zu machen, und hätte dies auch in einem weniger ſtürmiſchen Zeitalter bewirkt; ſo aber fiel, zu ſeinem Unglück, ſeine Regierung gerade in die ſchwierigſte Epoche, die jemals die Geſchichte aufzeichnete, und unter den gegebenen Verhältniſſen von Ereigniſſen und Perſonen konnte es ihm kaum gelingen, zwiſchen den mannigfaltigen Klippen hindurchzuſchiffen.

„Das iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe"

(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

Dritter Abschnitt

Die Zeit der Hardenbergschen Reformen

Die preußische Politik von 1809 hatte in ihrer Halbheit dem Staate nirgends Freunde erworben, und so viel hatte Napoleon zum mindesten sehen können, daß er in Preußen kein unbedingt fügsames Werkzeug fand. Schon deshalb hielt er es für gut, allen Widerstandsgelüsten mit finanziellem Druck zu begegnen. In Preußen war nach Steins Fall Stagnation eingetreten, und das einzige, aber nur scheinbar freudige Ereignis, die Rückkehr des Königspaares nach Berlin, bedeutet tatsächlich nur die Unterwerfung in Napoleons Willen. Preußischer Ministerpräsident ist damals Graf von der Goltz, ein unbedeutender Mensch, Einäugiger unter Blinden allerhöchstens, ein Hofmann, der neben Stein verschwand und sich später auch Hardenberg ohne weiteres unterordnete. Im Frühjahr 1810 hat das Ministerium Goltz, Dohna, Beyme, Nagler, Altenstein abgewirtschaft. Es vermag die für den Staat nötigen Geldmittel nicht aufzubringen und ist bereit, die fällige Kriegsschuld durch Abtretung Schlesiens an Frankreich zu decken. Der Mann, von dem man Hilfe erwartet, in den besonders die Königin ihr Vertrauen setzt, ist Hardenberg. Er übernimmt am 4. Juni 1810 mit weitgehender Machtbefugnis die Leitung der Geschäfte. Er wird Staatskanzler und zugleich Minister des Innern und der Finanzen.

Hardenberg war ein Diplomat der alten Schule, aber von großer Vorurteilslosigkeit. Durch die Zeit vor 1806 war er keineswegs ohne Irrtum hindurchgegangen und nur dem Zufall hatte er kurz vor der Katastrophe eine plötzliche Popularität zu verdanken. Was er jetzt zu geben hatte, war ein klares wirtschaftliches Programm, das er sich an französischen Vorbildern und an Adam Smiths Lehre gebildet hatte und mit Beharrlichkeit und Konzilianz zugleich vertrat. Was er aber nicht besaß, das war Steins starker Glaube an die politischen Fähigkeiten des Volkes. Er hatte noch zuviel vom Bureaukraten, zuwenig vom organischen Reformer in sich. So hat er die Verfassungsfrage, wenngleich von ihm die Zusage einer Volksvertretung vom 27. Oktober 1810 stammt, während seiner ganzen Amtsdauer opportunistisch behandelt.

Sicher aber schaffte er für den Moment Ruhe vor Napoleons Ansprüchen, er schaffte Geld. Die Einkommensteuer, zu der er sich später doch entschließen mußte, lag anfänglich nicht innerhalb seines Programms. Zunächst wollte er nur an die Stelle der verschiedenen Steuer-

ſyſteme für Adel, Bürger und Bauern eine gleichmäßige indirekte Beſteuerung in Form von Verbrauchsabgaben einführen und damit im Sinne des Steinſchen Septemberedikts eine weitere wirtſchaftliche Schranke zwiſchen den Ständen beſeitigen. Er hat nicht alles nach dieſem Grundplane durchſetzen können und beſonders zu einer unterſchiedlichen Behandlung von Stadt und Land zurückkehren müſſen; denn er war nicht der Mann, der einer heftigen Oppoſition zu trotzen verſtand.

Immerhin tat der Staat einen Ruck nach vorwärts. Die Gewerbefreiheit wurde proklamiert und den Bauern durch das Regulierungsedikt vom 14. September 1811 gegen Entſchädigungen an die Gutsbeſitzer zur perſönlichen Freiheit noch freies Grundeigentum gewährt, wobei freilich zu bemerken iſt, daß auch dieſe Beſtimmung nach einigen Jahren weſentliche Einſchränkungen erfuhr.

Weniger planmäßig als die innere war Hardenbergs äußere Politik. 1811 wiederholt ſich die Situation von 1809 in verſchärfter Form. An die preußiſche Regierung tritt die Notwendigkeit heran, ſich zwiſchen Frankreich und Rußland zu entſcheiden. Wie 1809 auf Rußland, ſo blickt man jetzt auf Öſterreich. Wenn überhaupt losſchlagen, dann nur im Bunde mit den beiden Oſtmächten. Aber dieſe Koalition iſt bei dem Mangel an gegenſeitigem Vertrauen zwiſchen allen Beteiligten noch undenkbar. Es iſt hervorzuheben, daß Hardenberg auch bei dieſer Lage eine Zeitlang für den Anſchluß Preußens an Rußland eingetreten iſt (2. November 1811), aber er läßt ſich ſchließlich zu der Meinung Friedrich Wilhelms hinüberziehen, und am 24. Februar 1812 wird von Kruſemark, dem preußiſchen Geſandten in Paris, ein Vertrag mit Frankreich unterzeichnet, in dem ſich Preußen zur Stellung eines Korps von 20000 Mann gegen Rußland verpflichtet.

Und ſo bleibt denn wohl das Erfreulichſte, was in dieſer Zeit im preußiſchen Staate geſchah, die Reform auf dem Gebiete des Erziehungsweſens. Der perſönlichen Initiative Jahns iſt das Aufkommen des Turnens zu danken. Wilhelm von Humboldt, der Gelehrte und Staatsmann, ſchuf mit größtem kulturpolitiſchen Verſtändnis und feinſtem diplomatiſchen Takt die Univerſität Berlin. Er, der Klaſſiziſt, gewann führende Geiſter der neuen romantiſchen Schule, wie Fichte und Savigny. Noch auf die Steinſche Zeit geht die Fürſorge für Volksſchul- und Lehrerbildungsweſen zurück, und ein anderer Neuhumaniſt, Süvern, entwarf den Plan eines preußiſchen Schulgeſetzes und brachte allein faſt ein Werk zum Abſchluß, das bis heute unvollendet geblieben iſt.

So gibt es aus jener Zeit noch Leitungslinien, die auch zu uns, den Jetztlebenden, große Gedanken und vorwärtsdrängende Energie herüberführen können.

Königin Luise im späteren Lebensalter

Gemälde von Wilhelm Schadow aus dem Todesjahre, von Friedrich Wilhelm III. wegen seiner Ähnlichkeit geschätzt

(Hohenzollernmuseum)

XXII

Die Rückkehr des Königspaares nach Berlin

Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen.
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein!
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen;
Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Türmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneu'n;
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bess're Güter in den Staub zu sinken.

Heinrich von Kleist, An Friedrich Wilhelm III. zur Feier seiner Rückkehr nach Berlin.

Endlich nach dem, 1809 an dem ominösen 14. Oktober zu Schönbrunn abgeschlossenen Frieden trat der König im Dezember, in Begleitung der Königin seine Rückreise nach Berlin an, woselbst sie am 23. desselben Monats mittags 1 Uhr unter Glockengeläute von allen Türmen Berlins und dem Donner der Kanonen ihren feierlichen Einzug hielten. Der König an der Spitze seiner Garden zu Pferde, hinter ihm die Königin in einem mit acht Pferden bespannten prächtigen Staatswagen, ein Geschenk der Stadt Berlin. Der Kronprinz und dessen Bruder, der jetzige Prinz von Preußen, marschierten mit den Garden ein; die jüngeren königlichen Kinder im Wagen der Königin.

Dies mit anzusehen war ich nach Berlin gegangen. Das schönste Wetter verherrlichte den Zug als eine Begrüßung von oben herab. Ganz Berlin war auf den Beinen; von dem jetzigen Königstore, welches seitdem diesen Namen führt*), bis zum Palais des Königs waren alle Fenster und Dächer der Häuser, wo der Zug vorbeikam, besetzt. Der Enthusiasmus, womit das allgeliebte Herrscherpaar empfangen wurde, war unbeschreiblich; das Vivatrufen nahm kein Ende. Kein Auge war trocken von Tränen der Rührung und Freude. Wie innig und fest knüpft das Unglück die Bande zwischen Fürst und Volk, wenn gegenseitige Liebe und Vertrauen sie umschlingt! — So ging es bis zum Palais ohne Unterbrechung fort.

Als der König den Prinzen Ferdinand, Bruder Friedrichs des Großen, der sich vor dem Palais aufgestellt hatte, erblickte, sprengte er im Galopp auf ihn zu, sprang vom Pferde und umarmte ihn. Ebenso verließen der Kronprinz und sein Bruder ihre Züge, als sie ihres Cousins, des Prinzen von Oranien, ansichtig wurden, auf den sie losstürzten und ihm um den Hals fielen.

König und Königin erschienen hiernach auf dem Balkon ihres Palais und ließen die Truppen vor sich vorbeidefilieren; der Jubel des Volkes war unbeschreiblich und stieg aufs höchste, als die Königin vom Balkon herab dem Volke mit ihrer Silberstimme dankte und herzliche Worte an dasselbe richtete. Alle waren voller Rührung und auf das tiefste bewegt. Als König und Königin den Balkon verließen, erscholl neuer anhaltender Jubel.

Eine ungemein rührende Szene soll es gewesen sein, als die Königin ihrem dort anwesenden Vater in die Arme gefallen und die Hand geküßt hat.

Über 300 Menschen aus den abgetretenen Provinzen, selbst aus Danzig, Warschau und Bromberg, waren aus alter Anhänglichkeit nach Berlin gekommen, um das geliebte Königspaar zu sehen und die Freude seiner Untertanen bei dessen Wiederkehr in froher Begeisterung zu teilen. (Reiche.)

*) Bis dahin Bernauer Tor. [Anm. Reiches.]

Palais König Friedrich Wilhelms III. in Berlin
Gouachegemälde aus dem Jahre 1835.
(Hohenzollernmuseum)

Friedrich Wilhelm III. am Sterbebette seiner Gemahlin zu Hohenzieritz
Nach dem Gemälde von Dähling, gestochen von Daniel Berger. 1811
(Zoffsche Sammlungen in Leipzig)

XXIII

Der Tod der Königin Luise

Einst wird die ferne Zeit kommen, die uns um die Freude über das Große und Schöne, das wir besaßen, beneidet; denn sie hat die Schmerzen vergessen, unter denen wir es scheiden sahen. Ach, die Wolken sind uns jetzt größer als die Sonne, denn sie sind uns näher.

Jean Paul in den „Schmerzlich-tröstenden Erinnerungen an den neunzehnten Julius 1810".

1. Aus dem Tagebuche des Berliner Arztes Heim.

[Hohenzieritz, den 17. Juli.] Ich fand die Königin schlechter als ich mir vorgestellt hatte. Der Puls schlug 120 bis 130 mal in einer Minute.

Den 18. fast den ganzen Tag bei der Königin gewesen. Da sie vormittags und nachmittags einige Stunden geschlafen hatte, war ihr Geist munter.

Den 19. Von gestern abend um 11 Uhr an bis heute früh 4 Uhr am Bette der Königin gesessen, welche die ganze Nacht hindurch meine rechte Hand in der ihrigen hielt. Ich befand mich in der jammervollsten Lage; ich war so müde, daß ich jeden Augenblick einschlief, so sehr ich mich auch anstrengte, wach zu bleiben, da dies die Umstände erforderten. Die Königin wurde immer engbrüstiger, konnte kaum laut reden und wollte doch oft mit mir sprechen. Vor 5 Uhr, als mir eben die Königin erlaubt hatte, mich etwas zur Ruhe zu legen, kam der König an. Als die Königin ihn erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund!" Der König und alle, die mit ihm im Zimmer waren, weinten. Der Kronprinz und sein Bruder Prinz Wilhelm kamen auch ans Bett der Königin, weinten und schluchzten laut. Um 9 Uhr starb die Königin, sicherlich die schönste Frau in des Königs Landen und von der reinsten Herzensgüte!!! Der König, Frau v. Berg und wir Ärzte waren gegenwärtig. Der König war in seiner tiefen Betrübnis doch gefaßt und stark.

Den 20. vormittags wurde der Leichnam geöffnet. Was wir zu finden geglaubt hatten, fanden wir nicht. — Abends um 6 Uhr fuhr der König mit seinen Kindern, so auch die Prinzessinnen von Hessen und Oranien, ab. Um 9 Uhr folgten Görke [Arzt] und ich.

2. Aus dem Tagebuche der Gräfin Voß.

19. Juli.

Ach, welch' unglückseliger fürchterlicher Tag. Ich hoffte die ganze Nacht vergebens, der König werde ankommen; um 1 Uhr ging ich auf einen Augenblick in mein Zimmer; man rief mich eilend zurück, da der Zustand der Königin jeden Moment schlimmer wurde; sie hatte gar keinen Atem mehr, dann kamen Erbrechen und wiederholte Ohnmachten. Endlich gegen 5 Uhr kam der König, aber die Königin hatte bereits den Tod auf der Stirn geschrieben! — Und doch, wie empfing sie ihn? — mit welcher Freude umarmte und küßte sie ihn und er weinte bitterlich! — Der Kronprinz und Prinz Wilhelm waren mit ihm gekommen; so viel die arme Königin es nur vermochte, versuchte sie noch immer zu sprechen; sie wollte so gern immer noch zum König reden, ach, und sie konnte es nicht mehr! -- so ging es fort und sie wurde immer schwächer. Der König saß auf dem Rand des Bettes und ich kniete davor; er suchte die erkalteten

Gedächtnisfeier Ihrer Königlichen Majestät Luise von Preußen
Aufgeführt im Saale des Königlichen Schauspielhauses in Berlin zum Besten des Luisenstiftes und der Luisenstiftung den 20. Juli 1811
Stich der Brüder Henschel (Berliner Kupferstichkabinett)

Hände der Königin zu erwärmen, dann hielt er die eine und legte die andere in meine Hände, um daß ich sie warm reiben sollte. Es war etwa neun Uhr; die Königin hatte ihren Kopf sanft auf die Seite geneigt und die Augen fest gen Himmel gerichtet. Ihre großen Augen weit geöffnet und aufwärts blickend, sagte sie: „Ich sterbe, o Jesu mach' es leicht!" — Ach, das war ein Augenblick, wie niemand ihn je vergißt! Ich bat den König, ihr die Augen zuzudrücken, denn der letzte Atem war entflohen! — Ach, das Schluchzen und Weinen des unglücklichen Königs, der Kinder und aller, die umherknieten, war schrecklich. Die Wege Gottes sind unerforschlich und heilig, aber sie sind furchtbar zu gehen. — Der König, die Kinder, der Staat, der Hof, alle, ja alle haben alles auf der Welt mit ihr verloren.

XXIV

Die Begründung des preußischen Volksschulwesens

Die Hoffnung einer besseren Zukunft allein ist das Element, in dem wir noch atmen können.

Aus Fichtes elfter Rede.

1. Die Durchführung einer staatlichen Erziehungspolitik. (Friccius.)

Aber auch für den Unterricht und die Erziehung der Kinder armer Eltern suchte die Staatsverwaltung zu sorgen. Sie erkannte, daß jeder Staat das Recht und die Pflicht habe, einen gewissen Grad von Schulbildung von jedem seiner Bürger zu fordern, da der sittliche Wert eines Menschen eben nur dadurch gewonnen werden kann, daß er durch Erziehung und Unterricht die sittlichen Wahrheiten in sich aufnimmt.

Pestalozzi war in der Schweiz mit einer neuen Sittenlehre aufgetreten, wonach der Mensch nicht um seiner selbst willen in der Welt ist, sondern sich nur vollendet durch die Vollendung seiner Mitmenschen. Dies führte ihn auf eine neue Lehrart für den Unterricht und die Erziehung der Jugend, wodurch die sittlichen und geistigen Anlagen und Fähigkeiten des Kindes aus sich selbst hervorgerufen und durch Selbsttätigkeit von ihm entwickelt werden sollen. Pestalozzi wollte allgemeinen unentgeltlichen Unterricht und die Bildung allgemein machen. Er erkannte jedem Menschen das Recht auf Bildung zu und legte der Gesellschaft die Pflicht auf, vor allem dafür zu sorgen, daß die Bildung nicht ein Vorrecht werde. Er wollte auch den Armen dazu verhelfen, daß sie auch der Wohltaten und des Segens der Familie teilhaftig werden. Der Gegenstand der Wissenschaft und Kunst soll dem Schüler nicht schon als vorhanden und fertig zugeführt und dargestellt werden, damit er ihn begreife und nachbilde, wie dies der gewöhnliche Unterricht tut, sondern er soll ihn aus und durch sich selbst finden und erkennen. Der Lehrer soll nichts weiter tun, als durch hingeworfene Fragen und Andeutungen diese selbsttätige Entwicklung veranlassen und leiten. So wird der Schüler bei diesem Entwicklungsunterricht sein eigner Lehrer, und wenn der Mensch sich überzeugt, daß der Same alles Guten, Schönen und Kräftigen in ihm selbst liegt, so erwacht auch in ihm

Peſtalozzi
Gemalt von Schöner. 1808

Luſt und der Mut, die in ihm liegenden Anlagen zu entwickeln und aus-
ilden. Peſtalozzis Sorge war beſonders auf die Kinder armer Eltern gerichtet,
he er durch ſeine Lehrart in den Stand ſetzen wollte, die Mittel zu ihrem
erhalte zu finden und der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu werden. So
fte er der Verarmung vorzubeugen und allgemeinen Wohlſtand zu verbreiten.

Der würdige Schulrat Busolt in Königsberg hatte schon seit mehreren Jahren wiederholentlich bei der Staatsverwaltung darauf angetragen, diese Lehrart in irgendeiner Volksschule versuchsweise einzuführen, fand aber kein Gehör.

Auch Gneisenau, welcher nach dem Tilsiter Frieden von Kolberg nach Königsberg berufen wurde und dessen edles Gemüt immer auf das Wohl des kommenden Geschlechts bedacht war, hatte schon als Hauptmann in Jauer im Jahre 1803 dem Könige die Einführung der Pestalozzischen Lehrart in den Soldatenschulen vorgeschlagen und dabei bemerkt, daß ein Staat, der mehr durch die Anwendung seiner geistigen Kräfte als durch seine Massen in gleichem Range mit den größeren sich behauptet, die vorzüglichste Pflicht habe, für die Ausbildung der Fähigkeiten seiner Bürger zu sorgen.*) Aber auch sein Vorschlag wurde nicht beachtet. Beide, Gneisenau und Busolt, erneuerten nun gemeinschaftlich ihre Bemühungen, und die Staatsbehörde erhielt den Auftrag, den verbesserten Volksunterricht in der Tippoltschen Armenfreischule zu Königsberg zu versuchen, zu welchem Zweck Zeller, ein Schüler Pestalozzis, aus der Schweiz berufen wurde.

Wenn auch von Pestalozzis großem Ziele scheinbar nur wenig erreicht ist, so ist er doch ein Stern geworden, welcher über ganz Deutschland Licht, Heil und Segen verbreitet hat, und es war schon ein großer Fortschritt, daß die Staatsverwaltung die Berechtigung aller Menschen zu einer solchen Erziehung und Ausbildung anerkannte und die Jugend in dieser Weise erziehen lassen wollte. Dies fühlte und erkannte das Volk, und darum wuchs sein Vertrauen zum Staate.

2. Berichte Kaweraus**) an den preußischen Staatsrat Süvern über seine Iffertener Eindrücke.

> Deine Bekanntschaft ist mir heilig, und die Tage, die ich mit dir gelebt habe, so viele Jahre auch dazwischen liegen, wirken noch fort, wie eine fromme Wallfahrtsreise das ganze Leben eines Gläubigen heiliget.
>
> Nicolovius an Pestalozzi (1808).

> Ich studiere jetzt das Erziehungssystem dieses Mannes und finde darin das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit.
>
> Fichte am 3. Juni 1807 an seine Frau über Pestalozzi.

> An ihm hätte ich ebenso gut wie an Luther ... die Grundzüge des deutschen Gemüts darlegen und den erfreuenden Beweis führen können, daß dieses Gemüt in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch bis auf diesen Tag walte.
>
> Fichte über Pestalozzi in seiner neunten Rede.

Es gefällt mir hier außerordentlich wohl unter allen diesen guten und natürlichen Menschen, unter denen Herr Pestalozzi obenan steht. Nie habe

*) Gneisenaus Schreiben ist abgedruckt im Bürgerblatte für Ost- und Westpreußen, herausgegeben von Heidemann. Königsberg bei Haberland. 1809, 1. Jahrgang, 3. Quartal, Nr. 3, S. 22. [Friccius.]

**) Kawerau war vom preußischen Staate zur Aneignung der Pestalozzischen Methode nach Ifferten geschickt worden.

h einen ehrwürdigeren Mann gesehen, als wenn er beim täglichen Gebet nter allen Zöglingen und Lehrern seine kraftvollen Lehren und Ermahnungen ibt, wobei er überall von Liebe und Religion ausgeht. Aber auch wohl rgends gibt es eine ähnliche Anstalt, wo so wie hier alles so lieblich gegen- nander, alles gleich untereinander ist. Um nun recht mich ganz nach den esinnungen zu stimmen, die das Ganze beleben, schließe ich mich durchaus on nichts aus, wodurch ich in Gemeinschaft mit Lehrern und Zöglingen sein kann, ; schlafe unter ihnen, esse mit ihnen zusammen, und bin, da niemand im Schlosse ine eigene Stube hat, fast immer unter ihnen, indem ich in irgendeiner Klasse rbeite. . . . . Um uns zu üben, sollen wir jetzt bald anfangen, einigen einen Franzosen nach seinen [Pestalozzis] Ansichten und unter seiner Leitung nterricht im Deutschen zu geben. Auch sollen wir bald an der Aufsicht über ie kleinen Knaben teilnehmen. Beschäftigt sind wir übrigens sehr stark, da ich zu- al noch wöchentlich 11 Stunden Unterricht im Lateinischen zu geben habe, und wir igleich die Formenlehre, das Tabellenrechnen, Zeichnen und Singen treiben. m 4 Uhr des Morgens fangen unsere Lektionen an und endigen um 8 Uhr bends und nur 4—5 Stunden davon sind dem Essen und den eigenen Arbeiten nd der Bewegung bestimmt, so daß ich auf diese Art nicht viel Zeit zu eigenen rbeiten behalte. Indessen geht dies nur so stark im Anfange; sobald man niges in den Anfangsgründen der Methode getan hat, gewinnt man mehr Zeit. brigens ist jedermann hier von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends in den lassen beschäftigt, so daß die Knaben immer unter Aufsicht der Lehrer sind, ie selbst in den 2 oder 3 Freistunden zwischen der Arbeit immer um sie sein üssen. . . . . .

So viel sehe ich indessen schon im ganzen, daß diese Erziehungsmethode uf die wahre Bildung des Menschen den heilsamsten Einfluß hat, da sie, om Konventionellen sich lossagend, innere Entwicklung der physischen, in- ellektuellen und moralischen Anlagen und Kräfte des Menschen zum Zweck at, und wie sich einst Herr Pestalozzi in einer Unterredung mit mir erklärte, en vom Glück unbegünstigten und zurückgehaltenen Menschen in den Stand u setzen, unabhängig von den äußeren Umständen durch Entfaltung seiner räfte gut und glücklich zu werden. Man sehe hier, um sich von der Wirkung ieser Erziehung zu überzeugen, die beständige Tätigkeit, an welche alles sich ewöhnt, den munteren und scharfen Geist der Zöglinge, ihren starken und ewandten Körper, den selbständigen Charakter, den sie durch den hohen Grad on Freiheit, worin sie hier leben, erhalten, und welcher durch den guten Unter- icht und die beständige Gegenwart der Lehrer so gehalten wird, daß er nicht um Bösen ausarte. Denn Freiheit muß nach Herrn Pestalozzis Grundsatz em Kinde überall gelassen werden, damit der Erzieher, der immer um es ein muß, es ohne Maske kennen lerne und die seiner Leitung am angemessensten Mittel wählen könne. Und bei aller dieser Freiheit herrscht doch überall ein Geist der Liebe und Eintracht, der jeden ernstlichen Zank zurückhält und gewiß urch den brüderlichen Umgang der Lehrer mit den Schülern mit hervor- ebracht wird und bei der großen Menge der munteren Knaben ein redendes Beispiel ist, wie sehr der Geist der Liebe, der vom Haupte hinab auf die

Untergebenen strömt, auf sie wirken könne. Durch Worte und Beispiel gleich stark lehrt Herr Pestalozzi die reinste Menschenliebe, die Triebfeder aller seiner Handlungen, so kräftig, daß alles sich nach ihm bilden muß. Nie ist ein Mann mir ehrwürdiger erschienen als er im Kreise der Lehrer und Schüler, von denen allen er als ein Vater geliebt und geehrt wird. An ihm sieht man, wie weit ein Mensch mit festem Willen es in einer guten Sache bringen kann. Seinem Beispiel mit aller Kraft zu folgen, sei mein fester Entschluß, und, wie er für das Wohl der Menschheit, so wenigstens für das Wohl meines Vaterlandes zu wirken, soviel ich vermag.

3. Ein Besuch bei Pestalozzi 1813. (Crome.)

Unterdessen brachen die alliierten Truppen, der gepriesenen aber nicht respektierten Neutralität der Schweizer ungeachtet, dennoch (Ausgang Dezember 1813) in Helvetien ein, und alle Fremden zerstreuten sich eiligst und verließen Bern. Ich hatte vier Wochen dort vergnügt gelebt und begab mich nun nach Yverdun zu Pestalozzi, um dessen Institut kennen zu lernen, welches ein Hauptzweck meiner Reise war. Dieser ehrwürdige Greis, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben von dem Staatsrat Ochs in Basel hatte, nahm mich sehr freundlich auf und versammelte bei meiner Ankunft sofort sein ganzes Institut, um mir alles in einem Überblick zu zeigen. Er bewohnte mit seinen Gehilfen das alte Schloß in Yverdun [Ifferten], welches zwar etwas verfallen, aber groß und bequem genug war, um 70 bis 78 Zöglinge von 8 bis 18 Jahren (der älteste war damals ein Spanier, 18 Jahre alt) mit ihren Lehrern aufzunehmen.

Yverdun ist ein kleines niedliches Städtchen an der Südspitze des Neuchâteller Sees, nahe beim Juragebirge, 15 Stunden von Bern, sowie 5 Stunden von Neuchâtel entfernt.

Pestalozzi erschien mir damals noch als ein rüstiger, munterer Greis, voller Geist und Leben, aber viel weniger fein gebildet, als man von einem Erzieher erwarten durfte. Dabei machte ihm sein Züricher Dialekt dem fremden Deutschen oft unverständlich. Er gewann jedoch jedermann durch seine Offenheit, Rechtlichkeit und Herzensgüte, sowie durch seine Tätigkeit für das Wohl der Jugend. Anerkannt ist sein Verdienst in betreff des Unterrichts, den er durch eine bessere Methode auf alle Art zu fördern suchte.

Diese ist zu bekannt, um sie hier erst darstellen zu dürfen, nur dies bemerke ich, daß man sie bei der Vorbereitung zum höheren Unterricht überall anwenden sollte, namentlich in betreff der mathematischen Ansichten und Übungen. Sie führt eher zum Denken und zum Gebrauch des Verstandes, als der ganze unnütze Wortkram der zu früh erlernten und zu schnell wieder vergessenen grammatikalischen Regeln aus unsern lateinischen Schulen, wodurch so viel Zeit und Kräfte verloren gehen. Ich fand dort Knaben von acht Jahren, die im Kopfrechnen und in der Auflösung algebraischer Aufgaben sehr geübt waren und gewiß manchen erwachsenen Jüngling beschämten. Dabei herrschte eine Aufmerksamkeit und Auffassungsgabe unter den Schülern, die auffallend war.

ies war aber auch die glänzende Seite dieses Instituts; in Sprachen und
ealkenntnissen waren die Schüler zurück.

Auch schien es mir, als wenn der mathematischen Lehrstunden zu viele
ıd der Aufwand an Zeit und Kräften dafür zu groß sei. Dagegen hätte
ıf Sprachkenntnisse bei weitem mehr verwandt werden sollen. Übrigens fand
eiß und Ordnung im allgemeinen in diesem Institute statt, und der herzliche
on zwischen den Lehrern und den Zöglingen war sehr erfreulich für den
ugendfreund. Die Kleidung der Knaben war buntscheckig genug und jeder
ug, was er hatte. Eine wohlfeile, ganz einfache Uniform (wie sie im Philan-
opin zu Dessau war) würde besser gefallen haben. Es herrschte Reinlichkeit
den Schlafzimmern, sowie in betreff der Wäsche; indes hätte die Hauswirt-
aft wohl besser sein können, aber es fehlte die waltende Hand einer geschickten
ıd sorgsamen Hausfrau. Pestalozzi selbst verstand von der Wirtschaft gar
chts, und seine gebildete Gattin ebensowenig, auch war sie damals schon zu
t und kränklich. Der Mann mußte also in betreff der Administration seiner
nstalt sich größtenteils auf fremde Leute verlassen. Dies gab zu vielfachen
ınkereien und Nachteilen Veranlassung, die den Rückschritt, sowie endlich den
ntergang des Instituts nach sich ziehen mußten, welches in der Ferne einen
großen Ruf hatte.

Unter Pestalozzis Gehilfen war zu der Zeit Dr. Niederer der vornehmste
ıd bedeutendste, ein philosophischer Kopf, der früher Landgeistlicher gewesen war,
ıch damals in dem Institut dem Religionsunterricht trefflich vorstand. Er hielt
eist den sonntäglichen Gottesdienst in dem Betsaal desselben, wobei ich zwei-
ıl die Reden zu übernehmen veranlaßt wurde.

Schulpolitische Grundsätze. (Aus dem Entwurf einer Kabinettsorder
den Minister Schrötter vom Sommer 1808 — vielleicht nach Anweisungen
Steins.)

Erziehung und Unterricht der neuen Geschlechter ist jetzt mehr als jemals
chtig. Ich will daher, daß zur nötigen Verbesserung keine Zeit mehr und
t ihr keine Generation verloren gehe. Von allen meinen Provinzen hatte
rade das Königreich Preußen schon im Jahre 1736 das Glück, eine vor-
gliche Landschuleinrichtung zu erhalten. . . . Preußen soll daher in meiner
ieuerten Fürsorge vorangehen; sie braucht sich hier an eine ursprünglich
te Verbesserung und Gesetzgebung nur anzuschließen, sie der Zeit anzupassen
d Schwierigkeiten hinwegzuräumen, womit die Erfahrung bekannt machte.
ıhin werden folgende Grundsätze führen:

1. Die Erziehung und der Schulunterricht sind Angelegenheiten der Nation.
2. Nicht Wissenschaft, sondern Verständigkeit, Gemeinsinn, Sittlichkeit und Religiosität sind der Zweck der Volksschulen.

Was die Jugend empfindet und anschaut, muß ihr klar gemacht werden;
gleich muß ihr Körper zur Fertigkeit ausgebildet, Bürgersinn und religiöses

Gefühl soll geweckt und genährt werden. Was sie als recht und gut erkann[illegible], muß sie auch lieben und ausüben. Darauf also müssen die Volksschulen hi[illegible] wirken, um eine kräftigere Generation zu liefern. Zum Wollen und Vollbring[illegible] einer Sache gehört Eifer für dieselbe; ohne ihn gelingt nichts Großes un[illegible] Gutes. . . . Höchst wichtig für eine solche Erziehung sind die Pestalozzische[illegible] Grundsätze und Erfahrungen.

3. Soweit die Religion in Eigentümlichkeiten einer besonderen Konfessio[illegible] übergeht, wird der Unterricht darin am besten dem Ortsgeistliche[illegible] vorbehalten,

teils damit ihm der Schullehrer nicht statt vorzuarbeiten, durch Unrichtigkeite[illegible] schade, teils damit an der Schule auch gemischte Glaubensgenossen teilnehme[illegible] können, wie sie sich in vielen Gegenden Preußens finden.

4. Die Schulmeister müssen zu ihrer Bestimmung sich gehörig bilde[illegible].
5. Die Schulmeister müssen gegen Nahrungssorgen gesichert und vo[illegible] den Eltern ihrer Schulkinder unabhängig gemacht werden.

. . . . . Besonders wichtig aber ist es, statt der ungleichen Schulfonds ein[illegible] allgemeine Schulabgabe einzuführen. Da das Schulwesen Nationalangelegenhei[illegible] ist, so wird alsdann auch jeder Hausvater ohne Unterschied, ob er viele ode[illegible] wenige oder gar keine Kinder hat, dazu beitragen und Ersparung wird kei[illegible] Grund mehr sein, die Kinder den Schulen zu entziehen. . . . .

6. Im Äußern und Innern der Schulen ist besonders für gesunde, rein[illegible] liche Schulstuben, gehörigen Schulbesuch und gute Schul- und Religions[illegible] bücher zu sorgen.
7. Bei dem Zusammenhange zwischen Jugend- und Volksunterricht bleibe[illegible] die Prediger des Orts und die geistlichen Inspektoren die zweckmäßigste[illegible] Aufseher auf die Volksschulen.

Jene müssen sich aber mit dem Schulunterricht mehr beschäftigen und daz[illegible] praktisch ausbilden, und diese strenge darauf halten. Sehr nützlich können di[illegible] schon üblichen Schulkonferenzen und Visitationen gemacht werden; auch läß[illegible] sich eine periodische Bereisung der Volksschulen durch den Seminardirektor an[illegible] ordnen.

8. Zur Oberaufsicht muß in jeder Provinz eine eigene, aber einzige Be[illegible] hörde sein,

und dazu eignet sich nach Zweck und Mittel am besten die Kriegs- und Domänen[illegible] kammer, welche dann alle Schulsachen ohne Unterschied der Konfession dur[illegible] Sachkundige des weltlichen, geistlichen und Schulstandes bearbeitet.

9. Die öffentliche Achtung, welche der Religion, dem Volks- und Schul[illegible] unterricht gebührt, muß auch den kirchlichen und Schulanstalten, de[illegible] Geistlichen und Schulleuten werden.

Ich gehe hierin gern mit meinem Beispiele voran und erwarte besonders von den Dienern des Staates, daß sie darin folgen werden.

	XXV	
Die Universität Berlin		

Hier findet ihr der Wissenschaft
Ein Heldenschloß geweihet,
Das deute auch den Mut, die Kraft,
Womit sie sich erneuet.

Aus Arnims Gedicht „Der Studenten erstes Lebehoch bei der Ankunft in Berlin am 15. Oktober".

1. Die Dozenten als Menschen und Gelehrte geschildert von Steffens.

Ist das vaterländische Feuer verloschen, und haben die Vestalen nicht genug gewacht, so holet es, wie der Römer seines, von der Sonne wieder, vom himmlischen Musengott!

Dämmerungen für Deutschland von Jean Paul.

Am dreiundzwanzigsten Dezember 1809 ward die königliche Kabinettsorder, welche die Errichtung der Universität befahl, unterzeichnet. Den neunten September 1810 ward sie feierlich eröffnet. Männer von großem Ruf glänzten schon bei der ersten Errichtung in allen Fakultäten. Schleiermacher vor allem in der theologischen. Es gibt keinen, der wie er die Gesinnung der Einwohner hob und regelte und in allen Klassen eine nationale, eine religiöse, eine tiefere geistige Ansicht verbreitete. Berlin ward durch ihn wie umgewandelt und würde sich nach Verlauf einiger Jahre in seiner früheren Oberflächlichkeit selbst kaum wiedererkannt haben. Was ihm den großen Einfluß verschaffte, war dieses: daß er Christ war im edlen Sinne, fester unerschütterlicher Bürger, in der bedenklichsten Zeit kühn mit den Kühnsten verbunden, rein Mensch in der tiefsten Bedeutung des Worts, und doch als Gelehrter streng, klar, entschieden. Die Kinder strömten zu seinem Unterricht, Frauen und Männer aus allen Klassen hingen ihm an. Sein Entschluß, sich für das schmachvoll gedrückte Vaterland zu opfern, hatte damals eine ansteckende Gewalt und unterhielt die kühne Gesinnung, die entschlossen war, nicht bloß bessere Zeiten untätig zu erwarten, sondern auch, wo sich die Gelegenheit darbot, durch die Tat herbeizuführen. Sein mächtiger, frischer, stets fröhlicher Geist war einem kühnen Heere gleich in der trübsten Zeit. Denn die Kräfte, die er in Bewegung setzte, waren keine vereinzelten, beschränkter Art, es waren die tiefsten und edelsten des ganzen Menschen in der höchsten, alle durchdringenden Einheit. So fand ich meinen Freund, als er eine Laufbahn anfing, deren Wert zu schätzen nur derjenige vermag, der sie anzuerkennen weiß.

Savigny, von Landshut nach Berlin berufen, hob die juridische Fakultät. Schon damals der Begründer einer neuen Juristenschule, die trotz aller Angriffe immer mächtiger wurde. Reils Name und Zelebrität verschaffte der medizinischen Fakultät einen ausgezeichneten Ruf, und bei einer neu errichteten Universität konnte keine Akquisition glücklicher sein. Unternehmend, wie er war, fortdauernd mit großen Plänen beschäftigt, duldete er in seiner Nähe keine müßige Ruhe, und selbst, wo man ihn heftig bekämpfte, ward der Kampf für die heranwachsende Universität heilsam. Auch durch Hufelands Verdienste gewann die Fakultät an Glanz.

Unter den Philosophen war Fichte, wenn er auch viele Gegner fand und finden mußte, doch von großem Einfluß. Seine Gesinnung, ja selbst seine abgeschlossene scharfe Eigentümlichkeit bildete einen festen Haltepunkt, und durch seine rücksichtslose nationale Kühnheit gewann er viele Menschen, von denen er wissenschaftlich getrennt war; ja er hatte schon den Grund gelegt zu einer Ansicht des Lebens, die in einer schwankenden Zeit, wie die damalige, eine große geschichtliche Bedeutung erhielt. Die Verwirrung, in welche die religiöse und wissenschaftliche, wie die bürgerliche Existenz geraten war, mußte einen jeden zu der Einsicht führen, wie notwendig es war, sich vor allem in sich zu fassen und zu bestimmen, und der Mann, welcher berufen war, einen großen, alles leitenden Gedanken kühn hervorzuheben als den absolut gebietenden, mußte als ein Herrscher anerkannt werden, auch wo er nicht verstanden ward. Durch ihn ward in der Tat der Grund gelegt, zu einem wunderbaren Entschluß, der davon ausging, womöglich eine neue, treffliche Generation durch die Erziehung der Kinder hervorzurufen, die durch Pestalozzi schon früher in der Schweiz angefangen hatte und sich unter mancherlei Modifikationen in Deutschland ausbreitete, bis sie durch die Jahnschen Exzesse den höchsten Gipfel erreichte. Die Wenigsten freilich ahnten den tiefen leitenden Gedanken, der diese wunderlichen Versuche beherrschte, die doch, wie sich nicht leugnen ließ, und wie ich später, als ich den Kampf mit ihnen zu bestehen hatte, ausführlicher zeigen werde, eine wirklich geschichtliche Bedeutung erhielten. . . . .

Böckh und Bekker waren als Philologen berufen. Es ist bekannt, wie sehr der letztere durch seine tiefen stillen Studien die Wissenschaft gefördert hat, wie viel der erstere, der schon damals als Philolog einen großen Ruf erlangt hatte, indem er das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auffaßte, dazu beitrug, das Studium der alten Welt in ihrer schönsten Blüte zu beleben und zu fördern. Den 15. Oktober 1810 fingen die ersten Vorlesungen an.

Noch nie war eine Universität gleich von ihrer ersten Stiftung an glanzvoller hervorgetreten, noch nie die Idee der Begründung eines großen wissenschaftlichen Instituts großartiger aufgefaßt. Man hat mit Recht in der Geschichte die Stiftung der Universität Göttingen im Anfange des vorigen Jahrhunderts als die gelungenste Unternehmung ihrer Art genannt, und v. Münchhausen ist nach Verdienst dadurch unsterblich geworden. Aber die Aufgabe war in einer ruhigen, mit sich selber zufriedenen Zeit eine viel einfachere. Die ausgezeichneten Gelehrten waren in anerkanntem und wenig bestrittenem Besitz ihres einmal erworbenen Rufs, die Wahl der Lehrer also weniger schwierig. Ein reiches Land bot in einer im ganzen friedlichen Zeit ohne Schwierigkeit die Mittel dar, und der König von England, als Herrscher des Landes, stand als der große Beschützer und Gönner im Hintergrunde. In Berlin aber trat ein Institut mit überraschendem Glanz hervor, als alle Stützen des Staates eingestürzt schienen, und aus einer unsäglichen Armut floß wunderbarerweise die reiche Quelle der Bildung derselben. Ich habe nie eine Klage vernommen über die Summen, die so durch eine große Anstrengung errungen und angewandt wurden.

Schleiermacher

Nach einer Zeichnung von Lieder, gestochen von Bolt. (1817)

(Berliner Kupferstichkabinett)

2. Berliner Leben und wissenschaftliche Strömungen. (Aus Briefen Savignys.)

Lassen wir jeder Zeit ihr Recht, die Zukunft wird uns auch das unsrige lassen; jede schnöde Herabwürdigung, jede einseitige Aufgeblasenheit ist verwerflich in sich selbst und muß endlich am eignen Selbstmord sterben.' Es würde kläglich sein, wenn je die Achtung und die Liebe für griechischen Sinn und griechische Kunst unter uns aussterben sollte, besonders itzt, wo beide Nationen sich wenigstens im Unglück gleich geworden sind: aber wenn wir selbst unsere Eigentümlichkeit nicht geltend zu machen verstehen, dann laßt uns vor allem nicht so leichtsinnig das Andenken an die hingeben, die recht gut die ihrige zu verteidigen wußten.

Aus der Nachschrift zu Görres Teutschen Volksbüchern.

Savigny an Professor Creuzer in Heidelberg.

Berlin, den 24. Juli 1810.

Berlin behagt mir bis jetzt ungemein wohl; ich habe Gutes gefunden, was ich erwartete: verständige, gebildete Menschen — Gutes, was ich nicht erwartete: recht herrliche Vegetation in Bäumen und prächtige Gärten, selbst in der Stadt — endlich auch Böses nicht gefunden, was ich so sehr befürchtete: vornehmes, anspruchsvolles Wesen. Die Minister sind hier vertraulicher und weniger umständlich als in München die Referendare. Dabei habe ich eine Bemerkung gemacht, die mir sehr tröstlich war. Ehemals war Preußen durch den eigenen Charakter, den ihn seine künstliche militärische Größe geben mußte, vielen verhaßt: jetzt ist jenes gebrochen, ein neues Wesen hat angefangen, und siehe da, es kehrt ohne einzelner Menschen Wollen und Bewußtsein die einfache, prunklose, häusliche Form wieder, die der Verwaltung guter deutscher Staaten von jeher etwas so Gemütliches, Edles, Zutrauliches gegeben hat: ein schönes Zeichen, daß diese Form dem deutschen Sinn natürlich und notwendig ist. Ich glaube, es gibt keinen grelleren Kontrast, als wenn man jetzt plötzlich von Berlin nach Kassel kommt. Das Leben hat hier etwas sehr Leichtes und Zierliches, bei der größten Sparsamkeit und Ordnung. Sehr teuer ist es nicht, am teuersten wohl die Wohnungen, doch hätte ich z. B. eine recht freundliche von 13 Zimmern für 250 Taler (etwas über 420 fl.) haben können, ich nehme aber jetzt wahrscheinlich eine für 360 Taler, die freilich weit schöner und gemächlicher ist. Die Stadt macht freilich von außen keinen Totaleindruck, weil sie weder durch ihre Lage, noch durch Türme markiert ist, aber im Innern hat sie so grandiose Partien, daß dagegen alles, was ich in Wien oder Paris von der Art gesehen habe, kleinlich erscheint.

Eine Menge sehr interessanter Bekanntschaften habe ich gemacht, Geschäftsmänner z. B., wie man sie an andern Orten doch nicht so leicht findet, und durch die Teilnahme mancher, selbst sehr vornehmer Leute an den Arbeiten der Professoren, wird die Universität einen ganz eigenen Charakter bekommen, während auf der andern Seite viele Leute im Amt Kollegien hören werden.

Savigny
Nach einer Zeichnung von Schinkel, gestochen von Bolt. 1812
(Berliner Kupferstichkabinett)

Savigny an Pfarrer Bang in Goßfelden.

Berlin, den 1. Oktober 1810.

Hier gefällt mir's bis jetzt recht sehr gut und mit der Universität, die in einigen Wochen eröffnet wird, läßt sich's gut an. In liberalerem Sinne und Geist ist wohl kaum je eine gestiftet worden. Oben ein Rektor, mit großer Ehre und Würde, eigene Jurisdiktion, hoffentlich sogar eine Jury von Studenten. Das Ganze von oben geleitet durch die Sektion des öffentlichen Unterrichts. Diese ist seit Humboldts Abgang ohne Chef und besteht aus den Staatsräten Nicolovius (dem Eutiner), Süvern (Philolog, Schulrektor, dann Professor in Königsberg), Uhden, Schmedding (Prof. in Münster gewesen) und Ancillon, endlich dem Professor Schleiermacher. Unter diesen ist keiner, der nicht die beste Gesinnung hätte, wie ich aus vielen Konferenzen weiß, zu denen ich zugezogen worden. Sie selbst sind ängstlich bemüht, der Universität die höchste Freiheit und Unabhängigkeit zu verschaffen. Überhaupt kann der Stand des Gelehrten und Lehrers schwerlich in irgendeiner Stadt geehrter sein als hier. Mehrere Staatsräte, unter andern fast alle oben genannte, werden lesen als Privatdozenten oder prof. extraord., und Süvern z. B. hat erklärt, daß er sich willig denselben Prüfungen unterwerfen werde, die für andere Privatdozenten beschlossen sind (hauptsächlich Promotion und Probevorlesungen), der Geheime Staatsrat Niebuhr, Sohn des Reisenden, ungeheuer gelehrt, steht im jetzigen Lektionskatalog mit römischer Geschichte als Dr. Niebuhr. Titel sollen die Professoren nicht bekommen, vielleicht nicht einmal Rang untereinander. Thaer [der verdienstvolle Landwirtschaftslehrer] liest hier im Winter als Professor. Theologen werden sein: Schleiermacher, De Wette, Marheineke, vielleicht Ammon. Paulus [Rationalist] mag niemand. Münscher und Schmidt haben nicht gewollt. Juristen am ärmsten: Schmalz, der sehr brave junge Biener aus Leipzig und ich. Hugo hat abgelehnt. Die Philologie ist brillant: Wolf, Böckh, Heindorf, Buttmann, Spalding.

Savigny an Creuzer.

Berlin, den 14. November 1810.

Unsere Universität läßt sich ganz gut an. Inskribiert sind nahe an 250, ich habe in den Institutionen, die ich in Verbindung mit Rechtsgeschichte 10 Stunden die Woche lese, 45, meist feine gesittete Leute, bis jetzt von ganz ausgezeichnetem Fleiße. Ob ein rechtes Verhältnis zu ihnen wird, steht dahin, nächstens fange ich an, Arbeiten aufzugeben, wo es sich zeigen wird. Äußerlich lassen sie sich freilich ungleich besser an, als die Landshuter, wovon ein beträchtlicher Teil auch von Anfang zur gottähnlichen Faulheit sich bekannte. . . . . Ein Gelehrter hat mir bisher vor allen gefallen, der Geheime Staatsrat Niebuhr, Sohn des Reisenden. Dieser Mann, zwischen 30 und 40, hat von seinem 20. Jahre an in Geschäften gelebt, hat zuletzt im Finanzfach gearbeitet, ist aber jetzt als Historiograph ganz dem gelehrten Fach zurückgegeben. Aus Staatswissenschaften hat er ein eigentliches Studium gemacht, ist gründlicher Orientalist, ein Philolog, vor dem die hiesigen Philologen vom Handwerk den größten Respekt haben,

Barthold Georg Niebuhr
Nach Zeichnung von Schnorr, gestochen von H. Merz
(Aus den Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. 1838/39)

ı eigentliches Fach aber ist alte und neue Geschichte, Statistik und Geographie
: eingeschlossen. Dabei ist er Weltmann von der feinsten Sitte und der
)enswürdigsten Bescheidenheit. Ich höre bei ihm römische Geschichte, die
ı eigentlich Modekolleg ist, obgleich es durch die ungeheure Erudition und
ündlichkeit nicht berufen ist, die Menge zu locken. Ich kann Ihnen nicht

sagen, wie ich auf ihn als Schriftsteller hoffe, wozu dieses Kolleg gewiß als Vorarbeit dienen wird. Einen schneidendern Gegensatz gibt es nicht als zwischen diesem Manne und Fichte. Auch dieser gefällt mir in seiner kräftigen Bravheit gar wohl, obgleich ich sehe, daß wir in kein Verhältnis kommen werden. Er hat jetzt 90 Zuhörer, nicht bloß Studenten, und viele verehren ihn auf unbedingte Weise, so wie andere Schleiermacher. Arnim sagte neulich von Fichte ganz gut, daß er mit seinen Vorlesungen bei manchen den leeren Platz fülle, an welchem sonst Religion und Kirche zu stehen pflege.

XXVI

Das Turnen

Die Leibesübungen sind ein Mittel zu einer vollkommenen Volksbildung, was die Probe der Zeit und die wieder unter den beiden Mustervölkern des Altertums ausgehalten hat. Aus Jahns „Deutschem Volkstum" (1810).

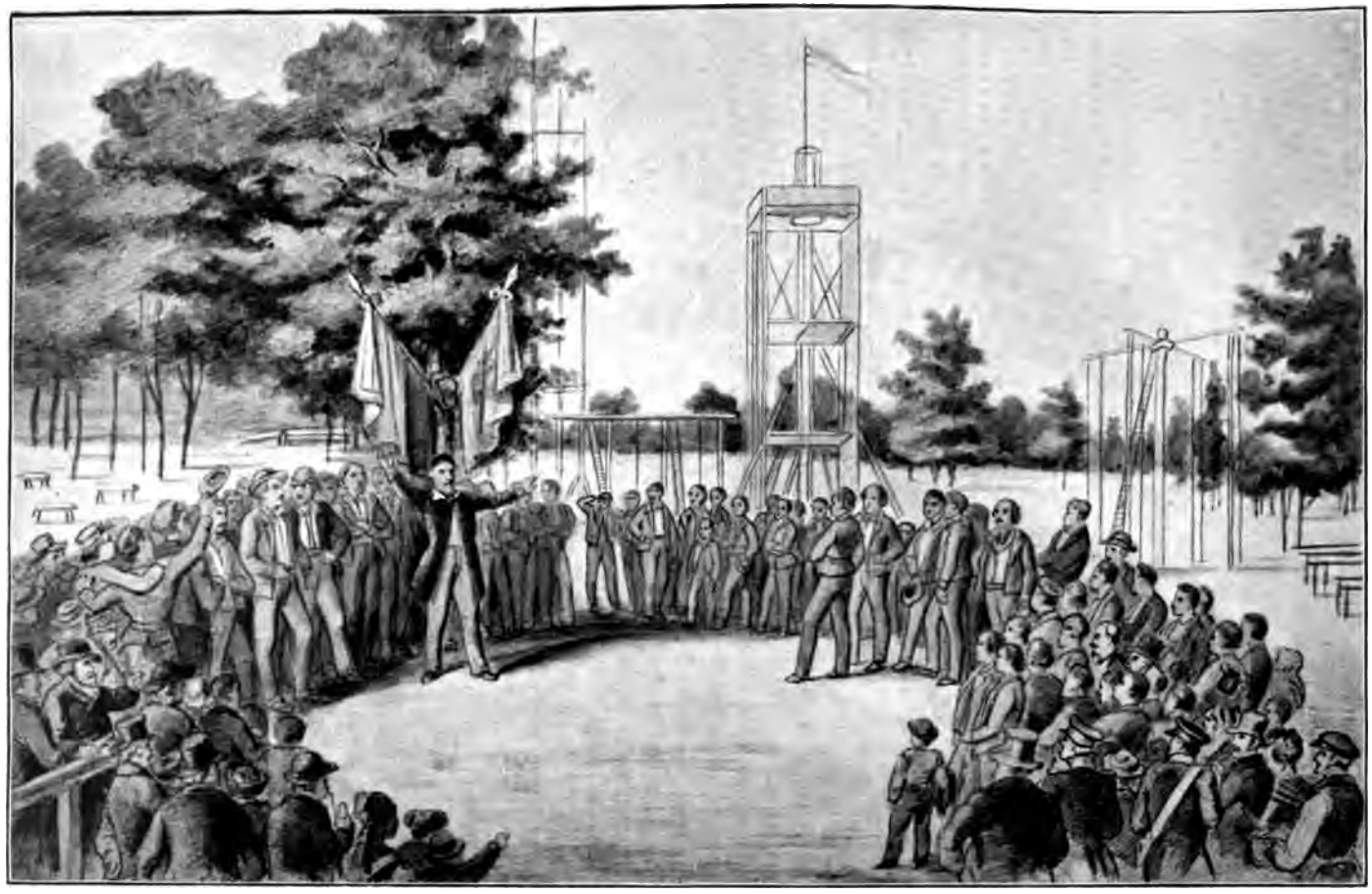
1. Die Anfänge des Turnens. (Jahn.)

In schöner Frühlingszeit des Jahres 1810 gingen an den schulfreien Nachmittagen der Mittwochen und Sonnabende erst einige Schüler mit mir in Feld und Wald, und dann immer mehr und mehr. Die Zahl wuchs, und es wurden Jugendspiele und einfache Übungen vorgenommen. So ging es fort bis zu den Hundstagen, wo eine Unzahl von Knaben zusammenkam, die sich aber bald nachher verlief. Doch sonderte sich ein Kern aus, der auch im Winter als Stamm zusammenhielt, und mit dem dann im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz in der Hasenheide eröffnet wurde.

Jetzt wurden im Freien, öffentlich und vor jedermanns Augen von Knaben und Jünglingen mancherlei Leibesübungen unter dem Namen Turnkunst in Gesellschaft getrieben. Damals kamen die Benennungen Turnkunst, turnen, Turner, Turnplatz und ähnliche miteinander zugleich auf.

Das gab nun bald ein gewaltig Gelaufe, Geschwatz und Geschreibe. Selbst durch französische Tagblätter mußte die Sache Gassen laufen. Aber auch hierzulande hieß es anfangs: „Eine neue Narrheit, die alte Deutschheit wieder aufbringen wollen." Dabei blieb es nicht. Vorurteile wie Sand am Meer wurden von Zeit zu Zeit ruchbar. Sie haben bekanntlich niemals vernünftigen Grund, mithin wäre es lächerlich gewesen, da mit Worten zu widerlegen, wo das Werk deutlicher sprach. . . . . .

Im Sommer 1812 wurden zugleich mit dem Turnplatz die Turnübungen erweitert. Sie gestalteten sich von Turntag zu Turntag vielfacher und wurden unter freudigem Tummeln im jugendlichen Wettstreben auf geselligem Wege gemeinschaftlich ausgebildet. Es ist nicht mehr genau auszumitteln, wer dies und wer das zuerst entdeckt, erfunden, ersonnen, versucht, erprobt und vorgemacht. Von Anfang an zeugte die Turnkunst einen großen Gemeingeist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverleugnung. Alle und jede Erweiterung und Entwicklung galt gleich als Gemeingut. So ist es noch, Kunstneid, das lächerliche Laster der Selbstsucht, des Elends und der Verzweiflung, kann keinen Turner behaften.



Einweihung und Eröffnung des ersten deutschen Turnplatzes in der Hasenhaide bei Berlin durch Friedrich Ludwig Jahn. 1811

Bleistiftzeichnung aus der Zeit (Jostsche Sammlungen in Leipzig)

2. Der Eindruck der neuen Betätigung auf das Berliner Publikum. (George.)

Mit Erstaunen sah das Publikum in der Hasenheide Haufen von Jünglingen und Knaben in einfacher bequemer Kleidung von ungebleichter Leinwand, die sich in zwei Teile sonderten, dann aufsuchten, sich zu Boden warfen, die Niedergeworfenen, wie die Türken ihre Gefangenen, fortschleppten, ohne darauf zu achten, ob der Kopf Wurzeln und Steine traf oder nicht, ob etwa Blut floß, oder die Kleider in Stücke rissen. Endlich versöhnten sich die Parteien, gingen nach den Rollbergen, wo steile Abhänge von 20 bis 25 Fuß Tiefe vorhanden sind, und die kühnsten der Jünglinge sprangen mit mutigem Anlaufe im mächtigen Bogensatze in den Abgrund, wo sie zur Verwunderung des bedächtigen Bürgers sich lustig erhoben, um den Sprung zu wiederholen. Währenddem kletterten andere an Bäumen empor, übten sich im Weit- und Hochspringen, und das Publikum wollte kaum glauben, daß diese ungezwungene, übermütige Jugend den besten Familien angehöre und als Erheiterung zur Ausbildung des Körpers solche Leibesübungen vornehme.

Dies war das erste Auftreten des Turnwesens, das sich später mehr und mehr ausbildete. Jahn, ein Mann von mittler Größe, geschmeidigem Gliederbau, und der eifrigste Turner selbst, gab den ersten Anlaß und Unterricht; kopfschüttelnd betrachteten die Leute gesetzten Alters den nicht mehr jugendlichen Führer, der, mit entblößtem kahlen Haupte, gehüllt in eine Jacke und Hosen von Leinwand, unermüdlich schien, im Laufen, Springen und Klettern das Vorbild war und sich mit den Erwachsenen in einen Ringkampf einließ, in dem er nicht immer Sieger blieb. . . . .

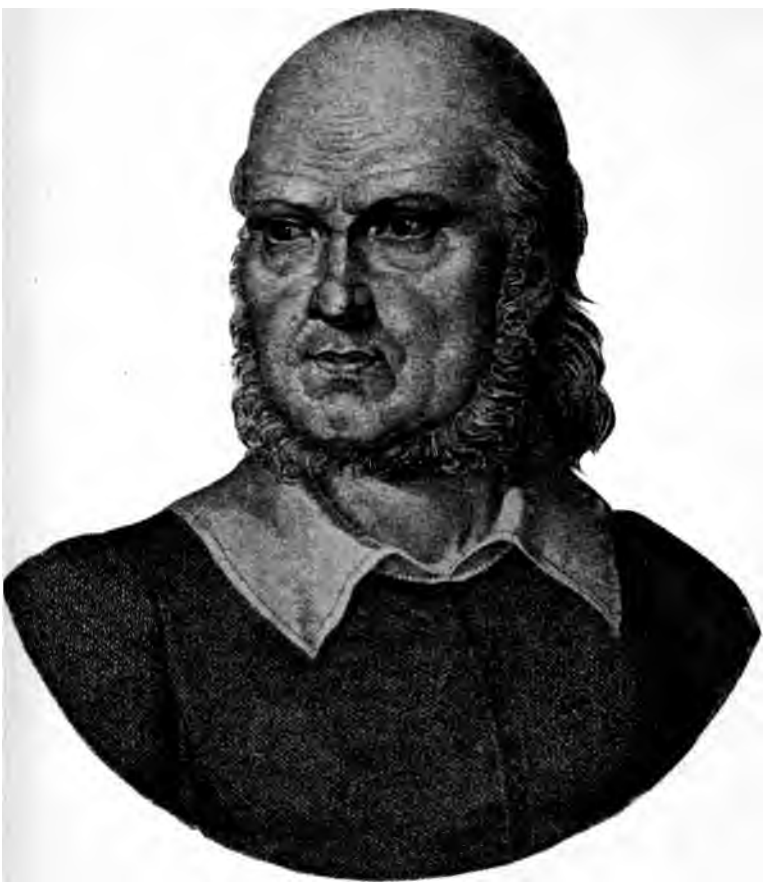
Als das Turnwesen erst zum Institute umgebildet war, zäunte Jahn für seine Zöglinge einen beträchtlichen Fleck in der Hasenheide ein, errichtete innerhalb Kletterbäume, Springgräben, Springpfähle und einen Mastbaum, welchen liegend die Turner betraten und sich von demselben durch Handstreiche herunterzuwerfen suchten, bei dem Schwanken des Baumes eine schwere und nützliche Aufgabe, weil der Körper sich daran gewöhnte, auf schwankendem Balken auszudauern. Ferner waren Klettertaue und mit der Zeit Barren und Reck aufgestellt; die Jugend ersehnte mit Entzücken die Mittwochen, Sonnabende und Sonntage, um zu turnen, und die Eifrigsten fanden sich alle Abende ein.

Das Heer der Zuschauer vergrößerte sich ebenfalls von Zeit zu Zeit, und der Eifer der Turnenden ward dadurch mächtig gestärkt.

3. Die historische Ohrfeige. (George.)

Eine tiefe Schmach fühlte Berlin sich dadurch angetan, daß die Siegesgöttin mit ihrem Viergespann, welche das Brandenburger Tor geschmückt hatte, von den Franzosen herabgenommen und nach Paris gesandt worden war. Früher hatte man diese Gruppe wenig beachtet, sie schien zum Tore zu gehören und unzertrennlich davon; als aber eine Trophäe aus ihr gemacht wurde, erwachte der Sinn für dieselbe, und zähneknirschend teilte man sich die Nachricht mit, daß die Abnahme erfolgt sei. Wer irgend patriotisch dachte, betrachtete jedes-

nit Seufzen das entblößte Tor und es zeugte von dieſem Sinne, daß
ſpäter einem Knaben, der auf ſeine Frage: was er ſich dabei dächte,
ie Siegesgöttin dem Brandenburger Tore fehle? erwiderte: „nichts“,



Jahn
(Körnermuſeum in Dresden)

erbe Maulſchelle gab mit den Worten: „dummer Junge, weißt du nicht,
ir ſie wieder holen müſſen!“ Es entſprach hienach dem Berliner Geſchmack,
n kleinen Aufſätzen, die ſelbſt gedruckt unterliefen, Napoleon der Pferde-
von Berlin genannt und mit ſchmählichen Drohungen überhäuft ward.

4. Aus den allgemeinen Turngesetzen.

Nicht nach Knöpfen, nicht nach Tressen,
Auch nicht nach Vokabeln messen
Wir des Turners Schick und Wert.
Wer mit uns hier nicht will ringen,
Nicht mit uns den Ger will schwingen,
Bleibe nur am warmen Herd.

Wenn des frohen Tages Stunden
Unter Freud und Lust verschwunden,
Bis die Nacht am Himmel schwebt —
Turner eh' wir dann uns trennen,
Laßt uns alle froh bekennen:
„So ein Tag war deutsch verlebt!"

Altes Turnlied aus dem Jahre 1811 von C. F. August.

1. Jeder, der Mitglied der Turngemeinschaft werden will, muß zuvor versprechen, der Turnordnung nachzuleben und nicht anders zu handeln — auf keinerlei Weise.

2. Jeder soll nur in grau leinener Turntracht auf den Turnplatz kommen.

3. Kein Turner soll einigen Unwillen, Fehd und Feindschaft, so er mit einem und dem andern Mitturner hat, während der Turnzeit und auf dem Turnfelde äußern; sondern jeder soll bloß turnen — und in Friede, Freude und Freundschaft.

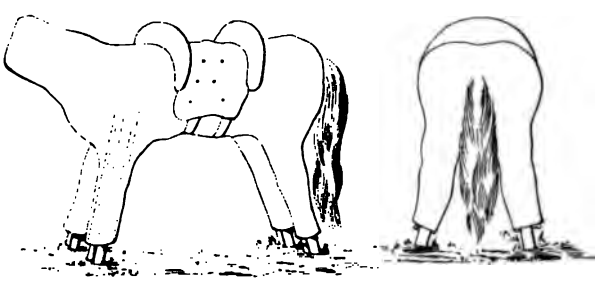
4. Es soll auch keines Hasses oder Grolles auf dem Turnfelde gedacht werden; und ebensowenig auf dem Hingang und Heimgang, auch auf keinen Turnfahrten.

5. Jeder Turner darf nur auf den bezeichneten Wegen und Stegen zum und vom Turnplatze kommen und gehen (weder durchkriechen, noch übersteigen, auch nicht überspringen).

6. Beim Kommen und Gehen muß jeder Turner auf den Tie [Sammelplatz] gehen und am Dingbaum [Anschlagpfahl in der Mitte des Tie] schauen, was vor ist, was es gibt und was jedermann kund und zu wissen not tut.

7. Welcher Turner irgend etwas erfährt, was für und wider die Turnkunst und unsre Übung derselben Freund oder Feind sprechen, schreiben und wirken: muß davon sogleich Anzeige machen, damit zu seiner Zeit und an seinem Orte aller solcher Kunden — mit Glimpf oder Schimpf — könne gedacht werden.

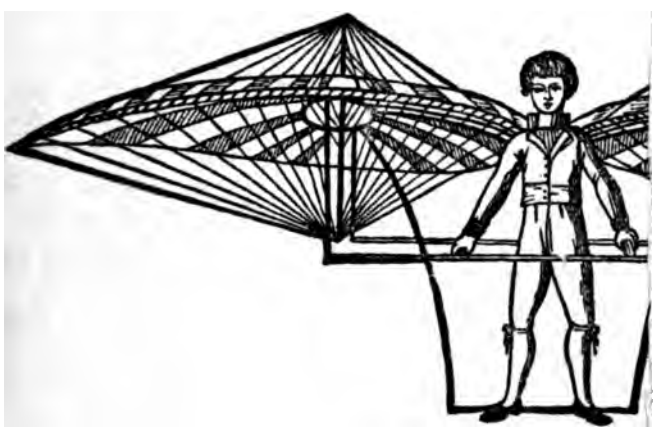
8. Und so soll ein jeder nach unserem löblichen Turnbrauch sich richten und nicht neusüchtige Neuerungen aufbringen, ohne vorherige Rücksprache und Beratung.



Das „Schwingpferd" in seiner ältesten Form
(Aus den Tafeln zur deutschen Turnkunst. 1816)

Merkwürdige Beg
alter und neuer

1) Auch fliegen kann der Menſch. Dazu die Abbildung des fliegenden Jacob Degen.
2) Der Huſſitenkrieg. (wird fortgeſetzt)
3) Kriegsbegebenheiten ſeit dem Tilſiter Frieden. Bombardement Coppenhagens. Eroberung Finnlands. Thronveränderung in Spanien.
4) Der
5) Joſ
Bil
6) Guſ
Bil
7) Erz



Der fliegende Menſch, Jac

rt. Ohne Zweifel wird er dahin-
, auch dieſen zu entbehren, weil
t das Fliegen, als Kunſt betrach-
mehr ſeyn würde, als das Schwim-
t angebrachter Blaſen.
r der Künſtler bey den bisherigen
eine Kräfte zu dem Schlagen mit
anſtrengte, deſto höher flog er.
kräfte nach, und will er ſich in der
nen Stellung ſchwebend erhalten,
ur die Flügel ruhig ausgebreitet
dieſe und der Ballon erhalten ihn,
etztere zu klein iſt, als daß er ihn
en könnte. Will er ſich wenden
ts fort bewegen, ſo leiſten ihm die
lben Dienſte, wie den Vögeln,
ereits gezeigt, daß er dieſe Bewe-
Willkühr durch ſeine Flügel leicht
nn. Will er ſich herunter ſenken,
e Luft aus den Ballon und er fällt,
ch ſeine Flügel, ſo ſanft und noch
mittelſt eines Fallſchirms.

Was wird aber aus dem Menſchengeſchlecht werden, wenn es fliegt? Wird nicht wenigſtens das Heer der Schwindler, Gauner, Spione und Diebe am Tage die Luft verfinſtern und zur Nachtzeit uns mehr als Fledermäuſe fürchten laſſen? Wird der Hut auf dem Kopfe und der Schinken in der Feuer-Eſſe ſicher ſeyn? Und wird nicht mancher über Zoll, Geleite, Accis- und Thorgroſchen hinwegfliegen und hinwegpaſchen? Sey unbeſorgt, guter Freund, das Fliegen wird, ſo lange wir nicht befiedert gebohren werden, ewig eine Kunſt bleiben, und zwar eine Kunſt, die zu ihrer Ausübung einen Aufwand von Geld und Kräften erfordert, den nur wenige beſtreiten können. Und geſetzt es fänden ſich fliegende Paſchhändler und Spitzbuben, ſo wird auch bald eine fliegende Polizey eingerichtet ſeyn, die mit ihren Adlerſchwingen und Griffen die Luft von jenen Fledermäußen und Eulen rein halten wird.

Ein Flugverſuch vor 100 Jahren.

Königl. Sächſ. gnädigſt privileg. Dresdener Chroniken und Geſchichts-Calender 1809.
Bey Chriſtian Auguſt Otto, Buchbinder.

ſte Abſchnitt iſt in wörtlicher Anlehnung an ein ergötzliches Feuilleton Jean Pauls ter Morgenblatt vom Juni 1808 geſchrieben, das wegen der unüberſehbaren Kon- er neuen Erfindung die Bildung von Geſetzes-Kommiſſionen zur „Entflügelung des ſchlägt. „Die unteren Stände müſſen unten bleiben;“ meint der Schalk, „der Erd- r goldne Boden ihres Handwerks, indeß die höhern mehr von Luft und in Luft- ben.“)

XXVII

Vom geſelligen Leben und allgemeineren Intereſſen der Zeit

Das Prinzip des Konventionellen iſt: du mußt auf alle Weiſe andeuten, daß die gegenwärtige geſellſchaftliche Einrichtung die vortrefflichſte iſt. Schleiermacher.

1. In einem phrenologiſchen Vortrage Galls. (Steffens.)

In der glücklichen Zeit der Univerſität erſchien in Halle der zu ſeiner Zeit ſo berühmt gewordene Gall. Er hatte Vorleſungen in Berlin gehalten, dort großes Aufſehen erregt und viele Anhänger und Gegner gefunden. Gall war eine ſehr ausgezeichnete Perſönlichkeit, und ſeine exoteriſche Lehre von der Schädelbildung und ihrem Einfluß auf die Talente, wie ſelbſt auf die Geſinnungen der Menſchen, war, wie bekannt, gegründet auf eine Anſicht der Gehirnbildung als aus dem Rückenmark hervorgehend, die ſo, wie ſie ſich durch ihn zuerſt ausſprach, eine wiſſenſchaftliche Bedeutung erhielt. Gall gehörte zu den Menſchen, die in einſeitigen ſinnlichen Beobachtungen und ihren Kombinationen eine große Sicherheit des Erkennens zu finden vermeinten. Ich habe wenige Menſchen gekannt, die ſich ſo wenig durch Zweifel irgendeiner Art ſtören ließen. Er ſchien keine Ahnung von der Möglichkeit ſolcher Zweifel zu haben und trat mit einer Zuverſicht auf, die bewundernswürdig war. Wo er hinkam, drängte ſich nicht bloß die Menge ſolcher Menſchen zu ihm, die manchmal, beunruhigt durch Probleme, die ſie nicht abweiſen können, nicht eine innere, ſelbſterrungene, vielmehr eine bequem mitgeteilte Überzeugung ſuchen, ſondern auch die bedeutendſten Männer. Es iſt ſchwer, ſich eine Vorſtellung zu machen von der Bewegung, die damals entſtand. Ein ſo bequemes und feſtſtehendes Kennzeichen, wie die Erhebung des Hirnſchädels hier oder dort, zu beſitzen, um aus dieſer die Talente und Neigungen der Menſchen zu erkennen, war den meiſten ſehr anlockend. Das freie ſittliche Urteil über andere Menſchen iſt ein ſo tiefes, daß es immer im Hintergrunde für die Erſcheinung ein tiefer zu Beſtimmendes zurückläßt, wenn wir über andere richten wollen, wie wenn der Richterſpruch uns ſelbſt trifft. Daß das ſittliche Urteil ſeinen Abſchluß nicht in der Erſcheinung finden kann, ſondern höher liegt als dieſe, hatte ſchon Kant mit großer Entſchiedenheit und ethiſcher Klarheit nachgewieſen. Auch liegt dieſe Anſicht ſo tief in dem Bewußtſein eines jeden nicht ganz ſittlich verſunkenen Menſchen, daß ſie ſich nie ganz verdrängen läßt. Und dennoch möchte der Menſch gern auch hier zum Abſchluß kommen, und wenn es ihm gelänge, ſichere Abzeichen für unwiderſtehliche Neigungen der Menſchen zu finden, die ſich nicht wie die Geſichtszüge veränderten, ſo würde er wohl glauben, ſich wenigſtens vorläufig beruhigen zu können. Die nach Gall numerierten Hirnſchädel gehörten damals, wie die beliebten Schriftſteller, zum Ameublement der Häuſer; ja man fand ſie auf den Toiletten der Damen. Anſtatt die Werke eines Schriftſtellers zu leſen, die Kompoſitionen eines Muſikers zu hören, war man ſchon geneigt, wenn es möglich war, die perſönliche Bekanntſchaft des Gelehrten oder des Künſtlers zu machen, ſeine Stirnbildung zu unterſuchen, und wenn ihm etwa das Organ fehlte, welches als die Grundlage des für ſein Werk notwendigen Talentes betrachtet wurde, von vornherein dieſes als ein nichtiges

zu beurteilen. Die Mütter befühlten den Kopf ihrer Kinder, voll Besorgnis, einen zukünftigen Dieb oder Mörder zu entdecken. Glücklicherweise waren diese Erhebungen selbst meistens unklar. Über die Organe der Mordsucht und des Diebsinnes schlüpfte die leichte Hand der Mutter hinweg und erkannte sie nicht. Dahingegen erhob sich unter den Fingern der liebenden Mutter das Organ irgendeines zukünftigen Talentes, so fühlte sie schon durch die betastende Hand den Hügel, auf dessen glanzvoller Höhe die Zukunft den geliebten Knaben als Gelehrten, als Künstler, als mächtigen Gesetzgeber oder als Held hinstellen würde. Jetzt werden sich wenige Gipsschädel der Art mit Gallschen Nummern in den Familien vorfinden; oder man muß sie unter alten verbrauchten Möbeln staubbedeckt in den Bodenkammern aufsuchen. Phrenologen findet man nur noch, wie eine Art Sekte, in England, vorzüglich in Schottland, kaum in Frankreich.

Gall trat in dem großen Saal eines Gasthauses auf, von Tier- und Menschenschädeln umgeben. Seine Vorträge sprachen seine innige Überzeugung aus, und er äußerte sich ganz mit der Leichtigkeit der Konversation. Sie imponierten, und die Vergleichung der Menschenschädel mit den Tierschädeln hatte etwas Überraschendes. So wurden die Schädel berüchtigter Diebe mit denen der Elstern oder der Raben, die gefährlicher Mörder mit denen der Tiger und Löwen, verglichen. Eine schauderhafte, in dem Irrtume verborgene Wahrheit drängte sich selbst dem tiefer Denkenden auf, und was die Flacheren und Seichteren befriedigte, vermochte wenigstens die geistig Tieferen zu beunruhigen.

Einen Auftritt muß ich hier noch darstellen, der für mich etwas Überraschendes und zugleich Ergötzliches hatte. Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall zu hören. . . . . .

Ich wünschte nun Goethe als Zuhörer (wenn auch nicht als meinen) zu sehen. Das äußerlich passive Hinhorchen der Menschen ist mir immer interessant. Die stille, erwartungsvolle Aufmerksamkeit, das intensive, in sich hineingedrängte Aufhorchen einiger Zuhörer ist dann, wenn wir es unbemerkt und genau betrachten, höchst lehrreich. Die geistlose Hingebung einiger, die nur von fremden Gedanken leben, läßt sich dann nicht selten auf eine auffallende Weise von der innern gärenden lebendigen Entwicklung, die sich in der scheinbar passiven Aufmerksamkeit verbirgt, unterscheiden. Goethe saß nun unter den Zuhörern auf eine höchst imponierende Weise. Selbst die stille Aufmerksamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Gesichtszügen konnte dennoch das steigende Interesse an der Entwicklung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm saß Wolf und links Reichardt. Gall beschäftigte sich eben mit der Darstellung der Organe verschiedener Talente, und bei seiner unbefangenen Art, sich zu äußern, scheute er sich nicht, die Exemplare zur Bestätigung seiner Lehre unter seinen Zuhörern zu wählen. Er sprach zuerst von solchen Schädeln, die keine, in einer Richtung ausgezeichnete Erhebung darstellten, wohl aber ein schönes, bedeutendes Ebenmaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines solchen Gebildes erkannte man, wenn man den Kopf des großen Dichters betrachtete, der seine Vorträge mit seiner Gegenwart be-

Die Kaffeepartie. (Aus Schadows Bekanntenkreise)
Handzeichnung von Schadow. 1794
(Schadows Handzeichnungen von Dobbert. Berlin 1886. Paul Bette. Blatt 6)

ehrte. Das ganze Auditorium sah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor sich in einem unterdrückten ironischen Lächeln, aber die stille, unbewegliche, imponierende Ruhe seiner Gesichtszüge ward dadurch nicht gestört. Er kam darauf zur Darstellung des Tonsinnes. Mein Schwiegervater [Reichardt] hatte es bequem. Die Erhebung, die dieses Organ andeutet, liegt nach den Schläfen zu. In der Tat, bei Reichardt war es auf eine auffallende Weise ausgebildet; auch mußte es, nachdem es an den Schädeln und, irre ich nicht, durch Kupferstiche von großen Komponisten nachgewiesen war, bei Reichardt sehr in die Augen fallen. Denn er hatte eine vollständige Glatze; nur einige dünne Haare waren hinten übrig geblieben. Den kahlen Kopf pflegte er nur durch Puder und Pomade zu schützen, und als Gall nach diesem ausgezeichneten Exemplar hinwies, stellte er in der Tat einen, für diese Vorträge ausdrücklich präparierten Schädel dar. Endlich kam die Reihe an Wolf. Bekanntlich sitzt das Organ des Sprachsinnes nach Gall über den Augen nach der Nasenwurzel zu; es ist ebenso entschieden, daß Wolf dieses Organ auf eine auffallende Weise ausgebildet besaß. Aber Wolf trug Brillen; als nun Gall anfing, das Organ des Sprachsinnes an den Schädelknochen zu demonstrieren, konnte Wolf wohl erwarten, daß er seinen Schädel wie Goethes und Reichardts benutzen würde. Nun war es recht ergötzlich, zu sehen, wie der große Philolog der Absicht des Schädellehrers entgegenkam. Er nahm mit großer Ruhe die Brille ab, wandte das Gesicht nach allen Seiten und ward so momentan in einen Schädelknochen in der Hand des Demonstrators verwandelt, der mehr durch ihn, als durch die Person, die ihn noch trug, in Bewegung gesetzt und allen Zuschauern gezeigt wurde. Obgleich dieser ganze Auftritt etwas Komisches und Ergötzliches hatte, so verfehlte doch Gall seine Absicht keineswegs. Die schlagende Bestätigung, die seine Lehre durch so auffallende Persönlichkeiten erhielt, wirkte offenbar mit großer Gewalt auf alle Zuschauer.

2. Wiener Musikleben im Jahre 1808. (Reichardt.)

Mich hat schon recht nach dem ganz freien ruhigen Moment gebangt, Dir eine rührende Szene, die ich mit dem alten Haydn gehabt, treu zu beschreiben. Das Fräulein von Kunzböck, das er väterlich liebt, und Frau von Pereira, für ihn, wie für alles Große und Schöne voll Enthusiasmus, führte mich hinaus. Vorher ließ mich die erste, gleichsam als würdige Ouvertüre zu der Szene, eine große schwere Sonate von unserem verewigten Prinz Louis Ferdinand auf ihrem Fortepiano hören. Sie spielte sie ganz meisterhaft, mit ebenso zartem Ausdruck, als mit der vollendetsten Exekution, die an Reinheit und Deutlichkeit durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Sie ist eine Schülerin von Clementi.

In einer der entferntesten Vorstädte hatten wir bis in die hintersten Gäßchen und Winkel fast eine Stunde zu fahren. Da fanden wir den herrlichen Alten in einem kleinen, aber doch ganz artigen Gartenhause, das ihm gehörte, eine Treppe hoch, in einem kleinen Zimmer, an einem mit grünem Tuch über-

deckten Tische sitzen, ganz angekleidet in einem einfachen, aber reinlichen grauen Tuchkleide mit weißen Knöpfen und einer zierlich frisierten und gepuderten Lockenperücke, saß er sehr steif und fast starr, dicht an den Tisch gerückt, beide Hände auf dem Tische, einem lebhaften Wachsbilde nicht unähnlich. Das Fräulein von Kunzböck erklärte ihm erst, daß sie mich ihm gerne vorstellen möchte; ich besorgte fast, er würde meinen Namen nicht kennen, oder sich dessen doch in diesem Zustande der Apathie nicht erinnern, und ward wirklich betroffen, und ich kann aufrichtig sagen beschämt, als der alte Held seine immer noch lebhaft blitzenden Augen weiter auftat und sagte: „Reichardt? ein — — Mann! wo ist er?“ ich war eben hereingetreten, und er rief mir mit über den Tisch hin ausgestreckten Armen zu: „Bester Reichardt, komm doch! ich muß dich ans Herz drücken!“ Und nun küßte er mich mit heftigem, krampfigem Händedruck. Dann fuhr er mir drei- viermal mit der dürren Hand über beide Backen, und sagte zu den andern: „was mich das freut, daß der — — Künstler auch solch ehrliches, gutes Gesicht hat.“ Ich setzte mich neben ihn und behielt seine Hand in der meinen. Er sah mich eine Weile gerührt an und sagte dann: „noch so frisch! ach ich hab' zu viel den Geist angestrengt, ich bin schon ganz Kind,“ und weinte bittre Tränen. Die Damen wollten abbrechen, um ihn zu schonen. „Nein, laßt mich Kinder,“ rief der liebe Alte, „das tut mir wohl, es sind wahrhaftig Freudentränen über den Mann da, dem wird's besser ergehn.“ Ich konnte selten ein herziges dankbares Wort hervorbringen, konnte ihm nur recht herzlich die Hand küssen.

Frau von Pereira, die er mit seinem schwachen Gedächtnis anfänglich nicht erkannte, erinnerte ihn im kindlichen, spielenden Ton an allerlei Späße, und er kam bald auch mit ihr in diesen Ton, den er immer sehr geliebt haben soll. Nun meinten die Damen aber, wir müßten den schwachen Alten verlassen, es griffe ihn doch am Ende zu sehr an, und nahmen Abschied. Kaum waren wir aber zur Stubentür hinaus, so rief er uns zurück und sagte: „ich muß dem Reichardt doch auch meine Schätze zeigen.“ Da brachte eine Aufwärterin allerlei schöne, zum Teil kostbare Sachen herbei. Das Interessanteste darunter war eine ziemlich große flache Kassette, welche die Fürstin Esterhazy, die Gemahlin des jetzt regierenden Fürsten, Sohn des fast lebenslangen Herrn unsers Haydn, ihm hatte, nach ihrer eigenen sorgfältigen Angabe, machen lassen. Sie war von schwarzem Ebenholz, stark in Gold gefaßt und mit goldnen Basreliefs verziert. Auf dem Deckel war die rührende schöne Szene im Akademiesaal gemalt, die bei der letzten großen Aufführung von Haydns Schöpfung zur wahren Apotheose für den Künstler wurde. — (Collin sagte mir letzt auch ein recht schönes beschreibendes Gedicht über diese Szene vor.) In der Kassette lag ein großes prächtiges Stammbuch, auch schwarz mit Gold, der Fürstin Namenszug darauf, und inwendig die herzlichsten Inschriften von der ganzen fürstlichen Familie. Ich müßte der erste Künstler sein, der sich einschriebe, sagte mir der liebe Alte, er würde mir's schicken. Die ganze Kassette war übrigens zu beiden Seiten mit dem zierlichsten Schreibzeuge und allerlei kleinen angenehmen und nützlichen Instrumenten von feiner englischer Stahlarbeit und Gold angefüllt.

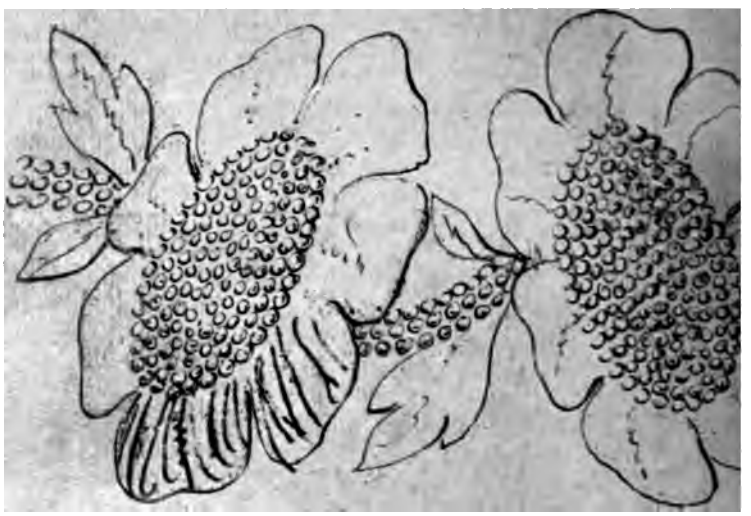
Teeſtunde
Nach einer Zeichnung von Hampe,
geſtochen von Bollinger (1802)
(Berliner Kupferſtichkabinett)

Dann zeigte er mir noch eine große Anzahl goldener Medaillen von Petersburger muſikaliſchen Geſellſchaft, von dem Pariſer Konzert, für welches mehrere Symphonien eigens komponiert hat, und von vielen andern; auch ein ganz herrlichen Ring vom ruſſiſchen Kaiſer; Diplome vom Pariſer National-

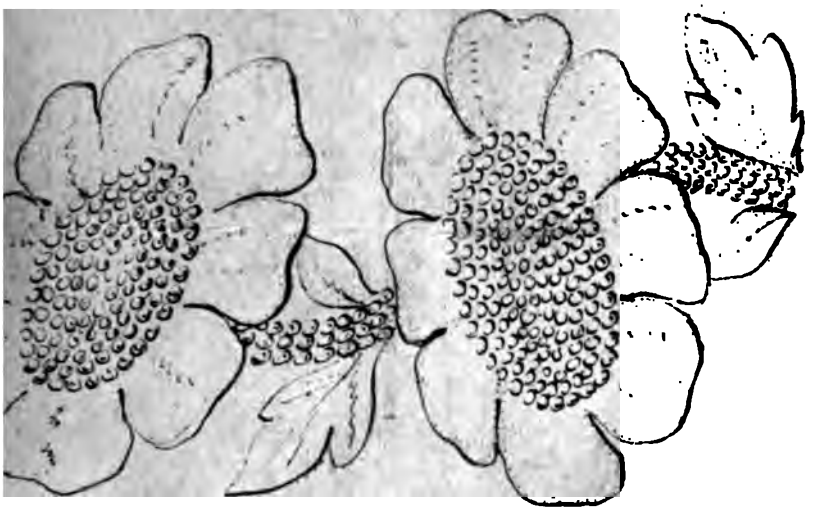
institut, vom Wiener Bürgerrecht und viele andere dergleichen Dinge noch. Der gute Alte schien recht froh darin zurückzuleben.

Als wir denn nach einer guten Stunde wirklich Abschied nahmen, behielt er mich allein noch fest an der Hand und sagte mir unter vielen Küssen, ich müßte ihn, solange ich hier bliebe, wenigstens einmal die Woche besuchen. Mit kleinen ängstlichen Zügen des Geizes, mitten unter seinen Reichtümern, die er nicht einmal mehr benutzen konnte, mag ich diese Erzählung nicht beschmutzen; es ging mir aber durch die Seele. . . . . .

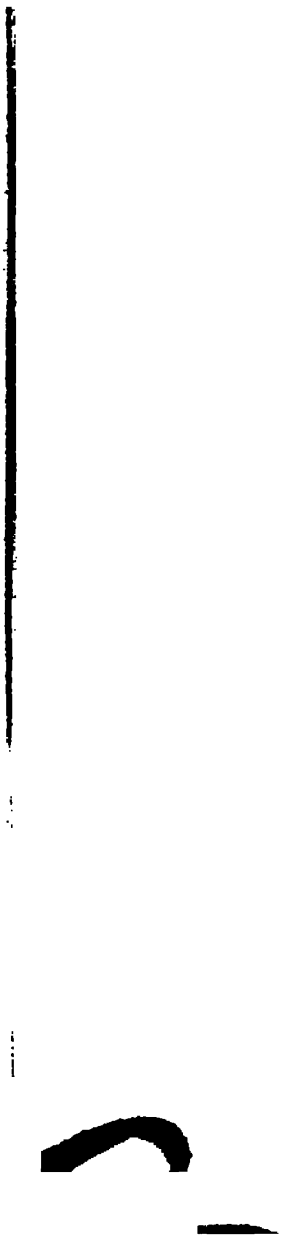
Einem Liebhaberkonzert, das für den Winter angegangen ist, habe ich hier auch schon beigewohnt, das mich seiner äußern Einrichtung nach aber fast getötet hat, ungeachtet die Gesellschaft sehr angenehm war. In drei ziemlich kleinen Zimmern, wie ich sie hier fast noch nie gesehen hatte, war eine große Menge Zuhörer aus fast allen Ständen und eine fast ebenso große von Musikern zusammengepfropft, daß mir Luft und Gehör verging. Zum Glück verging mir nicht das Gesicht auch; denn es waren zum Teil sehr hübsche feine Damen da, von denen einige auch sehr artig sangen. Aber selbst sehr gute Sachen von Beethoven, Romberg, Paër u. a. konnten keine Wirkung tun, da man in dem engen Raum von dem Lärm der Trompeten und Pauken und allen möglichen Blasinstrumenten ganz betäubt ward. Indes bekam ich doch etwas sehr Vollkommenes zu hören, das denn auch ganz hierher paßte und dadurch um so wohltätiger wirkte. Es war ein neapolitanischer Gitarrenspieler, der so vollkommen spielte, daß er mir oft die schöne alte Zeit des echten Lautenspiels zurückrief; ich habe nie so etwas Vollkommenes auf einem so unvollkommenen Instrumente gehört. Dann sangen noch zwei Italiener mit ihm, mit angenehmer Tenor- und Baßstimme eine kleine französische Romanze: La Sentinelle, die vor dem Feinde in heller Nacht auf dem Posten steht und seine Wünsche und Beteuerungen den Winden an sein Mädchen gibt, daß er für sie nur wache, lebe, fechte, sterbe. Eine allerliebste, marschmäßige Melodie hatte der feine Italiener, der auch ein sehr schöner junger Mann, ein wahrer Antinous war, sehr artig für die Gitarre eingerichtet und mit lebhaften Zwischenspielen bereichert. Das paßte ganz fürs Zimmer und für die Gesellschaft, die auch davon entzückt war; es aber nicht zu fühlen schien, daß der ganze angenehme Eindruck durch Beethovens übermächtige gigantische Ouvertüre zu Collins Coriolan, wieder zerstört wurde. Gehirn und Herz wurden mir von den Kraftschlägen und Rissen in den engen Zimmern fast zersprengt, die sich jeder bemühte so recht aus Leibeskräften zu verstärken, da der Komponist selbst gegenwärtig war. Es freute mich sehr, den braven Beethoven selbst da und sehr fetiert da zu sehen, um so mehr, da er die unselige hypochondrische Grille im Kopf und Herzen hat, daß ihn hier alles verfolge und verachte. Sein äußeres störrisches Wesen mag freilich manchen gutmütigen lustigen Wiener zurückscheuchen, und viele unter denen, die sein großes Talent und Verdienst auch anerkennen, mögen wohl nicht Humanität und Delikatesse genug anwenden, um dem zarten, reizbaren und mißtrauischen Künstler die Mittel zur Annehmlichkeit des Lebens so anzubringen, daß er sie gerne empfänge und auch seine Künstlerbefriedigung darin fände. Es jammert mich oft recht herzinnig, wenn



Stickmuſter der Königin



händigen Anweisungen



ich den grundbraven, trefflichen Mann finster und leidend erblicke, wiewohl ich auch wieder überzeugt bin, daß seine besten originellsten Werke nur in solcher eigensinnigen, tief mißmutigen Stimmung hervorgebracht werden konnten. Menschen, die sich seiner Werke zu erfreuen imstande sind, sollten dieses nie aus den Augen lassen, und sich an keine seiner äußern Sonderbarkeiten und rauhen Ecken stoßen. Dann erst wären sie seine echten wahren Verehrer.

3. Die nationale Wirkung von Schillers Dramen auf das Berliner Publikum. (Ludwig Giesebrecht.)

> Wir wollen, es soll eine Zeit kommen, wo der Schmerz und die gewaltigsten tragischen Empfindungen, wie es sich gebührt, den Menschen gerüstet finden und das zermalmendste Schicksal von schönen Herzen begreiflich und nicht als Paradoxie empfunden wird.
>
> Adam Müller an Gentz über die Tendenz des Phöbus.

Am 19. Juli 1810 starb die Königin Luise. Kurz vor ihrem Tode schrieb die hochgesinnte Frau von Königsberg aus an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz: „Hat es nicht wie in Spanien auch in Tirol schon gezündet! — — Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wieder käme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Auch meinen Schiller habe ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen? [Johannes von Müller.] Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre! — Und ich kann noch fragen, warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich."

Von diesem Briefe der Königin wußte, als er geschrieben wurde, begreiflich in Berlin niemand etwas; aber Tatsache ist es, daß zu derselben Zeit die poetische Hoffnung auf die Wiederkehr des Mädchens von Orleans auch in der Hauptstadt auf das deutlichste sich kund gab. Woche für Woche wurde, so viel mir erinnerlich, im Theater mehrmals Schillers Jungfrau gegeben, immer vor gefülltem Hause, und waren Franzosen in der Stadt, so fehlte es in den Logen auch nicht an hohen Offizieren des kaiserlichen Heeres.

Ging nun der Vorhang in die Höhe, so wurden die ersten Szenen schweigend angehört, bis Bertrand, den Helm in der Hand, auf der Bühne erschien. Mit reger Teilnahme folgten dann die Zuschauer allen Bewegungen — allen kurzen einleitenden Fragen der Jungfrau bis zu dem begeisterten Hervorbrechen:

Nichts von Verträgen, nichts von Übergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.

Lauter Beifall begleitete, unterbrach die Rede. Dann ward es einen Augenblick still bei der zweifelnden Klage:

Ach! Es geschehen keine Wunder mehr!

Und von neuem begann der Beifall, wenn Johanna die Antwort gab:

Es geschehen noch Wunder. — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen. — —
Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.

Die weitere begeisterte Rede der Jungfrau erhielt dann die Stimmung der Hörer noch gehoben, wenn auch ohne lauten Ausbruch. Thibauts Schlußworte und der wehmütige Anfang des darauf folgenden Monologs beruhigten sogar, aber noch einmal erhob sich der Enthusiasmus, stieg zu seiner Höhe auf und äußerte sich in Händeklatschen und frohlockendem Bravorufen, sobald die Strophe gesprochen wurde:

Wenn im Kampf die Mutigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Überwinder niederschlagen,
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befreien und deinen König krönen.

In gleicher Weise wurden die ganze Darstellung hindurch die Stellen mit Beifall begrüßt, welche das allen vorschwebende Ziel und die Gesinnung aller andeuteten. Vor allem Dunois' letzter gewaltiger Kriegsruf:

Zu den Waffen: Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet!
Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein!
Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich endet.

Wenn aber dann die Gefangene in der Angst um ihren König sich betend auf die Knie warf:

Höre mich Gott, in meiner höchsten Not!
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele —

da war kein Beifallklatschen mehr, da füllten sich die Augen mit Tränen der Andacht, der heiligen Freude, wenn dem Gebet die Erhörung folgte, der schmerzlichen Siegeslust, wenn die Siegerin verwundet da lag, der Erhebung, wenn sie einer Verklärten gleich mit ihrer Fahne sich aufrichtete und sterbend niedersank.

So fühlte Berlin in den Tagen unserer Erniedrigung, und Berlin war damals mehr als die Hauptstadt des Landes, sie war das schlagende Herz der Nation: was hier gefühlt wurde, wurde weithin im nördlichen Deutschland mitgefühlt.

	XXVIII	
Der Staatskanzler Hardenberg		

Wir behalten Uns vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben, deren Rat Wir gern benutzen und in der Wir nach Unsern landesväterlichen Gesinnungen gern Unsern getreuen Untertanen die Überzeugung fortwährend geben werden, daß der Zustand des Staats und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Zwecke gebracht werden, nicht vergeblich sind.

Aus Hardenbergs Finanzedikt vom 27. Oktober 1810.

1. Hardenbergs Persönlichkeit. (Boyen.)

Hardenberg mochte, als er diese bedeutende Laufbahn antrat, nahe an 60 Jahre alt sein, doch war sein Körper, mit Ausnahme, daß er schon seit geraumer Zeit sehr schwer hörte, noch recht frisch und trug vollständige Spuren des früher schönen Mannes. Sein äußeres Benehmen war eine seltene Vereinigung von liebenswürdiger Sitte und nötiger Würde; indem er sich in sehr anständigen gesellschaftlichen Formen bewegte, erhielt er sich auf dem Standpunkt eines angesehenen Mannes, ohne deswegen sich stolz zu zeigen. Er hatte einen gutmütigen, wohlwollenden Charakter und war viel mehr geneigt, edelmütig zu verzeihen als sich wegen erlittener Beleidigungen zu rächen, doch war er gegen alles, was seine Stellung gefährden konnte, durch manche bittere Erfahrung gewitziget, in der letzteren Zeit ziemlich mißtrauisch. Von der Natur mit einem sehr leichten Sinne begabt, half ihm dieser durch eine Menge Schwierigkeiten seines Lebens und seiner Zeit, machte ihn aber zu gleicher Zeit auch zum Verschwender; das Geld hatte nur dann einen Wert für ihn, wenn es ihm fehlte. Hardenberg hatte einen schnellen und hellen Blick, doch blieb dieser mehr auf der Oberfläche der Erscheinungen, als daß er in ihre Tiefe drang, er begnügte sich mehr damit, schnell und gewandt aufzufassen, als über die Gegenstände anhaltend nachzudenken, und aus diesem Grunde wußte er auch die Personen recht geschickt zu behandeln, während seine eigentliche Menschenkenntnis ihn oft täuschte. Er war ein sehr unterrichteter, in den Staatswissenschaften und den neueren Verhältnissen wohl bewanderter Mann, der die Lage Europas genau kannte, die Notwendigkeit, den neueren Zeitbedürfnissen nachzugeben, hatte er klug erkannt. Obgleich dem Lebensgenuß ergeben, besaß er doch, was ihm unter diesen Verhältnissen hoch anzurechnen ist, große Pflichttreue und arbeitete der darauf verwendeten Zeit nach sehr viel, jedoch mehr dem Detail als größeren Arbeiten zugewendet; er korrigierte sehr viel die ihm vorgelegten Konzepte und schrieb täglich eine große Zahl kleiner Billette, durch die er sich immer in Verbindung besonders mit den Personen von einigem Einfluß zu halten strebte, worauf er, nach meiner Ansicht, sowie auf das geheime Nachrichtenwesen einen etwas zu großen Wert legte. Bei seiner leichten Auffassung des Lebens hatte er sich mehr die Fertigkeit erworben, die von andren zukommenen Ideen mit Enthusiasmus aufzufassen, als sie selbst zu erzeugen, auch war ihm die Gabe versagt, mit Ruhe jemanden zurechtzuweisen und so eine zusammenhängende Ordnung, einen pünktlichen Geschäftsgang bei seinen Untergebenen zu erhalten. Dem Könige und dem

preußischen Staate war er wahrhaft ergeben, ihn belebte der edle Ehrgeiz, zur Erhebung des letztren soviel als möglich beizutragen. Man wird aus dieser Charakterzeichnung sehen, daß, wenn Hardenberg allerdings auch wie jeder Mensch seine Fehler hatte, die guten Eigenschaften desselben auch nicht gering waren, und daß er unbestritten zu den bedeutenden Erscheinungen seiner Zeit gehörte. Mehrere seiner Fehler machten es ihm vielleicht nur allein möglich, die ihm zugefallene schwierige Aufgabe zu lösen, er stürzte sich wohlgemutet in den vor ihm brausenden Strudel und erreichte an der Hand des Glückes, wenigstens in der Hauptsache, das gegenseitige Ufer, wo ein etwas ängstlich gewissenhafter Mann unentschlossen stehen geblieben wäre. Da wo die Zeit günstige Entscheidungen in ihrem Schoß trägt, da sorgt sie dann auch für Männer, die zur Lösung jener Aufgaben, sowohl durch ihre Tugenden als auch zum Teil ihre Schwächen, tauglich erscheinen.

2. Hardenbergs Arbeitsweise. (Friedrich von Raumer.)

Lieber Raumer, Sie müssen lernen, sich mit Anstand zu ennuyieren. Hardenberg zu Raumer.

Täglich hatte ich (bisweilen mehreremal) Vortrag beim Kanzler. Da aber Depeschen, eilige Antworten, Gesandte, der König ihn oft unerwartet beschäftigten, so konnte er mir durchaus keine Zeit genau bestimmen, vielmehr mußte ich den ganzen Tag seines Rufes gewärtig sein. Gern und freundlich würde er mich von dieser Unbequemlichkeit entbunden haben, weil aber die Sachen darunter gelitten hätten, konnte ich ihn darum nicht bitten. Noch mehr Not machten mir die wöchentlich zweimal bewilligten Audienzen, wo dem Kanzler von Leuten der verschiedensten Art nur zu oft abenteuerliche, eigennützige, unmögliche Gesuche vorgetragen wurden. Doch wußte er sie nach seiner liebenswürdigen Weise zu beruhigen und bei guter Laune zu erhalten. Das Nähere sagte er gewöhnlich den Bittstellern, würden sie von mir erfahren. Nach beendeter Audienz ging der Kanzler die Liste der Gesuche mit mir durch, nannte viele aus vollkommen zureichenden Gründen absurd, unmöglich usw. Dies möge ich den Toren beibringen. Sie erschienen und sagten in der Regel: „Se. Exzellenz sind auf das Gesuch höchst gnädig eingegangen, den nähern günstigen Bescheid sollen wir bei Ihnen empfangen.“ — Mochte ich mich nun auf das höflichste und zarteste drehen und wenden, um den Ungeduldigen den entgegengesetzten Befehl des Kanzlers mitzuteilen, ich erhielt jedesmal unangenehme, grobe Antworten. „Irgendein Unwissender, Übelwollender muß mit schlechten Gründen das menschenfreundliche, wohlwollende Gemüt Sr. Exzellenz umgestimmt haben.“ — Wenn ich nunmehr die Klagenden zur Berichtigung meiner angeblichen Mißverständnisse an den Kanzler verwies, so konnte er freilich seine wahre Meinung nicht länger verhüllen; alle aber blieben dabei: ich hätte ihn böswillig umgestimmt und sei sein böser Genius. — Bisweilen entstanden wirkliche Mißverständnisse aus dem schweren Gehör Hardenbergs. So kam einst ein Mann zu mir und sagte entsetzt: „Welch ein hartes Gemüt hat diese Exzellenz; ich erzähle ihm, daß mir meine Mühle abgebrannt ist und er antwortete:

Fürſt Hardenberg
(Berliner Hohenzollernmuſeum)

UNIV. OF MICH.

Das freut mich sehr.“ Die sicherste, ruhigste Vortragsstunde für mich war des Morgens, während der Kanzler sich anzog. Unter so vielen wichtigen, oft unangenehmen Sachen kamen auch einzelne vor von sehr abweichender Natur. „Sehen Sie,“ sagte einst der Kanzler, „welch impertinent dummen Brief ich soeben empfange,“ Es hieß darin: „Ew. Exzellenz befahlen zwölf nackte Jungfrauen, wir werden sie Ihnen eiligst übersenden.“ — Meine Behauptung, es würden hohe schlanke Weingläser so genannt, bestätigte der bestellende Haushofmeister.

XXIX

Hardenbergs Reformideen

Wir müssen reformieren, um nicht zu revolutionieren; zu jenem helfe, vor diesem bewahre uns Gott!

Friedrich von Raumer 1811 an seine Eltern.

Möchten wir es recht empfinden, wie wichtig und folgenreich für die Staatswohlfahrt die Bestimmungen sind, die das Schicksal der Bauern entscheiden!

Aus Scharnwebers Rede zur Verteidigung des Raumerschen Entwurfs eines Regulierungsgesetzes der ländlichen Verhältnisse (23. Februar 1811).

1. Grundriß einer Finanzreform von Friedrich von Raumer.

Der Kanzler unterschrieb meinen Entwurf [einer Instruktion für die Finanzreform-Kommission] und die, nächstdem beigefügte Anweisung, über die von der Kommission zu fertigenden Arbeiten. Folgendes ist der wesentliche Inhalt:

Die veränderten Grundsätze der Finanzverwaltung und die Bedürfnisse des Staats machen es notwendig, daß einerseits durch neue Steuern bedeutende Summen herbeigeschafft, andererseits aber gleichzeitig die Übelstände hinweggeräumt werden, welche sich in dem bisherigen Besteuerungs- und Erhebungssystem finden, und die Kultur, die Gewerbe und den Wohlstand der Untertanen behindern. — Die von uns ernannte Kommission, welche aus dem Geheimen Staatsrat von Heydebreck, Regierungsdirektor Ladenberg, Staatsrat Borsche, den Geheimen Finanzräten Eichmann und von Beguelin, den Regierungsräten Beuth und von Raumer bestehen und bei gleichem Stimmrecht unter der unmittelbaren Leitung unsers Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg arbeiten soll, hat demnach jene beiden Zwecke zu berücksichtigen und ihrem Verfahren folgende Bestimmungen als feststehend zum Grunde zu legen:

1) Die Staatsbedürfnisse sollen durch Konsumtions- und Luxussteuern, durch eine Patentsteuer, durch Zölle und Stempel gedeckt werden.

2) Die indirekten Abgaben sollen für alle Landschaften gleichgestellt und die Absperrung zwischen Stadt und Land aufgehoben werden.

3) Die Akzise ist künftig nicht mehr von so vielen Gegenständen zu erheben; es soll vielmehr, so weit als irgend möglich, an die Stelle der Universal- eine Partikularakzise treten mit bedeutender Verminderung der Verwaltungskosten.

4) Die auf keine innern Gründe beruhende Verschiedenheit der Zollrollen und die vielfachen Tarifsätze nach Objekten sollen aufhören.

5) Die Wasserbinnenzölle werden aufgehoben und die Landeingangszölle nach erfolgter Aufhebung der Landbinnenzölle neu geordnet.

6) Das Stempeledikt soll verdeutlicht und den jetzigen Verhältnissen angepaßt werden.

7) Gegen Einführung einer Patentsteuer tritt Gewerbefreiheit für Stadt und Land ein. Das Zunftwesen wird danach umgestaltet.

8) Der Bier- und Mahlzwang wird ohne Entschädigung für angeblichen Verlust aufgehoben.

9) Der Zivil- und der Militärvorspann in Friedenszeiten soll soweit als möglich ganz aufgehoben, auf jeden Fall aber volle Bezahlung aus den neuen Steuern gegeben werden.

10) Die Naturalfuragelieferung hört auf; und das durch Untertanen oder Entrepeneure Herbeigeschaffte wird bezahlt.

11) Sämtlichen Untertanen bäuerlichen Standes, welche nicht wirkliche Zeitpachtbauern sind, soll im Verfolg des Edikts vom 9. Oktober 1807 das Eigentum ohne Entschädigung gegeben werden; wogegen man die bisherigen Dienste und Abgaben der Untertanen, gleichwie die bisherigen Verpflichtungen der Gutsherren zu Unterstützungen an Geld, Bauholz usw. in die anzulegenden Hypothekenbücher einträgt.

12) Die freie Disposition über das Grundeigentum tritt für die Gutsbesitzer, welche Zeitpachtbauern haben, erst von dem Augenblicke ein, wo sie sich mit diesen wegen der eigentümlichen Überlassung der Höfe, nach den zu gebenden Gesetzen, geeinigt haben. Für alle Gutsbesitzer hingegen, deren Untertanen nach § 11 [des Edikts vom 9. Oktober 1807] Eigentümer geworden sind, sowie für alle diese neuen Eigentümer selbst, tritt sogleich die unbedingt freie Disposition über ihr Grundvermögen ein. Berlin, den 22. Juni 1810.

2. Lustige Finanzvorschläge von Privatpersonen. (Friedrich von Raumer.)

Unzählige, von unbedeutenden Personen überreichte Anträge hatte ich indes aus Mangel an Zeit nicht durchsehen können, bis ich mich nach der Weisung des Gutes hoffenden Kanzlers dieser Arbeit unterziehen mußte. Ich erstattete ihm hierauf am 26. August 1810 folgenden Bericht: „Euer Exzellenz gnädigem Befehle gemäß begann ich die Durchlesung der Aktenbände, welche die von Privatpersonen eingereichten Finanzpläne enthalten, gewahrte aber bald, daß das Wahre nicht neu, und das Neue nicht wahr oder brauchbar sei. Desungeachtet war die Leserei anziehend genug, und ich erlaube mir, beim Mangel ernsthafter Weisheit, einige der gar kurioſen Einfälle und Vorschläge aufzuzählen, deren jeder einzelne von den Einsendern als allein und radikal helfend angepriesen wird. Unter den Einsendern befinden sich übrigens Grafen, Barone, Edelleute,

Bankiers, Juden, Militärpersonen verschiedener Art, selbst invalide Soldaten, Kaufleute, Bäcker, Riemer, Glaser, Stellmacher, Studenten usw., ja selbst eine Mademasel, wie sie sich unterschreibt. Nichts wäre erwünschter, spricht der eine, als wenn dem Staate durch freiwillige Einzahlung der Bürger geholfen würde; deshalb habe ich einen Plan zu einer die gesamte Menschheit beglückenden Immobiliarlotterie, einen zweiten zur Verlosung und Ausspielung sämtlicher Domänen entworfen. — Nur das Entbehrliche kann man geben, ruft ein anderer, und will die Militärmacht des Staats durch Einschmelzung der entbehrlichen Glocken auf den höchsten Gipfel heben. Und (fährt er fort) welch ein Nebengewinn: das mir unangenehme Läuten wird abkommen. Nur durch Papiergeld ist dem Staate zu helfen, schreien viere zu gleicher Zeit. Der erste verlangt dessen Fertigung allein zum Chausseebau; der zweite „zum Ersatz des Abgangs an Viehcorporibus"; der dritte dagegen will, daß jede einzelne Handwerkszunft ihr eigenes Papiergeld habe, und dies dem Bedürftigen zu 40—200 Prozent Zinsen gegeben werde; dem vierten ist Papiergeld doch gar zu papieren, er will ledernes Geld ausgeben.

„Andere behaupten, es sei leichter dem Staate durch Monopole zu helfen, und verlangen ein solches für die rohen Tabaksblätter, „damit man nicht mehr brillante Etiketten und schlechten Tabak erhalte". Weit großartiger ist dagegen der Vorschlag (des Herrn Ephraim), einer Gesellschaft das Monopol der Versorgung aller Städte mit Lebensmitteln zu erteilen. Die mehrsten der erleuchteten Ärzte wollen mit neuen Steuern retten. Der eine glaubt nur das streng Gerechte zu verlangen, wenn er den Bauern das Doppelte ihrer bisherigen Grundsteuer aufbürden will: denn sie besäßen mehr Land als im Kataster in Zahlen ausgedrückt stehe, und alle müßten Gott danken, daß man ihnen die Nachzahlung erlasse. Ein zweiter zornig, „daß die Bauern mit Pferden in der Stadt paradieren und wohl gar Menschen umfahren", fordert ihre höhere Besteuerung, will sie aber dadurch beglücken, daß künftig nur Ochsen statt der Pferde gehalten werden dürfen. Um dies Ziel zu erreichen, werden

1) sogleich alle Hengste kastriert;
2) von drei Kälbern darf der Bauer nur eins verkaufen und muß zwei aufziehen;
3) von einem Kalbe wird so viel Akzise erhoben, als von einem Ochsen.

„Ein anderer städtischer Vorschlag geht dahin, die Wollpreise jährlich und zwar geringer zu fixieren, als sie in den benachbarten Staaten stehen. Von diesem vorgeschriebenen Preise erhält aber der Produzent nur eine und der Fiskus die andere Hälfte.

„Ferner sollen, nach einigen Stimmen, Steuern gegeben werden:

1) von jedem Stücke Vieh,
2) von Sommerwohnungen,
3) von Heiraten und Taufen,
4) von allen zu erteilenden Militär- und Zivilabschieden.
5) von allem Spielgewinn in öffentlichen und Privatgesellschaften wird ein Zehntel dem Fiskus eingezahlt.

Andere verlangen.

6) Stempelung der Lotterieloſe,
7) Stempelung der Kleidungsſtücke: z. B. eine Enveloppe drei Thaler, eine Hoſe zwei Taler, ein kurzes Jäckchen zwei Taler uſw.
8) Stempelung des Geldes ſelbſt, neben dem Gepräge.

Nach einem Rettungsplane, der zufolge des Titels „in der ſchönſten Jahreszeit und Baumblüte" entworfen iſt, ſoll

a) jeder Beſuch von Aſſembleen, Picnics, Kränzchen, Klubs, Harmonien, Reſſourcen, Kaſinos, Komödien uſw. mit acht Groſchen Extraſteuer belegt werden.
b) Geſchwängerte zahlen „vor die Bewilligung der Freude" fünf Taler, und außerdem, wenn ſie einen Sohn geboren, zwei Taler, wenn eine Tochter nur einen Taler.

Eine einzige Stimme ſucht Hilfe im Erlaß einer Abgabe: nämlich des halben Poſtgeldes von den Pfandbriefen — um ſie zum Steigen zu bringen!

„Mehrere dieſer Projektenmacher verlangen deutlich Belohnungen für ihre Weisheit; vorſichtiger will einer mit ſeinem Rettungsplan erſt dann hervortreten, wenn er einem Auktionskommiſſarius adjungiert werde. Endlich (damit die Alchemie nicht fehle) überreicht einer ein untrügliches Rezept, Gold zu machen, und bittet zu gleicher Zeit — daß ihm die Exekution wegen Schulden abgenommen werde." — So mein faſt unglaublicher und doch ganz wahrhafter Bericht.

Als Anhang erwähne ich die Eingabe eines preußiſchen Grafen, worin er die Fortdauer des Zwangsgeſindedienſtes und ein Geſetz fordert, daß niemand ſeinen Geburtsort verlaſſen dürfe. Jetzt (fügte er zur Begründung dieſer Anträge hinzu) leben in der Lombardei auf der Geviertmeile wohl fünfmal mehr Menſchen als in Preußen. Raſch wird ſich die Volksmenge gleichſtellen, ſobald man keinen Preußen hinausläßt; denn ſie haben dieſelbe Zeugungskraft wie die Lombarden und dieſelbe Neigung, davon zum Nutzen ihres Vaterlandes Gebrauch zu machen.

XXX

Stimmen über die Hardenbergſche Reformgeſetzgebung

Es bleibt wahr (ſo oft man es auch geleugnet hat), daß die ſeit 1807—13 erlaſſenen Geſetze weſentlich dazu beitrugen, Mut und Begeiſterung im Jahre 1813 zu verſtärken.

Friedrich von Raumer.

1. Cöllns Charakteriſtik der innerpolitiſchen Lage Preußens am Ende des Jahres 1810 in zwei Briefen.

Nach drei Jahren ſah ich nun Berlin zum erſtenmal wieder und war erſchrocken über die großen Veränderungen, welche hier ſtattfanden. — Von den zehn Miniſtern vor dem Kriege fand ich eigentlich nur einen, den Staats-

kanzler, ſtatt einer Menge von Generalen, Stabs- und Subalternoffizieren, welche ſonſt die Straßen anfüllten, und Soldaten, welche an den Straßenecken nach Verdienſt umherlugten, vernahm ich nur die Töne der Hörner, welche die moderniſierten Voltigeurs auf dem Dönhoffſchen Platz verſammelten, der um deshalb noch der lebhafteſte iſt, weil hier der Staatskanzler wohnt, vor deſſen Tür ſich die Supplikanten und die Equipagen der Staatsräte begegnen. Die Wilhelmſtraße, ehemals der Sitz der Großen, iſt öde und leer. — Das Opernhaus, wo die Paërſche Oper Achilles [15. Oktober] gegeben wurde, war zur Hälfte leer — man fand das Legegeld zu hoch. Vordem erhielt man mit Mühe Einlaß. Nur das Schauſpiel-Theater iſt noch immer der Zentralpunkt, wo ſich die ſchöne gebildete und gemeine Welt verſammelt. Hier iſt denn auch noch wie ſonſt der Ort, wo das Militär ſich durch Gewaltſtreiche auszeichnet, da es auch noch heute außer dem Geſetz und ohne Polizei ſich von ſeinem militäriſchen Geiſt ohne Geiſt impulſieren läßt. Die wilden Ausbrüche hat man ganz kürzlich, wie bekannt, wieder erfahren, und man hofft, der König werde endlich dieſen Übermütigen den Kappzaum anlegen. — Wenn es wahr iſt, wie man verſichert, daß der größte Teil des Militärs nach Hauſe geſchickt und die Städte mit Bürgergarden beſetzt werden ſollen, ſo dürfte ſich das Publikum Glück wünſchen.

Eine auffallende Erſcheinung iſt auch die hohe Religioſität, welche man hier affektiert und der die Tagesblätter unausgeſetzt huldigen. Ja ich hörte ſogar neulich den Redakteur des ſich zur Ruhe neigenden Abendblatt behaupten: der tiefe Sinn der Apokalypſe ſcheine dem Zeitgeiſt zu entſprechen. Adam Müller, der berühmte Geſetzgeber, ſetzt die Kirche über die Regierung, und unſer Erbadel iſt ihm ſchon von Gott ſelbſt eingeſetztes religiöſes Inſtitut. Alles lebt in der Idee, von Fichte bis auf Heinrich v. Kleiſt, den cidevant „Prometheus“*), und nur der „Beobachter an der Spree“ befaßt ſich noch mit der gemeinen Wirklichkeit. Wehe der Religion, wo Religioſität Mode wird! —

An der Spitze der Univerſität ſteht der bekannte Schmalz, der alle Staatsbürger in rohe Produzenten verwandeln will und allen Nationalreichtum nur in Kartoffeln, Grütze, Maſtvieh und dergleichen findet. Der berühmte Thaer ſpricht immer noch viel von Wurzelwerk und der Maſt von Hammelſchwänzen, und Buchholz hat ſich plötzlich zum Verfechter der neuen Regierung erhoben und widmet ſeine Intelligenz der Apologie der neuen Finanzeinrichtung, wovon er, unter uns geſagt, gar nichts verſteht. — Sonderbar iſt's, daß bei allem Idealiſieren in Berlin keine Tagesblätter fortkommen. Der „Hausfreund“ geht ein, aber wie geſagt, der „Beobachter an der Spree“, der ein Freund vom Realiſieren iſt, zählt die meiſten Leſer. — Der „Freimütige“ ſieht ſich oft genötigt, vergeſſene Anekdoten aus den „Vertrauten Briefen“ und „Feuerbränden“ aufzufriſchen. So erzählte er vor kurzem die Anekdote über den Heroismus

---

*) Cölln will ſagen: „Phöbus.“ Eine Anſpielung auf Kleiſts Dresdener Journal dieſes Namens (1808). Der „Prometheus“ iſt eine andere damalige Zeitſchrift, die aber mit Kleiſt nichts zu tun hat. Im übrigen ſ. den Anhang.

des Kommandanten Hermann in Pillau, die nicht einmal wahr ist und die in den „Vertrauten Briefen" steht.

Das einzige lesenswerte Buch, welches über den Staat seit einem Jahre erschienen, ist: „Das britische Besteurungs-System, dargestellt mit Hinsicht auf die in der preußischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen von Friedrich von Raumer." (Berlin, bei Sander, 1810.) In diesem Buche findest Du die richtigsten Ansichten und vernimmst einen Praktiker, dem die Theorie nicht fremd, und der ebensoweit vom Physiokratismus als von dem Zwangssystem alter kameralistischer Plusmacher entfernt ist.

Die Herrn Buchholz, Schmalz, Adam Müller sollten sich doch ja nicht mit dem Staat befassen, denn es fehlt ihnen die erste Bedingung, um darüber etwas Verständiges zu sagen: sie kennen ihn nicht.

Sonderbar ist es, wie die Regierung nach dem Kriege fast alle Ideen realisiert hat, die Cölln (auf den alle schimpfen) in seinen Schriften teils ausgesprochen, teils angedeutet hat. Das Faktum ist richtig. Er verdammte das Kabinett, es ist metamorphosiert; er schlug einen Staatsrat vor (sechstes Heft der „Feuerbrände"), er ist da; er trug eine Menge neuer Ideen über die Umschaffung des Militärs vor, sie sind alle ausgeführt, sogar die Montierungen. Er wollte die Torakzise abgeschafft wissen und die Visitation an die Grenzen verlegen: es ist erfolgt. Er behauptete, der Bauer müsse sein Brot so gut versteuern wie der Bürger. Es ist befohlen worden — und so durch alle Rubriken.

Worin liegt der Grund? Cölln sprach den Zeitgeist aus, dies verdroß die literarischen Krämer, weil ihnen dazu der Mut fehlte. Darum schimpften sie und dann wollten sie der Regierung schmeicheln, die den armen Cölln, man weiß heute noch nicht warum, einsperrte und kriminalisierte. —

Du willst mehr von den Gesetzen unsres Staatsrats unterrichtet sein. Wohlan! — Nach dem Frieden von Tilsit ging es dem preußischen Staat wie einem unheilbaren Patienten; von allen Seiten strömten die Ärzte herbei und überfüllten ihn dermaßen mit Rezepten, daß er beinahe daran erstickt wäre. Aber die sämtlichen Staatsquacksalber waren nicht imstande, die wahre Lebenskraft, Geld hervorzuzaubern, darum schleichen sie sich, einer nach dem andern, sacht davon. Ungeachtet Schmalz unaufhörlich schrie: Geld sei ein Phantom, nur die Sachen wären Realität, ungeachtet Adam Müller sogar die Personen in Geld umschuf, ungeachtet Buchholz in seinem Wortspiel „arithmetische Staatskunst" genannt, vorschlug, den Sachwert des Geldes zu erhöhen, ungeachtet andere meinten, Papiermünze sei ein Beweis von hohem Patriotismus, so fährt Napoleon (der vom Gelde sehr solide Ideen hat) dennoch fort, die Kontribution bar zu verlangen. — Die Finanzsektion des Staatsrats, die ganz und gar mit Schülern von Adam Smith, Kraus usw. besetzt war, versetzte sich nach England in der Idee und verfügte eine Einkommensteuer, vergaß aber, daß man erst ein solches Einkommen haben müsse, um davon ohne Not an den Staat etwas abzugeben, und daß die Mehrheit jetzt höchstens ein Auskommen habe, welches zu beschneiden, id est bereits zu verakzisen sei. Viele solcher Ratgeber träumten auch von einer Kopfsteuer, bei der sie eximiert werden müßten.

Der brave Stein verfiel ſogar in unſrer frech ſinnlichen, nur nach Geld Genuß ſchnappenden Zeit darauf, die Tugend in ihrer Reinheit wieder

Was is ſick in die Sack ?

Karikatur auf die Kontinentalſperre
(Jenaer Hundertjahrausſtellung)

zuführen. Es iſt nicht zu leugnen, daß im Jahre 1810/1811 vielerlei iſche Geſetze erſchienen, welche der bürgerlichen Freiheit unter die Arme n: die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, die Freiheit der Exporten und es mehr. Aber die Dinge waren ohne Zuſammenhang, weil dem Staats-

rat ein Präsident fehlte*), weil er gesetzgebend und auch verwaltend war, weil der Adel und die Privilegierten sich mit Erfolg opponierten, weil man immer noch, bald hier, bald da, einen Antagonismus unter den Gewalten verspürte. Man merkte wohl, es stecke eine neue Staatsform in der Geburt, aber es war, als könne sie nicht zur Welt kommen.

Es war dem Staatskanzler, dem Freiherrn von Hardenberg, vorbehalten, eine neue kräftige Staatsverfassung ins Leben zu rufen. Dieser Veteran, häufig verkannt, ja verleumdet, konnte vor dem Kriege für das Allgemeine wenig wirken, denn seine Kraft war durch die übrigen Minister und das Kabinett gelähmt. Was er tat, geschah im besonderen zum Besten seines Departements in Franken, wo heute noch von allen sein Name ruhmvoll genannt wird. Jetzt ist er dadurch an die Spitze der Gesetzgebung und Verwaltung getreten, daß der König die letzten Enden aller Staatsdirektion in seine Hände gelegt hat. Dies Gesetz verdient eine nähere Entwicklung**). Es ist darin endlich die große Staatsmaxime befolgt, Gesetzgebung und Verwaltung voneinander scharf zu trennen. Jene erfordert — bedächtige Beratung, diese schnelle Ausführung. Man mag es wohl überlegen, neue Gesetze zu geben, sind sie aber da, so mögen sie strenge exekutiert werden. Sind Gesetzgebung und Verwaltung demselben Organ anvertraut, so erfolgen Berge von Gesetzen, denen die tüchtige Ausführung fehlt.

Der Staatsrat ist jetzt nur gesetzgebend, nicht verwaltend. Ihm ist die Deliberation über alle neue Gesetze und Verwaltungsnormen übertragen; ihm legen die Departementschefs Rechnung ab von ihrer Verwaltung. Er schlichtet divergierende Meinungen und Streitigkeiten der verschiedenen Departementschefs, insofern sie die Sache betreffen. Er verhandelt Staatssachen, die ihm vom Könige aufgetragen werden. Sein Wirkungskreis dehnt sich nur auf das Innere aus; äußere, diplomatische Angelegenheiten bleiben ihm fremd. Der Staatskanzler ist sein immerwährender Präsident.

Alle anderen Staatsorgane sind verwaltend. Das erste ist das Kabinett. Es ist das unmittelbare Organ, um den Willen des Königs auszusprechen, ohne gesetzgebend zu sein. Es kann nur die vom Staatsrat vorgeschlagenen Gesetze sanktionieren, verwerfen oder suspendieren. Ehemals bestand es nur aus Sekretären, die keine Verantwortlichkeit kannten; jetzt ist der Staatskanzler erster Kabinettsrat des Königs, außer ihm trägt noch ein Rat und ein Adjutant dem König im Kabinett vor. Die Sachen, welche hier eingehen, sind gesondert in Militär- und Zivilsachen. Jene sind entweder konnex mit der Staatsverwaltung oder rein militärisch. Nur die letzteren werden vom Adjutanten dem Könige vorgetragen, ehe sie dem Staatskanzler mitzuteilen, alle übrigen müssen ihm zur Einsicht zugesandt werden, um zu bestimmen, ob er solche selbst dem Könige vortragen, oder dem anderen Rate zuteilen will. — Durch diese Bestimmung ist nun zwar die Diversität der Meinungen unschädlich gemacht worden, welche in dem ehemaligen Kabinett stattfand, wo Departements des Innern,

*) Präsident des Staatsrats wurde damals Hardenberg.

**) Die Befugnisse der obersten Staatsbehörden wurden durch die königliche Verordnung vom 27. Oktober 1810 neu abgegrenzt. Vgl. Klose, Hardenberg S. 263f.

des Auswärtigen und des Krieges völlig isolierte Organe waren; ich fürchte aber dennoch, daß unter der Rubrik von reinen Militärsachen zu viel verstanden werden möchte, das der Aufsicht des Staatskanzlers entzogen werden wird. Solange das Militär ein von dem übrigen scharf getrennter Stand bleibt, der seine eigenen Gesetze, seine eigene Polizei, seine eigene Kriminaljustiz hat, solange der König mehr Wert darauf setzt, erster Chef der Armee als der Staatsverwaltung zu sein, solange der Feldmarschall über den Staatskanzler rangiert, solange bei feierlichen Gelegenheiten das Militär zur Rechten des Thrones steht, solange das Militär nicht dahin kommt, nur eine bewaffnete Bürgerschaft zu sein, solange kommt Preußen im Innern nicht zur Ruhe, und der permanente Streit zwischen Zivil und Militär hört nicht auf. — Es ist nicht abzusehen, warum nicht alle rein militärischen Sachen dem Kriegsdepartement übertragen worden sind, welches unter Aufsicht des Staatskanzlers steht. Welch einen Kontrast wird es gewähren im Kabinett, unmittelbar nach den wichtigsten Staatssachen den Militär-Rat vortragen zu hören: ob die Unteroffiziere künftig die Degenkoppeln über oder unter dem Rocke tragen sollen!! — War zu Friedrichs Zeiten das Militär das Fundament des Staates, so ist es jetzt doch nur, bei veränderten Zuständen, eine kostbare Zugabe, deren Belästigung zu vermindern ist, ohne dabei der Kampfbereitschaft zu schaden.

Was ich ebensowenig zweckmäßig finde, ist: daß dem Staatskanzler das Departement des Inneren und der Finanzen speziell übertragen ist. Dies scheint mir zu viel. Wo soll der Staatskanzler die Zeit hernehmen, dem Allgemeinen und auch dem Besonderen zu genügen? Er ist das neutralisierte erste Staatsorgan, das erste lenkende Prinzip. Er muß viel repräsentieren, er muß allen zugänglich sein, dem Fürsten und dem Bürger, er ist es auch, mithin bleibt keine Zeit übrig für das Besondere.

Übrigens ist dies organische Gesetz in Hinsicht der Trennung der Geschäftszweige vortrefflich und gegen die Grundlage nichts zu sagen. — Aber eine höchst nötige Einrichtung und bessere Organisation der Volksrepräsentation für die Gesetzgebung ist bis jetzt noch nicht erschienen und wäre nun das erste, woran gedacht werden müßte. — Die früheren preußischen Regenten wurden durch ihre Vasallen ebenso beengt, als alle andern deutschen Fürsten. Ja als Friedrich Wilhelm der Große seine Domänen an Ökonomen verpachten wollte, waren die Stände so übermütig, dagegen zu protestieren, weil es sonst üblich war, daß Edelleuten aus ihrer Mitte (Amtshauptmännern) die Administration anvertraut wurde. Bei dem Bestreben, diese Anmaßung einzelner Vasallen zu bekämpfen, verloren die sogenannten Stände größtenteils ihre Stimme in Landesangelegenheiten. Aber eine Monarchie ohne Stände ist wie ein Baum ohne Äste.

Weg mit allem Feudal-Nexus und Vasallenwesen! Dagegen versammle man in jeder Provinz den intelligentesten Teil des Volks in einem Provinzialrat und lasse ihn dem Staatsrat in die Hände arbeiten. Aus den kleineren Kreisen müssen sich in Erfahrung und Verständigkeit in den größeren Kreis, aus dem Grunde bis zur Spitze des Staates ausbreiten.

2. Die feudale Oppoſition. (Boyen.)

Auf die Opinion iſt im Preußiſchen wenig Rückſicht zu nehmen. Hier herrſcht ein tief eingewurzelter Egoismus, halbe Bildung, Ungebundenheit vereinigt mit der nordiſchen Gemütsloſigkeit und Roheit. — Dieſe verwilderte öffentliche Meinung muß durch ernſthafte Strafmittel berichtiget und nicht durch Schonung und Nachgiebigkeit mehr irre geleitet werden. Es iſt ſchwer mehr übeln Willen und Mißſtaltung in dem Grade vereinigt zu finden, als in den Protokollen und Verhandlungen der kurmärkiſchen Stände über die Einkommenſteuer.

Stein über die Hardenbergſchen Finanzpläne. Sommer 1810.

Der Staat beſteht nicht aus einem Aggregat von Menſchen, die einen willkürlichen Geſellſchaftsvertrag miteinander geſchloſſen haben, ſondern er iſt das geſchichtliche Reſultat des Zuſammenlebens dieſer Menſchen auf einem beſtimmten Fleck der Erde. v. d. Marwitz.

Da man einen jeden Gegenſtand aus verſchiedenen Standpunkten anſehen und alſo auch verſchiedene Meinungen darüber haben kann, ſo konnte dies natürlich auch bei ſo wichtigen Veränderungen, wie ſie die eben angedeuteten Geſetze bezweckten [Hardenbergs Finanzedikt uſw.], nicht ausbleiben. Der gutsbeſitzende Adel, in ſeinen Einnahmen und Herrenrechten beſchränkt, der zünftige Handwerker, in ſeinem bisherigen Schlendriansbetrieb bedroht, alle dieſe vereinigten ſich, um offen durch kleinliche Intrigen die Ausführung jener Geſetze zu hintertreiben. Am ſtärkſten kam dieſes in dem Lebuſiſchen und Beeskow-Storkowſchen Kreiſe der Mittelmark zum Ausbruch; die Stände dieſer Kreiſe vereinigten ſich in Frankfurt, hielten dort eine Beratung und unterzeichneten durch ihre Bevollmächtigten eine in Friedersdorf, dem Gute des damaligen Majors, jetzigen Generalleutnants v. Marwitz, entworfene Adreſſe an den König, die im Juni 1811 übergeben wurde. Dieſer Aufſatz enthielt, wie dies immer bei ſolchen Parteiarbeiten der Fall iſt, etwas Wahrheit mit einer Menge Leidenſchaft und Irrtum vermiſcht, war indes mit großer Argliſt abgefaßt, um den König wankend zu machen und den Staatskanzler zu ſtürzen; zu dem letzten Zweck waren die gröbſten Verleumdungen und die ungeſchicklichſten Äußerungen nicht geſpart. Die Stände beriefen ſich in ihrer Adreſſe auf die älteren landſchaftlichen Rezeſſe, nach denen der König weder die Gewalt habe, ſolche Steuerveränderungen vorzunehmen, noch die Privilegien des Adels anzutaſten, und entſchuldigten die während der franzöſiſchen Okkupation von den Ständen gemachten Schulden dadurch: daß die königlichen Behörden ſie ſelbſt in gewiſſer Art dazu verleitet hätten, und daß überhaupt ſeit einer langen Zeit die Stände nicht von der Lage des Staates gehörig unterrichtet worden wären. In allem dieſem lag einige Wahrheit, doch mußte man ſich von der andren Seite auch wieder dagegen ſagen, daß mit den damaligen Provinzialſtänden auf verſchiedenen Punkten über die Bedürfniſſe des Staates zu unter-

beln rein unmöglich war, und daß man von diesen, bloß aus dem Adel einigen zünftigen Bürgern zusammengesetzten Ständen niemals die Be-

v. d. Marwitz

Nach einem Bilde von Franz Krüger. 1827

Nach Meusels Publikation F. A. L. v. d. Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Mittler & Sohn. 1908

ung der Bauern noch die Freiheit der Gewerbe würde haben erhalten nen, daß also in jenem kritischen Augenblick einige organische Gesetze und m eine zeitgemäß zusammengesetzte Repräsentation des gesamten Staates der ige Weg war, der sicher zum Ziel führen konnte.

In dem weitern Fortgang jener Adreſſe wurde Öſtreich als das ſchönſte Beiſpiel, wegen ſeiner Anhänglichkeit an die alten Einrichtungen und Formen, hoch geprieſen (man brachte hierbei wahrſcheinlich im ſtillen Joſeph II. ein Pereat), die Aufhebung der adligen Exemtionen als der Vorbote einer unausbleiblich hereinbrechenden Revolution angekündigt; denn nur durch den Adel würde das ſonſt trotzige und aufrühreriſche Volk im Zaum gehalten, und endlich nach einer Menge der beleidigendſten Ausfälle gegen die Regierung und den Staatskanzler (wobei der König eigentlich als ein willenloſes Schattenbild erſchien) gegen alle Veränderung der Geſetzgebung proteſtiert, bis der König mit den alten Ständen einen förmlichen Vertrag abſchließen würde. Noch am Schluſſe wurde die Prophezeiung des unvermeidlichen Unglücks wiederholt, und dann, um das Ganze in Rückſicht auf den König doch etwas zu verſüßen, hinzugefügt: daß, wenn in der Stunde der Gefahr alles den König verlaſſen würde, dann würden die alten Stände ihm zur Seite treten, mit ihm kämpfen und fallen.

Etwas Sonderbares bei dieſer Adreſſe war es, daß unter anderen zwei Bürgerliche namens Lehmann, der eine war Landrat und Bürgermeiſter von Frankfurt, dieſe aus kraſſen Adelsvorurteilen entſprungene Schrift redlich mitunterzeichnet hatten, und daß unter jenem erwähnten pathetiſchen Schluß, der einen Kampf auf Leben und Tod andeutete, nicht allein der Name des Grafen Finck von Finckenſtein, eines betagten Mannes, der ſchon zur Zeit des bekannten Müller Arnoldſchen Prozeſſes Regierungspräſident in Küſtrin war, ſondern auch der der Hofdame Fräulein v. Viereck als Gutsbeſitzerin prangte: die preußiſche Streitkraft würde in einem Kampfe auf Tod und Leben durch dieſe beiden wenigſtens nicht beſonders verſtärkt worden ſein.

Diejenigen Menſchen, welche glauben oder ſich wenigſtens ſo anſtellen, daß es möglich iſt, einen Staat mit ſeinen alten Geſetzen und in einer früheren Zeit an einzelne gegebnen Vorrechten fortdauernd in allem Wechſel der Zeit zu regieren, die mit einem Worte die buchſtäbliche Haltung der Privatrechte über das Bedürfnis und die Erhaltung des Staates ſtellen, müſſen ſich mit dieſer Adreſſe einverſtanden erklären; auch diejenigen, welche es für möglich halten, daß man in ſtürmiſcher Zeit eine einſeitig gebildete Verſammlung zu einer Aufopferung ihrer Intereſſen bringen könne, auch dieſe können den von der Geſetzgebung gewählten Gang tadeln, obgleich es ihnen ſchwer werden dürfte, ihre Behauptung durch geſchichtliche Beiſpiele zu belegen. Hier ging die Regierung einen andren Weg, die direkt gegen den Staatskanzler ausgeſprochenen Verleumdungen, ſowie der dadurch indirekt gebildete Tadel gegen den König wurden der Gegenſtand einer gerichtlichen Unterſuchung, und der Regierungspräſident Graf Finck, der ehemalige Hofmarſchall v. Maſſow und der Major v. Marwitz wurden zu einem mehrwöchentlichen Feſtungsarreſt nach Spandau verurteilt. Aus Oſtpreußen kam eine ähnliche, doch einzelne Stimme zum Könige, es war die des ehemaligen Majors, jetzigen Gutsbeſitzers v. Selrakowsky, der ebenfalls dafür zu einer Feſtungsſtrafe verurteilt ward. Hätte nicht Napoleons gewaltige Hand auf den Trümmern unſeres Staates gedrückt, wäre es nicht höchſt wahrſcheinlich geweſen, daß er bei einer damalen veranſtalteten allge-

meinen Ständeversammlung sich auf irgendeine Art nachteilig eingemischt haben würde, so hätte ich auch für eine mildere Behandlung jener Adresse, die nur blindes Standesvorurteil erzeugt hatte, gestimmt, allein damalen schien es in der Tat notwendig, den höchsten Ernst gegen Menschen zu zeigen, die bei vielen patriotischen Redensarten eigentlich nichts als ihren Privatvorteil im Auge hatten. Ich will damit nicht sagen, daß selbst bei der Festhaltung des einmal eingeschlagenen Weges doch manches wohl besser hätte gemacht werden können; die von dem Staatskanzler vorgelegten Gesetze waren, wenn sie auch eine richtige Tendenz hatten, doch selten vollständig durchdacht, sie erforderten nachträgliche Erklärungen oder die Zurücknahme einzelner Teile derselben, und hieran könnte wohl die Unerfahrenheit einzelner Menschen schuld gewesen sein, deren sich damalen der Staatskanzler hin und wieder zum Abfassen der Gesetze bediente, wenigstens wurde ihm dies von seinen Gegnern vorgeworfen.

3. Der spätere Hardenberg über seine innerpolitischen Reformpläne. (Steffens.)

So entkleidet unser heutiges Staatsrecht zuvörderst den Bürger aller seiner wahren Staatsrechte, die er im freien Regimente seines Hauses als Grundeigentümer, als Stadtbürger, als Innungsverwandter usw. genießt, und gibt ihm, zur Entschädigung für alle diese positiven Güter, den Trost, daß er der millionste Teil des Staates sei und den gesamten Staat mitregieren helfen dürfe, inwiefern die 999,999 übrigen Teile seiner Meinung sind.

Adam Müller, Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft insbesondere. 1819.

Ich mußte noch einige Tage in Berlin zubringen [1819]. Ich ward nach Glienicke zum Staatskanzler eingeladen. Er war, wie er hier in seiner häuslichen Umgebung saß, doch sehr altersschwach; ich fand bei ihm die Fürstin, Koreff, eine somnambule Dame, von der viel die Rede war, und einen dicken Pächter, der sich einfältig darstellte, und über dessen Verhältnis zur Familie viel gesprochen wurde. Der Staatskanzler war taub und schien ein Gegenstand der unwürdigsten Behandlung von seiten seiner Umgebung zu sein. Nur sein noch immer schöner, ja wahrhaft vornehmer Anstand imponierte. Nach Tische hatte ich noch ein langes Gespräch mit ihm. Mit Tränen versicherte mich der Greis, wie sehr er die wirkliche Freiheit liebe. „Ich habe, sagte er, nach einer konstitutionellen Verfassung lange Jahre gestrebt: sollte ich das Werk meines Lebens im hohen Greisenalter aufgeben wollen? Die Wut dieser Menschen [der Turner usw.] aber hat diese Absicht völlig vernichtet." — „Ihro Durchlaucht, erwiderte ich, Sie hätten diese blinde Hoffnung einer abstrakten Konstitution nie nähren sollen; Sie haben durch eine unbedingte Einführung der Gewerbefreiheit den vermessensten Eigennutz gepflegt, und alle Bürger gerade da, wo die schönste freie Gesinnung sich entwickeln, die hoffnungsvollste Vereinigung stattfinden konnte, voneinander getrennt, ja feindselig einander gegen-

übergestellt. Diejenigen, deren Vereinigung allein alle gesunde Zukunft begründen sollte, verfolgen sich mit wechselseitigem Haß, und ein jeder denkt nur auf die Vernichtung aller übrigen. So aus der schönsten natürlichen Verbindung gerissen, ist jeder Bürger ein Einzelner geworden und ist als solcher dem Staate preisgegeben, den er nicht lieben kann, den er hassen muß, weil er in ihm keine Heimat gefunden hat. Daher ist der Staat ihm ein abstrakter Gedanke, eine vereinzelte Meinung geworden, und das Heiligste, was der Mensch besitzt, hat sich in ein Gespenst verkehrt, die Freiheit ist das finstere Zauberwort geworden, welches alle freundliche Bande gelöst hat, als sollten die wild träumerischen Zeiten früherer Staatsphilosophen, die den Krieg aller gegen alle nähren, nun wirklich realisiert werden. Wir werden die Zeit erleben, wo partikuläre Interessen den Staat völlig beherrschen werden; aber selbst wo diese Verbindungen hervorrufen, sind sie doch nur scheinbar; ein jeder will nur das Recht erwerben, die übrigen zu verdrängen. Wenn Sie es noch vermögen, schloß ich, so geben Sie den Zünften ihre Gewalt wieder, daß sie, gereinigt von den Sünden, die ihnen den Untergang bereiteten, wieder erstehen." — „Die Zünfte," antwortete der Staatskanzler, „sind nicht aufgehoben, sie haben das Recht, sich zu vereinigen, nicht verloren." — „Aber, fragte ich, ist das innere Prinzip der Vereinigung nicht völlig erlahmt, wo äußert es sich?" — „Durch die Polizei," antwortete der Fürst. Ich erschrak; bis zu einem solchen Grade konnten die verwirrenden Meinungen der Zeit einen geistreichen, edeln, erfahrenen Staatsmann verblenden. Ich sah ein, daß es unmöglich war, mich einem Manne, der eine polizeiliche Aufsicht mit dem korporativen Lebensprinzip verwechseln konnte, auf irgendeine Weise verständlich zu machen.

Alexander Franz I. Auf der Bühne die Rheinbundfürsten Bernadotte Friedrich Wilhelm III.

Commencement du Finale à Paris chez Jeronimo [illegible]

Die Franzosenzeit in deutschen Landen

1806–1815

In Wort und Bild der Mitlebenden

Herausgegeben von
Friedrich Schulze

Zweiter Band 1812—1815.

Leipzig :: R. Voigtländers Verlag :: 1908

Umſchlag und Einbandzeichnung
von Fritz Endell, Stuttgart

Druck von Oscar Brandſtetter in Leipzig

Inhalt des zweiten Bandes.

Dritter Teil.

Seite

Der Befreiungskampf . . . . . 1—360

Erster Abschnitt.

Das russische Vorspiel . . . . . 3—42

Einleitung 3

I. Neue Hoffnungen und Enttäuschungen der preußischen Patrioten im Frühjahr 1812 5

1. Regierung und Volk. Aus Clausewitzens Denkschrift: Die drei Bekenntnisse. (Vom Februar 1812.) 5
2. Berlin und Breslau im Frühjahr 1812. Charakteristiken von Blücher und Scharnhorst. (Arndt.) 7
3. Der Optimismus der Verzweiflung. (Clausewitz an seine Frau.) 11

II. Napoleons Heerschau in Dresden im Mai 1812. (Kügelgen.) 11

III. Moskau. (Adam.) 15

IV. In Petersburg 20

1. Stein. (Arndt.) 20
2. Stein am Petersburger Hofe. (Arndt.) 23
3. Die russischen Parteien und der Krieg. (Boyen.) 24
4. Audienz Boyens beim Zaren am 28. Oktober 1812 25

V. An der Bereſina. (Förster Fleck.) 29

VI. Die Rückkehr aus Rußland 32

1. Napoleons Fahrt durch Dresden in der Nacht vom 13. Dezember 1812. (Kügelgen.) 32
2. Pluto und Charon. Ein Gespräch im Reiche der Schatten von Kotzebue 35

VII. Tauroggen 37

1. Der Abschluß der Konvention. (Yorks Adjutant Seydlitz.) . . 38
2. Brief Yorks an den König. (Nach dem von Droysen mitgeteilten eigenhändigen ersten Konzept.) 41

Zweiter Abschnitt.

Das Frühjahr 1813 . . . . . 43—102

Einleitung 43

VIII. Die Erwecker Deutschlands 47

1. Steins Wirksamkeit im Januar und Februar 1813. (Aus Arndt, Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein.) 47

Seite

2. Friedrich Wilhelm im Januar 1813 (Boyen.) 58
3. Steffens' Ansprache an die Breslauer Studentenschaft im Februar 1813 (Steffens) 60

IX. Das Volk in Waffen 63
1. Aus E. M. Arndts vielverbreiteter Agitationsschrift: Was bedeutet Landsturm und Landwehr? 63
2. Die Berliner Professoren Niebuhr und Savigny im Jahre 1813 66
3. Falstaffs Rekruten. (Berliner Volkswitz über den Landsturm; nach Parthey.) 72
4. Der Landwehroffizier. (Karl von Raumer.) 73
5. Eine Landwehrinspektion. (Boyen.) 74
6. Ehn lübeksches Landstormleet. (Überliefert von Harnisch) . . . 76

X. Die Oberfeldherren 78
1. Der erste Oberbefehlshaber der preußisch-russischen Armee. (Boyen.) 78
2. Der preußische Führer. (Steffens.) 80

XI. Die Alliierten in Dresden im April 1813 83
1. Die Sprengung der Dresdener Augustusbrücke. (Böttiger.) . . 83
2. Stein über den Hang der Deutschen zur Spekulation. (Steffens.) 85
3. Friedrich Wilhelm über den König von Sachsen. (Boyen.) . . 86
4. Russische Einquartierung in Pulsnitz. (Ernst Rietschel.) 88

XII. Großgörschen 89
1. Die Schlacht. (Wolzogen, Adjutant Kaiser Alexanders.) . . . 89
2. Altenburger Erlebnisse während der Schlacht bei Großgörschen. (Johann Wilhelm Zinkeisen.) 92
3. Rückzugsszenen in Dresden. (Nieritz.) 94
4. Krankenpflege nach der Großgörschener Schlacht in Leipzig. (Carus.) 96

XIII. Bautzen 97
1. Das Bild der Schlacht von den Kreckwitzer Höhen. (Steffens.) 97
2. General York. (Reiche.) 101

Dritter Abschnitt.

Der Herbstfeldzug von 1813 . . . . . 103—208

Einleitung 103

XIV. Der Waffenstillstand von Poischwitz 107
1. Gneisenau über den Waffenstillstand. (Fouqué.) 107
2. Das neue Heer. Rückblicke auf den bisherigen Verlauf des Feldzuges. (Niebuhr.) 108
3. Die Leipziger Deputation wegen Aufhebung des Belagerungszustandes vor Napoleon in Dresden. (Dufour-Feronce.) . . . 108
4. Kühne Rettungsvorschläge. (Aus Karl Müllers Reichenbacher Denkschrift vom 9. Juni 1813.) 112
5. Im „diplomatischen Hauptquartier" Reichenbach. (Arndt.) . . 113

Seite

XV. Politische Träume in der Zeit der ersten Erhebung . . 119
1. Von deutscher Zusammengehörigkeit. (Aus Arndts Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann) 119
2. Die zukünftige deutsche Verfassung. (Aus Arndts „Geist der Zeit"; April 1813.) 120

XVI. Operationspläne und neue Feldherren 123
1. Das Trachenberger Protokoll vom 12. Juli 1813 123
2. Radetzkys Vorschlag. (7 Juli.) 124
3. Napoleons Operationsplan. (Nach einer Niederschrift vom 30. August 1813.) 126
4. „Der Mann der Koalition." (Boyen.) 128
5. Bernadotte. (Boyen.) 128

XVII. Großbeeren 131
1. Berlin am Tage vor der Schlacht. (George.) 131
2. Die Schlacht. (Bericht des Rittmeisters und Generaladjutanten von Auer.) 132

XVIII. An der Katzbach 134
1. Blücher an seine Frau nach der Schlacht 134
2. Brief Gneisenaus an Alexander Gibsone über die Schlacht . . 135
3. Das französische Heer nach der Schlacht. (Johann Jakob Röhrig.) 138

XIX. Dresden 139
1. Der Vormarsch der böhmischen Armee auf Leipzig und die Änderung des Planes. (Wolzogen.) 139
2. Der Eindruck der Schlacht auf die Dresdener Bevölkerung. (Ludwig Richter.) 140

XX. Kulm und Nollendorf 144
1. Der Kampf bei Nollendorf. (Malachowski.) 144
2. Die Gefangennahme Vandammes. (Wolzogen.) 147

XXI. Dennewitz 149
1. Die Schlacht. (Reiche.) 149
2. Das Lied von Dennewitz 152

XXII. Wartenburg 155
1. Gneisenau an Clausewitz 155
2. Der Elbübergang. (Steffens.) 156
3. Der Sturm auf Wartenburg 157
4. Im Schloß Wartenburg. (Steffens.) 157

XXIII. Leipzig. Der 14. Oktober (Hussel) 158

XXIV. Der 16. Oktober 166
1. Brief des Fürsten Schwarzenberg an seine Frau am Vorabend 166
2. Die Kämpfe im Südosten und Westen von einem Leipziger Beobachter. (Rochlitz.) 167
3. Der Muratsche Reiterangriff. (Wolzogen.) 173
4. Blüchers Kampf bei Möckern. (Karl von Raumer.) 174

XXV. Der 18. Oktober (Steffens) 175

Seite

XXVI. Der 19. Oktober 180
1. Landwehr oder Linie? Zwei Berichte über die Erstürmung des äußeren Grimmaischen Tores (Friccius und Mirbach) 180
2. Einzug der Monarchen in Leipzig. (Reiche.) 184
3. Der Rückzug des französischen Heeres. (Carus.) 186

XXVII. Einzelzüge 187
1. Der Kampf um die Lebensmittel. (Bäckerobermeister Seyffert.) 187
2. Leipzig in den Tagen vom 19. bis 21. Oktober. (Gottfried Wilhelm Becker.) 188
3. Eine Amputation zur Zeit der Leipziger Schlacht. (Johann Jakob Röhrig.) 191

XXVIII. Die ersten Zeitungsnachrichten über die Leipziger Schlacht 192
1. Brockhaus' „Deutsche Blätter". Altenburger Ausgabe 192
Ein Blick in die Redaktionsstube der „Deutschen Blätter". 194
2. Die „Leipziger Zeitung" 195
3. Der „Preußische Korrespondent" in Berlin 197
4. Die „Vossische Zeitung" 198
5. „Augsburger (später Münchener) Allgemeine Zeitung" 199
6. Zschokkes „Miszellen für die neueste Weltkunde" in Aarau . . 200
7. „Großherzoglich hessische Zeitung" in Gießen 202
8. „Moniteur Universel." (Paris.) 202

XXIX. Das Ende des Jahres 1813 203
1. Goethe im November 1813 über die politische Lage. (Aus einem Gespräche mit Luden.) 203
2. Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. (Arndt.) 205
3. Blücher an Bonin über die Lage nach der Leipziger Schlacht . 205
4. Gneisenau über Frankfurt 208

Vierter Abschnitt.

Der Feldzug von 1814 . . . . . 209—258
Einleitung 209

XXX. Der Einmarsch nach Frankreich 211
1. Blüchers Übergang bei Caub. (Karl von Raumer.) 211
2. Blüchers Ansprache in Nancy über die Verbündeten und das französische Volk am 18. Januar 1814 212
3. Gneisenaus und Schwarzenbergs abweichende strategische Anschauungen 216

XXXI. Das siegreiche Vordringen der schlesischen Armee . . . 218
1. Schwarzenbergs Stimmung Ende Januar 1814 218
2. Die Nachricht von Blüchers Siege bei der Armee Schwarzenbergs. (Aus Briefen Jakob Grimms an seinen Bruder Wilhelm.) 221

Seite

XXXII. Der Rückschlag 223
1. Jakob Grimm an seinen Bruder über die Niederlagen Mitte Februar und ihre Folgen 223
2. Blüchers Rückzug auf Etoges am 14. Februar. (Steffens.) . . 226
3. Blücher an Hardenberg 228
4. Schwarzenberg im Februar 1814. (Aus Briefen an seine Frau.) 228
5. Blücher an Kaiser Alexander 229
6. Der Rückzug der Hauptarmee. (Jakob an Wilhelm Grimm.) . 229

XXXIII. Episodisches 231
1. Im französischen Quartiere. (Malachowski.) 231
2. In der Champagne. (Karl von Raumer.) 231
3. Eine Champagneranekdote. (Steffens.) 233
4. Zerstörung der Möbel. (Steffens.) 234
5. Brief eines Soldatenvaters an Blücher. (Rheinischer Merkur.) 234

XXXIV. Der Zug nach Paris 236
1. Nächtlicher Sieg Yorks und Kleists über Marmont bei Laon. (Malachowski.) 236
2. Blücher in der Zeit von Laon. (F. v. Nostitz.) 237
3. Die militärische Lage Mitte März 238
4. Die Hauptarmee Ende März. (Eugen von Württemberg.) . . . 240
5. Vor Paris. (Malachowski.) 241
6. In Paris. (Gneisenau an seine Frau.) 242
7. Blücher an Bonin 242
8. Napoleons Abdankung 244

XXXV. In Paris 245
1. Parteikämpfe in der Großen Oper. (Steffens.) 245
2. Ein deutscher Gelehrter in Paris. (Jakob Grimm.) 247
3. Einzug Ludwigs XVIII. in Paris am 3. Mai 1814. (Malachowski.) 249

XXXVI. Der Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 251
1. Görres' Artikel: Der Frieden von Paris im Rheinischen Merkur. 251
2. Das Ende der deutschen Ausländerei. (Anselm v. Feuerbach.) . 253

XXXVII. Die Rückkehr des Königs nach Berlin am 7. August 1814 255
1. Berlin im Festschmuck. (Rellstab.) 255
2 Die Viktoria auf dem Brandenburger Tor. (George.) 256

Fünfter Abschnitt.

Der Wiener Kongreß . . . . . 259—292
Einleitung 259

XXVIII. Die Sehnsucht nach einem neuen deutschen Reiche . . . 261
1. Reichsregierung und ständische Verfassung. (Görres Mitte August 1814 im Rheinischen Merkur.) 261
2. Über deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände. (Anselm v. Feuerbach.) 265
3. Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts. (Der Heidelberger Rechtslehrer Thibaut 1814.) 267

Seite

4. Die Unvermeidlichkeit und die Vorteile des Partikularismus. (Thibaut.) 267
5. Preußen oder Österreich? Reflexionen über die Vorherrschaft in Deutschland. (Karl Müller.) 268

XXXIX. Das gesellschaftliche Leben des Wiener Kongresses . . 269
1. Einzug Alexanders und Friedrich Wilhelms. Das Praterfest am 18. Oktober 1814. (Karoline Pichler.) 269
2. Die drei Monarchen. (Karoline Pichler.) 272
3. Politisches Straßenleben. (Varnhagen v. Ense.) 274
4. Glossen über das gesellige Leben in Wien. (Karl v. Nostitz.) . 278
5. Jahn in Wien. (Varnhagen.) 280

XL. Das diplomatische Intrigenspiel 282
1. Unterredung Talleyrands mit Kaiser Alexander über die polnische und sächsische Frage. (Talleyrand an Ludwig XVIII. am 25. Oktober 1814.) 282
2. Unterredung Steins mit Kaiser Alexander über die polnische Frage. (Aus Steins Tagebuch.) 284
3. Österreichische Klagen über die preußischen Ansprüche. (Aus dem Tagebuch des Erzherzogs Johann.) 285
4. Metternich. (Aus Steins Tagebuch.) 286
5. Die Sprengung der Koalition. (Talleyrand an Ludwig XVIII. am 4. Januar 1815.) 286
6. Unterredung Steins mit Wellington über die deutsche Verfassung. (Steins Tagebuch.) 288

XLI. Die politischen Ergebnisse des Kongresses 290
1. Talleyrands Triumph. (Bericht an Ludwig XVIII.) 290
2. Aus der Wiener Bundesakte. (Vom 8. Juni 1815.) 291

Sechster Abschnitt.

Die hundert Tage . . . . . 293—339
Einleitung 293

XLII. Napoleons Rückkehr 295
1. Die erste Kunde von Napoleons Rückkehr. (Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns.) 295
2. Mahnruf an die Fürsten. (Görres im Rheinischen Merkur vom 19. März.) 296

XLIII. Vorbereitungen zum Kampfe 297
1. Der Moniteur über Napoleons Fortschritte. (Reiche.) 297
2. Napoleon in Paris. (Aus dem Rheinischen Merkur vom 28. März.) 298
3. Aus Schwarzenbergs Feldzugsplan 301

XLIV. Ligny 302
1. Blüchers und Wellingtons Zusammenkunft vor der Schlacht bei der Windmühle von Brye. (Reiche.) 302
2. Gneisenaus Schlachtbericht 304

Seite

3. Bericht des Leutnants von Wussow über seine Sendung an Wellington 308
4. Blüchers Rettung bei Ligny. (Reiche.) 309
5. Rückzugsszenen. (Friccius.) 310
6. Briefe Blüchers und Gneisenaus an ihre Frauen am Tage nach der Schlacht. 311

XLV. Belle-Alliance 312
1. Nostitz und General Toll am 17. Juni in Wavre. (Aus Nostitz' Tagebuch.) 312
2. Blücher und Gneisenau am 18. früh 1/2 10 Uhr an Müffling . 314
3. Gneisenaus Schlachtbericht 314
4. Die Verfolgung nach Belle-Alliance. (Reiche.) 318
5. Der Name der Schlacht. (Aus einem Briefe des Feldmarschalls Müffling an den Dichter Christian Friedrich Scherenberg.) . . . 320
6. Blücher an Metternich 320
7. Gneisenau an Hardenberg 321

XLVI. Aus Dahlmanns Rede zur Feier des Siegs vom 18. Juni 1815. (Gehalten am 7. Juli bei der Festlichkeit der Kieler Universität.) 322

XLVII. Die zweite Kapitulation von Paris 324
1. Der Marsch nach Paris. (Aus einem Briefe Clausewitzens an seine Frau.) 324
2. Die Übergabe der Stadt. (Blücher an seine Frau.) 325
3. Die Rückkehr der Bourbonen. (Clausewitz.) 326
4. Die versuchte Sprengung des Pont de Jéna. (Reiche.) 328
5. Die Rückgabe der Kunstschätze. (Gustav Parthey.) 329
6. Blücher an Friedrich Wilhelm III. wegen der Aussetzung der rückständigen Soldzahlungen 330

XLVIII. Der Streit über den zweiten Pariser Frieden 332
1. Gentz über den zweiten Pariser Frieden. (Im Österreichischen Beobachter vom 5. Dezember 1815.) 332
2. Aus Görres' Antwort: Nach Wien hinüber! (Im Rheinischen Merkur vom 16. Dezember 1815.) 333

XLIX. Ausklänge 334
1. Aus Görres' Sylvesterartikel: Die Reaktion in Preußen 334
2. Gentz über Volk und Jugend in den Befreiungskriegen. (1818 anläßlich des Wartburgfestes.) 337

Nachweis der Fundorte und Bewertung der Quellen 340

Erläuterung zu einigen Bildern und Karten 361

Register 364

Dritter Teil

Der Befreiungskampf

Erſter Abſchnitt

Das ruſſiſche Vorſpiel

Die franzöſiſch-ruſſiſche Allianz mußte zerfallen, weil ein Staat wie ıßland ſich Napoleons Plänen nicht unterordnen konnte. Der Reibungs-:chen zwiſchen den beiden Verbündeten gab es bald mehr als eine. :e Einverleibung norddeutſcher Staaten, beſonders die Beſeitigung des n verwandten oldenburgiſchen Hauſes durch Frankreich, kränkte den ıren; das Widerſtreben gegen ſeine antiengliſche Wirtſchaftspolitik, die :hr oder weniger deutliche Verweigerung der Hand einer ruſſiſchen :inzeſſin reizte Napoleon. Am ſtärkſten aber ſtießen die Intereſſen ider im Oſten zuſammen: mit der türkiſchen und polniſchen Expanſions-litik Alexanders konnte ſich Napoleon niemals einverſtanden erklären. hon 1811 wird der drohende Zuſammenſtoß gerade noch vermieden. n Jahr ſpäter iſt der Krieg da, ohne den Wunſch, aber nicht ohne :rſchulden Napoleons.

Wie Spiel und Gegenſpiel im Drama ſtehen ſich die Parteien gegen-er, Träger weltgeſchichtlicher Rollen auf beiden Seiten, beide durch das :wußtſein ihrer Bedeutung leicht komödiantenhaft gefärbt: Napoleon fft das ruſſiſche Reich binnen kurzem durch einige ſiegreiche Schlachten ſein Syſtem hineinzuzwingen. Der Zar lernt von Tag zu Tag mehr) als Europas Verteidiger gegen dieſes Syſtem fühlen. Dem heutigen :trachter erſcheint leicht Napoleons Irrtum zu evident und Alexanders ındeln zu zielbewußt und zu einſichtig. Aber Napoleon konnte ſchließlich r mit dem Alexander rechnen, den er von Tilſit und Erfurt her kannte, d den hat er richtig eingeſchätzt; und der ruſſiſche Kaiſer fand die Sicher-it, beſonders des militäriſchen Urteils, erſt allmählich. Er hat zunächſt ter Phulls Einfluß die Verteidigung in einem befeſtigten Lager (in :iſſa an der Düna), dann die Rückzugsſtrategie Barclays und zuletzt die fenſivgelüſte Kutuſows und der ruſſiſchen Chauviniſten gebilligt. Daß es kam, wie es gekommen iſt, darf ſchließlich doch daraus erklärt :rden, daß die Methode des paſſiven Widerſtandes, die gerade von utſchen Militärs: von Scharnhorſt, von Gneiſenau, von Clauſewitz m Zaren eindringlich empfohlen wurde, ſo lange beibehalten worden

ist. Alexanders Verdienst bleibt es, daß er durchgehalten hat, daß er sein Ohr der ihm nahestehenden Friedenspartei auch dann versagte, als Moskau in den Händen der Feinde war. Und hier ist der Punkt, wo Steins größte äußerpolitische Leistung liegt, wo seine gewaltige staatsmännische Energie, die im ganzen sich so wenig auswirken konnte, doch einmal das Feld ihrer Betätigung fand, freilich in fremdem Land und nicht ohne Gefahr für Preußens Selbständigkeit.

Eine so vollständige Katastrophe, wie sie nun über das französische Heer hereinbrach, haben wohl auch die entschiedensten Führer der Kriegspartei nicht zu hoffen gewagt. Der verzögerte Rückmarsch setzt die große Armee mehr, als nötig gewesen wäre, dem russischen Winter aus, Mitte November findet der schauderhafte Beresinaübergang statt, und ein halbes Jahr nach dem glänzenden Ausmarsch bestehen nur noch Trümmer der Macht, die der Kaiser mit nach Osten nahm. Napoleon verläßt eilig die Armee, seine Anwesenheit in Frankreich, das Einsetzen seiner ganzen militärisch-organisatorischen Fähigkeit ist erforderlich, und wenn man diesen Schritt am Feldherrn mit Recht getadelt hat, so wird man ihn von dem Staatsmanne begreiflich finden.

Die eigentliche Fortentwicklung der Ereignisse liegt unterdes nicht bei dem russischen Heere, sondern bei dem kleinen preußischen Korps, das auf dem linken französischen Flügel steht. Es bildet die Nachhut des Marschalls Macdonald und wird durch den russischen General Diebitsch abgeschnitten. Anstatt nun zu kapitulieren, schließt York aus eigener Initiative eine Konvention, die ihm so lange Neutralität gewährt, bis der König selbst über sein Korps verfügen kann. Und der gallige, verschlossene Altpreuße gibt nach schwerem innern Kampf, mit Einsetzung seiner eigenen Person den ersten Anstoß zu des Vaterlandes Erhebung.

I

Neue Hoffnungen und Enttäuschungen der preußischen Patrioten im Frühjahr 1812

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich weiterpflanzen sieht, von Tor zu Tor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier tränend aus den Händen.

Heinrich von Kleist: Das letzte Lied.

1. Regierung und Volk. Aus Clausewitzens Denkschrift: Die drei Bekenntnisse (vom Februar 1812).

Es nahet sich der Augenblick eines neuen Krieges im Norden. Vielleicht verzögert sich sein Ausbruch um einige Monate; unmöglich aber ist, womit sich viele schmeicheln, daß sich das Ungewitter ganz zerteile.

Jedermann im Auslande, welcher an dem preußischen Staate Anteil nimmt (und deren gibt es unstreitig viele), ist in einer bangen Erwartung, welches Schicksal denselben in der neuen Katastrophe treffen werde.

Aber nicht bloß das Schicksal dieses Staates, sondern auch seine politische Haltung sind der Gegenstand eines großen und allgemeinen Interesses. Alle werden wünschen, Preußen möge wenigstens, wenn es fallen sollte, mit Ehren gekämpft haben und ruhmvoll untergegangen sein. . . .

Preußen hat seit 1794 einen einzigen Kampf bestanden, der bei weitem nicht lange genug gedauert hat, mit viel zu wenig Anstrengung und Stärke des Willens geführt worden ist, um zu einer gänzlichen Verzweiflung zu berechtigen. Vielmehr muß ganz Europa von diesem Staate erwarten, daß er sich noch einmal gegen eine völlige Unterdrückung und Vernichtung erheben und durch einen Kampf auf Leben und Tod Friedrichs Namen sich würdig zeigen werde. Dieser Name Friedrichs des Zweiten, der in dem Munde aller Preußen ist, läßt das ganze Ausland mit Recht erwarten, daß bei uns noch eine achtungswerte Gesinnung zu finden sei; ein Gefühl für Pflicht, Tugend und Ehre, die, weit entfernt, durch den Druck der Zeiten abgestumpft zu sein, vielmehr eine stärkere Federkraft gewonnen haben und uns mit edlem Unwillen erfüllen. In der Tat, von der Ehre viel zu sprechen und vom Ruhme, wenn beide längst erworben und nicht gefährdet sind, ist eine bloße Eitelkeit; und wir hätten dem Auslande die vielen Phrasen ersparen können, womit wir ihm so oft lästig geworden sind. Wie verachtungswert und unwürdig wird diese Phraserei erscheinen, wenn man jetzt sieht, daß wir uns vor der Gefahr verkriechen, unbekümmert um Ehre und Schande! — —.

Es ist nicht meine Absicht, hier ein vollständiges Bild von der öffentlichen Meinung und Stimmung in Preußen zu entwerfen; es fehlt mir dazu selbst an Erfahrung, weil ich hauptsächlich nur die Hauptstadt und die vornehmeren Stände kenne; allein, indem ich mich von einer öffentlichen Meinung feierlich lossage, die mich umgibt, bin ich genötigt, sie in ihren Hauptzügen flüchtig zu berühren. Die Meinung, daß man Frankreich widerstehen könne, ist unter

uns faſt gänzlich verſchwunden. Man glaubt alſo an die Notwendigkeit einer Allianz ohne Bedingungen, einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, endlich einer Entſagung auf den Vorzug eines eigenen Fürſtenhauſes. Man gibt dieſe Gradation der Übel mit Achſelzucken zu und errötet höchſtens, indem man die Augen niederſchlägt.

. . . Ich ſelbſt geſtehe, daß eine Mutloſigkeit unter uns herrſcht, ein Mangel an Vertrauen, was immer mehr von oben nach unten um ſich greift. Aber Stimmung, was heißt das? was gibt es in dem ganzen Gebiete der moraliſchen Erſcheinungen Vorübergehenderes, Oberflächlicheres, von nichtswürdigen, unbedeutenden Zufällen mehr Geleitetes? Die Stimmung der preußiſchen Armee bei der Schlacht von Auerſtädt war vor der Schlacht vortrefflich, nach der Schlacht höchſt elend. So iſt es denn auch mit der Stimmung des Volkes. Ein anderes aber iſt es mit der öffentlichen Meinung, die man von ſich und von der Regierung hat, mit der Anhänglichkeit an Verfaſſung und Regierung, mit der Verderbtheit der Sitten, mit der Erſchlaffung und allem, was in einer Nation tiefer gegründet, früher ſchon veranlaßt iſt. Dieſe Dinge ändern ſich freilich nicht mit unbedeutenden Veranlaſſungen.

Aber geſetzt, alle dieſe Dinge wären gegen uns, gegen die Abſicht eines kräftigen Widerſtandes, das Volk wäre ſchwach und mutlos, könnte das ein Grund ſein, für die Regierung ſich gleichfalls ſo zu zeigen, ſoll denn die Regierung nicht beſſer ſein als das Volk? . . .

. . . Warum wollte ſie das Volk nicht zwingen, ſo zu handeln und das zu ſein, wie ſie es für weiſe hält? Die Regierungen haben ja häufig genug ſich der Zwangsmittel gegen ihre Völker bedient für viel engere Zwecke und kleinliche Abſichten; ſo möge denn eine väterliche Regierung, wie die preußiſche iſt (die nie in Gefahr kommen kann, über dieſen Punkt mißverſtanden zu werden), auch alle Mittel des Zwanges, die ihr zu Gebote ſtehen, energiſch anwenden, um das Volk zu ſeiner heiligſten Pflicht anzuhalten. Es gibt einen Zwang und ſelbſt einen furchtbaren Zwang, der keine Tyrannei iſt. Wer kann einen Augenblick zweifeln, daß dieſe Energie und verſtändige Maßregel der Regierung ſchnell das Zutrauen der Untertanen zurückbringen würde? Es iſt nichts ſo wahr, als daß außerordentliche Unglücksfälle, wenn der Menſch ſich einmal entſchließt, ihnen mit außerordentlichen Mitteln zu begegnen und alle ſeine Kräfte gegen ſie zu richten, dazu dienen, ihn über ſich ſelbſt zu erheben und Kräfte des Gemütes und Verſtandes in ihm aufzuregen, von deren Daſein er ſelbſt nichts ahnte. Man darf ſicher ſein, daß ein Volk, gedrängt durch die höchſte Gefahr, alſo nicht ohne Not, nicht mutwillig hinausgetreten aus dem engen Daſein eines ruhigen Bürgerlebens, von einem Enthuſiasmus ergriffen, von Haß und Rache geſpornt werden wird, die man ſehr mit Unrecht nur von religiöſer Schwärmerei erwartet hat. Alles kann im Menſchen groß werden durch die Verhältniſſe.

2. Berlin und Breslau im Frühjahr 1812. Charakteristiken von Blücher und von Scharnhorst. (Arndt.)

In Berlin fand ich ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verschiedensten Menschen und den verschiedensten Ansichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter, das wieder schwarz am Horizont hing, losplatzen werde; und wohin sich jeder stellen solle; wohin der König von Preußen sich stellen werde. In diesen Wirbel geriet ich frisch hinein, und natürlich geriet ich in den Kreis, worin mein alter Freund Reimer und meine Freunde vom Winter 1809 sich bewegten. Dies war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen vollern Schlag, die Liebe fand vollste seligste Umarmung; der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche frischeste Gesellen, welchen noch keine Polizei die Flügel gestutzt hatte, gaben einen Augenblick fast ebenso große Seligkeiten. Da habe ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen und kennen gelernt und war mit einem Male mitten in einem großen, gewaltigen Männerbunde, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte: Haß und Abschüttelung und Vernichtung der Welschen. Andre Schibbolethe und Geheimlehren gab es dort gewiß bei den Wenigsten, wenigstens bei mir keine andere.

Hier aber klang es nun bald wieder marsch! Der König von Preußen hatte sich der Weltlage nach mit dem Erzfeind verbinden müssen, und im Anfange des Märzes machte ich mich weiter gegen Osten nach Breslau auf den Weg, außer dem russischen Passe auch mit einem österreichischen, auf die böhmischen Bäder lautenden versehen. Als das Bündnis mit Napoleon bekannt ward, nahmen und erhielten viele preußische Offiziere, welchen das Herz zu schwer ward, unter französischen Fahnen zu streiten, von dem Könige gnädigen Abschied. Der Herrscher verstand sie und mißbilligte sie nicht. Viele gingen nach Schlesien, dort zu warten, wie die Dinge sich entwickeln würden: andere suchten, ehe ihnen alles gesperrt würde, die verschiedenen Straßen, welche zur See und zu Lande nach Rußland führen, dort Arbeit für ihre Degen hoffend; mich nahm der Oberst Graf Chasot mit in seinem Wagen bis Breslau, wo er noch einige Wochen verweilte und dann nach Rußland entfloh.

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst ebenso lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig, wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin her: die Obersten Graf Chasot und von Gneisenau, der Polizeipräsident Gruner, welcher, als ein Franzosenfeind gezeichnet, natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Stellung bleiben dürfen; und außer ihnen mehrere andere. Das bewegte sich einige Wochen in einem Kreise zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin auseinander floß. Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch

und ſoldatiſch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechſelten: auf Stirn, Naſe und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Weſen. Daß ich es ſage: in jener oberen Region

Blücher
(Profilbild)
Nach einer alten und nach Meinung eines Zeitgenoſſen ſprechend ähnlichen Zeichnung
(Auguſt Kummer, Geſchichte der Leipziger Völkerſchlacht. 1863)

war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, ſondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der ſchwarzdunklen Augen wegen, die der finſtern Meeresbläue glichen, faſt eine Meerſchwermut nennen möchte; denn wie freundlich dieſe Augen auch zu lachen und zu winken verſtanden, ſie verdunkelten ſich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernſt und Zorn. War der alte

Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe Napoleon mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemahl, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig (1840) Obergeneral der pommerschen Heerabteilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war das nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher mager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Aug groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Aug halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich auffagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellem Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Not gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden: denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, gradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst: er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers

und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein vir innocens im Sinne der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.

Scharnhorst
Stich von Christian Graf
(Körnermuseum in Dresden)

Solche war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgendeiner des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgendeiner zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinem Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halb verschlossenen Augs, und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herrlich waren wir einst!

. Der Optimismus der Verzweiflung. (Clauſewitz an ſeine Frau.)

Keine größeren Siege ſind je geſiegt, keine genievolleren Züge je ausgeführt worden; aber auch nie iſt die Ohnmacht des Sieges in einem helleren Lichte erſchienen als damals. Der ſpätere Hegel über Napoleon.

Breslau, den 26. April 1812.

Das Unglück des Vaterlandes hat ſeinen Gipfel erreicht, denn ſeine Fürſten- nd Sklaven, welche auf Geheiß ihres Herrn das Schwert gegen ſich ſelbſt ihren; die wenigen Formen ſcheinbarer Selbſtändigkeit ſind für einen ver- inftigen Mann nichts wert; was Preußen innerhalb zweier Monate geworden , wird Öſterreich in ebenſo kurzer Zeit werden. Zu fürchten haben wir jetzt eigent- ch nichts mehr, alles zu hoffen. In dieſem Zuſtande iſt alles was geſchieht, de neue Bewegung, jeder neue Stoß in der politiſchen Welt ein Prinzip neuer offnung. So gehe ich jetzt mehr als je der Zukunft mutigen Schrittes entgegen.

II

Napoleons Heerſchau in Dresden im Mai 1812 (Kügelgen)

In fünf Jahren werde ich Herr der Welt ſein, nur Rußland bleibt noch, aber ich werde auch dieſes vernichten.

Napoleon im November 1811 zum Abbé de Pradt.

Napoleon will die Knechtung Europas vollenden, und um dieſes zu erreichen, uß er Rußland niederwerfen. Schon lange bereitet man ſich hier für den Widerſtand, id die kräftigſten Mittel ſind hier ſeit langer Zeit verſammelt.

Kaiſer Alexander an Stein, St. Petersburg den 27. März 1812.

Die allermeiſten Staaten waren geräumige Zuchthäuſer geworden, von franzöſiſchen endarmen bewacht und von verzweifelnden Bettlern bewohnt.

Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas. Von Anſelm von Feuerbach.

Da wir nun unſere kleine Sauvegarde im Hauſe hatten [eine junge ariſerin], ſo dauerte es auch nicht lange, als im Weſten ſchwere Wetter- olken aufſtiegen, und ſchon im Frühjahr 1812 wälzten ſich die Heerſäulen der ieggeübten franzöſiſchen Armeen nach Norden. Durch Dresden zogen ſie in chtgedrängten Maſſen. Noch ſchweben mir die langen, dunkeln Züge der ten Garde mit ihren ſtolzen Adlern, hohen Bärenmützen und martialiſchen eſichtern wie düſtere Traumgebilde vor; vorweg der kriegeriſche Lärm der rommeln und Pfeifen, dann die geſpenſtiſchen Geſtalten der Sappeure mit inkenden Äxten und langen ſchwarzen Bärten und hintennach endloſe Reihen n Troſſen.

So ging es täglich unter unſern Fenſtern durch, Mann an Mann und rigade an Brigade. Ich bekam faſt alle Waffengattungen des großen Heeres ſehen, die hohen Küraſſiere mit beſchweiften Helmen und goldenen Panzern, e leichtberittenen Chaſſeurs, Ulanen, Dragoner, Huſaren, Voltigeurs, alle attungen von Infanterie und Artillerie mit guter Beſpannung, endlich lange üge von Pontons und Kriegsgerät. Es war eine gar treffliche Armee, wie

sie die Welt noch nicht gesehen, wohlversorgt und ausgerüstet mit allem Nötigen; sogar an Winterschuhe hatte man gedacht und an grüne Brillen gegen die Blendungen des Schnees. Endlich sahen wir noch ein ganzes Geschwader von jungen Nähterinnen auf kleineren Pferden folgen, vielleicht um die Soldaten im rohen Rußland vor Verwilderung zu bewahren.

Aber auch die deutschen, spanischen und italienischen Truppen, die dem Machtgebot des Zwingherrn folgten, sahen kriegerisch und trotzig drein. Sie hatten seine Siege mit erfochten, teilten die Ehren seiner Armee und sollten mit dieser auch die letzte Katastrophe teilen.

Zu Anfang Mai erschien Napoleon selbst und empfing, von zahlreichen anderen Vasallenfürsten umgeben, auch die Besuche seiner hohen Verbündeten, des Kaisers Franz und Königs Friedrich Wilhelm. Letzterem begegnete ich bei Gelegenheit eines Spazierganges auf der Brühlschen Terrasse und schloß ihn gleich ins Herz, weil er so würdig aussah und so traurig, und Senff [Hauslehrer] mir sagte, er sei ein guter königlicher Herr.

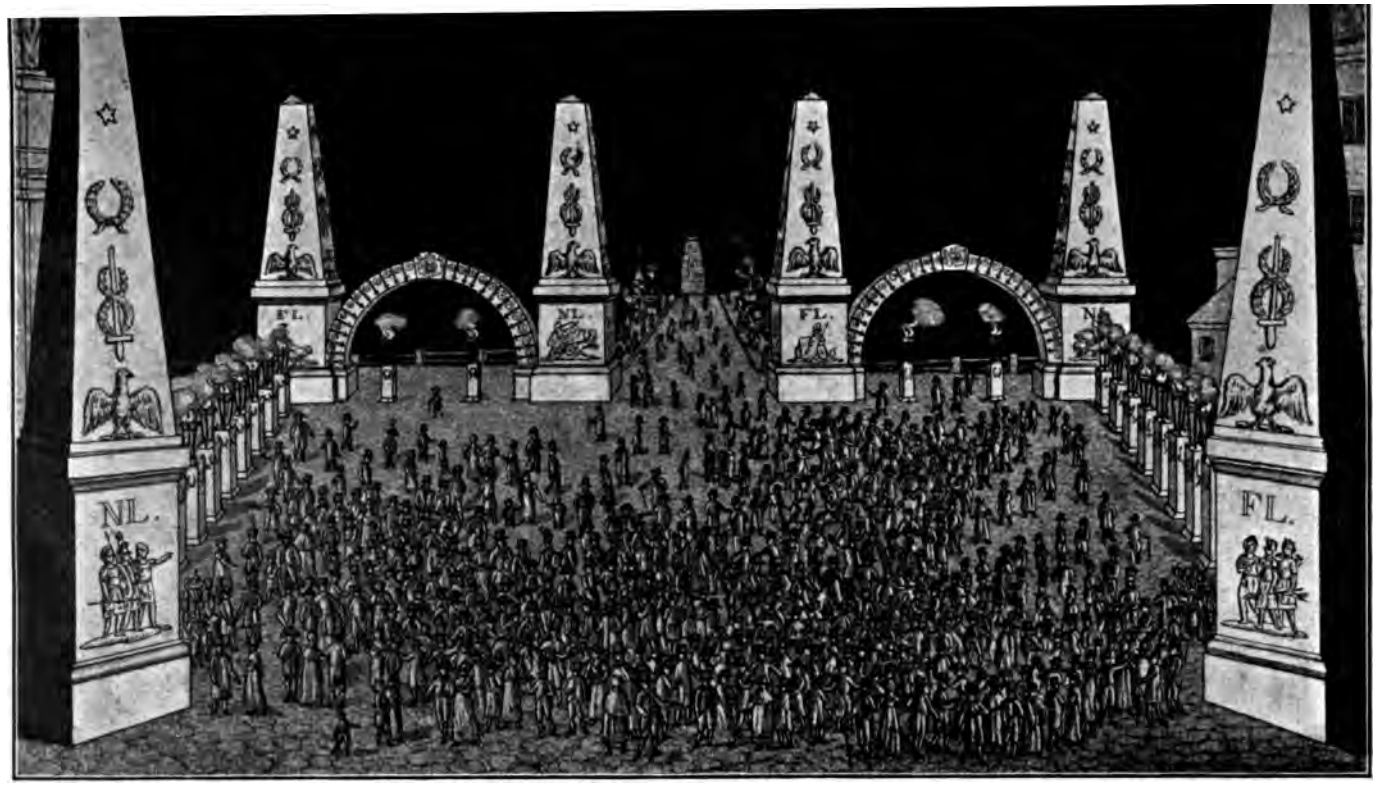
Es gab überhaupt damals recht viel zu sehen in Dresden. Die Anwesenheit so vieler Kriegsheere erfüllte die Stadt mit kriegerischem Pomp; Glocken und Kanonen spielten zum Empfang der Fürsten auf, großartige Paraden und Manövers unterhielten sie, und bei Nacht erstrahlte die Stadt im Zauberglanze tausendfältiger Lampen. Ich weiß es nicht, ob es bei dieser oder einer anderen napoleonischen Gelegenheit war, daß sich ein von bunten Papierlaternen komponierter breiter Regenbogen in allen Farben des Lichtes vom Elbspiegel aus hoch über die Brücke spannte. — das Reizendste, was man von nächtlichen Lichteffekten sehen konnte. Auch Feuerwerk durchprasselte die Luft, Tempel und Namenszüge flammten in Brillantfeuer, und jedenfalls mochte man klug tun, im voraus zu triumphieren, da sich nachher keine Veranlassung mehr dazu finden wollte.

Dabei lagen alle Häuser voll Militär, das in fast allen Zungen Europas durcheinanderlachte, sprach und fluchte. Auch wir, obgleich nur Mietsleute, hatten einen General im Quartier, der mit seinem Gefolge fast die Hälfte unserer Räume einnahm, und die bedrängte Mutter erschrak nicht wenig, als sich eines schönen Morgens zum Überfluß auch noch ein Flügeladjutant des neben uns residierenden Königs von Neapel einfand. Während ein Arrangement getroffen wurde, ihn unterzubringen, entspann sich zwischen ihm und meiner Mutter die folgende Unterhaltung.

Wenn Madame vielleicht den Kaiser sehen wollte, sagte der Fremde, so möge sie nur ans Fenster treten, er werde gleich vorbeireiten.

Vielmehr werde sie sich, erwiderte meine Mutter, mit Erlaubnis ihres Gastes in die Hofzimmer zurückziehen, da sie wenig Neigung fühle, den Mann zu sehen, der im Begriffe sei, ein armes Volk zu zertreten, das ihm nichts getan habe.

Jener lachte und sagte: es würde auch zu nichts führen, als die Augen wieder abzuwenden. Darauf fügte er vertraulich hinzu: „Glauben Sie mir, Madame, ich teile Ihren Geschmack und könnte Sie um solche Hofzimmer wohl beneiden.“ Dies Bekenntnis war etwas unerwartet von einem Offizier



Illumination, welche zu der Ankunft Sr. Majestät des Kaisers Napoleon am 18. Mai 1812 zu Dresden veranstaltet wurde

Gestochen von J. F. Beyer, Dresden

(Josische Sammlungen in Leipzig)

der großen Armee, und meine Mutter brach das Gespräch ab. Bei näherer Bekanntschaft zeigte sich indessen, daß der vermeintliche Franzose ein Italiener und als solcher vielleicht nicht ganz unberechtigt war, sich dem Beglücker seines Vaterlandes aus dem Wege zu wünschen. Mit meinem Vater, der italienisch mit ihm sprach, wurde er schnell vertraut und wußte beim Glase Wein als Augenzeuge schauerliche Dinge zu berichten. Er nannte Napoleon einen Geist der Finsternis, der im Himmel und auf Erden nichts respektiere, als sich selbst. Am besten wüßten das, die ihm am nächsten ständen, seine Marschälle und Verwandten, welche oft versucht sein möchten, sich in Hof-Hinterzimmer zu wünschen, wenn sie sich für ihre Fürstentitel buchstäblich mit Füßen müßten treten lassen. Bei seinem endlichen Abmarsch sagte er meiner Mutter: „Ich wünsche Ihnen Glück, Madame, zu diesem klugen Kriege, der Ihre Feinde auffressen wird. Sie sehen schwerlich viele von uns wieder."

Was meine Wenigkeit anlangte, so teilte ich zwar aufrichtig den Widerwillen meiner guten Mutter gegen den Helden des Jahrhundert, doch hatte mich das nicht abgehalten, mich an jenem Morgen auf die Straße zu begeben, um mir den hochgewaltigen Mann, dessen Name auf allen Lippen war, möglichst von nahem zu besehen. Auch war es mir gelungen, in einem Augenblicke, da er anhielt, um eine Meldung anzuhören, nicht weit von seinem Pferde Fuß zu fassen. Da blickte ich ihm lange in sein gelblich fahles, damals schon gedunsenes Gesicht, das mir den Eindruck eines Leichenfeldes machte. Seine festen imperatorischen Züge waren kalt und ruhig, sein Auge tot, und gleichgültig ruhte sein trüber Blick ein Weilchen auch auf dem kleinen, ihn neugierig anstarrenden Knaben. Dann ritt er langsam weiter, von seinem glänzenden Stabe gefolgt.

Neben ihm war Murat, der König von Neapel. Er sah phantastisch aus, wie ein Theaterprinz, trug ein Barett mit Straußenfedern, gestickte Schnürstiefel und einen kurzen, reich mit Gold belegten Waffenrock. Aber neben der einfachen Gestalt des Kaisers entschwand er schnell dem Blicke. Jenem blickte ich lange nach, dem kleinen, unscheinbaren, großen Manne in seinem schlichten Überröckchen. Das also war er! dacht' ich.

Napoleon ritt seitdem noch oft vorüber, doch meine Mutter sah ihn nie. Wie nachteilige Speisen ihr nicht schmeckten, auch nicht die delikatesten, so mochte sie auch nichts sehen, was ihr verderblich schien, wenn es auch noch so interessant war. In ihren Augen war jener große Mann nichts anderes, als eine dem Abgrunde der Hölle entstiegene Schreckgestalt, ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder, ein Vielfraß an Ländern, Blut und eitler Ehre. Seine Größe bewunderte sie am wenigsten. Was sie davon erkannte, schrieb sie lediglich dem Zorne Gottes zu, der ihn als einen giftigen Skorpion vom Staube aufgerafft, die Welt mit ihm zu geißeln. Man kann sich daher ihr Befremden denken, als sie erfuhr, daß eine Dame unserer Bekanntschaft voll Begeisterung ausgerufen habe: „O, daß ich ihm die Füße küssen dürfte und — dann sterben!"

„Veder Neapoli — e poi morir!" parodierte mein Vater. Er seinerseits hatte übrigens jede Gelegenheit wahrgenommen, den großen Mann zu sehen,

)ft er konnte, nicht, um daran zu ſterben, ſondern nur ſich ſeine Züge ein-
:ägen. Dann malte er ein ſchönes düſteres Bild, das er ſeiner Sammlung
Zeitgenoſſen einverleibte.

Graf Roſtopſchin, Gouverneur von Moskau
Nach einem Bilde von Tonoi, geſtochen von Meno Haas
(Berliner Kupferſtichkabinett)

	III	
Moskau (Adam)		

Die ſchöne und prächtige Stadt Moskau beſteht nicht mehr. Roſtopſchin hat ſie verbrennen laſſen. . . . Dieſe Handlungsweiſe iſt gräßlich und zwecklos.

Napoleon an den Zaren. Moskau, 20. September 1812.

Der 15. September war der Tag, an dem wir die unheilvolle Stadt be-
en. Frühzeitig ſetzte ſich alles, voll Erwartung, ſo gut geordnet als möglich,

in Bewegung. Ohne Widerstand zogen wir in Moskau ein. Aber welch ein Einzug war das! Es kam mir vor, als wenn gute Schauspieler vor einem ganz leeren Hause spielen müßten! Die Straßen standen menschenleer und verödet, die Häuser wie ausgestorben, eine wahrhaft unheimliche Stille herrschte in der Stadt, nur unterbrochen vom Tritt der Pferde; die Trommeln und Trompeten widerhallten in den öden Straßen: Offiziere und Soldaten sahen einander fragend, kopfschüttelnd und mit bedenklichen Mienen an. Welch ein Kontrast zu den pomphaften Einzügen derselben Armee in den Hauptstädten Deutschlands, Italiens, Spaniens? Zahllose Neugierige füllten dort die Straßen und bewunderten die Fremdlinge, selbst das schöne Geschlecht war nicht selten dabei vertreten. Aber dieser Einzug in verödete Mauern war etwas völlig Neues. Jetzt fielen jedem die Schuppen von den Augen: man schauderte vor der Konsequenz zurück, mit der die Russen den fanatischen Plan des Feldzugs durchgeführt. Man verlegte sich aufs Schimpfen, sprach viel von Barbarismus, aber die Franzosen hatten die Russen nie für etwas anderes als Barbaren gehalten. Wie konnte man sich also wundern, daß sie zu solchen Mitteln griffen!

In Wien oder Berlin freilich wäre eine solche Maßregel nicht durchzuführen gewesen, das war nur bei einer Bevölkerung möglich, in der die Religion noch tief wurzelt und die eben deshalb mit festen Banden an den Thron gekettet ist.

. . . . Langsam und still bewegte sich der Zug der Truppen durch die unendlich langen Straßen, bis wir in die schöne St. Petersburger Straße gelangten, wo der Prinz [Eugen] im schönen Palaste des Fürsten Momonoff abstieg. Das einzige, was die Aufmerksamkeit der Truppen erregte und von ihren trüben Gedanken ablenkte, war die wunderliche und fremdartige Bauart der Stadt; aber trotzdem hängt sich das bittere Gefühl, in einen verlassenen Ort einzuziehen und die schönsten Hoffnungen vernichtet zu sehen, einem jeden wie Blei an die Füße und hemmt den Flug der Begeisterung.

. . . . So ging alles gut und ich hoffte, hier nach so viel Strapazen einiger Ruhe zu pflegen. Aber diese Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Denn schon im Laufe des ersten Tages begann es in einem entfernten Stadtteile zu brennen, und während der Nacht nahm das Feuer rasch und auf eine bedrohliche Weise zu. Mein Hauswirt [oder wer er sonst war] kam auf mein Zimmer und rang die Hände; er fragte mich, nach dem Feuer deutend, ob das die Russen oder Franzosen getan. Ich konnte ihm natürlich darauf nicht antworten, aber ich war von dieser Szene tief ergriffen und das Weinen stand mir nahe. Ich legte mich auf einen guten Schlafdiwan nieder und bald ergoß Morpheus seinen erquickenden Balsam über mich. Gestärkt erwachte ich nach sechs Stunden, als bereits der Morgen dämmerte und mir neue Schrecken zeigte.

Die Disziplin und Ordnung, welche bisher nur noch mühevoll eingehalten worden, ging rasch in Demoralisation über. Napoleon hatte zwar ein strenges Verbot gegen das Plündern erlassen, das sich aber gänzlich unausführbar erwies. Anfangs war es nur Gesindel: Marodeurs, Dienerschaft und die Masse von Leuten, die einer solchen Armee nachziehen, welche zugriffen, und da man viele Lebensmittel und Getränke fand, so fehlte es nicht an Exzessen und Brutalitäten. Nach und nach ging das aber auch auf die Soldaten über und wurde

Französische Militärbilder
von Hippolyte Bellangé

1. Fußsoldaten

(Die Soldaten der französischen Republik und des Kaiserreichs. Leipzig, J. J. Weber. 1843)

Napoleon steigt von der Treppe des brennenden Kreml in Moskau herab

Russischer Stahlstich (Josische Sammlungen in Leipzig)

allgemein. Wer wollte auch unter den obwaltenden Verhältnissen in dem brennenden, so weit ausgedehnten Moskau den Soldaten überwachen! Moskau war das Ziel seiner Hoffnungen, hier hatte er den Lohn für seine riesenhaften Anstrengungen erwartet, er fand ihn nicht und nahm sich ihn nun selbst, so gut er konnte. Man sah auf den Straßen die wunderlichsten Szenen. Anfangs suchte man nach brauchbaren Dingen, viele aber beluden sich wie Lasttiere mit Gegenständen, die sie voraussichtlich nicht mit sich fortschaffen konnten. Mein eigener Diener schleppte mit einem Kameraden eine Menge Kolonialwaren, Tücher, Luxusgegenstände aller Art zusammen. Dies alles lag im Hofe des Hauses, das ich bewohnte, aufgehäuft. Ich war ganz empört darüber, konnte aber nichts dagegen tun, wenn ich mich nicht von meinem eigenen Diener mißhandeln lassen wollte. Alles war betrunken und in der größten Aufregung.

Zu diesem wüsten Treiben gesellte sich das Toben und Brausen des rasch zunehmenden Feuermeers. Keine Feder, kein Pinsel sind imstande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur mit dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalls verglichen werden, in dessen Nähe man ganz betäubt wird. Dazu denke man sich die verschiedenen Farben der Flammen, je nach den Stoffen, die sie verzehrten. Die wunderlich gestalteten und gefärbten himmelansteigenden Rauchsäulen, die öfters die Luft verdüsterten: das alles bot ein schauerlich-schönes Schauspiel. Wie winzig klein fühlt sich der Mensch, wenn die Elemente, sei es nun Luft, Wasser oder Feuer, in ihrer Wut sich zeigen.

Durch Löschen dem Feuer Einhalt zu tun, daran war nicht zu denken: es hatte zu schnell eine riesenhafte Ausdehnung bekommen und in kurzer Zeit ganze Stadtviertel in Asche gelegt. Wenn das Feuer auf einer Seite nachließ, so brach es auf einer andern desto wütender los. Man konnte nur zu deutlich erkennen, daß der Brand planmäßig geleitet war.

Sinnend und bewundernd trieb ich mich in den Straßen umher, aber zu zeichnen war ich nicht imstande; in der Schlacht und bei größter Gefahr verließ mich nie die nötige Ruhe; aber hier wurde man von den Ereignissen überwältigt. Ein Eindruck verdrängte den andern, keinen konnte man lange festhalten. Später habe ich es oft bitter bereut, nicht wenigstens einige Striche gemacht zu haben; sie wären ganz unschätzbar gewesen.

Der Zufall führte mich in die Nähe des Basars. Hier ging es wie auf einem großen Jahrmarkt zu, und wäre die Sache nicht gar zu ernst gewesen, man hätte Stoff zum Lachen gehabt. Alle nur erdenklichen Gegenstände des Handels und der Industrie wurden in der größten Eile herausgeschleppt und geworfen. Jeder suchte dem andern zuvorzukommen. Eine ungeheure Reihe von Wagenremisen, voll der schönsten neugefertigten Wagen und alle möglichen Produkte der Wagenfabrikation war ebenfalls der Schauplatz des lebendigsten Treibens. Offiziere und Generale versahen sich hier mit den schönsten neuen Wagen; selbst für das Haus des Prinzen Eugen wurden einige requiriert. Das Feuer war schon ganz in der Nähe der Remisen, und es war vorauszusehen, daß alles ein Raub der Flammen werde, was wohl ein Grund der Entschuldigung für die Plünderung sein mochte.

Auf der Straße wurde ich von einem bekannten General aufgehalten mit den Worten: „Venez, Mr. Adam, il faut faire le voleur des tableaux!“ Er führte mich in ein Palais, in dem eine sehr schöne kleine Galerie von mitunter wertvollen Bildern und auch plastische Werke sich befanden, über die ich mein Gutachten abgeben sollte. Ich blieb vor wie nach bei diesem Treiben bloß ein müßiger Zuschauer. Auch hier konnte ich es nicht über mich bringen, mir auch nur das Kleinste anzueignen, so verletzend für mein ganzes Zartgefühl war alles, was ich sah und was um mich her vorging. Ich wollte meine Hände rein halten von fremdem Gut, selbst da, wo vorauszusehen war, daß es ein Raub der Flammen wird; ob bloß aus Laune, Stolz oder übertriebener Gewissenhaftigkeit, kann ich nicht sagen, ich wurde von andern sogar deshalb getadelt, aber das Treiben in Moskau widerstrebte meiner ganzen Natur.

Mehrere Tage sah ich all diesen Dingen mit großer Beklommenheit und ernstem Nachdenken zu. Ich kann nicht leugnen, daß ich schon während dieses ganzen Krieges eine gewisse Achtung vor den Russen als Nation im ganzen gewonnen hatte, Einzelheiten zählen hier nicht. Das Landvolk fand ich, soweit ich mit demselben in Berührung kam, gutmütig, die Soldaten tapfer und die schreckliche Aufopferung von Moskau schien mir etwas Großes. Ganz entgegengesetzte Eindrücke machte auf mich Polen, alles, was ich dort sah und hörte, war nicht geeignet, mir Sympathie für die polnische Nation einzuflößen. Übrigens kann hier natürlich nur von den Eindrücken die Rede sein, welche ich empfand, als wir dieses Land durchzogen, und diese reichen nicht hin, um ein kompetentes Urteil über dasselbe zu fällen.

Bei der Armee, besonders unter den Offizieren, herrschte völlige Ratlosigkeit. „Was wird Napoleon jetzt beginnen? Was soll nun werden? Wo und wie den Winter zubringen?“ Das waren Fragen, die einer an den anderen richtete. Man konnte darüber die konfusesten Meinungen und Voraussetzungen hören, so daß einmal ein sonst leidlich verständiger Mann äußerte, die ganze Armee werde auf Schlitten nach Petersburg gehen. Und das war keine Ironie, sondern bitterer Ernst. Die Mehrzahl befand sich in einem Zustande von Apathie, in welchem man nicht wußte, was zu beginnen sei, und man ist zu glauben versucht, auch Napoleon sei lange unschlüssig gewesen. Wie hätte er sonst fünf Wochen in dem verbrannten Moskau bleiben und den Winter abwarten können?

Die prachtvolle, tapfere Armee hatte ich so oft in ihrem Glanze gesehen und auf ihrer Siegesbahn begleitet; sie in ihrem jetzigen Zustande der Auflösung und einem noch jammervolleren entgegeneilen zu sehen, erregte in mir tiefen Schmerz. Es ist wahr, wir Deutsche hatten als Nation keine Ursache, sie besonders zu lieben, aber es waren in ihrer Mitte viele brave Männer, die an größere, längst vergangene Zeiten erinnerten, denen die Welt ihre Bewunderung nicht versagen konnte. Es ist immer traurig, einen Mann, der einst groß und glücklich war, in einem elenden und verkommenen Zustande zu erblicken, um wieviel mehr werden solche Eindrücke erhöht, wenn wir einen ganzen großen Körper auf diese Weise zugrunde gehen sehen.

	IV	
In Petersburg		

Ich glaube, Napoleon wird in Moskau sich festsetzen, bis an die Wolga das Land besetzen, Tula und Twer, wo die Gußwerke und Fabriken sind, nehmen und dem Wittgenstein und Tormassow zu Leibe gehen, so fällt Riga, so fällt Petersburg, so kommt das Land bis an den Dnjepr in seine Gewalt.

Erzherzog Johann am 27. September 1812 in seinem Tagebuche.

Unsere Kräfte ergänzen sich fast täglich, die feindlichen nicht. Schon jetzt sind wir fast überlegen, während der Feind es im Anfange des Feldzuges in hohem Maße war. Dieser Rückzug auf Kaluga macht, daß der Feind Moskau nicht wird behaupten können; überhaupt ist er genötigt, einen Teil der eroberten Provinzen immer wieder fahren zu lassen; ich sehe die Bezwingung Rußlands für eine Unmöglichkeit an; aber ein schlechter Friede wird uns übereilen.

Clausewitz an seine Frau. Zwischen Moskau und Kaluga, 18./30. September 1812.

1. Stein. (Arndt.)

Ich bin hier [in Petersburg] also gegen das Ende des August angekommen, ich meine den 26. oder 27. Tag jenes Monats, und trat vor den Minister [Stein], welchem ich aus seinem Prag einige mündliche Erzählungen überliefern konnte. Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm empfangen. Mich hatten seine Gestalt und Darstellung betroffen, als hätte ich schon irgendwo ihres gleichen oder ihresähnlichen gesehen; aber ich wußte mich anfangs nicht zu erinnern. Erst als ich einige Stunden vor ihm am Teetisch gesessen und die ersten Eindrücke sich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir: Fichte! [s. I, S. 155]. Ja vieles von meinem alten Fichte schlug mich nun: dieselbe Gestalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit; dieselbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogener; dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen, fast dieselbe nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit gleich Pfeilen und Bogen grade ins Ziel schlagend. Daß ich die fichtische unerbittliche sittliche Strenge in den Grundsätzen bei ihm bewundern mußte, ergab sich sehr bald. Der Unterschied war nur, daß dieser Mann der Sohn eines alten reichsfreiherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lausitz war; daß dieser Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philosoph aber von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabsteigend vergebens strebte, es auf diesem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln. Dies war der erste flüchtige Eindruck. Ich zeichne den großen und guten Mann noch mit ein paar Worten, wie er mir damals und in den späteren Jahren seinem eigensten Wesen nach erschienen ist.

Ich habe oben [s. II, S. 7/9] von zwei Welten in Blüchers Angesicht gesprochen. Dergleichen mag sich wohl in den meisten Gesichtern finden, oft wohl drei, vier oder gar mehrere, die miteinander streiten. Wenn ihrer aber so viele sind, dürfen sie nicht Welten heißen, sondern hadernde und einander zersetzende und zersetzende Temperamente und Leidenschaften. Auf dem oberen Teil des Steinschen Antlitzes wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter.

Freiherr von Stein

Gemalt und geſchabt von P. J. Lützenkirchen in Frankfurt a. M. 1814

(Körnermuſeum in Dresden)

Görres, der Stein geſehen hatte, urteilt über dies Porträt — wohl das beſte, das wir beſitzen: Der beſtimmte, feſtgeſchloſſene Mund, die in ſcharfer Spannung beruhigten Züge, die freie offene Stirn, alles (iſt) getreu abgebildet, nur der Ausdruck des Auges ſcheint verfehlt, und darum zeigt das Bild, ob es gleich die ſprechende Ähnlichkeit hat, doch nicht die eigentlich beſeelte.

Seine prächtige, breite Stirn, seine geistreichen, freundlichsten Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Teil des Gesichts einen großen Abstich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jachzorn ihr Spiel und oft die plötzliche Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte, aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Teil im Zorn zuckte und der kleine bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Ausprudelungen vollführte, die oberen Teile wie ein schöner sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen; so daß wer vor der unteren Macht erschrak, durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Mut und Frömmigkeit. Er war ein herrischer Mann, wäre ein geborener Fürst und König gewesen, kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiermit nicht gesagt haben, daß einer als ein Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich sein und wirken könne. Das versteht sich ja von selbst; aber Stein war dazu nicht geschaffen. Es war eine zu mächtige Eigentümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallgusse, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich ihr unterschmiegen konnte; was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft getan haben und tun müssen.

2. Stein am Petersburger Hofe. (Arndt.)

Die moskauischen Rostopschinflammen, wie sie die Kühnen und Mutigen erfreuten, schreckten die Kleingläubigen und Feigen. Ihnen voran war die alte Kaiserin-Mutter, die sonst so stattliche Württembergerin, und ihr zweiter Sohn, Konstantin, der durch alle Gassen und Paläste Frieden! Frieden! schrie.

Wenn die Borodiner Schlacht und der alten Hauptstadt Brand in solcher Weise die Herzen erschütterte und Millionen Beine und Zungen in Bewegung setzte, stand mein Ritter fest und unerschütterlich da. Nie habe ich ihn frischer und rüstiger gesehen als in diesen entscheidenden Wochen. Auch Kaiser Alexander stand und hielt fest, wieviel auch an solcher Stellung gezupft und gerüttelt werden mochte. Ich habe nicht mitgesessen im innern Rat und weiß nicht wieviel er sich auf Steins Mut und Tugend gestützt hat; genug, trotz aller Neigungen und Senkungen nach der andern Seite hin und trotz Napoleons Sendungen, Friede ward nicht geschlossen, und endlich kam eine Freudenbotschaft nach der andern, daß der große Überzieher der Völker und Durchzieher der Länder mit seinen Heerhaufen durch Eis und Schnee einige hundert Meilen von Osten gegen Westen die Rückreise angetreten habe. Hier stehe nun eine Erzählung, welche mir der Minister Graf Uwarow nach dem Erlebnis eines kaiserlichen Freudengastmahls gemacht hat, bei welchem Steins Mut und Kühnheit alle Russen zum Erschrecken und zur Bewunderung hingerissen hat.

Die alte Herrin und Kaiserin hatte sich dort auch erhoben, jetzt bei der Nachricht von dem Rückzuge und der Flucht der Feinde von ihren Schrecken erlöst, hatte, auch von dem allgemeinen Siegesmut angesteckt, dem Minister

Stein gegenüber ihre stolzen Württemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgetan: „Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein.“ Bei diesen Worten, so erzählte Uwarow, sah man Stein im Gesichte rot und längs seiner großen Nase vor Zorn weiß werden, sich erheben, verneigen und in geflügelter Rede also erwidern: „Ew. Maj. haben sehr unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues, tapfres Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen: hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dnjestr gekommen.“ — Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion.“

3. Die russischen Parteien und der Krieg. (Boyen.)

In der Mehrheit der Nation waren keine politischen Projekte, sondern nur das Gefühl der Rache bemerkbar, aber in den höheren Kreisen der Hofleute und des Heeres hatten sich drei sehr verschiedene Meinungen über das durch den siegreichen Krieg zu erlangende Resultat ausgebildet.

Die erste von diesen Parteien ging von dem Grundsatz aus, daß Rußland bereits an einer zu großen Ausdehnung kränkele, daß es deswegen auf einen neuen Ländererwerb in diesem Kriege verzichten und dagegen desto tätiger zu einer ihm vorteilhaften Gestaltung von Europa mitwirken, sich durch dauernde Bündnisse und Handelsverträge seine Kriegsvorteile erwerben solle. Diese Ansicht mochte vielleicht für die wirklichen Vorteile Rußlands, da jede neue Ausdehnung dieses Riesenreiches die Fortschritte seiner intellektuellen Kultur hemmt, die angemessenste sein, allein sie hatte sich nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise ausgebildet und ward so von den beiden andren Parteien bei weitem überflügelt.

Die zweite Partei, hauptsächlich aus Militärs bestehend und bei weitem die zahlreichste, verlangte die Weichsel in ihrer ganzen Ausdehnung zur Grenze von Rußland, sie war bereit, für diesen Preis das übrige Europa an Napoleon oder auch den Teufel zu überlassen, denn sie wähnte, hinter diesem Wassergraben könne dann Rußland für alle Zeiten dem auswärtigen Getriebe ganz ruhig zusehen. Der Engländer Wilson teilte ganz diese Ansichten und hatte zur mehreren Verbreitung derselben sogar eine eigene Broschüre geschrieben; der Minister Stein aber, der seine große Anhänglichkeit an Preußen auch an der Newa beibehielt, hatte dagegen zwar den englischen Gesandten veranlaßt, Wilson von der Armee abzuberufen, nichtsdestoweniger aber kamen mancherlei Gründe zusammen, die jener Ansicht fortdauernd recht viele Anhänger zuführten. Einmal gibt eine solche Flußgrenze allen denjenigen, welche die höheren Kriegsverhältnisse und die Kriegsgeschichte nicht gründlich kennen, ein sinnliches Bild

großer Sicherheit, dann waren zu jener Zeit, wahrscheinlich von den Franzosen künstlich ausgestreut, sehr nachteilige Gerüchte über die Vergrößerungsabsichten Preußens in Hinsicht russischer Provinzen im Umlauf, und außerdem waren die vielen Domänen in Ostpreußen und Litauen, aus denen mit leichter Mühe kaiserliche Gnadengeschenke für glückliche Krieger oder Günstlinge gebildet werden konnten, eine große Lockspeise, die nicht die kleinste Stütze jener politischen Ansicht war. Unverhohlen frugen auch angesehene Leute in Petersburg, zur Bestätigung des obigen, nach der Zahl und dem Wert der Domänen am Pregel.

Die dritte Partei endlich verlangte zum Kriegslohn für Rußland eine Wiederherstellung von Polen, jedoch in zwei ganz verschiedenen Arten, die ersten wollten nur das damalige Herzogtum Warschau in ein mit Rußland vereinigtes Königreich Polen verwandeln, die andern träumten von einer gänzlichen Herstellung Polens, den Großfürsten Konstantin an der Spitze. Es ist gewiß, daß diese Idee in Warschau und Krakau viele Anhänger hatte, und daß sie, was man den Russen in ihrer damaligen Lage nicht verargen konnte, von ihren Emissärs als Gegengewicht gegen die Aufforderungen Napoleons im Laufe des ganzen Krieges gepflegt ward.

Der Kaiser hatte bis dahin die Ansichten der zweiten Partei noch immer zurückgewiesen, er schwankte zwischen der ersten und dritten, ohne daß man es indes bestimmt annehmen konnte, ob er nicht endlich zu der Weichselgrenze herübergezogen werden würde, und auf jeden Fall war es von der höchsten Wichtigkeit, daß, um dies zu vermeiden, die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Preußen und Rußland so schnell als möglich wiederum angeknüpft würden.

4. Audienz Boyens beim Zaren am 28. Oktober 1812. (Boyen.)

> Der Brand von Moskau hat meine Seele erleuchtet, und das Gericht des Herrn auf den Eisfeldern hat mein Herz mit einer Glaubenswärme erfüllt, die es bis dahin so nie gefühlt. Nun lernte ich Gott kennen, wie die heilige Schrift ihn geoffenbart; nun verstand und verstehe ich seinen Willen und sein Gesetz, und der Entschluß wurde in mir reif und fest, mich und meine Regierung nur ihm und der Beförderung seiner Ehre zu widmen. Seit dieser Zeit bin ich ein andrer geworden; der Erlösung Europas von dem Verderben verdanke ich meine Erlösung und Freimachung.
>
> Kaiser Alexander am 20. September 1818 zu Bischof Eylert in Potsdam.

Natürlich versäumte ich es nicht, mich zu der bestimmten Zeit an der bezeichneten Türe einzufinden, nach leisem Anpochen wurde sie mir sogleich geöffnet, und als ich einem alten Kammerdiener meine Bestellung gesagt hatte, führte er mich schweigend durch einen dunklen Flur, ließ mich eine Treppe steigen, und ich befand mich in einem mäßig erhellten Korridor, es wurde mir die Tür eines Zimmers geöffnet, und ich fand hier den Kaiser stehend, indem er an einem mit Landkarten belegten Tische Briefe öffnete. Nach einer

so langen Reihe von verflossenen Jahren [1836] kann ich natürlich nicht mehr wörtlich den Inhalt der wichtigen Unterredung, die ich mit dem Kaiser nun hatte, angeben, und ich will mich nur bemühen, diejenigen Fakta, die meinem Gedächtnis vollständig treu geblieben sind, hier zusammenhängend anzuführen, und dadurch den Bericht, den ich von diesen Unterredungen an den König abstattete, zu vervollständigen. Der Kaiser eröffnete die Unterredung gleich bei meinem Eintreten sehr gütig und ermunternd, er sagte mir, daß es ihn freue, mich als einen Freund Scharnhorsts kennen zu lernen, und daß er in dieser Hinsicht ein volles Zutrauen in mich setze. So kam der Gang des Gesprächs von den einleitenden persönlichen Verhältnissen zu den Kriegsereignissen, und Alexander begann mit der ihm eigentümlichen sehr gewandten Rede eine zusammenhängende, sehr klare Schilderung des soeben mit dem Rückzuge der Franzosen beendeten Feldzuges. Der Kaiser gefiel sich sichtbar in dieser ihm wohlgelungenen Erzählung, sprach ganz einsichtig über das Hin und Wider jeder Operation, tadelte besonders und nicht ohne Schärfe die Schritte seiner Generale. . . .

Da der Kaiser fortdauernd und sehr scharf tadelte, über mangelndes Talent seiner Generale, welches die Unternehmungen hemme, klagte, so stieg der Gedanke bei mir auf, daß dies wohl eine Einleitung sein könne, um den Satz daraus abzuleiten, daß Rußland nichts weiteres unternehmen könne, und ich fing nun dagegen an, so oft es sich schicklicherweise und ohne direkten Widerspruch tun ließ, die Taten der russischen Generale zu loben; der Kaiser ging sogleich auf diese Diskussion ein und sagte mir endlich: „Nun nennen Sie mir einen meiner Generale, den Sie am mehrsten zu großen Unternehmungen geeignet halten!" Dies war allerdings eine schwierige Antwort, um doch indessen nicht geschlagen zu erscheinen, pries ich aus allen Kräften den General (jetzigen Feldmarschall) Wittgenstein, den ich noch aus dem Feldzuge 1807 persönlich als einen mutigen und nicht intriganten Mann kannte; seine soeben an der Düna erkämpften Siege gaben meiner Notverteidigung noch einen besseren Anstrich und endeten dieses interessante kriegerische Gespräch, in dem ich, sonderbar genug, als der Verteidiger der russischen Generalität auftreten mußte.

Da der Kaiser es nach meiner früheren Anstellung voraussehen konnte, daß ich von dem Inhalt der von ihm in Berlin gemachten Anträge vollständig unterrichtet war, so kam er auf diese, so wie ich sie zu seiner Zeit im allgemeinen geschildet habe, häufig zurück, und suchte die Richtigkeit derselben noch ausführlicher zu begründen, besonders gefiel er sich darin, die Angemessenheit seines angenommenen Feldzugsplanes als durch den Erfolg vollkommen bestätigt, auf das genaueste auseinanderzusetzen, worin er auch vollständig recht hatte, da eine tausendfältige Erfahrung es als Grundsatz festgestellt hat, daß man gegen einen solchen Gegner, wie es Napoleon und sein Heer war, die Schlachten vermeiden und den Krieg in die Länge zu ziehen suchen muß. Es ist gewiß, daß die Annahme dieses Grundsatzes eine Hauptbedingung des für Rußland glücklichen Ausganges des Feldzuges gewesen ist. Daß Scharnhorst bei seiner früher erwähnten Anwesenheit in Petersburg viel dazu mitgewirkt hat, diese Ansicht bei dem Kaiser zu entwickeln und zu befestigen, ist nicht allein

gewiß, ſondern er hatte auch in Wien wiederholentlich auf die Annahme eines ſolchen Syſtems bei einem neuen Ausbruch des Krieges durch ein beſonderes Memoire zu wirken geſucht.

Nachdem der Kaiſer ſehr ausführlich die kriegeriſchen Verhältniſſe beſprochen hatte, ging er mit gleicher Freimütigkeit zu den politiſchen über, er ſagte mir unter anderm wörtlich: „Ich weiß, daß man in Europa beſorgt geweſen iſt, daß ich nicht Ausdauer genug haben und einen unzeitigen Frieden machen würde, ich glaube jetzt durch das Preisgeben meiner Hauptſtadt meine Ausdauer genügend bewieſen und zugleich durch die Anerkennung der Cortes in Kadix und des Königs von Neapel deutlich gezeigt zu haben, zu welchem Ziele, wenn man mich nämlich unterſtützt, ich den Krieg zu führen wünſche: die Befreiung Europas von dem Joche Napoleons, eine den heutigen Bedürfniſſen der Zeit angemeſſene Geſtaltung desſelben. Dies ſind meine Zwecke."

Wenn auch Alexander in ſpäteren Jahren ſeine Meinung über manchen dieſer Punkte änderte, ſo hob er doch in jenem Augenblick die Anerkennung der Cortes ſehr wohlgefällig heraus, und ſeine ganze Rede zeigte, daß er von der Annahme vieler durch die Zeit notwendig gewordenen Entwicklungen vollſtändig durchdrungen ſei. Dieſer Meinungswechſel erklärt ſich indes vollſtändig, wenn man annimmt, daß der Kaiſer, ſeiner Natur nach liberal geſinnt, bei dem Ergreifen einer Idee ſie mit großen Enthuſiasmus auffaßte, daß dieſe letzte Eigenſchaft ihn dann oft über eine nötige Grenze oder eine vorſichtige Handlungsweiſe hinwegriß, daß er ſich dabei Blößen gab, die der böſe Wille benutzte, und daß dies alles ihn dann mehr als einmal zu einem Wechſel ſeiner Anſichten führte.

Nachdem Alexander nicht ohne Geſchick durch die vorhergehende Behandlung der politiſchen und militäriſchen Verhältniſſe eine Menge Gegenſtände beſeitigt hatte, indem ihm vielleicht von meiner Seite lokale Anſichten hätten entgegentreten können, ging er zu den preußiſchen Verhältniſſen über. Er war oder ſtellte ſich wenigſten im Anfange ſehr empfindlich gegen das Benehmen des Königs, jedoch dabei mit ſo zartem Ausdruck, daß ich dies rühmend anerkennen muß. Nach manchem Hin- und Herreden, in dem ich, ſonderbar genug, hier meinem Standpunkt gemäß wenigſtens die Entſchuldigung eines Syſtems übernehmen mußte, welches ich früher aus allen Kräften in Berlin bekämpft hatte, ſchien der Kaiſer eine freundlichere Anſicht über das Vorhergegangene zu gewinnen, und es war mir vielleicht gelungen, durch meine Entſchuldigung über unſer Benehmen manche Annäherungsſchwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Der Kaiſer machte es mir zur Pflicht, den König zu beſchwören, dieſe ihm von der Vorſehung dargebotene Gelegenheit zum Wiedergewinn ſeiner Selbſtſtändigkeit zu ergreifen, er machte ihn darauf aufmerkſam, daß, wenn der König dieſe Gelegenheit von der Hand weiſen ſollte, der Kaiſer in die Lage kommen müßte, ihn endlich bei einem Frieden aufzuopfern, und daß er daher nicht allein an ſich, ſondern auch an das Schickſal ſeiner Familie denken möge.

Es war unverkennbar, daß Alexander in jenen Augenblicken mit redlicher Teilnahme an dem Schickſal des Königs ſehr bewegt ſprach, und daß der Gedanke, der Wiederherſteller ſeines alten Verbündeten zu ſein, ihm vorzüglicher

als der eines bloßen Eroberers erschien. Indes sprach der Kaiser dabei doch auch schon, wenngleich noch nicht definitiv, seine Absicht auf den Erwerb des Herzogtums Warschau aus, er meinte, daß Preußen nur von diesem Landstriche diejenigen Teile bedürfe, die zu einer freien Kommunikation zwischen Schlesien und Westpreußen notwendig wären,*) und wies als Ersatz dafür ganz unverhohlen auf den Besitz von Sachsen, gegen dessen König er einen großen Widerwillen zu haben schien. Man sieht aus dieser Erzählung, daß der Kaiser sich eigentlich aus der ersten und dritten politischen in Rußland herrschenden Meinung sein eigenes System zu bilden suchte. Es war wichtig für Preußen, daß wir nun die Gewißheit hatten, daß Alexander sich nicht auf einen einseitigen russischen, sondern nur auf einen allgemeinen europäischen Frieden einlassen wolle, denn bei diesem Gedanken war die Erhaltung von Preußen gesichert und sein Beitritt zu der neuen Verbindung wohl eines Entgegenkommens wert, da ohne unsere Mitwirkung Rußland den Krieg nicht füglich auf dem linken Memelufer fortsetzen konnte.

Genug, nach vielfältigem Hin- und Herreden in dem eben bezeichneten Umfange autorisierte mich der Kaiser, in seinem Namen dem Könige, meinem Herren, den Antrag zu einem Offensiv- und Defensivbündnis zu machen. Er garantierte darin dem Könige seinen früheren vollständigen Länderbestand oder, wo dies nicht angehen sollte, einen genügenden Ersatz dafür, er verbürgte sich, bis dahin keinen Frieden oder überhaupt keinen einseitigen Frieden zu machen, machte dem Könige Vorschläge über die jetzt einzuleitenden Schritte und künftigen Operationen und wünschte, daß der König Östreich zur Mitwirkung auffordern möge. Um dies zu beglaubigen, gab mir der Kaiser bei einer zweiten Audienz [wahrscheinlich am Abend des 10. November] ein offenes eigenhändiges Schreiben an den König mit, welches aber bei der Gefahr, daß ich gefangen werden konnte, weder unterschrieben noch adressiert und folgenden Inhalts war:

„Ich rechne darauf, daß die Erinnerung der Freundschaft auch meine Hand ohne Unterschrift erkennen wird, und bitte, diese Zeilen als ein Kreditiv für den Abgeber anzusehen.“ **)

Nächstdem bekam ich noch aus der Staatskanzlei die Abschriften von mehreren durch die Kosaken aufgefangenen französischen Depeschen, von denen man noch ein paar bei meinen Papieren finden wird. Es ging aus ihnen die Auflösung des französischen Heeres hervor, und in einem von Alexander Berthier nach

---

*) Meinecke (Boyen 1,252 Anm.) bezweifelt, daß Alexander sich schon damals über die Rückgabe polnischer Gebietsteile an Preußen geäußert hat.

**) Boyen verwechselt hier den Inhalt von Alexanders Schreiben mit seinen eigenen Begleitworten an den König, die er am 12. Januar 1813 zufügte. Das Billet des Zaren lautet (Bailleu, Briefwechsel Friedrich Wilhelms III. und Alexanders S. 240):

le 29 octobre (10. Nov. n St.).

J'ai vu, Sire, M. de Boyen. Il connait la situation actuelle des affaires et mes vues pour l'avenir. Quelque soit le résultat de la communication qu'il en fera, je désire que lui même vienne m'en rendre compte.

Wilna an den Minister des Auswärtigen Bassano gerichteten Schreiben war auch der Auftrag enthalten, Preußen auf die Gestellung neuer Kontingente zu präparieren.

Der Kanzler Rumjanzow [Romanzow], den ich während dieser Unterredungen mit dem Kaiser auch besuchte, bestätigte jene Vorschläge nicht allein, sondern erörterte auch noch einzelne Teile derselben ausführlicher, als es Alexander getan hatte, ihm schien für seine Person an einem neuen Ländererwerbe Rußlands wenig gelegen.

V

An der Beresina
(Förster Fleck.)

Ich verstehe mit den Menschen, aber nicht mit den Elementen zu kämpfen.

Napoleon zu Metternich am 26. Juni 1813 in Dresden.

Ich wünsche sehr, daß sich in Wilna kein fremder Agent befinde. Die Armee läßt sich nicht gut zeigen . . .

Napoleon am 29. November an seinen Minister des Äußeren, Maret, in Wilna.

Wir marschierten nun jeden Tag weiter, soviel wir konnten, und kamen bei fortwährendem Gedränge in Borisow an. Die Kälte hatte bedeutend nachgelassen, aber wir mußten nun mit zerrissenen Schuhen und fast bloßen Füßen bis an die Knöchel im Drecke gehen. Mein Pelz wurde mir beinahe zur Last, und wären die Nächte nicht immer so kalt gewesen, so hätte ich ihn wohl zurückgelassen. So schleppten wir uns vorwärts und achteten nicht des Gewühls, des Jammergeschreis und Elends um uns her. Wir waren es ja gewohnt. So kamen wir immer näher an die Beresina.

Jenseits der Beresina, in Wilna, so sagte man, sollten Winterquartiere bezogen werden. Da seien volle Speicher und Magazine. Alles wollte nun wenigstens an die Beresina gelangen. Halbverhungerte, Ermattete, die Gespenstern ähnlicher sahen als Soldaten der großen Armee, schleppten sich mühsam mit letzter Kraftanstrengung dahin, fielen aber schon halbweg nieder und streckten flehend und mit Tränen die Arme nach ihren Kameraden aus. Sie wollten auch so gerne mit an die Beresina. Vergebens! Wen kümmerte noch das Elend des andern? Wenn jeder sich nur selbst aus dem allgemeinen Untergange rettete! Die Armen, die unterwegs liegen blieben, gerieten in die Gewalt der Russen oder starben vor Erschöpfung und unter den Hufen der russischen Rosse, unter den Rädern der russischen Kanonen.

Am 26. November kamen wir spät abends an der Beresina an und fanden noch zehn Mann von unserm Bataillon. Es war hier ein unbeschreibliches Gedränge von Soldaten und Pferden, Kanonen und Wagen, Weibern und Kindern, Sterbenden und Verwundeten. Nirgends ein Halt! Keine Hilfe! Kein Trost! In furchtbarer Selbstsucht und Verzweiflung opferte der Soldat den Kameraden, die Mutter ihr Kind. Alle drängten sich der Brücke zu, die Napoleon erst neu hatte schlagen lassen. Sie mußten ja umkommen in den morastigen Ufern oder in den Wogen des Flusses! Und mitten in dies Gedränge schlugen die russischen Kanonenkugeln mit schrecklicher Sicherheit.

Wir konnten für den Augenblick noch nicht weiterkommen. Erst wurden die französischen Garden, jetzt auch nur eine zerlumpte, erbärmliche Menschenmasse hinübergeschafft. So gut es gehen wollte, brachten wir die Nacht unter Gedränge und Elend hin.

Endlich brach der 27. November an. Eine starke Kanonade verkündete das Andringen der Russen.

Hier fanden wir auch unsern alten Brigadegeneral Legras wieder. Sobald er uns erblickte, forderte er uns auf zu tiraillieren; eine starke Kolonne sollte uns unterstützen, und sobald der Feind weit genug zurückgedrängt sei, würden wir zusammen über die Beresina gehen. Ohne Bedenken gingen wir links der großen Straße vor, feuerten und trieben die Kosaken zurück, glaubten auch, wir könnten sie noch weiter verfolgen, damit wir bei unserm Übergange nicht gleich wieder von ihnen beunruhigt würden. Kaum aber hatten wir die Verfolgung eine Viertelstunde fortgesetzt, so waren wir mit einem Male auf allen Seiten von Kosaken umringt; entrinnen war unmöglich; wir waren in einen Hinterhalt geraten und fielen den Kosaken in die Hände. Es war zur Mittagszeit.

Niemals in meinem Leben bin ich so traurig gewesen wie damals, weder bei den größten Entbehrungen und Mühseligkeiten, weder bei der grimmigsten Kälte, noch bei dem nagendsten Hunger. Alle meine Hoffnungen, dieses schreckliche Rußland bald hinter mir zu haben, nicht mehr hungern, nicht mehr frieren zu müssen, die Heimat wiederzusehen, wieder im Bette schlafen und in warmer Stube sitzen zu können, waren mit einem Schlage vernichtet. Unsagbarem Elend war ich entronnen, in größeres war ich geraten. Wie der Schiffbrüchige, der sich unter tausend Mühen und übermenschlicher Anstrengung mit der letzten Kraft der Verzweiflung bis dicht ans Ufer rettet und nun von der feindlichen Brandung wieder in tosende See zurückgeschleudert wird, so war auch ich.

Die Kosaken benahmen sich roh und barbarisch gegen uns. Sie nahmen mir Waffen und Ranzen ab und gaben mir durch Pickenstöße und Knutenhiebe zu verstehen, daß ich so schnell vor ihnen her laufen sollte, wie sie selbst ritten. Wer das Laufen nicht aushalten konnte, wurde niedergestoßen. Ich sah also meinen Tod vor Augen, wenn ich matt wurde, und strengte alle Kräfte an und lief, und lief zwei Stunden lang ohne Anhalten, bis wir endlich die russische Armee erreichten.

Schon von ferne sah ich Scharen von Gefangenen, die wurden von den Russen ausgezogen und geplündert. Mit schwerem Herzen dachte ich an meinen schönen Pelz und an meinen seidenen Geldbeutel. Noch immer hatte ich diesen nebst seinem Inhalt, unter dem auch ein Krontaler war, glücklich gerettet. Jetzt ging er mir gewiß verloren. Aber Not macht erfinderisch. Ich nahm ihn aus der Westentasche und steckte ihn heimlich unter den Ärmelaufschlag meines verbrannten Mantels und zog den Aufschlag mit dem Geldbeutel so tief nach unten, daß ich diesen mit der Hand festhalten konnte.

Gleich danach mußte ich mich ausziehen. Ich nahm zuerst meinen Mantel ab und zeigte, daß er verbrannt, abgenutzt und unbrauchbar sei. Da durfte ich ihn auf die Erde legen. Dann aber rissen sie mir Pelz und Uniform, Weste

Russische Infanterie und französische Kavallerie

„Wenn das Bajonett zu kurz ist, so helfe ich mit dem Kolben"

Russische Karikatur

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

und Hemd vom Leibe und durchsuchten genau alle Taschen, selbst die verbrannten Gamaschen. Die Weste warfen sie auf die Erde zu meinem Mantel, nahmen die übrigen Kleidungsstücke, dazu Halstuch und Tschako mit und ließen mich nackt und bloß stehen. Und es war fürchterlich kalt. Um etwas Schutz zu haben, zog ich schnell die Weste wieder an und warf den Mantel darüber. Und dann kam ich zu den übrigen Gefangenen. Schon sah ich mich dem Tode verfallen. Ich mußte ja in der ersten besten Nacht erfrieren.

In dumpfer Verzweiflung marschierte ich mit den andern unter Geleit der Kosaken mitten durch die russische Armee. Wie waren die feindlichen Soldaten wohlgenährt und warm gekleidet! Wie elend, leidend und zerlumpt sahen wir dagegen aus! Voll Verwunderung gafften sie die Jammergestalten an und ließen es an Spott und Hohn nicht fehlen.

	VI	
Die Rückkehr aus Rußland		

Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen;
Es irrt durch Schnee und Wind umher, das große, mächt'ge Franzenheer:
Der Kaiser auf der Flucht, Soldaten ohne Zucht,
Jäger ohn' Gewehr, Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser, Wildnis ohne Weiser,
Trommler ohne Trommelstock, Kürassier' im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd,
Fähnrich' ohne Fahn', Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß, Fußvolk ohne Fuß,
Feldherrn ohne Witz, Stückleut' ohn' Geschütz,
Wagen ohne Rad, alles müd und matt,
Kranke ohne Wagen — so hat sie Gott geschlagen.

1. Napoleons Fahrt durch Dresden in der Nacht vom 13./14. Dezember 1812. (Kügelgen.)

Die politischen Ereignisse gingen ihren Gang und wurden in unserem Hause aufs lebhafteste besprochen. Zwar las mein Vater keine Zeitung, weil er keine Zeit dazu zu haben meinte; unser Hausarzt aber und treuer Freund, der Dr. Pönitz, las dafür jede. Er war, wie viele seiner Fachgenossen, ein lebendiges Tageblatt und kam zur Zeit und Unzeit, das Haus mit Nageneuestem zu alarmieren.

Meine Eltern hatten die kolossalen französischen Armeen, geführt von den größten Feldherrn der Zeit, nicht ohne Besorgnis nach Rußland ziehen sehen; daß aber dies riesige Reich so rasch und fast im Umsehen erobert werden würde, hatten sie sich nicht träumen lassen. In der Dresdener Hofkirche ward ein Tedeum nach dem andern abgesungen zur Verherrlichung der siegreichen Fortschritte des großen Kaisers, bis endlich der Sturz des altehrwürdigen Moskau die Alleinherrschaft Napoleons über den Kontinent zu begründen schien.

Nichtsdestoweniger baute meine Mutter noch auf Alexanders kaiserliches Wort, daß er nicht Frieden schließen werde, solange sich ein feindliches Bajonett auf russischer Erde zeige. Allein der Vater meinte, Napoleon sei jetzt Herr

Französische Militärbilder
von Hippolyte Bellangé

2. Reiterei.

(Die Soldaten der französischen Republik und des Kaiserreichs. Leipzig, J. J. Weber. 1843)

Napoleon erhält bei seiner Reise durch Dresden (in der Nacht vom 13./14. Dez. 1812) von Dr. Seeger, den er nach dem Hotel seines Gesandten fragt, den Bescheid: „Bei 25 Grad Kälte zeigt man niemanden um Mitternacht den Weg"
Gezeichnet von Opitz, gestochen von Gottschick
(Körnermuseum in Dresden)

in Rußland, und der Friede werde sich ganz von selber schli.ßen, eine Aussicht, die trostloser als jeder Krieg schien.

Da brachte der getreue Pönitz, anfänglich zwar nur als unverbürgtes Gerücht, die sich bald bestätigende Nachricht von dem schauerlichen Brande Moskaus. Man kannte den Hergang jedoch nicht und wußte nicht, ob man dies Ereignis zum Vorteil oder Nachteil deuten sollte, bis ein Brief aus der fernen Heimat meiner Mutter [Reval] den Weg zu uns gefunden und von dem Aufschwunge der öffentlichen Meinung, wie von der Siegeszuversicht erzählte, welche infolge jenes Brandes ganz Rußland belebe und alle Stände zu jedem Opfer begeistere.

So durfte man denn wieder hoffen. Es war nicht unwahrscheinlich, daß solche Entschlossenheit Erfolge haben müsse, und diese Hoffnung schien sich denn auch bald in allerlei Gerüchten zu realisieren, die sich mit Eintritt des Winters häuften und rasch von Mund zu Munde flogen. Jetzt wußte Pönitz viel zu sagen von ernstlichen Verlegenheiten der großen Armee, von Hunger, Frost und Blöße, von schrecklicher Bedrängnis, unglücklichen Gefechten, Rückzug und Flucht, und immer lauter und keder wurden die Gerüchte, obschon die offiziellen Berichte noch längere Zeit zu täuschen suchten. Gewisses war nicht zu erfahren, und die Spannung steigerte sich ins Ungeheuere.

„Was gibt es Neues?" Das war die herrschende Phrase jener Zeit und die gangbare Rede, mit der sich jedermann begrüßte.

„Was gibt's Neues, Blanke?" so pflegte mein Vater auch seinen Stiefelputzer anzureden, einen alten verdrossenen Mann, der für den abermals zu Felde liegenden Talkenberg vikarierte, und wenn es ihm überhaupt zu antworten beliebte, sich wohl herbeiließ, etwas von den Neuigkeiten mitzuteilen, die er auf seinen Gängen in die Stadt erfuhr. Nun mochte es etwa gegen die Weihnachtszeit sein, als der Alte sich auf obige Frage hinter den Ohren kratzte und gleichgültig erwiderte, er wisse nischt; außer etwa nur das, daß der Napoleon in der Nacht einpassiert wäre.

„Wer sagt das!" rief mein Vater, indem er aufsprang und den alten Brummbär bei den Schultern packte.

„Nu, Nu!" erwiderte der, „wer soll's denn sagen; die Leute sprechen's."

Der Vater ließ alles stehen und liegen, eilte in die Stadt, und kam bald mit der Bestätigung der großen Novität zurück. Napoleon war wirklich angekommen, unangemeldet, allein und ohne alte oder junge Garde. Ganz überraschend, war er halberfroren bei seinem Gesandten vorgefahren [in der Kreuzstraße], hatte diesen aus den Federn geschreckt, sich in sein warmes Bett gelegt und war vor Tagesanbruch schon wieder abgereist. Der Hiobspost von dem Untergange der Armee vorauseilend, hatte er Norddeutschland wie ein Blitz durchzuckt, um in ein Dresdner Bett zu schlagen; dann zuckte er weiter bis Paris.

Der alte Blanke bekam für seine Nachricht einen Taler, und die zahlreich vorsprechenden Freunde tranken vom besten Rheinwein, den wir im Keller hatten. So wackere Gesichter hatte man lange nicht gesehen, denn wenn Napoleon als sein eigener Kurier die Armee verlassen hatte, so mußte ihm das Wasser reichlich an die Kehle gehen.

2. Pluto und Charon. Ein Gespräch im Reiche der Schatten, von Kotzebue.

Pluto. Alter Fährmann! warum verließest du deinen Nachen? Was suchst du in meinem Palaste?

Charon. Meinen Abschied!

Rustan,
Napoleons Leibmameluck
Französisches Bild

Pluto. Was kommt dich an? Hast du nicht das einträglichste Ämtchen in meinem ganzen Reiche? — Alles andere hienieden ist gratis; du nur allein wirst bezahlt.

Charon. Ich werde alt; kann's nicht länger bestreiten: denn es kommen der Schatten zu viele, bisweilen zu 100 000 auf einmal.

Pluto. Wie geht das zu?

Charon. Es herrſcht da oben einer — ſie nennen ihn den Großen — der läßt die Menſchen in großen Maſſen erwürgen.

Pluto. Und das leiden ſie?

Charon. Er verſpricht ihnen jedesmal, daß es zum letzten Male geſchehen ſoll.

Pluto. Nun ſo blüht ja dein Gewerbe. Schmunzelſt du nicht, wenn 100 000 Obolen auf einem Brette dich anlachen?

Charon. Ja! wenn die Schatten Obolen mitbrächten! — Aber da gibt es eine Menſchengattung dort oben — man nennt ſie Koſaken — die fiſchen mir alles vor dem Maule weg. So oft ich nach ſaurer Arbeit meine dürre Hand ausſtrecke, muß ich die Klageſtimme vernehmen: „Monsieur, je n'ai pas le sou. J'ai été furieusement cosaqué!“

Pluto. Oho! Charon ſpricht ſogar franzöſiſch!

Charon. Muß ich nicht? Fahre ich doch ſeit Jahren faſt nichts, als Franzoſen. Das ſchreit durcheinander: Monsieur! passez moi le premier! Je suis Général de Division, Commissaire ordonnateur, Douanier etc.

Pluto. Nun ſo erhole dich gelegentlich an den Koſaken, wenn ſie mit Gürteln voll Napoleondor oder einem Sack voll Uhren ſich zu deinem Kahne drängen.

Charon. Noch habe ich keinen geſehen.

Pluto. Unmöglich! der Moniteur ſchickt ſie ja bei vielen Tauſenden zum Orkus hinunter.

Charon. Höre, Pluto! Du weißt, ich lache nie; alſo bitte ich dich, mach mich nicht lachen. Wenn auch zuweilen ein Koſak ſich an das jenſeitige Ufer verirrt, meinſt du, er warte auf meinen Kahn? So ein Kerl ſchwimmt mit Lanze und Pferd mir nichts dir nichts durch den Styx, wie durch die Oder und die Elbe. — Alſo meinen Abſchied, Herr König!

Pluto. Ein Vorſchlag zur Güte, du grämlicher Patron! — Schon zu Lucians Zeiten war dein Nachen leck, dein Ruder zerſpalten; ich laſſe dir beides neu machen.

Charon. Und was würde dann aus meinem alten Kahn? —

Pluto. Den requirieren die Franzoſen.

Charon. Wer ſoll ihn rudern?

Pluto. Der Leibmamluck des Großen [Ruſtan]; er ſieht faſt ebenſo bärbeißig aus, als du.

Charon. Es gehört aber Kraft dazu.

Pluto. O dieſe Schatten ſind federleicht, und da ſie doch einmal nicht zahlen können, ſo mögen ſie ſehen, wie ſie hinüber kommen.

Charon. Wohlan es ſei! — Ich habe ſie immer ſchwatzen hören von einer Marine, die ſie gern haben wollen.

Pluto. Eben recht! Dein alter Nachen ſei ihre Marine! —

York
Gezeichnet von Dähling, gestochen von Bolt. 1813
Mit einer Randzeichnung des Stechers
(Berliner Kupferstichkabinett)

VII
Tauroggen

Nimmt Napoleon gemäßigte Bedingungen an, und der allgemeine Frieden — denn nur von diesem kann die Rede sein — kommt bis zum April zustande, so ist der größte aller Zwecke erreicht.

Aufzeichnung Friedrich Wilhelms vom 28. Dezember 1812.

Die Lage der Dinge ist plötzlich durch den Verrat des Generals York verändert worden, der mit dem 20 000 Mann starken, unter seinem Befehl stehenden preußischen Korps zum Feind übergegangen ist. Bei dieser Gelegenheit hat mir Preußen die

kräftigsten Zusicherungen über seine Absichten gegeben, die ich für aufrichtig halte; aber sie hindern nicht, daß sein Korps bei dem Feinde steht. Die unmittelbaren Folgen des Verrates sind, daß sich der König von Neapel hinter die Weichsel hat zurückziehen müssen, und daß mein Verlust sich durch den in den Spitälern von Altpreußen erlittenen vermehrt. Eine seiner entfernteren Folgen könnte sein, daß sich der Krieg an Deutschland nähere. Ich habe alle angemessenen Maßregeln ergriffen, um die Grenzen des Rheinbundes zu schützen; aber alle verbündeten Staaten müssen die Notwendigkeit fühlen, ihrerseits Anstrengungen zu machen, welche zu den Forderungen der Umstände im Verhältnis stehen. Sie müssen sich nicht bloß gegen den äußern Feind sicherstellen, sie haben einen noch gefährlicheren zu fürchten, den Geist des Aufruhrs und der Anarchie. Napoleon am 18. Januar 1813 an Jérôme.

1. Der Abschluß der Konvention. (Yorks Adjutant Seydlitz.)

Den 28. [Dezember] früh brach das Korps von Szelell auf und marschierte nach Tauroggen, wo es am Abend anlangte und zum Teil Quartiere bezog. Das Trainfuhrwesen blieb noch zurück.

Der vom Marschall [Macdonald] gegebene point de raillement war also erreicht und General York hätte erwarten können, die dem Marschall disponibel gebliebenen 16 Eskadrons Kavallerie und 16 reitende Geschütze hier als eine vorgeschobene Rekognoszierung zu seiner Aufnahme vorzufinden. Statt dessen erfuhr er, daß der Marschall . . . hinter die Memel gegangen und dort Stellung genommen habe. General York wollte daher am 29. den Truppen nur einen Ruhetag geben, um die Ankunft seiner Train- und Krankenfuhren abzuwarten, den 30. aber ohne weiteres nach Tilsit marschieren, als hier unerwartet der Major von Seydlitz aus Berlin eintraf. — Dieser, am 13. des Morgens in Berlin angekommen, hatte erst in der Nacht zum 21. seine Abfertigung zur Rückreise erhalten.

Bei seinem Abgange war die völlige Auflösung der französischen Armee in Berlin noch nicht bekannt, und ebensowenig kannte man schon mit Zuverlässigkeit die Entschließungen des Wiener Kabinetts, ohne deren Kenntnis aber keine feste Basis der einzuleitenden Unterhandlungen aufzustellen war. Nur soviel erfuhr General York, daß der König entschlossen sei, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündnis aufzuheben, sobald sich die andern politischen Verhältnisse des Staats nur erst näher aufgeklärt haben würden.

General York kannte dadurch wenigstens im allgemeinen die Gesinnungen des Königs, seines Herrn. Major Seydlitz hatte aber bei seiner Durchreise durch Königsberg die Auflösung der französischen Armee mit eigenen Augen gesehen und vom General Bülow das Mißtrauen erfahren, das die Franzosen bereits auf die Östreicher geworfen, die mittels Unterhandlungen schon bis Bialystock zurückgegangen waren. In Erinnerung der großen Vollmachten und des Vertrauens, dessen sein Monarch im vorigen Jahre ihn gewürdigt,*) dachte und sagte daher General York: „Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo ein rascher Entschluß von Preußen der Politik von Europa eine andere Gestalt und dem Könige wie dem Vaterlande seine Unabhängigkeit wieder geben kann."

*) Im Sommer 1811 erhielt York unter wesentlich andern politischen Voraussetzungen die geheime Vollmacht, sich im Notfalle mit Wittgenstein zu vereinigen. (Vgl. Boyens Denkwürdigkeiten 2, 144.) Anmerkung des Herausgebers.

Vereinigte sich General York mit Macdonald, stießen die noch in Haltung gebliebenen Überreste der französischen Armee und die 10 bis 12 000 Preußen hinzu, welche der General Bülow gesammelt; so war es unwidersprechlich: die Russen hätten darauf die ihnen ebenso wie den Franzosen nötige Erholung hinter dem Niemen gesucht, und Preußen trug die Kosten zur Herstellung der französischen Armee. Napoleon hätte das ganze Land zu einem großen Waffenplatz umgeschaffen, wo er nichts zu bezahlen brauchte, wohl aber desto mehr fordern können, und die französische Armee, die am 2. Mai bei Groß-Görschen schlug, würde am Ende dieses Monats schlagfertig am Niemen, vielleicht auch noch weiter gestanden haben.

Diese Erwägungen bestimmten den General York, den schon gegebenen Befehl zum Marsch nach Tauroggen wieder aufzuheben, und den General Diebitsch für den folgenden Tag zu einer Zusammenkunft auf dem Vorposten in der Mühle beim Dorfe Poscherun einzuladen.

Sie hatte am 30. statt, und es wurde hier folgende Konvention geschlossen, zu deren Abfassung russischerseits der Oberstleutnant von Clausewitz, preußischerseits der Major von Seydlitz beauftragt wurden:

.... Artikel 2. In diesem Landesstrich [am kurischen Haff] bleibt das preußische Korps bis zu den eingehenden Befehlen Sr. Majestät des Königs von Preußen neutral stehen, verpflichtet sich aber, wenn höchstgedachte Se. Majestät den Zurückmarsch des Korps zur französischen Armee befehlen sollten, während eines Zeitraums von zwei Monaten, vom heutigen Tage an gerechnet, nicht gegen die kaiserlich russische Armee zu dienen.

Artikel 3. Sollten Se. Majestät der König von Preußen oder Se. Majestät der Kaiser von Rußland die allerhöchste Beistimmung versagen, so soll dem Korps ein freier ungehinderter Marsch auf dem kürzesten Wege, dahin, wo Se. Majestät bestimmen, freigestellt bleiben. . . . .

Poscherunsche Mühle, den $\frac{18.}{30.}$ Dezember 1812.

(L. S.) von York, Königl. Preuß. Generalleutnant.
(L. S.) von Diebitsch, Kaiserl. Russis. Generalmajor.

2. Brief Yorks an den König (nach dem von Droysen mitgeteilten eigenhändigen ersten Konzept).

Röder: „Ich kann Ew. Exzellenz in dieser wichtigen Angelegenheit keinen Rat erteilen. Für den König, für den Staat, für die Armee wird es ohne Zweifel von großem Vorteile sein, wenn Sie auf die Ihnen angebotenen Bedingungen abschließen; für Ihre Person aber würde dieser Schritt sehr gefährlich sein."

York: „Was? meine Person? Für meinen König gehe ich aufs Schafott — ich schließe ab!"

Gespräch zwischen York und seinem Stabschef Röder.
Nach dem Bericht eines Ohrenzeugen, des Grafen Friedrich zu Dohna.

Tauroggen, den 30. Dezember 1812.

Durch einen spätern Abmarsch wie der Marschall, durch die vorgeschriebene Marschdirektion von Mitau auf Tilsit, bloß um den Rückzug der siebenten

Diviſion [Diviſion Grandjean] zu decken, durch böſe Wege und endlich durch ungünſtige Witterung in eine höchſt nachteilige Lage verſetzt, habe ich mich genötigt geſehen, mit dem kaiſerlich ruſſiſchen Generalmajor v. Diebitſch die Konvention abzuſchließen, welche ich Ew. Majeſtät hiemit alleruntertänigſt zu Füßen lege.

Feſt überzeugt, daß bei einem weiteren Marſch die Auflöſung des ganzen Korps und der Verluſt ſeiner ganzen Artillerie und Bagage eben ſo unausbleiblich geweſen ſein würde, wie bei der großen Armee, glaubte ich als Untertan Ew. Majeſtät nur auf allerhöchſt dero Intereſſe und nicht mehr auf das Ihres Verbündeten ſehen zu müſſen, für den das Korps nur aufgeopfert worden wäre, ohne ihm in ſeiner Lage noch wahre Hilfe leiſten zu können.

Die Konvention läßt Ew. Majeſtät in höchſt Ihren Entſchließungen freien Willen; ſie erhält aber Ew. Majeſtät ein Truppenkorps, was der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Wert gibt und allerhöchſtdieſelben nicht unter die Willkür Ihres Alliierten ſetzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablierung Ihrer Staaten als Geſchenk annehmen müßten.

Ew. Majeſtät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben ſollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung ſterben, wenigſtens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie iſt der Zeitpunkt, wo Ew. Majeſtät ſich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, deſſen Pläne mit Preußen in einem mit Recht Beſorgnis erregenden Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Dieſe Anſicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß ſie zum Heile des Vaterlandes führt.

York.

Zweiter Abschnitt

Das Frühjahr 1813

Die preußische Regierung war nach Tauroggen vor die letzte Entscheidung gestellt. Sie hat sich nach etwa zweimonatlichem Zögern schließlich für den Krieg an der Seite Rußlands erklärt. Daß es nicht sofort geschah, liegt hauptsächlich am Charakter des Königs: an seinem mangelnden Vertrauen zum Volke, seinem durch Tilsit gestörten Glauben an Alexanders Festigkeit und seiner Ansicht, daß nur eine Koalition mit Einschluß Österreichs gegen Napoleon etwas ausrichten könne. Dazu kommt, daß im Anfange der Verhandlungen eine ernste Schwierigkeit, die polnische Frage, zwischen Rußland und Preußen tritt, die man dann mehr zurückgeschoben als wirklich beseitigt hat. Endlich aber am 23. Februar — die Übersiedlung nach Breslau und die Gesetze aus den ersten Februartagen bedeuten noch keinen definitiven Entschluß — willigt der König in ein Verteidigungs- und Angriffsbündnis mit Rußland, das ihm die Wiederherstellung seines Landes im Umfange von 1806 sichert, und er stellt sich damit an die Spitze der allgemeinen Bewegung, die bereits ohne die Regierung ihren Lauf genommen hatte. Mit den beiden Sätzen des „Aufrufs an Mein Kriegsheer" (17. März 1813): „Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Der Augenblick ist gekommen" wird der jahrelang im verborgenen bestehende Zwiespalt zwischen dem Volke und dem König überbrückt. Und durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für den bevorstehenden Kampf (am 9. Februar), sowie durch die Errichtung der freiwilligen Jäger (am 3. Februar), der Landwehr (am 17. März) und des Landsturms (am 21. April) wird nach dem alten Wunsche der Patrioten der Volkskrieg eröffnet.

Auch jetzt beeilt man sich keineswegs. Die vertraglich ausgemachte Höhe von etwa einer Viertelmillion (150 000 Russen und 80 000 Preußen) hat das Heer der Verbündeten während des ganzen Frühjahrsfeldzugs nicht erreicht. Und die Rücksicht auf Österreich ebensosehr, wie auf die Unlust der Russen sich allzuweit von ihrer Heimat zu entfernen, bestimmt dazu, den Krieg langsam und nur auf den Boden Schlesiens und

Sachſens zu führen. So findet Napoleon Gelegenheit, wieder Kräfte zu ſammeln und mit Übermacht den Verbündeten entgegenzutreten. Aber es gelingt ihm doch nicht, die ruſſiſch-preußiſche Armee zu zertrümmern. Die Schlacht bei Großgörſchen (2. Mai) vereitelt ſeinen Umgehungsplan, und auch bei Bautzen (20./21. Mai) erringt er keinen weſentlichen Erfolg, während es immerhin einen für die Verbündeten günſtigen Eindruck macht, daß ſie auf ihrem Rückzuge noch einmal Napoleon die Stirn bieten können. Und in gewiſſem Sinne erkennt der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt dieſe Sachlage an, indem er dem Feinde einen Waffenſtillſtand anbietet. Auch Öſterreich verwendet ſich bei beiden Parteien dafür, und am 4. Juni erfolgt der Abſchluß. Weniger als je kann er unter den jetzigen Verhältniſſen für Napoleon den Frieden bedeuten, und es kommt nun darauf an, auf welcher Seite ſtärker gerüſtet und die klügere auswärtige Politik betrieben werden wird.

Heinrich Theodor von Schön

Nach einer Zeichnung von J. Wolff, gestochen von Eduard Eichens
Berlin 1834

(Körnermuseum in Dresden)

	VIII	
Die Erwecker Deutschlands		

Nicht Bayern oder Sachsen mehr,
Nicht Östreich oder Preußen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer —
Wir wollen Deutsche heißen;
Als echte deutsche Brüder
Hau'n wir die Feinde nieder,
Die unsre Ehr' zerreißen. Bruderlied aus Arndts Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.

Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn. Arndt: Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.

1. Steins Wirksamkeit im Januar und Februar 1813. (Aus Arndt, Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein.)

Wir waren in der Tat so dahingeflogen, wir waren in der Nacht [20./1. Januar] in Gumbinnen, wurden in der Wohnung des Präsidenten von Schön von ihm auf das freundlichste empfangen; seine Frau konnte uns nicht empfangen, hielt mit einem eben gebornen Töchterchen ihre Wochen.

Ich sah hier zum erstenmal einen schlanken, hübschen Mann, der mir in Berlin schon als ein Mann beschrieben war, mit fester, ruhiger Rede und klarer, heiterer Miene, in Blick und Gebärde oft ein ironisches Lächeln durchschimmernd, welches nebst der ruhigsten Sicherheit der Haltung mich an viele wackre Schwedenköpfe erinnerte. Ich dachte mir bald, das muß ein mathematisch logischer Kopf sein, und in solcher Bedeutung habe ich auch später die Erklärung dieses ausgezeichneten Mannes gefunden.

Als nun Stein und Schön zusammentraten und anfingen, über die Tagesgeschichten miteinander zu fabulieren, sah ich aus der Stellung, worin Schön sich zu dem älteren Manne hielt, wohl eine gewisse Ehrfurcht, aus ihrem Gespräch aber und aus der offenen, zutraulichen Art, womit es geführt ward, ging eine alte Bekanntschaft und Gemeinschaft hervor. In der Zeit, wo Stein an der Spitze des preußischen Staates gestanden hatte, im Jahre 1808 bis in 1809 hinein, war Schön, wie man zu sagen pflegt, als treuer Helfer und Genoß ihm nicht nur an der Hand, sondern, wie viele erzählten, auch an dem Kopf, ja mit im Kopfe und im Herzen gewesen. Manche Entwürfe und vorzüglich die Durcharbeitungen und gehörigen Ordnungen und Reihungen dieser Entwürfe der neuen Steinschen Verfassung in Beziehung auf Städteordnung, Bauerwesen, Aufhebung der Leibeigenschaft usw. wurden nicht bloß von Schöns Hand geordnet, sondern auch von seinem Kopf entworfen gesagt.

Kurz, ich gewahrte bald, hier standen alte Vertraute nebeneinander, und ich gewahrte mit wahrer Ergötzung, daß Schön den edeln Ritter und seine Art durch und durch kannte und mit ihm verkehren gelernt hatte. Er verstand in einer eignen trocknen Weise um den Bart und die Mähnen des Löwen zu spielen und ihn durch Scherze und Gegenreden doch nicht dahin zu bringen,

daß er zornig mit seinen Tatzen aushieb. Ich meine hier die ernsten und wichtigen Dinge, worüber bald in Königsberg verhandelt werden sollte, über die Begebenheiten des Tages ward abgerissen und leichter hingefahren. Höchst ergötzlich waren mir die vielen Erzählungen der jüngst verflossenen Wochen, von den Durchzügen der gegen Westen fliehenden Franzosen und von dem Betragen und der Einquartierung der hohen Offiziere, Marschälle, Generale und Intendanten Napoleons, wie sie unter Schöns Augen sich begeben hatten:

„Man hat in Gumbinnen für die Vornehmsten und Obersten, wie natürlich, die besten Quartiere bei den angesehensten Bewohnern der Stadt ausgesucht und ihnen die Quartierzettel darauf zugestellt, viele hatten sich aber ohne Wissen von Präsidenten (Schön) und Polizei unter der Hand an andern Stellen die Nachtwohnung gesucht und bei einem Schuster oder Schneider mit dem Preise von 5, 6 Talern für den Nachtschlaf oft ein elendes Stübchen und Bettchen gedungen; sie hatten nämlich doch", fuhr Schön fort, „wohl etwas von dem Bewußtsein ihres Übermuts und der in diesem Lande verübten Freveltaten im Leibe und fürchteten, da man die Quartierzettel eines jeglichen Namens wußte, nächtlicherweile leicht aufgehoben und abgeführt oder gar totgeschlagen zu werden. Sie kamen auch wirklich meist in einem so armseligen, jämmerlichen Aufzuge an, so zersprengt und einzeln nacheinander, mit zerbrochenen Wägen und Geschirr, mit abgetriebenen Pferden, zum Teil gar zu Fuß, ohne irgendeinen marschallischen und generalischen Prunk und Pracht — wie fern von dem Glanz und Stolz, mit welchem sie vor nicht neun Monaten über Weichsel und Niemen gegen Osten gezogen waren, daß sie von ein paar hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: ‚Schlagt tot! schlagt tot!' von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen."

Hier fiel Stein ihm ein: „Aber warum haben Sie die Kerle denn nicht totschlagen lassen?" Und Schön erwiderte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht getan." Jener aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen." Nach diesem Wortwechsel belächelten beide sich eine Weile. . . .

Von Gumbinnen ging es jetzt geradesten Weges nach Königsberg, wohin auch Schön von Stein geladen und befohlen ward, baldigst nachzukommen; den 21. Tag des Wintermonds 1813 [tatsächlich am 22. Januar] fuhren wir dort ein in die Hauptstadt des alten Preußens, wo uns in dem stattlichen Hause der Gebrüder Nicolovius das Quartier schon bestellt und die schönsten wärmsten Zimmer schon geheizt und die Betten gemacht waren. Der Minister wohnte bei dem Buchhändler, ich bei dem Präsidenten Nicolovius. . . .

Hier in Königsberg gab es nun ein ganz neues gewaltiges Leben der Freuden und Wonnen und auch des buntesten Getümmels, Lärms und Wirrwarrs, in dessen großen Knäuel ich gottlob nicht eingewickelt war, aber den ich stets wickeln und abrollen sah, und von dem auch mir bei Gelegenheit einige Fädchen

Einst war der Erdkreis gegen uns erbittert,
Europas Boden hat vor uns gezittert.

Schaut nun mit Grausen mit Entsetzen hier
Ein warnend Jammerbild sind wir! —

Die Trümmer der französischen Armee bei ihrer Rückkehr ins Vaterland

Nach der Natur gezeichnet und geätzt von Geißler (Josische Sammlungen in Leipzig)

um Stirn und Naſe ſchwirrten, auch ſie zuweilen wohl etwas empfindlich ſtreiften, denn ich ward, wie es in ſolchem mächtigen Wirrwarr zu geſchehen pflegt, von manchen in manchen Dingen, von welchen ich weder Schuld noch Wiſſen mit mir trug, mitſchuldig und mitwiſſend geglaubt; ſehr begreiflich, denn ich war mit dem Höchſten hergekommen und wohnte mit ihm unter einem Dache.

Ja Königsberg gab jetzt auf ſeine Weiſe auch ein recht lebendiges Bild des Kriegslebens· wechſelsweiſe die tapfern Regimenter des Generals York in und um der Stadt, ruſſiſche Generale und Offiziere, zum Teil ſogar noch ſolche, die als preußiſche Gefangene oder Verwundete hierher gebracht waren und die nun, ohne daß die Lage der Dinge zwiſchen Rußland und Preußen erklärt und abgeklärt war, doch als bei erklärtem Frieden und Bündnis frank und frei umhergingen; auch Durchführungen und Durchtreibungen unter dem Knall der Koſakenpeitſchen unglücklicher einzelner Truppe franzöſiſcher Gefangenen; zu dieſen die meiſt unter lautem Jubel einziehenden Scharen von Jünglingen, welche das Yorkſche Heer ergänzen und verſtärken ſollten; dazu die Getümmel um die mit deutſchen, ruſſiſchen, auch noch hin und wieder mit einzelnen franzöſiſchen kranken oder verwundeten Kriegern gefüllten Kriegslazarette, ouch hier der viele Tod, doch keine ſo greuliche Erſcheinung als in Wilna; doch wie der viele Tod mit ſeinen Seuchen immer den Krieg begleitet, hatte die Plage auch in der Stadt um ſich gegriffen, oft ſo ſchlimm, daß in den Lazaretten die Hälfte der Ärzte geſtorben war. Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menſchen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes ſtrömten die Männer herbei, teils in des eignen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem großen von Stein veranlaßten preußiſchen Landtage gelockt und berufen.

Man begreift, daß dieſes alles zuſammengenommen die Stadt in die außerordentlichſte lebendigſte Bewegung und alle Herzen in eine ungewöhnliche Teilhaftigkeit verſetzt hatte. In dieſem Ozean von ſtürmiſcher Bewegung und Leben ſchwamm ich, ein glücklicher Tropfen, ſo mit, allen hohen Verſammlungen und dem Landtage und allen öffentlichen Feſtlichkeiten und Ehren- und Freudengelagen faſt immer mit beiwohnend und in meinen Mußeſtunden mich der freundlichſten Treue und Liebe gleichgeſinnter Genoſſen, alter und neuer Freunde in der Wonne des aufgehenden deutſchen Morgenrots ſo jugendlich erfreuend, als wäre ich plötzlich aus meinen Vierzigen in meine Zwanzige verſetzt worden.

In dieſem Leben und Weben der Dinge und Menſchen war Stein der Morgenſtern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn riſſen ſich Freunde und Feinde — ich ſage, auch Feinde; denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauſcher, Späher und Berichterſtatter. Der große Mann ſollte nun in allem ſein, bei allem ſein, er konnte vor Feſtſchmäuſen und Mittagstafeln, meiſtens doch von ſeinen Getreueſten angerichtet, ſich kaum retten, wich den meiſten aus, weil er dafür weder Zeit noch Geſundheit übrig hatte, wo er aber erſchien, war jetzt durch ein in den deutſchen Grenzen gleichſam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben in ihm die Luſt der Mutigen, das Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede den Kühnſten voran. . . . .

Unter vielen ſolchen kleinen Dingen ſtanden die großen Dinge und die großen Perſonen, Rußland, Deutſchland, Preußen, Kaiſer Alexander, König Friedrich Wilhelm, York, Stein, Hardenberg und mehrere andere bedeutende Angelegenheiten und Menſchen in der Schwebung, Senkung und Hebung des Tages; es waren ſchwerſte Knoten zu flechten und zu löſen, ſchwerſte Fragen zu erörtern, geſchwindeſte Bereitungen und Rüſtungen gegen Deutſchland und den Weſten hinaus zu machen: denn das wußte man wohl, Napoleon, welchen man 150 Meilen Flucht durch deutſche Grenzen in einem einſamen Schlitten unbeſchädigt hatte entrinnen laſſen, werde daheim nicht ſchlummern und ſchlafen, der gewaltige Löwe werde ſeine Stimme in den deutſchen Wäldern ſchon wieder ertönen laſſen. Stein träumte, wußte, dachte Tag und Nacht nichts anderes als Erhebung und Aufſtand des ganzen deutſchen Volks gegen den böſeſten Feind, alsbaldigſtes Bündnis zwiſchen Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm, und dann geſchwindeſten Marſch über Weichſel und Oder zur Elbe und zum Rhein.

Hier in Königsberg öffnete ſich nun der Anfang des künftigen deutſchen Volkskriegs, hier ſahen alle deutſche Hoffnungen auf die Gerüchte von Napoleons Unglück und Steins Ankunft in Preußens Grenzen, und ſchon waren aus Berlin, Dresden und andern Orten manche wackre deutſche Männer und Degen mitten durch die franzöſiſchen Heerhaufen hindurchgedrungen, zu ſchauen und zu erkunden und den Freunden jenſeits im Weſten zu berichten und zu erzählen.

In Preußen mußte und wollte Stein mit ſeiner Begeiſterung die Dinge mit der Blitzgeſchwindigkeit ſeiner Natur anfaſſen und treiben und fortſtoßen, und zwar in einer untröſtlichſten Lage. Alles lag, ging und lief hier ja, wie ich oben angedeutet habe, gegen- und durcheinander, preußiſche, ruſſiſche Kriegsſcharen, weder Freund noch Feind, durcheinandergemiſcht, der Befehlshaber der preußiſchen Scharen, General York, als Verräter und Aufrührer von ſeinem Könige geächtet — man wußte nicht, ob bloß aus diplomatiſchem Schein oder aus Meinung der Tat — das Land ſelbſt durch die Heereszüge ſeit dem Frühling des Jahres 1812 von dem tückiſchen welſchen Feind geplündert, verwüſtet, erſchöpft; doch mußten, wenn der deutſche Anfang hier wirklich ein tüchtiger Anfang werden ſollte, Mittel und Kräfte an Menſchen und Geld gefunden werden.

Stein hatte in Gumbinnen dieſe Angelegenheiten mit Schön vielfältig verhandelt und durchgeſprochen, jetzt kam es an den Hauptſitz der preußiſchen Regierung und an ihren Oberpräſidenten, den Landhofmeiſter von Auerswald, der zu gleicher Zeit Schöns Schwäher war. Dieſer mußte, wenn die Dinge hier zu einer Gemeinſamkeit zwiſchen Rußland und Preußen kommen, wenn die Vorbereitungen und Rüſtungen für gemeinſame Zwecke in gewiſſenhafter Ordnung begonnen und geleitet werden ſollten, mit Mund und Tat voranſchreiten. Stein fand nun den Oberpräſidenten nicht ſo geſchwind und entſchloſſen, wie er ſelbſt war, er ſchalt ihn eine alte Schlafmütze ohne Mut und Feuer, wo doch jedes deutſche Herz brennen und jeder Nerv zucken müſſe, als ſei jede Fiber ein Schwert.

Auerswald war aber keine Mütze, ſondern ein geſcheiter, tüchtiger, treuer Mann, der ſelbſt wohl führte und regierte und nebendem noch das zufällige

Kaiſer Alexander wird am 21. Januar 1813 in Lyck vom Superintendenten Giſevius empfangen

Zeitgenöſſiſcher Stich der Brüder Henſchel mit der Unterſchrift: „Ich komme als der treueſte Freund Ihres Königs und als der Freund Ihres Vaterlandes“

(Berliner Kupferſtichkabinett)

glückliche Verdienſt gehabt hat, mit der ſchönſten, geiſtreichſten Frau dem Vaterlande treueſte, tapferſte Söhne zu hinterlaſſen. War dem Oberpräſidenten einige zaudernde Bedenklichkeit zu verdenken und zur Feigheit mißzudeuten? Er ſtand nicht bloß für ſeine Perſon, ſondern auch für ſein Vaterland auf der Spitze eines möglichen ſchauderhaften Abgrundes, wo das Darüberſpringen oder Hineinſtürzen unentſchieden vor ihm lag; er wie alle Preußen hatten gleichen Schauder vor den Ruſſen und den Franzoſen; ſie hatten auch die fides moscovitica und die fides alexandrina, von welcher Stein in ſeinem Eifer die ſchönſten Verkündigungen und Verheißungen machte, in dem Frieden von Tilſit genug erfahren; könne Alexander mit ſeinen Ruſſen nicht wieder Eroberungen über Preußen meinen? War es ja ſchon eingetreten, daß ein ruſſiſcher General, ein Italiener, Marcheſe Paulucci, an der Nordſpitze des Landes einrückend, in ſeines Kaiſers Namen verkündigt hatte, er nehme von dem Lande Beſitz, was Stein freilich ſchnell hatte widerrufen laſſen; und endlich jetzt in des Oberpräſidenten Auerswald Herzen der Gedanke an den König und an den möglichen Willen und Entſchluß des Königs — ſtand York doch ſchon als ein nicht lockendes Beiſpiel königlicher Anſichten als Verräter erklärt vor ihm.

Genug, Auerswald zauderte vor Steins kühnem Ungeſtüm und wollte ſich im Steinſchen Sinn, der ſeinerſeits von Alexanders Redlichkeit und Großherzigkeit hinſichtlich Preußens und Deutſchlands die ehrlichſte, vollſte Überzeugung in ſich trug, nicht fortreißen laſſen, er wollte ſeinem gewaltigen Ungeſtüm nicht ſogleich mit alexandriſchem Glauben folgen. Das ward indeſſen durch die mehr vertrauten Männer und Freunde, durch den edlen, tapfern Grafen Miniſter Alexander Dohna und durch Schön vermittelt. Es ward ein Landtag ausgeſchrieben, und im Namen ihres Königs verſammelt, wollten die Stände den General York zu ihrem Präſidenten wählen; er aber lehnte das weiſe ab, und bald ſtand Alexander Dohna als ihr Präſident da. Sogleich ward nun desſelben Bruder, Major Graf Ludwig Dohna, an das königliche Hoflager in Breslau geſandt*), den König über den Gang und Verlauf der Dinge und über die Treue und treue Meinung ſeines Volks in allen Schritten und in den in der Not des Augenblicks ergriffenen Maßregeln genauen Bericht abzuſtatten und für alles endlich ſeine Gnade und Billigung zu erbitten, auch über das Heer und über Yorks Führung und Stellung das Wahre und Mögliche darzuſtellen.

Dieſen York, der durch ſeine bewußte eiſerne Tapferkeit ein berühmteſter Name geworden iſt, hatte ich nun auch Gelegenheit, mir genauer zu betrachten: ein Mann hohen Wuchſes auf runden, ſtämmigen Beinen, die feſt und grad wie in einem ehernen Standbilde ſtanden, der Leib ſtark, doch mehr mager, darüber ein Kopf mit ſcharfen, ausblitzenden Augen, die Stirn gerunzelt wie gehacktes Eiſen, ein eiſerner Mann, rauh wie die rauhen Küſten ſeines hinterpommerſchen Strandes. Sein Großvater war Pfarrer an jenen kahlen Küſten geweſen, ſein Vater ein armer Leutnant in Friedrichs des Großen Leibwachen, er ſelbſt, ein armer Junker, hatte von unten auf gedient. Dies war ein echteſtes

*) D. reiſt am 13. Februar ab.

York

Nach einem zeitgenössischen russischen Bild. Auf der Fahne die Inschrift: „Hierdurch (durch das Kreuz) wirst du siegen"

(Körnermuseum in Dresden)

Musterbild altpreußischer Schroffheit und Schneidigkeit, durch seine sicherste Tapferkeit der Mann, der selbst in seiner kalten, eisernen Festigkeit seine Krieger begeistert hatte.

Es ist unter Steins, Dohnas, Auerswalds und Yorks Auspizien der Landtag abgehalten und das edle Land Preußen mit allen seinen letzten noch übrigen Mitteln und mit allem Mut und aller Liebe und Treue seiner Männer und Jünglinge gerüstet und bewaffnet worden. Wahrlich, kein Land war gleich Preußen durch die Durchzüge der französischen Heere, durch den Raub von Geld, Kanonen, Menschen, Pferden und Rindern, fast mit berechneter Bosheit und Tücke, für den großen russischen Feldzug so mitgenommen und ausgeleert worden als Preußen, und doch — jetzt bewegte und belebte sich alles, als wenn jüngstes, vollstes Leben, ja die Fülle des Lebens und der Kraft noch dagewesen wäre. Ja, es war jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiste erglüht und erblüht, durch diese Kraft haben Greise wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja fast Knaben, von 16, 17 Jahren ihre Säbel wie mit voller Manneskraft geschwungen. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen, jungen Lebens nimmer vergessen. Ich erzähle ein wenig, ich war damals ja recht mitten darin. Die Erzählung ist aus meinem 89. Jahre [1858].

Zuvor noch ein Wort von und über York. Der König, als alles mit Macht zum Kriege gegen die Franzosen drängte, hat sich endlich in Yorks Schritte bei den Verhandlungen mit den russischen geheim hin und her gehenden Boten gefunden, hat das Wort Aufrührer und Verräter ausgestrichen, aber gut gefunden hat er sie doch nimmer. Königen wird das Verzeihen schwer, wenn Männer ohne sie Entschlüsse zu fassen scheinen, auch wenn diese Entschlüsse zu ihrem Ruhm und Heil genommen sind und durch eine äußerste Notwendigkeit entschuldigt werden, wie Yorks Verfahren und sein eigenmächtiger Abmarsch von dem Heere des französischen Marschalls Macdonald, dem er untergeordnet war. Friedrich Wilhelm hat das den General York noch viel später empfinden lassen. Als in Frankreich York nach vielen Schlachten und Siegen vor ihm aufmarschierte und die Soldaten zum Teil mit beschmutzten und zerrissenen Monturen und Stiefeln zur Musterung vor ihrem Herrn standen, sagte der König: „Schlecht geputzt und gekleidet", und als York das mit dem Winterfeldzuge und der tüchtig vollbrachten Kriegsarbeit entschuldigte und für sich und seine Tapfern eher ein Lob erwartete, fiel ihm der König ein: „Nun, müssen's eben ertragen, haben's ja selbst nicht anders gewollt."

Stein ist es bei seiner Ankunft aus Kalisch in Breslau [25. Februar] eben nicht besser ergangen als dem General York in Frankreich bei der königlichen Musterung seiner zerrissenen und durchlöcherten Krieger. Um ihn, der mit dem glühendsten Eifer für die Wiederherstellung seines alten Herrn und Deutschlands mitten im bittersten, strengsten Winter und mit Gicht und Podagra durch Eis und Schnee dahin gekommen war, hatten sich weder König noch Minister gekümmert. Er war dort von einer gefährlichen Krankheit ergriffen worden und hätte allenfalls wie ein gewöhnlicher fremder Reisender gleichsam ungewußt und unbekannt sterben und begraben werden können. Kurz, man

hatte ihn fast wie eine Pest, als fürchte man irgendeine Ansteckung durch ihn, gemieden, und die Vornehmen und Hohen hatten vielleicht gefürchtet, durch Fragen und Besuche nach und zu ihm auf irgendeine Weise verdächtig und anrüchig zu werden.

Doch hatte sich, wie einer mir erzählte, der Oberhofmeister oder Obergroßpapa (spanisch el gran ajo del rey) des Hofes, Fürst Wittgenstein, bei Stein melden lassen, sein Bote hatte aber die Steinsche Antwort bekommen: „Der Fürst mag kommen, aber er wird mir's nicht übelnehmen, wenn ich ihn die Treppe hinunterwerfen lasse." So die Erzählung, aber Stein hatte ihn nachher doch gesehen. . . .

Stein war in den ersten Tagen des Februars [am 7.] von Königsberg abgereist ins kaiserliche Hauptquartier, dann nach und von Kalisch und Breslau hin und her. Es galt Alexandern und Friedrich Wilhelm wieder zusammenzuführen und ein festes Bündnis abzuschließen. Der Aufruf an die ganze Jugend der preußischen Monarchie zur Bewaffnung fürs Vaterland war den 3. Februar schon ausgegangen, der Bruch mit Frankreich war unvermeidlich, die Kriegserklärung sollte nun bald erfolgen.

Bei diesen Fahrten zwischen Kalisch und Breslau und Sendungen hin und her war der preußische General von der Knesebeck viel gebraucht. Weil der Charakter und die Wirksamkeit dieses Mannes oft sehr falsch und mit einseitiger Gehässigkeit dargestellt ist, weil er besonders von den sogenannten Liberalen oft als ein schlimmer eingerosteter Ultrajunkeraristokrat geschildert ist, so soll hier zur Berichtigung und auch zur Rechtfertigung des Ehrenmannes ein Wort stehen, das Urteil gescheiter und redlicher Männer über den General, der eine Zeitlang bei seinem Könige viel gegolten hat.

Knesebeck war aber keineswegs ein von kurbrandenburgischen Junkervorurteilen tief eingerosteter Mann, umgekehrt — als junger Hauptmann und Major in den Feldzügen von 1792—95 gegen die Pariser Republikaner neigte er sich ihren Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit zu, die aber von vielen der ersten Bekenner sehr entweiht werden sollten. Er blieb sein Leben lang ein freisinniger Mann, war überhaupt ein sehr unterrichteter und gebildeter Soldat, aber kränklich und melancholischen Temperaments, dessen bei dem Könige viel geltender Rat und Geist zuweilen von Nebeln des Trübsinns überzogen waren, so daß Scharnhorst einmal von ihm gesagt haben soll: „Weh' uns! eben ist Knesebeck bei dem Könige gewesen, er hat seine Hämorrhoiden wieder, da ist sein Mut in den H..." Er war in der Tat ein redlicher, braver Mann. Bei seinen Sendungen zum russischen Kaiser, jetzt bei der Sendung ins kaiserliche Hauptquartier hat er treue und gute Dienste geleistet, hat über Preußens geographische und militärische Stellung zu Rußland und Polen und über Preußens künftige Grenzen viele nötigste und nützlichste Winke gegeben. Wenn man diese Winke bei den Unterhandlungen nur befolgt hätte oder bei dem hastigen Sturz und Übersturz der Dinge, wohinein später die ganze europäische diplomatische Kunst mitspielte, nur hätte befolgen können!

Die preußischen Landstände waren denn den 5. Februar des Jahres 1813 zusammengetreten. Der fromme, tapfre Graf Alexander Dohna führte sie an,

ein höherer Sinn und Geist von Gottes Gnaden und Gottes Glück, welches Deutschland jetzt doch zur Auferstehung aus langer Schmach zu winken schien, beseelte und begeisterte alles. So wurden auf das geschwindeste Gelder gesammelt und Männer versammelt, 20 000—30 000 Mann, Einberufene und Freiwillige, wurden gerüstet und bewaffnet, die Ordnung einer allgemeinen Volkswehr ward entworfen und verkündigt und ausgeführt [in der 2. Sitzung am 7. Februar].

Unsereinem waren allerlei kleine Geschäfte in Königsberg zu besorgen von Stein aufgetragen. Ich saß nun freilich nicht mit in den großen Verhandlungen und Arbeiten, aber ich saß doch sehr mit daran. Ich schrieb unter andern fliegenden Blättern und Blättchen, wie sie der geschwind fliegende Tag und das geschwind fortmarschierende Glück verlangte, in Steins Sinn und Befehl mein Büchlein „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?“ und meinen „Deutschen Soldatenkatechismus“.

Hier muß ein kurzes Wort der Berichtigung und der Abwehrung stehen in Hinsicht auf die Berufung der Ständeversammlung und die Errichtung der Landwehr.

Nicht allein in leicht hinfliegenden und verfliegenden Tagesblättern, sondern in ernsten Büchern ist Steins Auftreten und Wirken in Königsberg von Unkundigen oder auch von Neidern und Feinden als ein russisches, ja als ein zu russisches und beinahe moskowitisches dargestellt worden. Freilich in dem bloßen Antrieb und Beruf seines deutschen Herzens konnte Stein nicht auftreten, solche Macht hatte er nicht in der Welt, da hätte er keine Ausrede wie York, ja nicht einmal wie Alexander Dohna und Schön zur Mitwirkung bringen gekonnt; in dem Augenblick hatte er nur den Namen und die Macht Alexanders von Rußland hinter sich, er konnte nur in diesem Namen handeln und berufen; er handelt in vollster sicherster Überzeugung von des Kaisers redlicher Gesinnung für die allgemeine deutsche und russische Sache und hat sich wohl bei und vor allen Menschen in diesem Sinne ausgesprochen; er hat auch wohl bei Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten und Einwendungen, die ihm gemacht wurden, auf der Russen Stellung und auf Alexanders Macht vor den Wankenden und Schwachen hingewiesen, auch wohl, wie seine Art war, zuweilen ein halb russisches Drohwort herausplatzen lassen, aber nur Steins Feinde konnten meinen und die verleumdende Meinung ausbreiten, daß dieser Mann fähig gewesen wäre, zum Vorteil des russischen Kaisers nur ein deutsches Dorf oder Städtchen hinzugeben.

Doch haben seine Feinde hin und her gemunkelt, Stein sei gar nicht abgeneigt gewesen, Polen und Preußen allenfalls an Rußland zu vertun und zu verkaufen. Das muß man aber auch bedenken, Stein mußte, wie hier in Königsberg die Lage der Dinge war und wie die Verhältnisse und die Personen in Preußen gemischt und verwirrt durcheinanderlagen, sich größerer Ruhigkeit, Vorsicht und Gewandtheit befleißigen, als der sonst heiße und grade Mann seiner Natur nach gewohnt war. Es waren bei fast allen Verhandlungen und Versammlungen, Gelagen und Festschmäusen russische Generale und Späher offen und versteckt immer mit dabei, es waren andere Späher da, welche die Wittgensteine, Bosse

und Kalckreuthe aus Berlin und Breslau zur Belauschung und Ausforschung unter allerlei Kappen ausgesandt hatten. Ich erinnere mich mehrerer solcher Gesichter. Dies wußte Stein so gut wie andre; aber hier habe ich auch einmal seine Ruhigkeit, Mäßigung und Klugheit loben und bewundern gekonnt.

Wer hat die Landwehrerrichtung getroffen? Wer ist der erste Ausführer derselben gewesen? Denn in Preußen ist ihr Anfang gemacht. Da werden von Scharnhorst an bis auf Stein die mancherlei Namen genannt. Der Gedanke derselben war ja schon seit Jahren ein deutscher Gedanke; seit Tirols und Spaniens Erhebung, seit Östreichs freilich unvollendeter, nicht ganz glücklichen, allgemeinen Bewaffnung des Jahres 1809 lagen Beispiele vor Augen. „Landwehr" — das Wort rief Stein mit Tausenden wackerer, deutscher Männer aus, in Königsberg rief er es als eine gebotene Notwendigkeit aus.

Hierbei sind nun verschiedene Namen genannt: der Minister Dohna, der Präsident Schön, der vormals preußische Oberst Clausewitz, noch in russischen Diensten, aber damals in Königsberg anwesend. Er und Friedrich Graf Dohna waren ja von Petersburg auch als geheime Sendboten nach Kurland zum General York für die Bewirkung seines Übertritts abgeschickt gewesen. In Preußen standen die Dinge ja jetzt in der großen Bebung, Hebung und Schwebung aller Menschen und Verhältnisse, ungefähr so, wie wann ein Vulkan zu rauchen beginnt, und man nicht weiß, ob sein verderblicher Rachen befruchtenden Staub oder verderblichen Schlamm und Gestein über die Fluren ausspeien wird — kurz, wenn man von der Errichtung der Landwehr in Preußen spricht, kann man wirklich wohl mit Recht sagen: Auerswald, Alexander Dohna und York standen an der Spitze und mit der Leitung und Führung aller preußischen Dinge, aber nach meinen Erfahrungen und Erkundungen wird das Endresultat sein: Graf Alexander Dohna ist dafür der allereifrigste gewesen, und Oberst Clausewitz, einer von Scharnhorsts Lieblingsschülern, hat nebst dem braven Major Grafen Ludwig Dohna die einzelnen Artikel der Landwehrordnung mit Kriegsmannseinsicht wohl vorzüglich entworfen und geordnet. Graf Ludwig Dohna, Alexanders und Friedrichs Bruder, ein teurer, mir unvergeßlicher Mann, hat vor vielen andern zur ersten Gestaltung und Ausbildung der preußischen Landwehr gewirkt und gearbeitet. Er mit 15 000 tapfern Wehren in Gemeinschaft mit einer ungefähr gleichen russischen Schar, die der Gemahl meiner Herzogin Antonie, der Herzog Alexander von Württemberg, befehligte, hat Danzig berennt und umzingelt, bis es durch Hunger zur Übergabe genötigt worden. Hier hat er aber so viel Not und Ärger gehabt, russischen Übermut zu dämpfen und der Ausplünderung und Verwüstung des Landes durch die Bundesgenossen zu wehren, endlich die Russen nicht zu den Meistern und Herren des Weichselschlüssels bei seiner Übergabe werden zu lassen, daß der herrliche Mann in kräftigster Jugend für sein Vaterland ein schönstes Opfer geworden ist.

Der Graf bemerkte, daß bei der Übergabe der russische Feldherr mit seiner liederlichen, sehr zusammengeschmolzenen Schar in Alexanders Namen in die Tore wollte, er kam ihm mit seinen tapfern Landwehren zuvor und besetzte die preußische Stadt geschwindest mit seinen Preußen. Darüber so ärgerliche Auftritte mit dem russischen General, der auch seinen Prinzen und

höheren Titel geltend machen wollte, daß er strax nach dieser tapfern Tat erkrankte und am Nervenfieber starb.

Dieser Name Ludwig Graf Dohna werde nimmer von keinem tapfern Preußen vergessen. Wäre Prinz Alexander mit seinen Russen zuerst in die Festung eingerückt und hätte Besitz genommen, wer weiß, ob der Pariser und Wiener Frieden und Kongreß oder irgendein anderer Kongreß, der nicht mit Kanonen geführt wird, sie jemals wieder daraus gebracht hätte? Danzig ist gar ein süßer, appetitlicher Weichselschlüssel und der Eingang und Schluß zur Herrschaft über Polen und Preußen.

Hier in Königsberg lebte ich nun nach einem Jahre wieder ganz deutsch, und wie deutsch, frei und glücklich! und ward durch die Freudigkeit und Lebendigder Menschen mitgetragen und gehoben; hier hatte ich auch Stein ganz in seiner Naturweise zuerst einherschreiten gesehen. In Petersburg mußte der Löwe sich doch oft wie in einem Käficht gefühlt haben.

So ist einmal der große Mensch, der sogleich alles loslassen und fliegen lassen möchte; aber die menschlichen Dinge laufen nicht so, auch die Gewaltigsten müssen ihrer Zwischenläufe und Erfolge warten, müssen den Verhältnissen oft nur zu sehr folgen und gehorchen. Welche Minierarbeit hat er die ersten Monate in Petersburg getrieben! Langsam nur hat er den elenden Romanzow bei dem Kaiser aus dem Sattel gehoben; was hat ihm dies bei der Feurigkeit seiner Natur wohl gekostet? Ich habe die innerliche Zornwühlung seines Wesens, und wie die langsame Unentschlossenheit und Zauberhaftigkeit des russischen Kabinettes durch Unterhandlungen, mit dem übrigen Europa wieder in Verbindung zu treten ihn häufig mit Ungeduld zerriß, genug in unverkennbarsten Zügen und auch in seinen eignen Äußerungen gespürt.

2. Friedrich Wilhelm im Januar 1813. (Boyen.)

> Preußen hat treulos mit mir gespielt, aber es soll ihm teuer zu stehen kommen. Ich bin ihm gegenüber viel zu edelmütig gewesen. Ich habe den König wieder auf seinen Thron gesetzt und er lohnt mir mit Undank.
>
> Napoleon zu dem weimarischen Kanzler Müller am 26. April 1813 in Erfurt.

Den Staatskanzler fand ich bei unserer ersten derartigen nächtlichen Zusammenkunft ganz ungewöhnlich von dieser unentschiedenen Lage und den dadurch möglichen Unfällen ergriffen, er erzählte mir mit der höchsten Bewegung, daß er bei einem Vortrage in Charlottenburg, nachdem er alle seine Gründe, um den König zu einem Entschluß, er möge sein, welcher er wolle, zu bringen, vergeblich erschöpft hatte, fortgerissen von der Größe des Augenblicks vor dem König auf die Knie gefallen sei und seine Hand mit Tränen bedeckt habe, ohne indes, obgleich der König auch bewegt worden sei, von ihm einen festen Entschluß erhalten zu können. Späterhin habe ich noch aus ganz sicherer Quelle erfahren, daß, nachdem diese Unentschlossenheit des Königs auch nach dem so entscheidenden Schritte des Generals York dieselbe blieb und alle eingehenden

Regierungsberichte die ſteigende Unzufriedenheit in den Provinzen bezeichneten, der Staatskanzler eigentlich die Abreiſe des Königs herbeigeführt hat. Er ließ zuerſt durch ſeine Doppelſpione dem franzöſiſchen Generalkommando in Berlin die Beſorgnis vor einem nächtlichen Überfall einflößen, und als dieſes

Hardenberg
Stich von Schule
(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

nun dagegen Vorkehrungen durch nächtliches Zuſammenrücken der Truppen und Ausſtellungen von Außenpoſten auch auf dem Wege nach Potsdam traf, wurde in jener Stadt wiederum mit einiger Wahrſcheinlichkeit das Gerücht ausgeſprengt, daß die Franzoſen eine nächtliche Expedition, um ſich des Königs zu bemächtigen, beabſichtigten: dies beſchleunigte die Abreiſe nach Breslau [22. Januar].

3. Steffens' Ansprache an die Breslauer Studentenschaft im Februar 1813. (Steffens.)

Noch ist nicht das rechte Wort gesprochen,
Doch der Adern heftig Pochen
Deutet nur auf dich, Franzos!
Und der Augen düstres Brennen
Drückt den Pfeil von Hasses Sennen
Nur auf dich durchbohrend los.

Aus Stägemanns Gedicht: Des Königs Aufruf vom 3. Februar 1813.

Hier [bei Hauptmann Boltenstern] nur erfuhr ich, daß in der den Tag darauf erscheinenden Zeitung der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung [vom 3. Februar] erscheinen würde. Die ganze preußische Jugend erwartete ihn; aber auch in diesem (eine Abschrift ward vorgelesen) war der Feind nicht genannt, und bei den beunruhigenden Gerüchten ward vieles hin und her gesprochen über die lähmende Wirkung, die wir von diesem Stillschweigen befürchteten. Gespannt, freudig erregt und dennoch zugleich beunruhigt verließ ich nach Mitternacht die Gesellschaft. Ich brachte die Nacht in wilden, unruhigen Träumen zu und erwachte, um mich so viel wie möglich für einen Vortrag über Naturphilosophie vorzubereiten, der um acht Uhr stattfinden sollte. Indessen ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf und plötzlich — meine Familie hatte ich wie gewöhnlich noch nicht gesprochen — ergriff mich ein Gedanke: „es steht ja, dachte ich, bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt dir es, und was der Hof beschließen wird, wenn es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein." Ich zweifelte gar nicht an dem Entschluß des Königs, sich mit Rußland zu verbinden. Daß man unmöglich die Jugend auffordern konnte, für Frankreich zu kämpfen, war mir völlig klar: man konnte aber mir verborgene und, ich gestehe es, unbegreifliche Gründe haben, den Feind, welcher freilich nach dem Aufrufe völlig enttäuscht sein müßte, hinzuhalten. Es kann geschehen, erwog ich, daß man die noch nicht ausgesprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja bestraft. Du wirst dann wahrscheinlich ins Gefängnis gebracht, vielleicht nach einer Festung geschickt." Wie unbedeutend erschien mir dieses in einer solchen Zeit. · · Daß ich nach kurzem wieder entlassen würde, verstand sich, wie ich glaubte, von selbst. Mein Hörsaal war nicht stark besetzt, die Studierenden hatten keinen rechten Begriff von der Naturphilosophie, und die Begeisterung einer früheren Zeit war verschwunden; außerdem entleerte die gewaltsame Aufregung der Zeit alle Hörsäle. Ich war schon in meiner neuen Amtswohnung eingerichtet, der Hörsaal war in dieser, in dem Flügel, in welchem der physikalische Apparat stand und wo meine Studierstube lag. Einen zweiten Vortrag über die physikalische Geographie sollte ich von 11 bis 12 Uhr halten. Der erste naturphilosophische fand vor den wenigen versammelten Zuhörern statt, und ich glaube nicht, daß irgend jemand ahnte, was mich innerlich bewegte. Der erste Gegenstand, den ich behandelte, hatte mich seit vielen Jahren innerlich beschäftigt, ja wenn ich kämpfte, so war es, um für ihn freien Platz zu gewinnen.

Als ich den Vortrag geſchloſſen hatte, wandte ich mich noch an die wenigen Verſammelten und ſprach ſie folgendermaßen an:

„Meine Herren, ich ſollte um elf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenſtand mit Ihnen zu ſprechen, der wichtiger iſt. Der Aufruf Sr. Majeſtät an die Jugend, ſich freiwillig zu bewaffnen, iſt erſchienen oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieſer wird Gegenſtand meiner Rede ſein. Machen Sie meinen Entſchluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieſer Stunde verſäumt werden, iſt gleichgültig. Ich erwarte ſo viele, als der Raum zu faſſen vermag.“

Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauſchen, irgend etwas vernehmen, welches der immer ſtärker heranwachſenden Gärung eine beſtimmte Richtung geben konnte; Unbekannte ſprachen ſich an und ſtanden ſich Rede, die vielen Tauſende, die aus allen Gegenden nach Breslau ſtrömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten ſich zwiſchen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen und Waffen aller Art; ein ausgeſprochenes Wort, wenn es irgendeine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört. Noch waren die zwei zwiſchenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verfloſſen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Maſſe meiner Wohnung zuſtrömte. Der Hörſaal war gedrängt voll. In den Fenſtern ſtanden viele, die Türe konnte nicht geſchloſſen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, ſelbſt auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hauſe wimmelte es von Menſchen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Noch hatte ich an dieſem Tage meine Frau nicht geſehen. Mein Schwiegervater [der Komponiſt Reichardt], der mit Frau und Tochter nach Breslau gekommen war, wohnte eine Treppe höher bei [Karl] v. Raumer, die Schwiegermutter bei uns. Das Zuſtrömen der ungeheuren Menge Menſchen war ihnen unbegreiflich; ſie mochten wohl eine unbeſtimmte Ahnung von meinem Entſchluß haben. Meine Frau wagte ſich nicht heraus; durch die zu Erkundigungen abgeſandte Magd ließ ich ſie auf eine ſpätere Stunde vertröſten; dann, verſprach ich, ſolle ſie alles erfahren. Ich hatte dieſe zwei Stunden in einem ſeltſamen Zuſtande zugebracht; was ich ſagen wollte, regte mein ganzes innerſtes Daſein auf, ich ſollte jetzt und unter ſolchen Verhältniſſen ausſprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerſchwer auf meinem Gemüte gelaſtet hatte; ich ſollte der erſte ſein, der nun öffentlich laut ausſprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutſchland, ja von ganz Europa da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens ſuchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geiſter ſchienen mir zuzuflüſtern, mir Beiſtand zu verſprechen, ich ſehnte mich nach dem Ende dieſer quälenden Einſamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrſchend hervor: „Wie oft haſt du dich beklagt, ſagte ich mir, daß du hier in dieſe Ecke von Deutſchland hingeſchleudert wurdeſt; und ſie iſt jetzt der alles ergreifende, begeiſternde Mittelpunkt geworden: hier fängt eine neue Epoche in der Geſchichte an; und was dieſe wogende Menſchenmenge bewegt, darfſt du ausſprechen.“ Tränen ſtürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte

mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede aller, und sie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so aufforderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, versteht sich von selbst.

Nach geschlossener Rede eilte ich zu meiner Familie, um sie zu beruhigen; dann nach wenigen Minuten stand ich wieder in der einsamen Stube. „Das ist nun getan", sprach ich und fühlte mich erleichtert, als wäre eine schwere Last mir von der Brust gewälzt. Aber eine neue Sorge drängte sich mir auf. „Jetzt," sagte ich mir, „nach dieser Stunde, ist deine ganze Stellung im Leben verändert, du bist durch dein Versprechen ein Krieger geworden, und wie soll der Entschluß ausgeführt werden? was muß nun weiter geschehen?" Ich konnte mir keine deutliche Vorstellung davon machen. Ich hatte mich keinem anvertraut, ich stand völlig ratlos da. Plötzlich ging mir ein Licht auf. „Zu ihm [Scharnhorst] mußt du eilen, er, wenn irgendeiner, wird deine Tat billigen, er wird dir am besten sagen, was du zu tun hast." Schon ergriff ich den Hut, um fort zu gehen, als Deputierte der Studierenden erschienen. Sie forderten mich auf, die Rede in einem größeren Lokale zu wiederholen; sie schlugen den Fechtsaal, der wohl 5 bis 600 Zuhörer fassen konnte, vor, und ich mußte, obgleich ungern, das Versprechen geben. Es brannte mir unter den Sohlen, aber ich konnte nicht fort. Nun strömte die Masse der Müßigen in meine Stube herein: mir schmeichelten diese Besuche keineswegs; hätte ich ihnen nur das Wort aus dem Munde genommen, dann hätten sie es für sich behalten, als ihr heiligstes Eigentum, mir nur für die kurze Stunde anvertraut. Noch waren diese Besuche nicht verschwunden, fast eine unglückliche Stunde war verflossen, als Professor Augusti, der damalige Rektor der Universität, erschien. Er habe, sagte er, etwas äußerst Wichtiges mit mir allein zu sprechen. Obgleich diese Anrede mich gewissermaßen beunruhigte, war ich doch zufrieden, als ich meine Stube von der lästigen Menge der Besucher befreit sah. Augusti gehörte zu meinem näheren Umgange, wir lebten im freundschaftlichsten Verhältnis. „Ich komme," sagte er mir in einem feierlichen Tone, „von dem Staatskanzler", St. Marsan, der französische Gesandte, war, als er das laute Gerücht von meiner Rede vernommen hatte, zum Staatskanzler geeilt. Wenige Tage nachher teilte mir dieser selbst den Inhalt des Gesprächs mit. „Sagen Sie mir," hatte er geäußert, „was das zu bedeuten hat? Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unsere Bundesgenossen, und nun wagt es ein Universitätslehrer unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären!" — Hardenberg antwortete dem wohlwollenden Freunde, dessen bedenkliche Stellung er auf jede Weise zu schonen suchte, folgendermaßen. „Die Gesinnung des Volkes, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimnis sein; die Rede konnten

wir nicht verhindern; daß sie gehalten wurde, erfuhren wir erst, als sie geendigt war. Der König desavouiert sie. Fordern Sie Genugtuung, die soll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit setzen würde und die wir schwerlich zu hemmen vermögen".

Mich ließ der Staatskanzler durch den Rektor wissen, wie er vernommen, daß ich, dazu aufgefordert, morgen die Rede zu wiederholen dächte. Er wollte nun zwar, meine individuelle Überzeugung zu äußern, mich nicht hindern, bäte mich aber, Napoleons Namen nicht zu nennen. Aus einer Art von Instinkt hatte ich dieses auch in der ersten Rede vermieden. Ich befürchtete, daß die Nennung des Namens die Rede der großartigen nationalen Objektivität berauben und mich zu unschicklichen, leidenschaftlichen Äußerungen verleiten könnte. Mein Freund entfernte sich, und endlich konnte ich noch zu Scharnhorst eilen.

Obrist v. Boyen (jetzt [1843] Kriegsminister), einer der wichtigsten, tätigsten und umsichtigsten der stillen Verbrüderung, war eben angekommen und besuchte seinen Freund; ich trat herein, und kaum erblickte mich Scharnhorst, als er auf mich zueilte, mich umarmte und in tiefer Bewegung ausrief: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie getan haben!" — Es war mein schönster Ruhm.

IX

Das Volk in Waffen

Mich juckts in alle Finger, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nich Sr. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Fürnehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhang vom deutschen Boden weg zu vertilgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei. Jetzo ist es wiederum die Zeit zu tun, was ich schon Anno 9 angeraten, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzurufen, und wann die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden.

Blücher an Scharnhorst am 5. Januar 1813.

Denn wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert, tut Gottes Dienst. — Wer aber unter dem Tyrannen ficht und gegen die Gerechtigkeit das mordische Schwert zieht, deß Name ist verflucht bei seinem Volke und sein Gedächtnis blüht nimmer unter den Menschen.

Arndt: Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.

1. Aus E. M. Arndts vielverbreiteter Agitationsschrift: Was bedeutet Landsturm und Landwehr?

Jetzt ist Bonaparte durch Gott geschlagen, es ist kein französisches Heer mehr, er bedarf Monate, um wieder ein neues aufzurichten, seinen Ruhm aber

und den Wahn, woraus seine Siege hervorgingen, vermag er nimmer wieder aufzurichten. Nun, da Gott den Weg gewiesen hat, müssen alle Völker sich erheben, vor allem aber muß in allen Landschaften, Kreisen und Gauen das deutsche Volk sich erheben, denn kein Volk ist von ihm mehr geschunden und gemißhandelt worden, als gerade das deutsche Volk. Weil er aber, wenn man ihm Zeit gibt, alle Kräfte aufbieten und wieder neue Haufen von Menschen an sich ziehen würde, so ist die größte Geschwindigkeit not, daß man die Länder und Festen vor ihm gewinne und ihm die Hilfe abschneide; auch ist es nicht genug, daß auf das schnellste die stehenden Heere gebildet, ergänzt, vermehrt werden, sondern, weil er die ganze Volkskraft in die Hand nimmt, und wie er will, gebraucht, so muß das deutsche Volk gegen ihn in die Waffen gerufen werden. Wenn das geschieht, so ist es nicht zweifelhaft, daß für Gott, Freiheit und die gerechte Sache gesiegt werden wird gegen die Tyrannei und Ungerechtigkeit. —

Diese Volksbewaffnung, die alle wehrhafte Männer des ganzen deutschen Volkes, sowie es von Franzosen gereinigt wird, sogleich versammeln muß, begreift vom zwanzigsten bis sechzigsten Jahre alles, was nicht durch Ämter oder körperliche Gebrechen am Dienst gehindert wird. Sie zerfällt in zwei Teile, in die Landwehr und in den Landsturm. —

Die Landwehr besteht aus den jungen Männern vom zwanzigsten bis dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahre, doch mag von den älteren ein jeder freiwillig beitreten. Sie wird ordentlich soldatisch geübt und bewaffnet und ist bestimmt, nicht allein die Landschaft, wo sie errichtet wird, zu verteidigen, sondern auch weiter auszuziehen und das wirkliche Kriegsheer zu verstärken. Sie ist die Wehr des Vaterlandes in Zeit des Krieges, besonders wenn ein feindliches Volk mit zahlreichen Haufen sich heranwälzt und das Vaterland zu unterdrücken droht. —

Der Landsturm besteht außer und neben der Landwehr aus allen waffenfähigen Männern, ohne Unterschied des Alters und des Standes. Er ist bloß bestimmt, die Landschaft und den nächsten eigenen Herd zu beschützen, und wird nicht aus der Landschaft in entfernte Grenzen geführt. Wo der Feind ein- und andringt, da sammeln sich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, schneiden ihn ab, überfallen seine Zufuhren und Rekruten, erschlagen seine Kuriere, Boten, Kundschafter und Späher, kurz tun ihm allen Schaden und Abbruch, den sie ihm nützlicherweise tun können, welches ihnen durch die Kenntnis von Stegen und Wegen und von allen Gelegenheiten und Schlupfwinkeln möglich ist. Sie sind dem Feind ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil sie allenthalben und nirgend sind, weil sie immer verschwinden und wiederkommen. Dieser Landsturm steht nun auf, wenn der Feind da oder dort nahe ist; wenn die Gefahr vorüber, so geht jeder, wie ihm gefällt, wieder in sein Haus, an seine Arbeit, an sein Geschäft. Er gebraucht alles, was Waffen heißt, und wodurch man Überzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchsen, Speere, Flinten, Keulen, Sensen usw.; auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterlisten erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Überzieher hat in seinem Lande nichts zu tun. —

Gewiſſer Lohn wird treffen den, der ſich auszei
Strafe den, der ſeiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt ſtets mit Euch; mit Ihm
zen Seines Hauſes. Sie werden mit Euch kän
werden kämpfen mit Euch, und an Unſerer Seite e
Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hoh
rang. Es vertraute ſeinem Herrſcher, ſeinen Führe
und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn au
um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer ſe
Breslau, den 17ten März 1813.

Urkund
über die Stiftung des eiſ

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes

In der jetzigen großen Kataſtrophe, von welche
verdient der kräftige Sinn, der die Nation ſo hoc
Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß
Volk die unwiderſtehlichen Uebel einer eiſernern Z
herabſank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jed
Religion und auf treue Anhänglichkeit an König ur
konnte.

Wir haben daher beſchloſſen, das Verdienſt
Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Fei
heim jedoch in Beziehung auf dieſen großen Kamp
erworben wird, beſonders auszuzeichnen und die
dieſem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für dieſen Krieg beſtehende Aus
terthanen um das Vaterland iſt

das eiſerne

von zwei Klaſſen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klaſſen haben ein ganz gleiches in
Gußeiſen, die Vorderſeite ohne Inſchrift, die K
F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenbl
und beide Klaſſen werden an einem ſchwarzen Bc
Verdienſt im Kampf mit dem Feinde erworben i
ſchwarzer Einfaſſung wenn dies nicht der Fall iſt,
hat neben dieſer Dekoration noch ein Kreuz von ſch
auf der linken Bruſt; und das Großkreuz, noch ein
wird an dem ſchwarzen Bande mit weiſſer Einfa

. Die Militair-Ehrenzeichen erſter und zweiter Klaſſe werden während der Dauer
Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zwei-
dritter Klaſſe ſo wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle,
Regel ſuspendirt. Das eiſerne Kreuz erſetzt dieſen Orden und Ehrenzeichen und
urchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weiſe in den angeordneten
laſſen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit
ldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

. Die zweite Klaſſe des eiſernen Kreuzes ſoll durchgängig zuerſt verliehen werden;
e kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite ſchon erworben war.

. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen ſchon beſitz-
d ſich in dieſem Kriege auszeichnen, zunächſt nur das eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe
n können.

. Das Großkreuz kann ausſchließlich nur für eine gewonnene entſcheidende Schlacht,
elcher der Feind ſeine Poſition verlaſſen muß, desgleichen für die Wegnahme einer
enden Feſtung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Feſtung die nicht in
che Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

. Die jetzt ſchon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eiſernen
zuſammen getragen.

. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Beſitz des Ehrenzeichens erſter und zweiter
verbunden waren, gehen auf das eiſerne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt ſchon
hrenzeichen zweiter Klaſſe beſitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerſt
ſerne Kreuz der zweiten Klaſſe erhalten; jedoch erhält er mit demſelben zugleich die
m Beſitz des Ehrenzeichens erſter Klaſſe verbundene monatliche Zulage, die aber
in nicht weiter vermehrt werden kann.

. In Rückſicht der Art des verwirkten Verluſts dieſer Auszeichnung hat es bei den
ehung Unſerer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorſchriften ſein Be-
n.

rkundlich unter Unſerer allerhöchſteigenhändigen Unterſchrift und beigedrucktem
lichen Inſiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Ein ſolcher Volkskrieg iſt jetzt da für alle Deutſche: nur durch allgemeinen Aufſtand gegen den Feind, nur durch eine brüderliche und treue Vereinigung aller deutſchen Kräfte kann Europa und das Vaterland gerettet und die ſcheußliche Gewalt niedergeriſſen werden, welche die Freiheit und das Glück bedrohete. . . . . .

Deutſche Bundsleute! ihr ſeht das Beiſpiel. Spanien und Rußland gingen euch im Volkskriege voran, ſie brauchten alle Kräfte gegen die tückiſchen Feinde, ſie ſind nicht beſiegt, ſie rühmen ſich unſterblicher Taten. Deutſche Landsleute!

Des Landwehrmannes Abſchied

Stich von Ludwig Wolf

(Berliner Kupferſtichkabinett)

die Tiroler gingen euch voran, Männer eures Volkes, deutſche Brüder, ſie gingen euch in einem herrlichen Kampfe voran, troſtreich für euch, unglücklich für ſie; ſie beweiſen, was ein kleiner Haufe vermag, der Gott fürchtet und ſein Vaterland liebt. Auf denn alle! auf in Einmütigkeit, Sanftmut, Verleugnung und Demut! Auf ihr Herren und Edle, ihre Freie und Bürger, ihre Landleute und Bauern! Auf, jeder deutſche Mann, dem ein deutſches Herz in der Bruſt ſchlägt, dem in dem Verſtande oder in der Fauſt, in dem Worte oder in der Tat eine lebendige Kraft lebt — auf alle! helfet, ratet, redet, handelt! wollet das Rechte und das Freie! wollet lieber ehrlich ſterben als ſchändlich dienen! Und Gott, der Schirm der Freiheit und Gerechtigkeit, wird mit euch ſein!

2. Die Berliner Professoren Niebuhr und Savigny im Jahre 1813.

Und wer möchte, in dem Falle, daß das Unternehmen scheitern sollte, oder nicht auf die gehoffte Weise gelingen sollte, den Gedanken auf sich laden, daß durch sein Sich-ausschließen und durch das Beispiel, das er dadurch gegeben habe, das Mißlingen veranlaßt sei? Das Bewußtsein, meine Streitkraft ist nur klein, wenn es auch ganz gegründet wäre, könnte dabei nicht beruhigen: denn wie, wenn nicht sowohl auf die Streitkraft, als auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geist gerechnet wäre, der hoffentlich aus den Schulen der Wissenschaft ausgehend ein guter Geist sein wird; wie wenn gerechnet wäre auf das große, den verbrüderten deutschen Stämmen zu gebende Beispiel eines Stammes, der einmütig und in allen seinen Ständen ohne Ausnahme sich erhebt, um sich zu befreien?

J. G. Fichtes Rede an seine Zuhörer bei Abbrechung der Vorlesungen über Wissenschaftslehre am 19. Februar 1813.

Ich bin, wie Sie sehen, den Musen auch unter dem allgemeinen Waffengetümmel treu geblieben. Vielleicht wird es mancher tadeln: aber ich bin mir bewußt, recht getan zu haben, daß ich nicht in einen Wirkungskreis trat, in welchem ich nichts als guten Willen hätte zeigen können, und dafür einen verließ, in welchem ich, wenn die Götter es zulassen, mehr zu leisten hoffe.

Schopenhauer am 24. November 1813 an Friedrich August Wolf.

In solcher Zeit, wo eine große Idee einmal wie ein alter herrlicher Legendenheiliger durch die Länder geht und die Völker in den Kampf führt, ist es das kläglichste Geschäft, zu Hause zu sitzen und die zerfallenden, nicht geachteten Formen friedliches Herkommens wie abgebrauchte Kartenblätter zu einem Gebäude zusammenfügen, das, man weiß es selbst recht wohl, vom nächsten Windhauch wieder eingeworfen wird. Gleichwohl muß man das Spiel treiben, weil die Leute über dem Zusehen wenigstens nichts Schlimmeres vornehmen.

Der Dichter August Apel an den Komponisten Carl von Miltitz. Leipzig, 12. Juli 1814.

Berlin, den 13. Februar 1813.

Das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschreiben lassen, ist heute so groß auf dem Rathause wie bei Teurung vor einem Bäckerladen. Um Dir eine Vorstellung von dem Eifer zu geben, mit welchem alles sich hier zu dem Einschreiben in die freiwilligen Jägerdetachements drängt, muß ich Dir noch einiges sagen. Erst seit drei Tagen ist die Bekanntmachung deshalb erschienen, und heute fährt die Post schon mit neun Beiwagen voll derselben ab, außer denen die zu Fuß gehen, oder mit andern Gelegenheiten reisen. Natürlich ist dies

überall nur ein sehr kleiner Teil; die meisten haben noch Geschäfte und wollen sich noch equipieren. Es gehen junge Leute aus allen Ständen; Studenten, Gymnasiasten, Primaner, Handlungskommis, Apotheker, Handwerker aus allen Zünften; gereifte Männer von Amt und Stand, Familienväter usw.

Berlin, den 6. März 1813.

. . . Vorgestern sind die Franzosen nicht nur hier, sondern auch aus Frankfurt a. d. Oder abgezogen. Ihr Rückzug von hier geht langsam auf der Straße nach Wittenberg. So wie der Brand der Vorstädte von Spandau vorgestern unsern Festtag trübte, so sind auch die Vorstädte von Küstrin eingeäschert. Ob sie Stettin und Glogau halten wollten, muß sich bald zeigen. Sie sind, so wie Spandau, leicht zu nehmen. Anders ist es mit Küstrin; das kann nur unschädlich gemacht werden. Durch die Lausitz dringt das Korps von Winzingerode vor. Die leichten Truppen sind vielleicht schon jetzt in Dresden. Kursachsen kann der Sitz großer Kriegsvorfälle werden. Die Kosaken sagen, sie gingen nach Paris. Es sind die originellsten Erscheinungen. Sie biwakieren mit den Pferden in der Stadt. Um vier Uhr morgens klopfen sie an den Türen und verlangen Frühstück. Für die Kinder ist es ein herrliches Leben; sie setzen sie auf die Pferde und hätscheln mit ihnen. Es sind auch Kalmücken und Baschkiren mitgekommen; indes wohl nur wenige hier geblieben. Die Kosaken selbst zeigen letztere wie eine Art Wundertier.

Den Jubel beim Einzug stellst Du Dir nicht vor, und so sind sie im ganzen Lande empfangen. Russen und Preußen sind wie Brüder miteinander.

Was mein Beruf sein wird, weiß ich noch nicht. Hier stille zu sitzen kommt mir unerträglich vor. Als Freiwilliger zu dienen taugt meine Gesundheit schwerlich. Ich habe einen General, der mein Freund ist, dringend gebeten, mich als Sekretär bei seinem Generalstab zu nehmen. Der arbeitet aber mir einen größern Beruf zu verschaffen. --

Den 22. abends. Ich komme von einem Geschäft, wovon Du Dir schwerlich vorstellest, daß ich es treibe; vom Exerzieren. Schon vor dem Abzug der Franzosen fing ich an das Exerzieren heimlich zu treiben; ein einzelner aber kann nichts Ordentliches lernen. Seitdem die Franzosen fort sind, exerziert eine Gesellschaft von einigen zwanzig Männern in einem Garten, und nun sind wir schon über das Schwierigste hinweg. Wenn meine Vorlesungen zu Ende sind, d. h. vom Anfang der künftigen Woche an, werde ich suchen an den Vormittagen mit ordentlichen Rekruten zu exerzieren, und so oft als möglich nach der Scheibe schießen. Es ist sehr viel wert in dieser Zeit ein regelmäßig wehrhafter Mann zu sein; aber es kann auch absolut unentbehrlich werden. Täglich können wir die Publikation eines Gesetzes über Landwehr erwarten. Es ist noch ungewiß, ob ihre Bestimmung bloß ist, sich zu formieren, um eventuell aufstehen und sich der Armee anschließen zu können, wenn der Feind wieder vordringen sollte, oder ob man mit diesem Aufgebot, sobald es gebildet ist, die reguläre Armee ergänzen und verstärken will. Das Letzte scheint mir bei weitem das Beste; haben die Franzosen im Revolutionskriege uns mit Massen geschlagen, so müssen wir sie nun, beides, mit der vortrefflichen regulären

Nach der Natur gezeichnet von Schadow, Aquatintastich von **Buchhorn**
Aus einer Serie: Russische Kriegsvölker
(Berliner Kupferstichkabinett)

UNIV. OF MICH.

Gezeichnet von Schadow, gestochen von Jügel
Aus einer Serie: Russische Kriegsvölker
(Berliner Kupferstichkabinett)

Armee, welche sie damals nicht hatten, und mit Massen schlagen. Es scheint beschlossen, daß vorläufig der vierzigste von der ganzen Bevölkerung zur Landwehr durchs Los genommen werden soll. Nur die, welche körperliche Unfähigkeit beweisen können, sowie Prediger und Lehrer sind eximiert; sonst müssen alle Männer vom 18. bis 45. Jahr losen. Offizianten werden vielleicht Stellvertreter nehmen dürfen, nach der vorläufigen Anzeige. Da ich nun aber in der Wahrheit kein Offiziant bin, so hinge auf jeden Fall mein Gehen oder Bleiben vom Lose ab; und da scheint es mir richtiger und anständiger, das Los des Gehens freiwillig zu ziehen, das heißt, mit andern Freunden, ehe es zum Losen kommt, den Bürgern das Beispiel eines freiwilligen Anerbietens zu geben. In vier Wochen hoffe ich so gut eingeübt zu sein als irgendein Rekrut, den man als ausexerziert anerkennt. Das schwere Gewehr machte mir anfangs soviel zu schaffen, daß ich fast verzweifelte, ob es gehen würde; allein man findet die Kräft wieder, die durch Nichtübung eingeschlafen waren. — Ich freue mich, daß sich nun schon Schwielen an den Händen bilden; denn solange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das Gewehr gewaltig ein.

Das ist nun freilich ein ernster Schritt, wenn die Sache vom Staat so ernsthaft gemeint ist, wie sie es sein sollte; und weil unsre Kriegsmaßregeln vom General Scharnhorst ausgehen, so kann man hoffen, daß was geschehen sollte und das Beste ist, auch wirklich geschieht. Wenn aber die durch Gottes wunderbare augenscheinliche Fügung dargebotene Befreiung — nachdem er uns für unsere eingewurzelten Sünden genug gezüchtigt — uns nicht bereit fände, daß jeder sich hingebe, so können wir nicht gerettet werden. Wir müssen nicht von der Armee fordern, daß sie uns die Freiheit erfechte, unter der Leitung unsrer ältern und geschicktern Brüder müssen wir es auch selbst tun. — Ich schrieb Dir neulich von meiner Hoffnung zu einem Sekretariat beim Generalstabe; ich wäre da tausendmal nützlicher gewesen als mit meinen schwachen Körperkräften als Gemeiner. Da alle Korrespondenz, selbst im Lande, so sehr geniert ist, so kann ich nicht ganz klar sehen, was meinen Freund hindert, meine Bitte zu gewähren, außer einer falschen Delikatesse mich in ein solches Verhältnis zu sich zu stellen. Vielleicht kommt es auch dem Könige bizarr vor, dessen Einwilligung dazu unentbehrlich ist. Jener Freund wünschte mich in die Administration zu ziehen. Das ist aber unmöglicher als je. — Vielleicht fügt sich noch etwas Unerwartetes. — Müßig oder für etwas anders als für die Befreiung beschäftigt kann ich jetzt nicht sein. Vielleicht kommt es dazu, daß ich eine Zeitung herausgebe.

Nicht jede Handlung, die sich selbst dem Enthusiasmus und der Vaterlandsliebe zuzählt, ist rein; aber die reinen und großen Opfer stehen zu klar da. So hat ein Herr v. St. (Offizier) die sämtlichen Revenuen seines Guts, 3000 Taler, geschenkt; ein andrer gibt fünf Kavalleriepferde, alle tüchtige Arbeitspferde von seinen Gütern, zum Train, 300 Scheffel Getreide, unterhält eine Anzahl Dienstpferde und stellt sich mit zwei Leuten beritten; ein Hr. v. B. zieht als Gemeiner (er war Offizier) mit sieben oder gar mehr, auf seine Kosten montierten und bewaffneten Kavalleristen; ein hiesiger Bankier hat nach und nach zwanzig Freiwillige gekleidet und beritten gemacht; ein Gelbgießer ist mit

allen seinen Gesellen und Arbeitern ausgezogen Dienst zu nehmen, und hat sein Haus geschlossen. Hier aus Berlin sollen 11 000 Freiwillige sich gemeldet haben. Freudig zu gehen ist eine so allgemeine Sache, daß niemand sich damit eitel machen kann: das Gegenteil macht Schande. Als der König Potsdam verlassen wollte, wurden Pferde zur Aushebung gefordert; die Franzosen waren

Zug der Freiwilligen nach Breslau
Stich von Meno Haas
(Berliner Kupferstichkabinett)

Herren im Lande; alle wurden gestellt, ohne eine Ausnahme. Ebenso die sogenannten Krämper usw. (geübte, teils beurlaubte, teils für gewöhnliche Zeiten entlassene Soldaten), nirgends blieben sie aus, man zog sie unter den Augen der Franzosen zusammen und schickte sie nach Schlesien. Sie fragten nur ängstlich, ob es gewiß auch gegen die Franzosen gehe? Und die Offiziere durften es ihnen nur noch durch Winke zusichern. Diese Rüstungen, das Zusammentreten und Fortgehen der Freiwilligen, während die Franzosen hier mit einer Armee

ſtanden, gehören zu den ſonderbarſten und merkwürdigſten Ereigniſſen. — Als die Kokarde hier aufgeſteckt ward, erwarteten die Franzoſen ganz beſtimmt eine Inſurrektion. Es gibt das Maß ihrer Furcht, daß ſie es nie wagten irgend jemand zu arretieren: denn der Verkehr mit den ruſſiſchen Truppen war ununterbrochen, und es wußten ſo viele darum, daß die Franzoſen gewiß genaue Nachrichten darüber hatten. Ich hatte auf jeden Fall geladne Piſtolen und Gewehr im Zimmer. Solche Zeiten erziehen vortrefflich.

(Aus Briefen Niebuhrs an ſeine Schwägerin.)

Berlin, den 5. März 1814.

Wenn ich Ihren [Brief] vom 24. Januar 1813 erſt jetzt beantworte, liebſter Creuzer, ſo müſſen mich diesmal die kleinen Verſehen des großen Mannes a. 1812 und 1813 entſchuldigen, die uns hier geraume Zeit in Atem erhalten und beſonders auch vom übrigen Deutſchland abgeſchnitten haben. Vorigen ganzen Sommer wurde weder geleſen noch ſtudiert, ſondern exerziert und nach der Scheibe geſchoſſen, beſonders aber war ich ein geplagter Menſch, da ich den ganzen Tag und manchmal auch die Nacht Landwehr und Landſturm formieren helfen mußte. Doch möchte ich dieſe Erinnerungen um keinen Preis miſſen. Indeſſen war auch ſchon vor dieſer ſchweren und herrlichen Zeit hier ein ſehr allgemeines und einſtimmiges politiſches Leben, welches mir viel wert war, da es zu meinen eigenſten Bedürfniſſen gehört. Dieſe betrachtende und urteilende Teilnahme an der laufenden Geſchichte, worin doch jeder ſteckt wie der Fiſch im Waſſer und wie andere Tiere, inkl. des Menſchen, in der Luft, man mag ſich auch noch ſo ſehr iſolieren wollen in Familie, Wiſſenſchaft — dieſe Teilnahme iſt es, wodurch man einander bei vieljähriger Entfernung am fremdeſten wird. Wie gerne hätte ich oft meiner alten Freunde Geſinnungen und Gefühle erforſcht, und wie eifrig habe ich mich oft bei Reiſenden darüber erkundigt! Doch wenn uns Gott wieder ein mehr nationales Leben gibt, ſo wird auch dieſe Gemeinſchaft der Gedanken wiederum ſicherer und allgemeiner werden.

(Savigny an Profeſſor Creuzer in Heidelberg.)

3. Falſtaffs Rekruten. (Berliner Volkswitz über den Landſturm; nach Parthey.)

Tu mir die einz'ge Liebe, nimm mich mit, hab' alle Schlachten aller Zeiten jetzt in einem Buch beſchrieben und nimmer eine ſelbſt geſehen, ich brauch' ſo was zum Schluß des Werkes.

Profeſſor Dierecke Mülder zu ſeinem Bruder Peter, einem Holzhändler, in Achim von Arnims Schauſpiel: Die Vertreibung der Spanier aus Weſel. 1813.

Die meiſten Einwohner wurden von der allgemeinen Begeiſterung mit fortgeriſſen und fügten ſich willig der ungewohnten Beſchäftigung des Exerzierens. Der Berliner Volkswitz trug auch manches zur Erheiterung der Übellaunigen

Johann Gottlieb Fichte.

Fichte als Landsturmmann

Nach dem Leben gezeichnet von C. Zimmermann. 1813

(Nach einer farbigen Wiedergabe im Dresdener Körnermuseum)

bei. So hatte man herausgefunden, daß in der Wilhelmſtraße faſt ſämtliche Falſtaffſche Rekruten aus Heinrich IV. 2. Teil, beiſammen waren: Schatte, Schimmelig, Schwächlich, Warze, Bullenkalb. Schatte wurde durch den Direktor Zeune repräſentiert, einen zarten blaſſen Mann, der als Vorſteher der Blindenanſtalt durch ein wunderbares Spiel des Zufalls ſchon damals an den Augen litt und ſpäter faſt gänzlich erblindete; Schwächlich war der Hiſtoriker Niebuhr, deſſen hervorragenden Geiſt niemand in der unanſehnlichen Figur ſuchte; Warze der kleine, etwas verwachſene Schleiermacher; Bullenkalb der Buchhändler Reimer, von mehr dicker als großer Geſtalt, mit freiem Halſe und lang herabwallenden Haaren; Schimmelig der überaus blaſſe und blonde Franz Horn.

4. Der Landwehroffizier. (Karl von Raumer.)

Ich bin Student geweſen,
Nun heiß' ich Leutenant,
Fahr' wohl, gelahrtes Weſen,
Ade, du Büchertand!
Zum König will ich ziehen
Ins grüne Waffenfeld,
Wo rote Roſen blühen,
Da ſchlaf' ich ohne Zelt.
Ihr guten Kameraden
Bei Büchern und beim Mahl,
Seid alle mitgeladen
In dieſen großen Saal.

Schenkendorfs Studentenkriegslied.

Lange ſchwankte ich, zuletzt entſchied ich mich für die Landwehr. Der Aufruf des Königs zur Bildung derſelben beſtimmte mich, auch das Bedenken, ob es überhaupt nicht beſſer wäre, wenn jene trefflichen Männer der Lützowſchen Freiſchar, ſtatt ſich abzuſondern, in die Landwehr träten als ein Salz der Maſſe.

Man war genötigt, die Offizierſtellen bei der Landwehr großenteils an Ziviliſten zu geben und dieſe, nach Maßgabe ihrer Ämter, höher oder niedriger zu ſtellen. Ob jeder ſeiner neuen Stelle gewachſen und wert ſei, darüber mußte er ſich freilich erſt im Kriege ausweiſen. . . . .

Nun folgte eine Zeit, in der wir auf die Probe geſtellt wurden: ob unſer Entſchluß in den Krieg zu ziehen nur aus der Aufregung des Moments hervorgegangen, oder ob es uns ausdauernder Ernſt ſei. Wir wurden nämlich einexerziert. Die Zeit brachte es ſo mit ſich, daß von uns jenes Wort galt:

Was ſie heute gelernt, das wollen ſie morgen ſchon lehren.

Doch um uns nicht unrecht zu tun, es hieß: das müſſen ſie ſchon morgen lehren; wir exerzierten die Gemeinen ein. Dazu hörten wir einige Vorleſungen über den Kriegsdienſt. Ich entſinne mich, daß in denſelben Gründe angegeben wurden, warum beim Zielen ein Punkt fixiert werden müſſe, der etwas höher als das Ziel — dann aber andere Gründe, warum man tiefer halten müſſe. Es war wohl nicht Frucht dieſer Vorleſungen, daß ich beim Scheibenſchießen der Offiziere zweimal den zweiten Schuß tat — worauf ich mir heute noch etwas einbilde und mich gedrungen fühle, es hier zu erwähnen. Einmal mußten wir auch ein großes praktiſches Examen beſtehen, indem uns nämlich ein Offizier der Garde, welcher es ſehr genau nahm, auf dem Schweidnitzer Anger [in Breslau] exerzieren ließ.

5. Eine Landwehrinspektion. (Boyen.)

Ich schwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwert in fester Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir treu zu sein.

Ich schwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch
Mit Herz und Seele, Mut und Blut —
Du bist des Mannes höchstes Gut.

Auch schwör' ich heißen, blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem fränschen Tand,
Die schänden unser deutsches Land.

Arndt, Des deutschen Knaben Robert Schwur.

Diese Reise, welche mich in alle Kreise des nördlich von Berlin gelegenen Teiles der Mark führte, ist eine der angenehmsten, welche ich in meinem ganzen Leben gemacht habe, da sich überall der Geist echt vaterländischer Gesinnungen bis zur Begeisterung gesteigert aussprach. Jede Musterung der in einem Ort befindlichen Landwehr oder des Landsturmes, auf den ich auch meine Besichtigung ausdehnte, war ein Volksfest, und es bedurfte keiner großen Menschenkenntnis, um zu der Überzeugung zu kommen, daß diese Leute bei nur einigermaßen zweckmäßiger Führung für die Erhaltung des Thrones und des Vaterlandes ihr Leben mit Freudigkeit hingeben würden. In dem Bauernstande, überhaupt den ärmeren Klassen, liegt die eigentliche Stütze der Staaten: diese leider von den sogenannten gebildeten Herrschaften verkannte Wahrheit konnte man in solchen Augenblicken, wie sie die damalige Zeit gab, deutlich erkennen, und es ist ein höchst schmerzliches Gefühl, daß die Regierung, durch späteres ausländisches oder egoistisches Einwirken, besonders nachdem die Gefahr vorüber war, irregeleitet, den Standpunkt, den sie damalen zum Volk genommen, größtenteils aufgegeben hat. Es wird mir schwer, eine Menge einzelner achtenswerter Züge aus jener Zeit zu unterdrücken, und ich will mich nur darauf beschränken, einige derselben zum besseren Verständnis des damaligen Geistes hier einzuschalten.

Die am linken Oderufer gelegenen Teile von Pommern waren in Hinsicht der Landwehrformation zu dem Gouvernement in Berlin geschlagen worden. Diese Kreise kämpften indes mit einer Menge von Schwierigkeiten; teils war, besonders ehe die französische Besatzung von Stettin durch ein hinreichendes Blokadekorps in die Wälle zurückgedrängt war, die Einbeorderung der Wehrmänner höchst schwierig, der größte Teil von ihnen hatte sich des Nachts, unvollständig bekleidet, durch die feindlichen Posten durchgeschlichen; teils hatte die Anfertigung der Wehrmännereinkleidung, die nach dem angenommenen Prinzip von den Kreisständen beschafft wurde, unter den oben angegebenen Umständen ebenfalls mit einer Menge lokaler Hindernisse zu kämpfen. Eines von diesen pommrischen Bataillonen, das Anklamer, war nach Zehdenick verlegt, ich traf dort an einem Nachmittag ein und hatte bereits das Bataillon benachrichtigt, daß gleich nach meiner Ankunft ihm die Revue abgenommen werden solle. Der Kommandeur empfing mich also mit den Offizieren, und da ich ihm den Befehl gab, nur gleich das Bataillon antreten zu lassen, bat er mich um die Erlaubnis,

das Bataillon auf einer Wieſe, wo er auch gewöhnlich exerziere, zu verſammeln; dies fiel mir auf, und als ich nach dem Grunde frug, erklärte er mir: ein großer Teil meiner Leute iſt barfuß, und ſo war es auch, viele waren bei ihrer nächtlichen Flucht ſchon ſehr ſchlecht beſchuht angekommen, und bei dem jetzt täg-

Lützow

(Körnermuſeum in Dresden)

lichen Exerzieren waren auch dieſe Reſte zerſtört, ehe noch die aus Anklam verſprochene Schuhlieferung ankommen konnte. Tief in meinem Innern ergriffen, ging ich durch die Glieder dieſer barfüßigen Verteidiger des Vaterlandes, die die kleinen Bewegungen, die ich ſie auf ihrem Wieſentummelplatz machen ließ, mit einer Freudigkeit ausführten, der man nur ſeine Hochachtung zollen konnte.

Während der eine Teil um des Vaterlandes willen freudig entbehrte, ſtrengte ſich der zu Hauſe gebliebene an, um den ausgerückten Brüdern das noch Fehlende nachzuſenden.... Der wiedereingetretene alte Offizier vergaß ſeine Jahre, um mit ſeinen jugendlichen Untergebenen gleichen Schritt zu halten, und die Zivilbeamten, welche ſich jetzt in Landwehroffiziere verwandelt hatten, ſtrebten mit ehrenvoller Anſtrengung danach, ſich die noch fehlende Kriegsfertigkeit zu erwerben. Das ganze Land glich einem Lager, in dem jedermann tätig zur Beförderung des Kriegszweckes beitrug.

6. Ehn lübekſches Landſtormleet. (Überliefert von Harniſch.)

Wat mäkſt du Töffel hie alleen?
Bistu denn nich in Krieg?
Du Dunner mäk die up de Been,
Dät Du noch kümſt tom Sieg!

Dät Kriegen is ehn herlich Ding.
Wä wullt tom Krieg nicht gähn?
De Franzmann is ehn Kiekeling;
Allwäge wät hee ſchlän.

Noch geſtern hew ik met de Pek
Den Hals em wirre mäkt;
He is anjitzund all ſo week,
Bi Leipzik homs em ſträkt.

Seh här! hie is ehn Ehrlegon,
Denn nähm ik ehn Ofzeer,
Mit 'd Füſt ik dodſchlog den Kujon,
Umt Leben ſchree he ſehr.

Geärgert homm ſe in Quarteer
Den Bur, den Knecht in Krog;
De Mäkens lietens kene Ehr,
De Früns verfolgten's noch.

Dät Fräten was em nemäls göt,
Stäts muſt dät Brägen ſien;
To ſchlecht dät Beer, to ſchwart dät Brot,
Wie Wäter ſöpens Wien.

Aehr Reiſer is dät Düwels Kind,
De Brandſchatz nehm kehn Enn;
He mäkt uns kähl bit up den Grind,
Doch töw! Nun ſoſt dut hemm.

Nimm doch de Forke die to Hand,
De Seis is ok recht göt,
Ok jere Thoupäl gelt to Land,
Schleit he Franzoſen dot.

Noch giſtern hemm wie in den See
Wol hunnert drüwen rinn;
Da ſchreen ſe ſakker non bedjö,
Doch bald keem ſe von Sinn.

De Fiſch und Podd, de dankten lut
Vör ſonne fette Spies;
Twee hunnert ſchlög wie 'd Dörp haut,
So is dät unſre Wies.

Und hemm wie keenen dot to ſchlän,
So tehn wie dörch dät Land,
Wie äten da, wo wie henn käm,
Und drinken mit Verſtand.

Un wenn ik dänn dät Aebens lig
Up mine Hand vull Stroh,
So denk ik dänn an mine Miek
Und ſchwör de Leew ähr to.

Un is de Franzmann ganz bezwung'n,
Dänn gähn tom Preeſtor wie,
So heww ikt mit mien Miek bedung'n,
Mien Miek de lewet mie.

Ae Töffel, Du, miſt mit mie käm,
De Krieg is ehr dänn ut,
Un frie Bur, howw ik vornäm,
Js, mä tom Krieg tog ut.

Gons ännes mät dät in de Welt,
Se hät ſik utregeert,
Sien egen Land de Bur beſtelt,
Dät Recht wät nich verkehrt.

Un jere is ehn dütſche Mann,
Frei, keenes Franſchen Knecht,
To Ehre jere kamen kann,
Deit he nä Schick un Recht.

großen Begriff von seiner Landesmacht, als daß ihm nicht ein solcher Gedanke mit der frischen Erinnrung an die soeben überstandenen Mühseligkeiten ganz natürlich erscheinen sollte. Ob Kutusow auch zu dieser Partei gehörte, will ich nicht geradezu behaupten, aber die natürliche Sorge, die erworbenen Lorbeeren nicht zu schnell aufs Spiel zu setzen, mochte ihn wohl etwas auf jene Seite hinneigen. Der Kaiser war dagegen offenbar für die Fortsetzung des Krieges, er hatte es vollständig begriffen, daß unter den damaligen Verhältnissen kein dauernder Friede mit Napoleon möglich sei. Der Gedanke, Befreier des unterdrückten Europa zu werden und in diesem gerechten Kampf sich den Siegerkranz zu erwerben, fand in dem enthusiastischen Charakter Alexanders reichliche Nahrung. Und der Minister Stein bestärkte den Kaiser fortdauernd in dieser Ansicht.

2. Der preußische Führer. (Steffens.)

> Ich habe beschlossen, Ihnen ein Kommando über diejenigen Truppen zu übertragen, welche zuerst ins Feld rücken werden. . . . Der wichtige Auftrag, der Ihnen hierdurch zuteil wird, wird Sie überzeugen, welches Vertrauen ich in Ihre Kriegserfahrenheit und in Ihren Patriotismus setze, und ich bin versichert, daß Sie demselben ganz entsprechen und mir und dem Vaterlande dadurch Veranlassung geben werden, Ihnen unsere besondere Erkenntlichkeit zu bezeigen. Friedrich Wilhelm an Blücher, den 28. Februar 1813.

Ich sollte von jetzt an den ganzen Krieg hindurch in Blüchers Nähe sein und bleiben. Gewiß, es gibt nicht leicht etwas Schwierigeres, als ein richtiges Urteil über diesen seltsamen Mann, der so unvergeßlich bleiben wird, wie der Krieg selbst, der doch auf eine ausgezeichnete Weise durch seinen Namen bezeichnet wird. . . . Er stellte das völlig Inkommensurable des wunderbaren Krieges dar, und eben daher ist es bei einer oberflächlichen Betrachtung seinen einseitigen Lobrednern ebenso leicht, durch ihn alle die übrigen ausgezeichneten Helden des Krieges in Schatten zu stellen, wie seinen Gegnern, ihn als ein leeres Phantom zu betrachten. Der strenge Sittenrichter wird manches an ihm zu tadeln finden und dennoch bildete er eben den intensiven moralischen Mittelpunkt des ganzen Krieges. Man kann ihn, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegsführung bildete, nicht einen großen besonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein solcher und mit Recht einen unsterblichen Ruhm erworben. In seiner Rede ließ er sich unbefangen gehen, und man glaubte den rohen ungebildeten Husarenoffizier zu hören: und dennoch brach eben seine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weise beherrschend, in bedeutenden Augenblicken so gewaltsam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Er war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber, als solcher, von grundloser Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war schnell und stark, und so konnte er fast bis zur Verzweiflung

Blücher

Gemälde von Gebauer

(Hohenzollernmuseum)

gebracht, in kurzen Momenten alles als verloren betrachten, aber diese Verzweiflung war ein kurz vorübergehender, schnell verschwindender Zustand, dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine größere Energie mitzuteilen. Dieser Entschluß war aber Napoleons Vernichtung; der entschiedene Haß gegen diesen Tyrannen war mit der zum Instinkt gewordenen Überzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen, aufs engste verschmolzen, und so handelte er mit der Sicherheit des Instinkts. Ebendaher bildete er den reinsten Gegensatz gegen Napoleon. Wenn dieser jede Phase der Revolution berechnend benutzte und von früher Jugend an die Umgebung und die nächsten Verhältnisse erst im engen, dann in immer weitern und weitern Kreisen zu beherrschen verstand, wie er der wilden, nach allen Richtungen sich ergießenden Überschwemmung der heranschwellenden Revolution die bestimmte Richtung eines mächtigen Stromes zu geben wußte, die alle Spuren freier und eigentümlicher Nationalität aus der Geschichte zu vernichten drohte; so trat Blücher nicht als ein Mann der ehrgeizigen Reflexion, vielmehr als eine mächtige Natur, mit jugendlicher Begeisterung in seinem siebenzigsten Jahre hervor. Er schien dazu berufen, in dem mächtigen Epos einer großen Zeit den dichterischen Umschwung zu bezeichnen, der bestimmt war, die Nichtigkeit der mächtigsten Überlegung und Reflexion, welche die Geschichte sah, zu verkündigen.

	XI	
Die Alliierten in Dresden im April 1813		

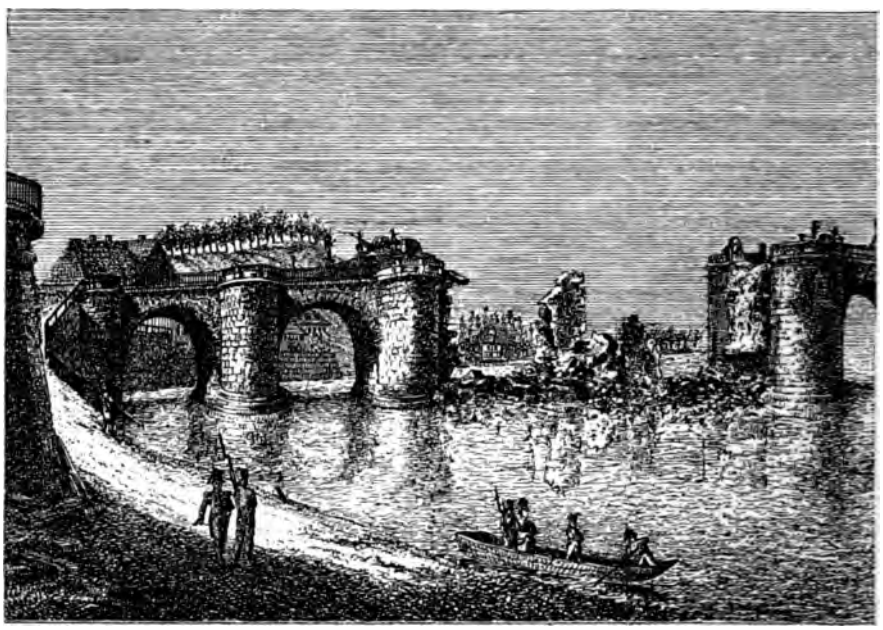
Seid mild und menschlich gegen dieses Volk und betrachtet die Sachsen als Freunde der heiligen Sache deutscher Unabhängigkeit, für welche wir die Waffen erhoben haben; betrachtet sie als zukünftige Bundesgenossen.

Aus Blüchers Proklamation „An die Truppen unter meinem Befehl" vom 23. März 1813.

1. Die Sprengung der Dresdener Augustusbrücke. (Böttiger.)

Seit dem 19. März 1813 steht dieses Monument, worauf jeder Sachse stolz war und stolz zu sein Ursache hatte, zertrümmert und verödet, und was fast fünf Jahrhunderte (seit 1344 unter Friedrich dem Ernsthaften) der Zerstörung der Zeit und der Menschengewalt kühn widerstanden hatte, ward in wenigen Minuten durchschnitten und auf lange Zeit unbrauchbar gemacht. Die obersten französischen Behörden hatten unwiderruflich ihre Zerstörung angeordnet. Es fehlte nicht an ehrerbietigen, nicht an dringenden Vorstellungen. Aber der gebieterischen Notwendigkeit des Kriegs weicht die friedliche Fürbitte. Unter Leitung französischer und sächsischer Ingenieur- und Artillerieoffiziere hatten dreißig Bergleute, aus Freiberg verschrieben, den vierten Pfeiler von der Altstadt her und die zwei von ihm getragenen Brückenbogen so durchgraben und eine Art von Globe de compression bezweckend, so mit Pulverröhren ausgefüllt, daß der zerstörende Augenblick schnell und ohne alle Beschädigung der Nachbarschaft vorüberging. Alle Einwohner zitterten vor der Gewalt einer Explosion

von 13 Zentner Pulver, die, weniger klug geleitet, große Verwüſtung befürchten ließ. Drei Kanonenſchüſſe verkündeten den entſcheidenden Moment. Er war vorüber, als die meiſten noch mit Ängſtlichkeit ſeine Wirkung erwarteten. Nur in der Nähe hatte man ein doppeltes dumpfes Krachen vernommen, mit welchem, nachdem eine hochaufſchießende Staubwolke und ein aufblitzender Feuerſtrahl die Zerſtörung im Innern angedeutet hatte, beide Bogen und der größte Teil



Öſtliche Anſicht der Elbbrücke zu Dresden
ſeit dem 19. März 1813
Stich von P. Mart

des ſie unterſtützenden Pfeilers in die dahinſtrömenden Fluten herabgeſunken waren, welche auch, obgleich hier die höchſte Spannung der Brücke und die reißendſte Strömung iſt, dennoch von den emporragenden Trümmern ſogleich gedämmt und auf die benachbarten Bogen zurückgedrängt wurden. Noch ſtarren die alten mit eiſernen Klammern gebundenen Quadern, noch die gebrochenen Eiſengeländer aus den anſpielenden Gewäſſern hervor, und wo noch vor kurzem in regeſtem Gewimmel Wagen, Reiter und Fußgänger hin und her wogten, ſtieg bald auf angelegten Leitern nur noch ein einzelner Fußgänger mit kühnem Wageſtück hin und her.

2. Stein über den Hang der Deutſchen zur Spekulation. (Steffens.)

Goethe kam nach Dresden auf ſeiner gewöhnlichen Badereiſe nach Karlsbad und Teplitz; ſein Anblick und ſeine Rede waren gleich unerfreulich; der erſte ſprach aufgeſtörte Unruhe; die zweite ungläubige Hoffnungsloſigkeit. Da rief er einmal aus, indem Körner über ſeinen Sohn ſprach und auf deſſen an der Wand hangenden Säbel wies: O ihr Guten, ſchüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet ſie nicht zerbrechen, der Mann iſt euch zu groß.

Äußerung Goethes im Körnerſchen Hauſe, vermutlich am 21. April 1813. (Nach dem Bericht E. M. Arndts.)

In Dresden fand ich Stein mit Moritz Arndt und konnte mehrere Tage, von dem kleinen Dienſt befreit, dort zubringen [Anfang April 1813]. Hier trat ich dem großen Deutſchen zuerſt näher. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie man ihm entſchieden entgegentreten mußte, ſollte man nicht von ihm ſich durchaus überwältigen laſſen; aber der Kampf, den ich doch manchmal hier zu beſtehen hatte, war auf einem Felde, auf welchem ich mein ganzes Leben hindurch eingeübt war. Ich kannte meine Waffen, ihre Wirkung und wußte ſie zu brauchen; der Kampf war ein freundſchaftlicher, aber doch nicht ſelten harter, und ich war keineswegs geneigt, nachzugeben; und je entſchiedener der Streit ward, deſto klarer ſchien es mir, als wenn der Baron von Stein eine Luſt daran fände, ihn hervorzurufen. Er, der mächtige Mann der unmittelbaren Tat, der den Augenblick, wie er ihm vorlag, ergriff, durchſchaute und zu beherrſchen wußte, war oder äußerte ſich wenigſtens als ein Feind der Spekulation und griff mich als einen ſpekulativ konſtruierenden geradezu ſchonungslos und mit Härte an, als wollte er den Verſuch anſtellen, ob ich ihn zu bekämpfen wagte. Sein Angriff war mir eine Ausforderung und ich nahm ſie an. Ich ward einigemal in Dresden zur Tafel geladen; nur Moritz Arndt und ich waren die Gäſte. „Eure Konſtruktionen a priori," ſagte er, „ſind leere Worte, armſeliges Schulgeſchwätz und recht eigentlich dazu gemacht, alle Taten zu lähmen." — „Exzellenz," antwortete ich, „wenn ich auch a priori konſtruiere, was ich keineswegs zugebe, ſo hätte doch dieſe vermeintliche Konſtruktion eine praktiſche Richtung, ich würde ſonſt nicht das Glück haben, in dieſem Augenblicke in dieſem Kleide Ihnen gegenüber zu ſtehen. Aber die Bemühung, alles, was man innerlich erfährt, alles, was man wahrhaft erlebt, als das, was es iſt, nicht bloß, was es ſcheint, in geiſtiger Einheit zu erkennen, iſt nicht eine willkürliche Geburt von dieſem oder jenem, es iſt eine wahrhaft deutſche, und wenn mein großer Lehrer und Freund Schelling, die tiefe nationale Richtung beherrſcht, ſo iſt es, weil er wie alle Herrſcher aus ihr hervorgegangen iſt". — „Ja," antwortete Stein, „das weiß ich wohl, daß die deutſche Jugend von dieſer leeren ſpekulativen Krankheit angeſteckt iſt; der Deutſche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und iſt von jeher eine ſichere Beute ſeiner ſchlaueren und gewandteren Feinde geworden." — „Exzellenz," antworte ich, „zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weiſe ſich in Maſſe erhoben, dennoch iſt eine nicht geringe Zahl zu Hauſe geblieben. Ich möchte eine Wette darauf

wagen, daß kein einziger Angeſteckter unter dieſen iſt. Wer iſt kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entſchiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geiſtigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei ſpekulativ grübelnden Deutſchen, Fichte und Schleiermacher? Das a priori Konſtruieren," fuhr ich fort, „findet oft da ſtatt, wo man es eben bekämpft, und Ew. Exzellenz haben ein zu großartig tätiges Leben geführt, als daß Ihnen viel Zeit bleiben ſollte, ſich um unſere Grübeleien zu bekümmern; doch ſelbſt unpraktiſch ſcheint es mir, eine Geiſtesrichtung zu überſehen, die, wie Sie bekennen und beklagen, ein weſentliches Element der Nation iſt." Ich erſchrak faſt über die etwas derbe Freimütigkeit, mit der ich mich geäußert hatte. Stein polterte und tat zornig, lachte aber dabei laut auf. „Am Ende," rief er aus, „bin ich ſelbſt ein unpraktiſcher Grübler, der ſich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert". Ich aber ſchien, eben durch dieſe unbefangene Art mich zu äußern, bei ihm gewonnen zu haben, und nie war es mir notwendiger, die große Zukunft in ihrer mächtigen Bedeutung zu überſchauen, als damals, wo meine Beſchäftigung ſelbſt mich keineswegs ſtärkte oder ermunterte. Baron v. Stein fing in Dresden wie bekannt, ſeine großartige Beſchäftigung als General-Adminiſtrator aller von Napoleon beherrſchten deutſchen Länder, die wir dem mächtigen Feinde abzugewinnen hofften, an, und zwar nach Prinzipien, die er ſelbſt entworfen hatte. Jetzt beſaß er dieſes große Amt freilich nur in partibus infidelium, und der Anfang des Krieges zerſtörte es ganz, gottlob! nur vorübergehend.

3. Friedrich Wilhelm über den König von Sachſen. (Boyen.)

Der König, mein Herr, empfand dieſes Benehmen des Königs von Sachſen ſehr tief und benutzte eine Gelegenheit, um dies noch vor dem Ausmarſch aus Dresden ziemlich laut auszuſprechen. Ich glaube, es war den zweiten Tag unſeres Aufenthaltes in Dresden [29. April], als ich mich nachmittags in der Gemäldegalerie befand, wo auch bald darauf der König eintrat und, indem ich mich nun an ſein Gefolge anſchloß, die Sammlung beſah, während um den König ſich die Zahl der ſtädtiſchen Zuſchauer in den Sälen immer mehr anhäufte. Jeden Augenblick ſtießen wir bei unſeren Wanderungen auf einen leeren Raum, da das Bild, welches ſonſt da hing, kürzlich weggenommen war. Dies kam zu häufig vor, als daß es nicht dem Könige auffallen ſollte, und nach vielen Komplimenten mußte der ſchon etwas in Tranſpiration geratene Galerie-Inſpektor mit den zierlichſten Redensarten geſtehen: daß man aus Vorſicht, wegen zu beſorgender Kriegsereigniſſe, die wichtigſten Gemälde nach dem Königſtein gebracht habe. Dies nahm nun der König gewaltig übel und ſagte ganz laut: „Es iſt niemals meine Manier geweſen, andern ihr Privateigentum zu nehmen, und es iſt dies eine Beleidigung meiner Geſinnungen und der des Kaiſers von Rußland, doch muß man ſich nicht wundern, der König von Sachſen hat, wie ich es zu meinem Schaden erfahren habe, ſchon lange die Grundſätze ſeines Verbündeten angenommen, und da iſt denn ein Mißtrauen wegen verdienter Repreſſalien wohl zu erwarten."

Wenn man bedenkt, daß der König auch von Sachſen aus in den früheren vertraulichen Mitteilungen immer auf einen günſtigen Umſchwung der Dinge,

Leben und Thaten

des

Tyrannen Davouſt.

Brüder, gält es Gut und Blut,
Dem Verdienſte ſeine Krone,
Untergang der Tigerbrut!

Mit dem colorirten Bildniſſe Davouſt's.

Teutſchland 1814.

bis zu welchem man das fremde Joch anscheinend geduldig tragen müsse, vertröstet war, so kann man es sich wohl erklären, daß dem Könige jetzt, nachdem jener Umschwung der Dinge gekommen war, dieses Zurücktreten Sachsens doppelt schmerzlich und als ein eigentliches Im-Stich-lassen erschien; die, wie ich schon erwähnte, zahlreichen Zuschauer in der Galerie schienen indes über die obige Äußerung nicht wenig betreten und wußten eigentlich nicht recht, in welche Falten sie ihre Gesichter legen sollten.

4. Russische Einquartierung in Pulsnitz. (Ernst Rietschel.)

Als ich acht Jahre alt war, begann die verhängnisvolle Kriegsperiode von 1812—13. Jetzt traten diese Ereignisse, alles andere mehr zurückdrängend, in den Vordergrund. Ich erinnere mich lebhaft jener wechselnden Eindrücke von Jubel, wenn Soldaten kamen, einquartiert wurden, und von unglücklicher Stimmung, traf der für unser Haus bestimmte Mann nicht gleich ein. Es war ein wahres Entzücken, als die ersten Kosaken, verschiedene kleine Piketts, welche von Kamenz aus das Terrain rekognoszierten, ankamen. Wir wurden der Schule entlassen und trieben uns unter den Pferden und ihren Reitern, welche nach Juften rochen, herum; dieser Geruch war so neu und energisch, daß er uns als ein wunderbarer Odeur anzog und die Kosaken in einen geheimnisvollen Äther einhüllte. Hatten sich doch dieselben durch vorlaufende Gerüchte in unserer Kinderphantasie zu Wesen ganz besonderer Art gestaltet, wilde, kecke Reiter, abenteuerlich, roh und gutmütig, aus Himmelsgegenden, die Tausende von Meilen entfernt sein sollten. Da sie Kinder sehr liebten, bestrebte sich jedes von uns, von irgendeinem derselben einen Kuß zu erhalten. Als sie uns aber gar in Reih und Glied stellten und wir auf Kommando „Hurra, Alexander!" rufen und die Mützen in die Höhe werfen mußten, war des Jubels kein Ende, und ich konnte nicht begreifen, wie meine Eltern, als ich ihnen zu Hause mein Glück erzählte, nicht einstimmen wollten und mich einen „dummen Jungen" nannten.

Einmal wurde ein Baschkir bei uns einquartiert, er wollte Stallung für sein Pferd haben, die wir nicht schaffen konnten. Da die Eltern sich mit ihm nicht verständigten, so brachte er zu seiner Hilfe einen Kosakenunteroffizier mit, einen netten Burschen. Ich saß an meinem Tischchen und malte und gab ihm zu verstehen, daß ich ihn abmalen wollte. Flugs stellte er sich hin, ich ging ans Werk, zeichnete die ganze Figur, kolorierte sie, und er erfreute sich des schwachen Abbildes so, daß er mir eine kleine Münze gab, den Baschkiren samt seinem Pferde mit sich fortnahm und meine Eltern für diesmal aller Sorgen überhob.....

In der letzten Zeit vor der Einnahme Dresdens, als der Wechsel größerer und kleinerer Truppenkorps unaufhörlich war und eine so strenge Kriegszucht nicht eingehalten wurde wie später, als die geregelten Durchmärsche größerer Truppenkörper erfolgten, wurden meine Eltern durch Kosaken geplündert. Russen verschiedener Waffengattungen hielten das Städtchen besetzt. Jeder schloß sich in seinem Hause ein und öffnete nicht, wenn nicht eine befreundete Stimme darum bat. Mein Vater hatte des Abends ein Lämpchen in die Ofenröhre gesetzt,

damit auch durch die geschlossenen Fensterladen kein Mensch ein Licht erblicken möchte. Es war 10 Uhr abends, als es bescheiden klopfte; alles totenstill auf der Gasse. Mein Vater fragt: „Wer ist da?“ und die Antwort: „Machen Sie doch auf!“ ließ ihn nicht zögern zu öffnen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als zehn Kosaken sich hereindrängen, jeder ein Talglicht aus der Tasche zieht, und sich nun im Hause zerstreuen. Mein Vater entreißt dem einen derselben ein Bündel Kleider und Wäsche, was er zum Mitnehmen ausgewählt, und eilt fort, um es vielleicht einem Nachbar zu übergeben, während meine Mutter auf der Gasse laut nach dem Kapitän ruft. Als die Kerls das Rufen vernehmen, stürzen sie die Treppe hinunter auf die Gasse. Meine Mutter schlägt im finstern ungesehen nach dem letzten die Haustür so heftig zu, daß dieser die Stufen vor derselben hinabstürzt, die andern lachen und schleichen sacht davon.

XII

Großgörschen

Ich trage Ihnen auf, der Armee für die große Tapferkeit und Anstrengung, mit der sie gestern gefochten hat, meine ungeteilte Zufriedenheit und meinen Dank auszudrücken. Sie hat ohne Ausnahme geleistet, was Kühnheit und Disziplin vermögen, und dem preußischen Namen die höchste Ehre gemacht. Wenn die Armee bei diesem Geiste beharrt, so wird sie jede Widerwärtigkeit überwinden und das Ziel ihrer Anstrengung gewiß erreichen. Mit dem größten Eifer wird daran gearbeitet, unsere Streitkräfte zu vermehren, um den Verlust des gestrigen Tages, der dem Feinde weit mehr als uns kostet, schnell zu ersetzen.

Königliches Handschreiben an Blücher. Groitzsch, den 3. Mai 1813.

Soldaten, ich bin mit Euch zufrieden! . . . Ihr habt in der berühmten Schlacht vom 2. Mai die vom Kaiser Alexander und vom König von Preußen befehligte russische und preußische Armee geschlagen und in die Flucht gejagt. Ihr habt dem Ruhm meiner Adler einen neuen Glanz gegeben. . . . Die Schlacht bei Lützen wird höher gestellt werden als die Schlachten bei Austerlitz, Jena, Friedland und an der Moskwa.

Proklamation Napoleons an die Armee vom 3. Mai 1813 aus dem kaiserlichen Hauptquartier Lützen.

Guten Morgen, Kinder! — Dit Mal hat et gut gegangen; de Franzosen sind et gewahr worden, mit wem se zu duhn hebben. Der König läßt sich bedanken bei Euch. (Er schwenkt seine Feldmütze.) — Dat Pulwer is alle; darum gehn wir zurück bet hinder de Elbe. Da kommen mehr Kameraden und bringen uns wedder Pulwer un Blei; un denn gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de schwere Noth kriegen! — Wer nu segt, det wir reteriren, dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl! Guten Morgen, Kinder!

Ansprache Blüchers an seine Soldaten auf dem Rückzuge nach Großgörschen am 4. Mai 1813.

1. Die Schlacht. (Wolzogen, Adjutant Kaiser Alexanders.)

Als es entschieden war, daß der Feind die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, sowie Rahna und Kaja besetzt hatte, griff zuerst die preußische Brigade des Obersten von Klüx vom Blücherschen Korps das erstgenannte Dorf mit dem größten Ungestüm an und nahm es, sowie auch das Dorf Klein-

Görschen, wurde jedoch bald darauf aus beiden wieder herausgeworfen, worauf die zweite Brigade des Blücherschen Korps unter General von Zieten vorrückte und dasselbe Schicksal erfuhr, so daß auch noch die preußischen Garden unter General von Röder, welche die Reservebrigade des Blücherschen Korps bildeten, ins Gefecht geschickt werden mußten. Endlich wurde auch noch das Yorksche Korps zum Angriff der Dörfer verwendet; aber der Eroberung der Dörfer folgte immer von neuem deren Verlust. Währenddessen rückte die preußische Kavallerie gegen das Dorf Starsiedel vor und machte mehrere glückliche Chargen in die rechte Flanke der Franzosen, die sich noch immer bei den obengenannten Dörfern hielten. Die Monarchen hatten sich auf einen Hügel eine Viertelmeile von Groß-Görschen begeben, von wo sie das Schlachtfeld gut übersehen konnten, ohne sich der Gefahr zu exponieren. Dem Kaiser Alexander aber war es darum zu tun, seinen Mut zu zeigen, weil er seit Austerlitz nicht mehr vor dem Feinde gewesen und damals durch die Flucht der Seinen mit fortgerissen worden war. Er begab sich daher ohne alle Not plötzlich in das heftigste Feuer, so daß Wittgenstein immer nur damit beschäftigt war, ihn wieder glücklich herauszubringen. Immittelst kommandierte eigentlich niemand oder vielmehr jedermann: der Kaiser, d'Auvray, Diebitsch, Blücher, Scharnhorst (welche beide bald verwundet wurden), ja, selbst die Generaladjutanten des Kaisers — am allerwenigsten aber Wittgenstein, der gar nicht einmal recht wußte, wie die Brigaden und Regimenter standen. So geschah es denn, daß lauter partielle Angriffe ohne Zusammenhang stattfanden, anstatt, daß man gleich alle Haubitzen aus der Armee hätte zusammenziehen und die vor der Schlachtlinie liegenden Dörfer so rasch als möglich zerstören sollen, um dann den Feind mit konzentrierter Kraft angreifen zu können. So aber wurde fast nur Bataillon für Bataillon gegen die Dörfer vorgeführt, welches Angriffssystem natürlich von beiden Seiten einen großen Verlust nach sich zog. Freilich hätte aber auch die Kavallerie des Generals Winzingerode, sowie die russische Reserve-Kavallerie auf dem linken Flügel tätiger sein und die Preußen besser unterstützen sollen.

Nachmittags bemerkte man, daß die Franzosen auch Eisdorf (nordöstlich hinter Groß- und Klein-Görschen) besetzten und dadurch unsere rechte Flanke zu umgehen drohten. Als mir der Kaiser dieserhalb befahl, eine Division des Korps vom Prinzen Eugen von Württemberg, das den äußersten linken Flügel des russischen Heeres bildete, auf den rechten Flügel nach Eisdorf zu führen, erlaubte ich mir, ihm dagegen die Bemerkung zu machen, daß bei einer Schlacht, in der jeder, und sogar Sr. Majestät Adjutanten, kommandierten, unmöglich etwas Gescheites herauskommen könnte; ich würde daher jedenfalls vorher dem Grafen Wittgenstein Anzeige davon machen, daß Se. Majestät über diese Division verfügt hätten. Zugleich aber müßte ich anheimstellen, ob es nicht kürzer wäre, dem Prinzen Eugen den weiten Marsch zu ersparen und lieber eine Division aus der Reserve nach Eisdorf zu detachieren? Da jedoch der Kaiser hierauf keine bestimmte Antwort erteilte, so blieb mir nichts übrig, als meine eigene Ansicht gefangen zu geben und den Prinzen dem Befehle gemäß gegen Eisdorf zu führen, welches er auch bald einnahm, jedoch kurze Zeit darauf wieder verlassen mußte, weil mittlerweile der Vizekönig von

Fürſt von Sayn-Wittgenſtein-Ludwigsburg

Gemalt von Dähling, geſtochen von Bolt. 1813

(Berliner Kupferſtichkabinett)

Italien (es war schon Abend geworden) mit einer drei Divisionen starken Kolonne auf dem Schlachtfelde ankam und seinen Marsch auf Eisdorf richtete. Indessen waren aber auch aus der Reserve der Russen Verstärkungen angekommen, und namentlich hatte sich General Konownizin mit drei Grenadierregimentern auf den Feind geworfen und drang — obwohl selbst bald verwundet — bis gegen Eisdorf vor. Dies war der letzte Akt des Gefechts auf dieser Seite, obschon die Kanonade noch bis gegen 9 Uhr nachts fortdauerte. Im Zentrum hatten sich die Franzosen der Dörfer Kaja, Rahna und Klein-Görschen definitiv wieder bemächtigt, und die Preußen waren nur noch im Besitze von Groß-Görschen.

Es wurde nun an dem sogenannten Monarchenhügel seitens der Alliierten beratschlagt, was weiter zu tun sei, und ob die Schlacht am andern Morgen fortgesetzt werden sollte. Kaiser Alexander hatte große Lust dazu; als indessen General Yermolow, der Chef der russischen Artillerie, erklärte, daß er keine Munition mehr habe, so wurde der Kaiser zwar sehr ungehalten hierüber, sah indessen doch ein, daß nun nichts anderes übrig bleibe, als den Rückzug anzutreten. Infolgedessen wurde der Befehl sogleich erteilt, daß fürs erste die schwere Artillerie und die Reserve auf Dresden zurückgehen, die Armee aber die Nacht über noch auf dem Schlachtfelde bleiben sollte.

Als dieser Entschluß gefaßt worden war, hörte ich auf einmal einen alten preußischen General, welcher den Arm in einer Binde trug, sich sehr dagegen ereifern: „Was! All das Blut sollte hier umsonst geflossen sein?!" rief er aus. „Nie und nimmermehr gehe ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich diejenigen schämen sollen, die das Wort Rückzug ausgesprochen haben!" In der Dunkelheit vermochte ich den Mann, der diese Worte ganz laut sprach, so daß die Monarchen sie recht gut hören konnten, nicht zu erkennen und erkundigte mich daher, wer er sei, worauf ich die Antwort erhielt: „Blücher!" Ich erzähle diese Anekdote als einen Beweis dafür, welche ungemeine Lebenskraft dieser nun bereits 70jährige Greis noch besaß; denn auch er war schon um 2 Uhr von Rötha ausgeritten und bis jetzt — abends um 9 Uhr —, größtenteils zu Pferde, im heißesten Kampfe geblieben; überdies war er schon am Mittag im Arm verwundet worden. Demungeachtet projektierte er nach 19stündiger Anstrengung noch einen Kavallerieangriff, welcher auch unter dem Obersten von Dolffs von der preußischen Reservekavallerie wirklich ausgeführt wurde, indessen insofern keinen großen Erfolg haben konnte, als die tiefe Dunkelheit und ein fataler Hohlweg, in welchem die Kavallerie vollständig auseinanderkam, die baldige Umkehr derselben nötig machte. Doch wurde Napoleons Hauptquartier, welches hinter den mehrgenannten Dörfern biwakierte, gesprengt, und die französische Armee erhielt den Befehl, sich weiter zurückzuziehen und mithin das Schlachtfeld zu räumen.

2. Altenburger Erlebnisse während der Schlacht bei Groß-Görschen. (Johann Wilhelm Zinkeisen.)

Am tiefsten ist mir der Tag der Schlacht bei Lützen aus dieser Zeit in Seele und Gedächtnis eingegraben geblieben. Alles war an dem schönen Mai-

Durch einen in diesem Augenblick aus Dresden eingetroffenen Courier haben wir nachstehende erfreuliche Nachricht erhalten

Dresden den 4ten May Morgens 2 Uhr

Durch einer so eben aus dem Hauptquartier eingetroffenen officiellen Nachricht, ist den 2ten dieses Monats zwischen Weissenfels und Leipzig eine blutige Schlacht geliefert worden, in welcher die verbündeten Truppen das Schlachtfeld behauptet haben. Man erwartet stündlich die nähern Umstände.

Breslau den 5ten May 1813. Mittags.

Königliches Militair-Gouvernement von Schlesien.

Der Militair Gouverneur
Graf von Goetzen.

Der Civil-Gouverneur
Freyherr von Altenstein.

Maueranschlag über die Schlacht bei Groß-Görschen

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

tage vom früheſten Morgen in der größten Bewegung und Spannung. Die widerſprechendſten Gerüchte durchkreuzten ſich. Brockhaus [der bekannte Verlagsbuchhändler] war am Vormittage mehrere Male beim Vater und blieb dann bei uns zu Tiſche. Der Oberſt von dem damals in Altenburg liegenden Korps des Generals Miloradowitſch, welcher bei meinen Eltern mit ſeinen Adjutanten Quartier hatte, machte ein ſehr bedenkliches Geſicht. Man ſprach ſchon davon, daß es gut ſein würde, wenigſtens die Familie wo anderwärts hin in Sicherheit zu bringen. Während des Eſſens brachte eine Ordonnanz die Nachricht, man höre vor der Stadt ganz deutlich den Kanonendonner, welcher aus der Gegend zwiſchen Leipzig und Lützen zu kommen ſcheine; es ſei als ob er immer näher rücke; die Preußen ſeien geſchlagen uſw. Brockhaus wurde nun ſehr unruhig, ſprang plötzlich vom Tiſche auf und rief: „Wir müſſen raus; kommt, Kinder, mit hinter den Pohlhof, da wird man's am beſten hören!“ Mit dieſen Worten nahm er mich ohne weiteres bei der Hand und forderte die ganze Geſellſchaft auf, ihm zu folgen, was ſie auch tat. Auf den weiten Pohlhofsfeldern nach Leipzig zu hatte damals das oben genannte Korps in unabſehbaren Reihen von Strohhütten ſein Lager aufgeſchlagen. Hinter demſelben ſuchte Brockhaus einen etwas höher liegenden Punkt aus, warf ſich dort zur Erde und ſagte bei jedem Kanonenſchuß, den er mittels der Fortpflanzung des Schalles durch den Erdboden vernahm: „Sehr deutlich! ſehr deutlich!“ Mir klingen die Worte noch in den Ohren. Ich wollte ihnen den trefflichen Mann dabei malen. Wir Kinder hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als dem Beiſpiele desſelben zu folgen, und vernahmen nun mit Jubel auch ganz deutlich den Kanonendonner, während mein Vater mit ſehr bedenklicher Miene daneben ſtand und, die Taſchenuhr in der Hand, die dumpfen Kanonenſchläge nach der Minute zählte. Je vernehmlicher ſie aber wurden, deſto ernſter ſchien ihm die Lage zu werden. Nach einer Stunde etwa eilte man in die Stadt zurück. Brockhaus brachte am Nachmittage wieder verſchiedene unbeſtimmte und beängſtigende Nachrichten. Er war auch noch am Abend wieder bei uns, wo alles, wie es damals Brauch war, um den großen runden Tiſch ſaß und Scharpie zupfte. Da ertönt plötzlich Alarm durch die Straßen, und zu gleicher Zeit ſieht man vor der Stadt eine ungeheuere Feuerſäule aufſteigen. Miloradowitſch hatte Befehl erhalten, noch in der Nacht nach Lützen hin aufzubrechen, und vorher ſein ganzes Lager in Brand geſteckt.

3. Rückzugsſzenen in Dresden. (Nieritz.)

Es war in den erſten Tagen des Maimonats 1813, als zu uns die Kunde kam von der erſten großen Schlacht, welche in der Nähe des Städtchens Lützen und des Dorfs Groß-Görſchen geſchlagen worden war. Dort hatte eine neue große franzöſiſche Armee, welche Napoleons raſtloſer Geiſt und Feuereifer gebildet, den herandringenden Ruſſen und Preußen ſich entgegengeſtellt.

„Wir haben“ — ſchloß ein an den Straßenecken angeſchlagener, preußiſcher Bericht von jener Schlacht — „einen ſchönen Sieg errungen, den Feind geſchlagen und das Schlachtfeld behauptet.“

Dieſer Bericht glich völlig dem Ausſpruch eines Arztes, der, nachdem er ſich von dem hoffnungsloſen Zuſtand eines Kranken überzeugt hat, denſelben doch noch mit einer Beſſerung und Wiederherſtellung tröſtet. Denn nur zu bald zeigte ſich's, daß es mit dem erfochtenen ſchönen Siege eine große Unwahrheit war. Nicht allein, daß lange Reihen von Wagen mit Verwundeten der Siegesnachricht nachfolgten, ſondern es ſchloſſen ſich denſelben ungeordnete Kriegerhaufen an, welche rückwärts flüchteten.

Der Preußenkönig kehrte nach Dresden in ſeine vorige Wohnung zurück, vor welcher ſich eine große Menge bekümmerter Einwohner anſammelte [v. Rackwitzſches Grundſtück neben dem japaniſchen Palais]. Die Angſt wuchs, als man den König nebſt ſeinem Sohne den Reiſewagen beſteigen ſah, und jene war's, welche dem Volkshaufen den Mut verlieh, den König um den Stand der Dinge zu befragen. Ich war Ohrenzeuge der Antwort, welche der König leutſelig erteilte und die alſo lautete: „Seid ruhig, Kinder! Wir haben einen ſchönen Sieg erfochten. Es wird alles noch gut werden."

Die Troſtworte ſtanden aber mit der Tat nicht im Einklange, denn der König fuhr durch dasſelbe Tor davon, durch welches er vor wenigen Wochen als unſer freudig bewillkommneter Befreier ſeinen Einzug gehalten hatte [Bautzner Tor]. Bald ſchwand auch der letzte Zweifel, auf weſſen Seite der Sieg geweſen ſei. In drei dichten Heerſäulen wälzte ſich die verbündete Armee dem Elbſtrome zu und ergoß ſich, bunt durchmengt, in eiliger Flucht über die drei Brücken daher. Wie kontraſtierten dieſer Rückzug und das ſchmerzliche Wimmern der Schwerverwundeten bei dem Rumpeln der Bauerwagen über das harte Straßenpflaſter mit den ſchönen, warmen Maitagen? wie ſehr das freudige Jubilieren der Lerche in der blauen, ſonnigen Luft mit dem dumpfen Schweigen der Regimentsmuſik! Keine Trommel, keine Trompete, kein Horn regelten mit ihren Klängen den eilenden Marſch der Krieger, die nur darauf bedacht waren, den ſchützenden Strom zwiſchen ſich und den verfolgenden Feind zu bringen. Wie vordem die Franzoſen, ſo zogen jetzt die Verbündeten alle Fahrzeuge an das diesſeitige Stromufer. . . .

Nun war das linke Elbufer wieder in dem Beſitz der Franzoſen, das rechte dagegen von den Ruſſen und Preußen beſetzt, welche den Rückzug ihrer Armee möglichſt lange gegen den nachrückenden Feind decken ſollten. Franzöſiſche Schützen beſetzten die kleinen Häuſer des ſogenannten italieniſchen Dörfchens am Flußrande, ſowie das platte, hochgelegene Dach der katholiſchen Kirche, von beiden Orten ein lebhaftes Feuer gegen ihre Feinde am jenſeitigen Ufer unterhaltend, das von dieſen ebenſo aus dem Blockhauſe [Kriegsminiſterium] und den beiden Einnehmerhäuschen am Ende des Blockhausgäßchens erwidert wurde. Überdies hatten die Franzoſen einige Kanonen auf dem noch nicht abgetragenen Zwingerwall, die Ruſſen dagegen auf dem Wall im Palaisgarten poſtiert, von wo aus beide Teile ihre faſt niemals treffenden Schüſſe wechſelten. . . .

Napoleon ſelbſt widmete dem Brückenbau wiederholt ſeine Gegenwart, ja er ſoll ſelbſt dabei mit Hand angelegt haben, wie ein darüber erſchienenes Bild darſtellt. Noch waren nicht ſämtliche Holzblöcke und Stützen in der Brückenlücke aufgeſtellt, als bereits die franzöſiſche Armee über das ſchwankende Bau-

werk hinübereilte. Unter ihren Fußtritten, wie unter den Hufen der Roſſe und unter dem noch ungleich ſtärkeren Dröhnen der Geſchütze verſtummte der Lärm der unter ihnen arbeitenden Zimmerleute, die oft befürchten mußten, daß ihr noch loſes Machwerk über ihren Häuptern zuſammenbrechen und ſie begraben möchte. Einen ganzen langen Maitag hindurch marſchierte Regiment an Regiment in den breiteſten Reihen über die Elbbrücke und durch das Bautzener Tor den Verbündeten auf dem Fuße nach, deren Nachhut ohne weiteren Widerſtand unſere Neuſtadt geräumt und ſich auf ihr Hauptheer zurückgezogen hatte. Bereits waren die erſten Franzoſen über die Elbbrücke nach der Neuſtadt vorgedrungen, als ſich in deren Hauptſtraße noch ein einzelner, verwegener Koſak ſehen ließ. Die Feinde beſſer beobachten zu können, hatte er ſich kerzengerade auf ſeinen Sattel geſtellt und jagte nicht eher von dannen, als bis ihm die Franzoſen ganz nahe gerückt waren.

Nun erlaubte man uns, die Sternwarte auf unſerm Malzhauſe zu beſteigen, um der fliehenden, ſowie der ſolche verfolgenden Armee nachzuſehen. Nicht lange und wir erblickten nach Oſten hin eine ungeheure Rauchwolke den Horizont verhüllen. Es war die Stadt Biſchofswerda, welche, von den Franzoſen ganz unnötigerweiſe in Brand geſteckt, in vollen Flammen ſtand.

4. Krankenpflege nach der Groß-Görſchener Schlacht in Leipzig. (Carus.)

Weſtlich von Leipzig, an dem ſtillen Waſſer der Parthe, liegt am Rande des Roſentals ein großes ſogenanntes Vorwerk, ein Meierhof, mit weitläufigen Ställen, Speichern und Scheunen, genannt Pfaffendorf; dort wurde mir dieſe für mich ganz neue Tätigkeit [Einrichtung eines Militärhoſpitals] angewieſen, und einer der Flügel mit ſeinen ehemaligen Kornböden und Schuppen ſollte das Lokal abgeben, aus welchem durch ſchnell eingezogene Wände nun Krankenſäle, Pharmazie und Wärter- und Chirurgenbehauſung hergeſtellt werden mußten.

So war ich nun mit einem Mal aus den ſtillen Kreiſen meines Hauſes, meiner Studien und meiner Vorträge in ein vielbewegtes Treiben gedrängt. Die Krankenſäle füllten ſich raſch, und ich hatte täglich gegen zweihundert Kranke zu ſehen. Dabei waren die weitern Einrichtungen mir ganz überlaſſen. Ich entwarf ſogleich zu dieſem für mich neuen Dienſt eine eigene kleine ſehr einfache Pharmakopöe, wenig zuſammengeſetzte Arzneien waren mit Nummern bezeichnet, um ſchnell in die Tabellen eingetragen werden zu können und dem mir beigegebenen Pharmazeuten eine raſche Förderung des ſo großen Arzneibedarfs möglich zu machen; ebenſo wurden die verſchiedenen Diäten durch Ziffern ausgedrückt und der Dienſt meiner Unterchirurgen und Wärter möglichſt vereinfacht. Da mir gar keine beſondere Inſtruktion für ſolchen Hoſpitaldienſt zugekommen war, ſo freute es mich um ſo mehr, daß meine für den Augenblick entworfene Beſtimmung den Beifall der Behörden davontrug. Den größten Teil des Vormittags brachte ich ſo in meinem Spital zu und hatte oftmals auch nachmittags wiederholten Beſuch dort zu geben; außerdem verſahen ein paar beigegebene

Unterärzte den Dienst, und bald fehlte es auch nicht, daß diese gewechselt werden mußten, indem sie Typhus bekamen und der eine starb. Glücklicherweise herrschten anfangs bei den neuen Räumen und der noch nicht zu überhäuften Zahl der Kranken bösartige Fieber nicht mit zu großer Heftigkeit, indes verloren wir doch immer viele Leute. Die sonderbarsten Erscheinungen kamen dabei vor. Die jungen Konskribierten, welche Frankreich zu Hunderttausenden wieder in fremde Länder senden mußte, waren der Anstrengungen noch nicht gewohnt und fielen häufig in Krankheit und nicht selten in heftige Delirien. Ein paarmal geschah es, daß ein Kranker dieser Art die Abwesenheit eines Wärters benutzte, entfloh und in das Wasser vor dem Spital hineinlief. Bald wurde er bemerkt, zurückgeholt und zu Bett gebracht, und die forcierte Erfrischung pflegte dann fast nie großen Nachteil zu hinterlassen. Andere mal scheuchten auch solche aufspringende Kranke die Wärter schnell zurück, indem sie ihnen das Wort „Kosak" zuriefen. Desgleichen unter den Verwundeten fehlte es nicht an seltsamen Fällen, nur daß es an Zeit gebrach, sie ausführlich zu beobachten und zum Vorteil der Wissenschaft auszubeuten. So lag mir da eine Zeitlang ein Grenadier von der Garde, den eine Flintenkugel mitten durchbohrt hatte, am Rückgrat ausdringend, und der Mann war weder sehr leidend, noch war irgend an der völligen Heilung zu zweifeln, und dergleichen mehr. Später mußte ich noch eine neue Abteilung einrichten, in welcher kranke und verwundete russische Gefange untergebracht wurden, und nach der Schlacht von Dresden namentlich häuften sich die Leidenden in allen Abteilungen so sehr, daß der Magistrat genötigt wurde, in größter Eile hinter Pfaffendorf noch ein eigenes weites Gebäude aufführen zu lassen, worin nun ein Spital, bloß von französischen Ärzten verwaltet, eingerichtet wurde. Im September war auch dies im Gange und ich verfehlte nicht, zuweilen dort an den Visiten teilzunehmen, wobei ich denn freilich oft mit Schrecken gewahr wurde, mit welcher Gleichgültigkeit da über Hunderte von Kranken hingeeilt wurde, kaum einmal mit Ernst bedenkend, um was es sich eigentlich handele.

	XIII	
Bautzen		

Und galt es früherhin Mut und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend; der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kömmt die Zeit!
Erwache, du Volk, das geschlafen!

Theodor Körner: Letzter Trost. Beim Zurückzug der vereinigten Heere über die Elbe.

1. Das Bild der Schlacht von den Kreckwitzer Höhen. (Steffens.)

Es war Mittag, als ich auf der Höhe ankam, wo sich Blücher aufhielt. In der Mitte des Hügels erhob sich ein kahler Granitfels. Der klare, helle Tag ließ uns das ganze weite Schlachtfeld übersehen. Bei Löbau und in der

Umgegend sahen wir, obgleich in weiter Entfernung, den Kämpfen der Russen zu; Bautzen lag vor uns, aber hinter Hügeln versteckt, nur die Türme ragten hervor. Zwischen dieser Stadt und uns, an den Ufern der Spree, fanden die lebhaftesten Angriffe statt; aber diese waren uns verborgen, denn diesseits, wie jenseits des Flusses erhoben sich die Hügel, nur hörten wir das Gewehrfeuer in großer Nähe. Einzelne Kanonenkugeln erreichten uns schon am ersten Tage [20. Mai]; Berichte kamen und gingen ab. Im ganzen war man am ersten Tage mit dem Erfolge nicht zufrieden. Unsere Truppen behaupteten fast an allen Stellen ihren Platz, unsere Position war nirgends bedeutend angegriffen. Es fing an dunkel zu werden; nach allen Gegenden hin ward es stille, nach dem lärmenden Tage mit seinen lebhaften Angriffen erfolgte eine wunderbare Ruhe; nur hier und da hörte man einzelne Schüsse. Den ganzen Tag über konnten wir, ohne bedeutend angegriffen zu werden, mit Ruhe das Schlachtfeld übersehen. Ich hatte aus Breslau einen Dollond [Fernrohr] von vorzüglicher Güte mitgenommen, der auf einem Stativ ruhte. Zwar waren die Generale mit guten Fernrohren versehen, aber an dieser Stelle, die wir so lange behaupteten, war ein stehendes Fernrohr, welches auf einer flachen Stelle des Felsens ruhte und nach den bedeutendsten Punkten hingerichtet werden konnte, dem Befehlshaber willkommen. Es ward zwar von diesem häufig benutzt; aber dennoch blieb es zuweilen uns überlassen, und ich konnte ungestört meine Aufmerksamkeit auf bestimmte Punkte richten. Ich verlor mich dann ziemlich lange in der Betrachtung einzelner Gefechte; ich sah besonders nach Löbau hin, die Russen mit dem Feinde fechten [Miloradowitsch gegen Oudinot]; sah Kämpfende bald hier, bald da stürzen, die ringenden Massen von beiden Seiten abwechselnd vor- und zurückschreiten. Wenn ich dann das Auge erhob, das ganze Schlachtfeld übersah, wie seltsam trat es mir entgegen! Wie verhängnisvoll erscheint überhaupt eine Landschaft während einer Schlacht! — Die Gegend um Bautzen ist fruchtbar, eine Menge Dörfer umgaben uns; alle, wie wir vermuten konnten, waren von den Bewohnern verlassen, Bautzen von dem Feinde besetzt. Die Landschaft schien ihre ganze Physiognomie verändert zu haben; es ruhte ein tragischer Schleier auf allen Gegenständen, einen schicksalschwangeren Geist sah ich über Städten und Dörfern schweben. — Es ist schwer, das Bild solcher Gegenden, wie sie uns erscheinen, wenn aus einem jeden Punkte die drohende Gefahr des Augenblicks uns entgegentritt, durch Worte klar zu machen. Mir schwebte es lange vor; selbst als ich im Jahre 1817 über einige Teile des Schlachtfeldes fuhr, die ruhigen Dörfer vor mir sah, die lachenden Fruchtfelder überblickte, trat mir jenes Bild entgegen und schien das gegenwärtige heitere zu verdecken.

Der Tag war vergangen, das Hauptquartier behauptete seine Stellung auf der Höhe die Nacht über; es war beschlossen, die Schlacht am zweiten Tage zu erneuern. In der Nacht spät stand ich neben dem Artilleriegeneral Braun; in dem weiten Umkreise, den wir übersahen, zählte ich die Flammen von achtzehn brennenden Dörfern, ich dachte mir die Lage der vertriebenen Einwohner, ich versetzte mich in die Mitte einiger derselben. Der Krieger ist zu sehr mit sich beschäftigt; selbst der mildeste wird nur zufällig zur Teilnahme bewogen; während der Gefechte sind ihm die Einwohner nur lästige Gegenstände,

die er zu entfernen ſucht, und das nicht zu verdrängende beſſere Gefühl, indem es Schonung gebietet, iſt ihm ein hemmendes: aber bei der rohen Maſſe brechen die wilden Leidenſchaften hervor, die Zerſtörung wird dem Menſchen eine Luſt und die empörendſte Mißhandlung ein Genuß. Er fühlt ſich plötzlich als Herr und will ſich ſeiner Herrſchaft durch ſchonungsloſe Grauſamkeit bewußt werden. Die immer wachſende Menge ſolcher Szenen drängte ſich in meine Seele, als ich in der ſtillen Nacht die Flammen der brennenden Dörfer erblickte; ich konnte ſie nicht los werden, ich war ganz in ihrer Gewalt. Frauen, die ihre Kinder trugen, von Verzweiflung ergriffen, riefen mich um Hilfe an; mutige Männer, die den Angriff der Feinde zurückwieſen, ſah ich ſtürzen, erblaßte Mädchen, von brutalen Kriegern überwältigt. War ich am hellen Tage Zeuge eines großen Kampfes, deſſen wechſelndes Glück ich mit teilnehmender Begeiſterung verfolgte, ſo trat jetzt ein wildes Heer nächtlicher Geſpenſter mir entgegen, Hilfe flehend umringten mich die Gemißhandelten, Zertretenen, mit dem Tode Bedrohten; die wilden Geſpenſter hatten mich in ihre Mitte genommen, und die Greuel des Krieges ergriffen mich bis zum Entſetzen.

Ich habe Empfindungen wie dieſe im Kriege nicht wieder erlebt, ſie waren Folgen einer Lage, die nicht wiederkehrte. Die Kreckwitzer Höhen, die wir beſetzt hielten, bildeten das Zentrum der Schlacht; um jeden Preis mußten dieſe behauptet werden; es kam alſo darauf an, den Feind in dem großen Halbkreiſe des Angriffs von dem Mittelpunkte desſelben von uns ſo weit wie möglich entfernt zu halten. Wer nicht verſchickt war, genoß, in die Mitte des Kampfes verſetzt, eine in Schlachten gewiß höchſt ſeltene Ruhe und Muße der Betrachtung. Selbſt gegen die einzelnen Kugeln, die den Hügel von fern her erreichten, bot der hervorragende nackte Felſen uns hinlänglichen Schutz. Ich erhielt in dieſer Schlacht keinen Auftrag und war völlig mir ſelbſt überlaſſen. Indem ich nun ſo von dem Taumel der Schlacht umgeben, auf eine faſt freundliche Weiſe an die Gefahren des Krieges gewöhnt ward, indem ich heimiſch geworden war in meiner Umgebung, die mich heiter, freundlich zu den Ihrigen zählte und mit ſchonender Auszeichnung behandelte, erhielt die grübelnde Betrachtung, die mir natürlich war, ein Übergewicht; ſie begleitete während des Tages die äußere mächtige Tat, in deren Mitte ich verſetzt war, und die dennoch von mir entfernt gehalten wurde und mir für das innere Grübeln Ruhe und Muße gönnte. Was am Tage helle Betrachtung war, geſtaltete ſich in der Nacht zum phantaſtiſchen Traum.

Wir durften, wie ſich von ſelbſt verſteht, um die Aufmerkſamkeit des Feindes nicht auf uns zu ziehen, kein Biwakfeuer anzünden. In der milden Mainacht warf ich mich mit den übrigen auf den von den Feinden abgewandten Abhang des Hügels, in meinen Mantel eingehüllt, auf das Gras und genoß einige Stunden hindurch eine völlige ungeſtörte Ruhe. Die Kühle beim Sonnenaufgang weckte mich. In meiner Nähe ſchlief und erwachte mit mir zugleich der Sohn des Generals Scharnhorſt (jetzt General). Er hatte, während ich in Halle Profeſſor war, dort ſtudiert.

Das frühe Aufwachen in der ſchönſten Jahreszeit unter ſolchen Verhältniſſen iſt mit einem ſeltſamen Gefühle verbunden und ganz verſchieden von dem,

was im Hauptquartiere ſich zeigt, wenn man am Tage einer bevorſtehenden Schlacht die Streu verläßt. Dann ſchlafen weite Heere ſo gut wie neben ihren Waffen ein: wenn ſie aufwachen, findet doch mancherlei ſtatt, was mit dem täglichen ruhigen Leben eine große Ähnlichkeit hat; ein jeder will ſeine Kleidung ordnen, ſich ſo viel als möglich reinigen; Frühſtück genießen, und der Kontraſt dieſer gewöhnlichen Beſchäftigung mit einer bevorſtehenden Kriegstat iſt um ſo auffallender, als wir erwachten, und das Naturgefühl, welches mit unwiderſtehlicher Lebendigkeit auf uns einen ſtarken Eindruck macht, kann man nicht abwehren. Das weite Schlachtfeld erblickten wir in dem ſchönſten Morgenglanze, wie er den friſch erwachten Sinnen ſonſt entgegenleuchtet. Scharnhorſt war am vorigen Tage durch einen Streifſchuß am Ohre leicht verwundet, dieſe Wunde hinderte ihn aber wenig, obgleich er Schmerzen fühlte, mit denen er zu kämpfen hatte; er war, ſoviel ich mich erinnere, nicht ohne Hoffnung für die Erfolge der bevorſtehenden Schlacht. Während wir ſo ruhig daſaßen, trat uns eine Bauernfamilie entgegen; Mann, Frau, irre ich nicht, auch ein Kind. Sie hatten ſich im Dorfe, welches jetzt mitten auf dem Schlachtfelde lag, verſpätet, als die übrigen Einwohner flohen; ſie waren voll Angſt, und wir konnten ihnen keinen Rat geben; ſie hatten lange nichts genoſſen und nahmen an unſerm Frühſtücke teil. Ich erhielt von Scharnhorſt eine einigermaßen klare Vorſtellung von der Stellung der Truppen, und wie wir unſere Poſition am vorigen Tage in ihrem weiten Umkreiſe faſt auf allen Punkten behauptet hatten. Noch war alles ſtille, aber kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, als wir das vereinzelte Gewehrfeuer hier und da vernahmen, wo die einander nahe-ſtehenden Vorpoſten ſich wechſelſeitig angriffen. Einzelne Kanonenſchüſſe beider Heere brachten den ernſthaften Morgengruß; Generale und Adjutanten fanden ſich zuſammen. Die Angriffe breiteten ſich immer mehr und mehr aus, und bald waren ſie ſo allgemein, daß das Ganze nach kurzer Unterbrechung nur eine Fortſetzung des heißen Kampfes am vorigen Tage zu ſein ſchien. Ich ſah, wie heftig die Gefechte in der Gegend von Löbau und von da herunter nach uns zu wurden; den ganzen Vormittag hindurch ſuchte man noch das Zentrum zu behaupten; die Dörfer, durch welche der Rückzug ſtattfinden ſollte, wenn er notwendig würde, waren in Gefahr [durch Neys Umgehung]; die Kanonade des Feindes ward nach den Hügeln, die wir beſetzt hielten, immer heftiger und kam uns näher; die Richtung des Rückzuges war wieder frei, aber immer näher drängte der Feind und es war bald Nachmittag, ſoviel ich mich erinnere, als es klar ward, daß wir die lange behaupteten Kreckwitzer Höhen verlaſſen mußten, wenn wir unſeren Rückzug in völliger Ordnung bewerkſtelligen wollten. Hier erlebte ich nun einen Auftritt, der mir unvergeßlich geblieben iſt. Blücher, zornig und voll Ingrimms, konnte ſich nicht entſchließen, untätig das ſo lange behauptete Zentrum unſerer Poſition aufzugeben. Auf den Hügeln waren wir die ganze Zeit hindurch zu Fuß, dieſen wie den vorigen Tag; unſere Pferde ſtanden geſchützt auf dem von den Angriffen der Feinde abgewandten Abhange. Plötzlich ließ Blücher ſein Pferd bringen, feſt entſchloſſen, ſich an die Spitze eines Kavallerieangriffes zu ſtellen. Begreiflich taten die Generale alles, um ihn davon abzuhalten. Der geordnete Rückzug war völlig geſichert; wenn

Blücher sich jetzt persönlich einer großen Gefahr aussetzte, konnten die Folgen die entsetzlichsten sein. Dem ganzen großen Entwurf des Feldzuges widersprach ein solcher Angriff, und es gelang nur mit vieler Mühe, den greisen Helden von seiner Rittertat abzuhalten.

2. General York. (Reiche.)

Der General York war seit der Schlacht bei Bautzen sehr verstimmt und hatte im Grunde wenig Zuversicht für einen glücklichen Ausgang. Ich war zugegen, wie er sich mit der geballten Faust gegen die Stirn stieß, den Schritt verwünschend, den er in Preußen getan hatte. Auch hörte ich im Garten zu Jordansmühle, als er zu dem General Langeron sagte: „Und wenn auch die Östreicher hinzutreten, so geht die Sache dennoch schlecht!“ Dergleichen war jedoch nur momentan in Augenblicken des Unmuts und der Verstimmung, die ihn zuweilen anwandelten und einen Grundton seines Charakters ausmachten.

Auch bei Gefechten, besonders je bedeutender sie zu werden schienen, war er ein eigentümlicher Mann. Gewöhnlich ritt er dann, nachdem er alles angeordnet hatte, ernst und in Gedanken vertieft, eine große Acht, bis der erste Kanonenschuß fiel, worauf sich seine Gesichtszüge erheiterten und er zu sagen pflegte: „Jetzt nimmt der liebe Gott sich der Sache an!“

Wenn er gut aufgelegt war, so gestattete er es auch, unsere Ansichten und Meinungen auszusprechen, auch wohl eine Idee anzugeben und zu besprechen. Dann sagte er wohl: „Ihr habt gut reden und könnt auch wohl gute Gedanken haben, hättet ihr aber die Verantwortung und solltet vor dem Riß stehen, so ist es sehr die Frage, ob ihr ebenso sprechen würdet!“ Bei Tische sah er es gern, wenn es munter und harmlos zuging und über einen interessanten Gegenstand disputiert und Ansichten ausgetauscht wurden, wozu er auf launige Weise zu animieren wußte.

Wo es darauf ankam, war er sehr streng, ohne Unterschied der Person. Marodeurs und Nachzügler fanden vor ihm keine Gnade, und von dem Troß, der sich den Truppenkolonnen anzuhängen pflegte, war er ein abgesagter Feind. Gewahrte er auf diese Weise ein Fuhrwerk, so mußte es augenblicklich auf die Seite geschafft werden und seine Strenge hierin ging soweit, daß er einst befahl, den Wagen eines Generals zu verbrennen, den er in der Kolonne antraf. Eine komische Szene ereignete sich eines Tages, als er das Korps auf dem Marsche vor sich vorbeidefilieren ließ und mit einem Male solch ein unglücklicher Wagen erschien, der sich der Reserveartillerie angeschlossen hatte. Entrüstet darüber, daß seine Befehle noch immer nicht, wie er es verlangte, respektiert wurden, rief er dem Kutscher, der zu Fuß nebenher ging, mit zorniger Stimme zu: „Wem gehört der Wagen?“ worauf derselbe, die Veranlassung nicht kennend, ganz unbefangen und selbstzufrieden antwortete: „Dem General Yurk!“ Weder der General noch seine Umgebung konnten sich des Lachens und Lächelns bei diesem Auftritte nicht erwehren, da es der eigene Wagen des Generals war, der bei dieser Gelegenheit glücklich durchkam. Doch der Kommandeur der Kolonne,

der es glaubte recht gut gemacht zu haben, den Wagen des Generals mitzunehmen, kam nicht ohne Verweis davon. . . .

So verſtimmt und auch wohl hart der General oft werden konnte, ſo konnte er doch auch ebenſo liebenswürdig ſein, wodurch er wahrhaft hinriß. Ein hoher Grad von Feinheit des Verſtandes war ihm eigen, dabei drückte ſich in ſeiner geiſtreichen Phyſiognomie, beſonders wenn er bei guter Laune war und in ſeinen Zügen das ihm eigentümliche ſarkaſtiſche Lächeln hervortrat, ein Anſtrich von Schlauheit aus. Doch beſaß er ein gefühlvolles und für Freundſchaft empfängliches Herz. Wahrhaft rührend iſt ein Brief von ihm an Valentini kurz vor ſeinem Tode, in welchem er Abſchied aus dieſem Leben von ihm nimmt und ihm ſeinen Enkel und deſſen Fürſorge empfiehlt. Ich beſaß eine Abſchrift von dieſem Briefe, die mir leider abhanden gekommen iſt.

Als Untergebener hingegen war York ſehr unfügſam und höchſt ſchwierig zu behandeln, was bei einem Charakter, wie der ſeinige war, nicht verwundern konnte.

Dritter Abschnitt

Der Herbstfeldzug von 1813

Drei Momente bestimmten die Haltung Österreichs im Frühjahr 1813: Sorge, seine Großmachtstellung zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten, Kriegsscheu, die gute militärische und finanzielle Gründe hatte, und legitimistische Abneigung gegen die preußische Volksbewegung. Aus der Berücksichtigung dieser drei Umstände ergab sich das Programm: Das Wünschenswerte für Österreich ist ein europäischer Friede, der auf der Grundlage einer angemessenen Entschädigung der von Napoleon zerstückelten Reiche und unter Zurückdrängung aller besonderen Ansprüche geschlossen wird. Es ist das Programm, das Metternich im Einverständnis mit Kaiser Franz, zunächst auf dem Wege bewaffneter Vermittlung, durchzusetzen versucht. Der weitere Verlauf ist nun der, daß Napoleon allen derartigen Plänen widerstrebt und Österreich durch Ablehnung seiner Vorschläge in den Kampf treibt. Schon im Reichenbacher Vertrag, den Österreich am 27. Juni mit den Verbündeten schließt, nimmt es eine bedingt kriegerische Haltung an, d. h., es ist zum Losschlagen bereit, wenn die weiteren Verhandlungen mit Napoleon keinen Erfolg haben. Wie vorauszusehen, tritt dieser Fall ein, und Österreich erklärt beim Ablauf des Waffenstillstandes an Frankreich den Krieg (10. August). Die Chancen der Verbündeten steigen außerdem durch den Beitritt Schwedens zum Kalischer Bündnis (22. Juli) und durch die englischen Subsidienverträge (14. und 15. Juni).

Daß freilich eine Koalition keine glatte Summierung der aufgebotenen Kräfte ist, zeigen die Beratungen über den Operationsplan. Österreich erhält die Ehre des Oberkommandos. Über die Aufstellung von drei Armeen, die im Halbkreis Napoleons Dresdener Stellung umgeben, wird leicht eine Einigung erzielt. Aber über die Verwendung dieser Armeen gehen die Meinungen auseinander. Der Trachenberger Plan, der von dem russischen General Toll stammt und die Zustimmung Preußens und Schwedens findet (12. Juli), rechnet mit der schlesischen

Armee so gut wie gar nicht und zieht die beiden Möglichkeiten in Betracht, daß Napoleon sich gegen die böhmische oder gegen die Nordarmee richtet. In beiden Fällen soll das eine unbedrohte Hauptheer der Verbündeten in seinem Rücken einen Vorstoß zur Unterstützung des anderen unternehmen. „Alle koalierten Armeen aber werden die Offensive ergreifen, und das feindliche Lager wird ihr Treffpunkt sein."

Demgegenüber vertritt der österreichische Generalstabschef Radetzky die Ansicht: Napoleon werde in der böhmischen Armee seinen gefährlichsten Gegner sehen; diese müsse sich deshalb auf die Verteidigung beschränken, während durch das energische Vorgehen der beiden anderen Heere eine Ablenkung und vielleicht eine Teilung der französischen Kräfte herbeigeführt werden solle. Dem Kampf mit einer überlegenen Macht aber müßten die einzelnen Armeen ausweichen, und der Hauptschlag dürfe nur eine wohlvorbereitete gemeinsame Operation sein.

Auf der Grundlage dieser beiden Pläne ist schließlich ein in seiner Fassung unbekannter Kompromiß zustande gekommen, dessen wesentlichste Idee wohl die Einheitlichkeit der Schlußaktion war.

Napoleon dagegen mußte es darauf anlegen, bei einer im allgemeinen beibehaltenen Defensive sich der Feinde nach und nach zu entledigen. Eine eigenhändige Niederschrift des Kaisers offenbart diese Absicht. Eine Scheinoperation gegen Böhmen soll die Österreicher unsicher machen und ihm Zeit zur Vernichtung der Nordarmee und zur Einnahme Berlins geben. Dadurch wieder hofft er die Russen und Preußen zum Rückzuge zu bewegen und nun könnte er über die Österreicher herfallen und den Krieg beenden.

In Wirklichkeit tritt folgendes ein: Die Nordarmee schützt die preußische Hauptstadt in zwei Schlachten gegen Oudinot und Ney (23. August Großbeeren, 6. September Dennewitz). Die böhmische Armee dringt nach Sachsen vor, zieht dadurch Napoleon von Blücher ab, muß aber wieder über das Erzgebirge zurückweichen (26./27. August Dresden); hierbei wird Vandammes Korps, das den aus dem Gebirge sich herauswickelnden Kolonnen der Verbündeten zunächst gefährlich zu werden droht, bei Kulm umschnürt und überwältigt (30. August). Die Hauptinitiative aber liegt da, wo sie niemand gesucht hat, bei der schlesischen

Armee. Sie ſchlägt Macdonald an der Katzbach (26. Auguſt) und bringt die ſtockenden Operationen wieder in Gang, indem ſie bei Wartenburg den Übergang über die Elbe erzwingt (3. Oktober). Damit wird Napoleons Stellung bei Dresden unhaltbar, und das Kriegsunwetter zieht ſich nun über der Leipziger Gegend zuſammen. Wird es möglich ſein, Napoleon hier zu faſſen und zu beſiegen?

Am 12. Oktober iſt die militäriſche Lage die: Die böhmiſche Armee hat Murat auf Leipzig zurückgedrängt, Napoleon hat, in der Abſicht, die Nordarmee zu treffen, einen Luftſtoß in die Gegend von Wittenberg geführt, Blücher ſteht bei Halle, die Nordarmee von ihm ſaalabwärts, die verbündeten Armeen verlegen ſomit in noch nicht geſchloſſener Kette dem franzöſiſchen Heere den Weg nach Weſten. Schwarzenberg hat nun die Abſicht, die drei Armeen weſtlich von Leipzig an der Saale zu vereinigen und dort den Angriff Napoleons zu erwarten (13. Oktober). Dieſe „Defenſiv-Offenſive“ wird aber von dem ruſſiſchen Hauptquartier, und beſonders dem General Toll, verhindert und ſtatt deſſen ein konzentriſches Vorgehen gegen den Süden und Weſten Leipzigs durchgeſetzt (am 14. Oktober früh 2 Uhr). Das Gelände iſt hier jedoch ſo ungünſtig, daß man gezwungen iſt, das Heer immer mehr nach Oſten zu ſchieben, und ſchließlich wird auch der richtige Gedanke des Schwarzenbergſchen Planes, Napoleon den Weg nach Frankreich zu verlegen, nahezu ganz aufgegeben.

Nach einem Kavalleriegefecht am 14. Oktober (bei Liebertwolkwitz) kommt es am 16. zu dem erſten großen Ringen im Südoſten und im Norden. Napoleon ſelbſt behauptet ſich bei Wachau und Liebertwolkwitz gegen die böhmiſche Armee. Aber Marmonts unverbrauchtes Korps wird von dem überlegenen ſchleſiſchen Heere aus der ſchwer einnehmbaren Stellung bei Möckern und Wiederitzſch geworfen und vernichtet. Am folgenden Tage ſucht Napoleon vergebens zu unterhandeln; Blücher will vorwärts, aber das Hauptquartier verhält ſich ruhig. Am 18. ſchließt ſich der Halbkreis im Oſten durch Hinzutreten Bennigſens und, nach erregten Szenen, endlich auch Bernadottes. — Am Abend des Tages iſt die Schlacht für Napoleon verloren; ſeine Streitkräfte ſind nicht zertrümmert, aber er *muß* ſich zurückziehen. Am 19. früh iſt noch um Probſtheida ein erbitterter Kampf; doch nur um die Aufmerkſamkeit

der Verbündeten von der Frankfurter Straße abzulenken. Mittags ziehen Friedrich Wilhelm und Alexander, Bernadotte und Schwarzenberg in Leipzig ein. Unterdessen liegt Napoleon erschöpft in Lindenau. Zwei Wochen später überschreitet er den Rhein, und nur die Schwierigkeiten des Marsches und der moralische Eindruck der Niederlage, nicht die Verfolgung der Verbündeten haben dem beträchtlichen Reste seiner Truppen neuen schweren Schaden zugefügt.

Noch ist der Krieg nicht zu Ende, aber der deutsche Boden ist von einem Feinde befreit, den er fast zwei Jahrzehnte hatte tragen müssen.

Die Teilung der Welt

Karikatur Schadows vom April 1813. Unter dem Namen des englischen Karikaturenzeichners Gillray verbreitet

(Berliner Kupferstichkabinett)

Napoleon verteilt die Länderkarte unter bettelnde Marschälle. Ein Beamter der auswärtigen Angelegenheiten schreibt: Je prends, Tu prends, Il prend etc.

XIV

Der Waffenstillstand von Poischwitz

Alles Geschwätz der Minister über den Frieden ist sehr schädlich für meine Angelegenheiten; denn alles wird bekannt. . . . Man sollte statt dieses friedlichen Tones ein wenig einen kriegerischen anschlagen. Man hat in Paris ganz falsche Begriffe, wenn man meint der Friede hänge von mir ab. Die Ansprüche der Feinde sind außerordentlich, und ich weiß sehr gut, daß ein Frieden, der nicht der Meinung Frankreichs von seiner Stärke entspräche, überall sehr scheel angesehen würde.

Napoleon am 30. Juni 1813 an den Erzkanzler Cambacérès.

sagen sie dem Staatskanzler, um gotteswillen keinen Frieden.

Blücher an den Ministerialrat Hippel.

1. Gneisenau über den Waffenstillstand. (Fouqué.)

Wir kamen tief in der Nacht im Hauptquartier hinter Schweidnitz an . . . Am andern Morgen traf ich auf einen wackern Gardedukorps-Offizier, mir von sonst her schon bekannt, jetzt im Gefolge Blüchers. Er sah trüb und niedergeschlagen aus, und auf meine Frage darüber entgegnete er: „Ja so! Sie wissen's noch nicht. Waffenstillstand!" Ich schrak zusammen. „Waffenstillstand!" rief ich: „Was soll das bedeuten!" — „Was es bei Napoleon immer zu bedeuten pflegt: Frieden. Und welch ein Friede jetzt!" — Ich fühlte mich gleich dem edlen Jünglinge, wie durchdonnert. Im selben Augenblick trat Blücher auf den Vorsaal heraus. Ich stattete ihm meine unbedeutende Meldung ab [über Gefangennahme zweier französischer Offiziere]. „Gehn Sie nur dorten hinein," sprach er, „und melden Sie's auch dem General Gneisenau. Der Gneisenau muß alles wissen: Großes und Geringes." — Ich ging und ward mit der Herzlichkeit empfangen, die mir der Held von Kolberg schon bei jener ersten Bekanntschaft in Berlin erwiesen hatte, und kräftiger Trost quoll aus der Heldenseele in die meinige. „Der Waffenstillstand schadet uns nicht;" sprach er in all der frischen Zuversicht, die auch unter den ungünstigsten Umständen stetig ihn belebte, und andre durch ihn mit. „Friede wird's nicht. Dazu ist jener nun zu hochmütig aufgeschwellt, und unser König und Kaiser Alexander sind zu groß, um sich in demütigende Bedingungen zu schmiegen. Zieht jener neue Heerscharen aus Frankreich und Spanien heran, so üben wir unsre Landwehren vollends ein, und auch Österreich gewinnt Zeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen, ohne Zweifel einen edlen Entschluß. Im übrigen weiß ich offiziell nicht mehr als Sie, aber so zeigt sich's mir im Sinn, und ich meine, mit vollem Recht." In dem Augenblick trat Blücher herein und ich wollte mich zurückziehen. Gneisenau winkte mir zu bleiben. Nachdem die beiden erhabenen Genossen einiges mitsammen besprochen hatten, sagte Gneisenau, mich mit Namen vorstellend: „Sehen Sie, Eure Exzellenz, das ist der Kriegssänger unsres Heeres." Held Blücher sagte sehr freundlich zu mir: „Schön, mein Sohn, das ist mir lieb." Gneisenau sprach mich entlassend: „Halten Sie fest, was ich Ihnen mitgeteilt habe, und breiten Sie's nach Kräften aus unter den Waffenbrüdern."

Wie aus einem Stahlbad entstiegen, trabte ich wiederum frisch zum Regimente zurück.

2. Das neue Heer. Rückblicke auf den bisherigen Verlauf des Feldzugs. (Niebuhr.)

Es lange nicht genug zu sagen, daß unsere Armee mit beispielloſem Heldenmut gefochten hat, ſondern um für ſie die tiefe Achtung zu empfinden, welche ſie verdient, muß man wiſſen, daß ſie nicht allein unbedingt unter die Gewalt fremder Feldherrn, die ihren frühern Ruhm nicht behauptet haben, gegeben war, und alſo das Opfer ihrer Fehler und Ungeſchicklichkeiten ward, ſondern daß es ihr ſelbſt an oberer erfahrener und einſichtsvoller Leitung in ihrem eigenen Umfange fehlte. Selbſt weiter hinunter fehlte es den beſten Offizieren bald an Erfahrung, bald an kaltem Blut: ſie haben ihr Leben verſchwendet. Aber mit allem dem hat der verhältnismäßig kleine Haufe unſrer Armee, immer nur teilweiſe von unſern Verbündeten unterſtützt (doch iſt es gerecht zu ſagen, daß wo ruſſiſche Diviſionen herankamen, ſie immer äußerſt gut geſchlagen haben, nur nicht mit Begeiſterung) gegen eine für uns ganz ungeheure Übermacht, weil jeder gefochten hat als ob alles auf ihn ankäme, Dinge getan, die man für unmöglich halten möchte. — Bataillons, denen faſt alle Offiziere erſchoſſen oder verwundet waren, haben mit größter Ordnung fortgefochten. Dabei iſt die Geduld, die ſtille Reſignation die Früchte ihrer Taten ohne Urſache vergehen zu ſehen, die Sittlichkeit, die Ordnung der Armee — kein einziges Exempel von Exzeſſen wird erwähnt: kein Soldat hat auf dem Rückzuge marodiert — ſo erhebend, daß man vor dieſer Armee Ehrfurcht haben muß. Gott weiß, was Deutſchlands Schickſal wird und das unſrige. Sollen aber die Mittel der glänzendſten Befreiung durch fremde Schuld fruchtlos bleiben, ſo endigt Deutſchlands Freiheit mit einem Ruhm der Preußen, welcher Friedrichs militäriſche Größe verdunkelt. Ob es ſo heilig in der Armee wäre, wenn wir ihn hätten? Faſt glaube ich es nicht, doch möglich, und dann trotzten wir wieder der geſamten Welt.

3. Die Leipziger Deputation wegen Aufhebung des Belagerungszuſtandes vor Napoleon in Dresden. (Dufour-Feronce.)

> Schweigen, dulden, allenfalls ſich zertreten laſſen! war die höchſte Regel aller Klugheit. Dem Unrecht entweichen, war ſo gut wie unmöglich. Alles bot ſich zur Unterdrückung, hier unwillig, dort willig, die Bundeshand, und ſo reichte die Kette des Zwanges von dem einen Ende Europens bis zum andern.
>
> Die Weltherrſchaft das Grab der Menſchheit. Von Anſelm von Feuerbach. 1814.

Den 3. Juli 1813 im Marcoliniſchen Palais in der Friedrichſtadt. Deputierte: Dr. Groß, Senator; Dufour-Feronce, Handlungsdeputierter; Lacarrière, Hoſpitaldirektor; Wagner und Moltrecht, Kaufleute. Gegen 10 Uhr morgens, unmittelbar nach dem Lever des Kaiſers, wurde die Deputation vorgelaſſen und in demſelben Augenblicke der Generaladjutant des Königs von Sachſen, General von Gersdorf, hinzugerufen, welcher auf Befehl des Kaiſers neben dem General Graf von der Lobau, Adjutanten des Kaiſers, der Audienz beiwohnte. Als

Zufolge der von Sr. Excellenz dem Herrn Herzog von Padua ertheilten durch den Herrn General Bertrand uns bekannt gemachten Ordre, iſt die Stadt Leipzig in Belagerungsſtand erkläret.

Die Polizey in der Stadt und den Vorſtädten wird militairiſch, und ohne Concurrenz der Landesbehörden gehandhabt, welche nur die policeylichen Maasregeln in Ausübung bringen können, die ihnen von dem Herrn Commandanten anbefohlen worden.

Die Civil-Autoritäten behalten fernerhin die Beſorgung der Einquartirung, der Lebensmittel, der Fourage und der Hoſpitäler.

Die Requiſitionen welche von Sr. Excellenz dem Herrn Herzog von Padua gemacht ſind, ſollen militairiſch executirt werden, unter Beſorgung des Magiſtrats, um allen Misbrauch zu verhüten.

Dieſe Nachricht hat ſofort an allen öffentlichen Plätzen in der Stadt und in den Vorſtädten angeſchlagen werden ſollen.

Leipzig am 20. Juny 1815.

(L.S.) Der Rath zu Leipzig.

Verordnung über den Belagerungszuſtand in Leipzig
(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

Dufour das Wort ergriff, unterbrach ihn der Kaiſer, nahm die Petition aus deſſen Hand, ſchlug das Kuvert auf, warf es zur Erde und tat einen Blick in die Schrift, die er unſtreitig vorher ſchon geleſen hatte. Hierauf ſagte er: Ich habe Sie zu Lützen geſehen, und Sie auch (auf Dr. Groß weiſend). Sind die andern Kaufleute?

Dufour: Ja, Sire.

Kaiſer: Wer iſt Mitglied des Magiſtrats? Sie (ſich an Dufour wendend), ſind Sie es nicht?

Dr. Groß: Sire, ich bin hier das einzige Mitglied des Magiſtrats zu Leipzig.

Kaiſer: Alſo zu Ihnen habe ich zuvörderſt zu ſprechen. Sie exerzieren gar keine Polizei in Ihrer Stadt. Ich bin ſehr unzufrieden mit Ihnen. Man beleidigt mich bei Ihnen, man beleidigt meine Soldaten; man ſieht meine Truppen mißgünſtig an. Denkt, was Ihr wollt; ſagt es ganz laut, wenn der Feind dort iſt; aber jetzt, wo meine Truppen im Lande ſind, ſich ſo aufzuführen (wobei er oft Tabak nahm), das iſt zu dumm, das iſt zu dumm.

Dr. Groß: Sire, es iſt kein Exzeß vorgefallen, welcher zur Kenntnis der Polizei gekommen wäre. Es hat keine aufrühreriſche Bewegung ſtattgefunden, nicht einmal ein großer Zuſammenlauf. Ihre Truppen haben ſich nicht über die Einwohner zu beklagen gehabt, welche ſie im allgemeinen gewiß freundlich behandelt haben. Vielleicht haben einige Perſonen aus dem Pöbel ein unnützes Geſchrei erhoben, allein das hat kein ſolches Aufſehen gemacht, daß wir es hätten wahrnehmen können.

Kaiſer: Weil Sie niemals wiſſen, was ſich ereignet; weil Ihre Polizei ſchläft; Sie ſind nicht aufmerkſam, nicht wachſam, vier- oder fünfhundert Schurken regieren bei Ihnen, und Sie laſſen ſie gewähren. Man hätte ſie ergreifen ſollen, ſie auf die Galeeren ſchicken. Wenn Sie ſie geſtraft hätten, hätte ich nichts geſagt. Aber ſobald ich geſehen habe, daß Sie nichts tun, daß Sie ein ſo unwürdiges Betragen dulden, habe ich Befehl gegeben, die Stadt in Belagerungszuſtand zu ſetzen. Man wird mich mit allen dieſen Torheiten dazu zwingen, ich werde in Deutſchland ein Beiſpiel geben müſſen. Ich werde eine Stadt verbrennen müſſen, um die übrigen zu ſchrecken. Es würde mir leid tun; alſo ſorgen Sie, daß es nicht die Ihrige ſei, denn ich werde verfahren, wie ich ſage.

General Gersdorf: Sire, ich kann Ew. Majeſtät verſichern, daß dieſe Herren ſowohl vom Magiſtrat als von der Handlung unſchuldig ſind. Auf der Univerſität befindet ſich eine große Anzahl Studierender, junge Menſchen aus allen Ländern, welche eine große Freiheit genießen, welche dieſe oft mißbrauchen, und welche die Magiſtratsperſonen nicht arretieren laſſen können.

Kaiſer: Durch wen wird die Polizei bei Ihnen ausgeübt, durch Sbirren?

Dufour: Ja, Sire, aber dieſe Leute dürfen keine Arretur vornehmen, als innerhalb der Jurisdiktion des Magiſtrats, oder gegen Perſonen, welche derſelben unterworfen ſind, mit Ausnahme ſchwerer Verbrechen.

Kaiſer: Warum haben Sie nicht den Zeitungsſchreiber arretieren laſſen? [Auguſt Mahlmann, den Redakteur der Leipziger Zeitung.]

Dr. Groß: Sire, er war unsrer Jurisdiktion nicht unterworfen.

Kaiser: Wieviel Gerichtsbarkeiten haben Sie also?

Dufour: Drei, das Amt, die Universität, und den Stadtrat.

Kaiser: Ah, Sie haben also einen Amtmann?

Dufour: Ja, Sire, seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich über das Amt oder den Gerichtsbezirk von Leipzig, über das Schloß, die Pleißenburg genannt, und über einen kleinen Distrikt der Stadt.

Kaiser: Und der Rektor der Universität, bleibt er fortwährend im Amt?

Dufour: Das Amt wechselt, und er wird alle sechs Monate neu gewählt.

General Gersdorf: Vorzüglich von den jungen Studierenden gehen die meisten unangenehmen Vorfälle aus, welche zu Leipzig stattgefunden haben. Diese Herren (indem er auf die Deputation zeigte) sind in ihren Kontors mit ihrem Handel beschäftigt und können dergleichen Exzesse nicht verhindern. Ich selbst habe drei Jahre in Leipzig studiert und kann Ew. Majestät versichern, daß die Gesinnung der Einwohner daselbst sehr gut ist.

Dufour: Ich muß doch gestehen, daß es nicht immer junge Studierende allein sind, sondern auch junge Leute aus den kaufmännischen Geschäften, Handelslehrlinge oder Handelsdiener, welche sich zuweilen unüberlegte Äußerungen erlauben, oft infolge des Lesens von Schriften, welche gallsüchtige Schriftsteller nur zu sehr in Deutschland verbreitet haben.

Kaiser: Da sehen Sie, Ihre Polizei kann diesem allen nicht abhelfen.... Ihr habt keine Energie bei Euch, Ihr habt weder Polizei, noch Energie; Ihr seid gute Leute, die Deutschen sind gut — Eure Universität — die Universität zu Paris war ebenso zur Zeit Karls des Fünften. Diese Privilegien müssen bei Euch und im ganzen Rheinbunde geändert werden. Ihr habt bei Euch fünfhundert Schurken, die Eure ganze Stadt kompromittieren; der Magistrat mag nur schleunig Gericht über sie halten, und die Ordnung wird hergestellt sein. Wieviel sind Sie Magistratspersonen?

Dr. Groß: Dreißig.

Kaiser: Nun wohl, die andern sind ruhige Kaufleute, die sich nur um ihre Geschäfte kümmern, aber Ihr, Ihr seid Magistratspersonen, an Euch halte ich mich; Ihr steht den Bajonetten gegenüber. Ihr und Eure Familien müßt für die öffentliche Ruhe haften, bis man eine tüchtige Bürgergarde organisiert hat, die von einem geeigneten sächsischen Offizier mit Klugheit, aber auch mit Kraft kommandiert werden muß. General, bitten Sie den König, in dieser Hinsicht schleunigst Befehl zu geben. Ich werde den Belagerungszustand aufheben, sobald diese Einrichtung getroffen ist*). Ich werde nicht viel Truppen bei Euch lassen, denn ich will Euch nicht belästigen, aber ich will, daß die Stadt ruhig sei, daß die Leute von Vermögen, von Bildung, überhaupt ehrenwerte Personen, die Ruhe aufrecht erhalten und mir Sicherheit gegen den Pöbel (la canaille) geben, weil sie am meisten dabei interessiert sind. . . .

Ich sage Euch, Ihr habt nicht die geringste Energie, keine Polizei. Ihr

*) Geschah am 16. Juli, nachdem Napoleon selbst zwei Tage vorher die Bürgergarde besichtigt hatte.

duldet alles, das Übelwollen, die Beleidigungen gegen meine Soldaten. Wenn meine Feinde dort sind, so möge man Vivat schreien, so viel man will, aber man soll immer bedenken, daß ich den andern Morgen wieder als Sieger einziehen kann. Für den Einwohner ist es das beste, nicht zu politisieren und sich seinen Geschäften zu widmen. Außerdem muß man den Mut haben, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten, alles entbehren zu können, was angenehm und bequem ist, das Leben selbst hinzugeben, mit einem Worte, seine Meinung mit seinem Blute besiegeln. Die, welche nicht diesen Mut haben, tun besser, sich um nichts zu kümmern, und die Welt ihren Gang gehen zu lassen.

Dufour: Sire, es gibt in Leipzig eine große Anzahl von Personen, welche so handeln; es ist die große Mehrzahl der Einwohner, ehrenwerte Familienväter, betriebsame und arbeitsame Männer, welche Ew. Majestät eine ununterbrochene Verehrung weihen, ich erlaube mir zu sagen, die einzige, welche Ihrer würdig ist, die der Reflexion (pensée) und der Bewunderung. Aber diese Personen, Sire, finden sich nicht auf den Straßen, durch welche Ihre Truppen ziehen, und bleiben unbemerkt, während eine kleine Zahl von verrückten Schreiern die Stadt kompromittiert. Demungeachtet besteht auch diese Zahl hauptsächlich aus oft sehr feigherzigen Räsonneurs, und die Räsonneurs sind nicht gefährlich.

Kaiser (mit Wohlwollen): Ah, mein Lieber, was sagen Sie mir da? Glauben Sie, daß ich, der Regent eines großen Staates, das nicht wisse? Aber dergleichen Schurken können gefährlich werden, wir haben das in Frankreich gesehen. Denken Sie nur an die blutigen Kämpfe vom 2. September [1792]. Tausend oder zwölfhundert Schurken setzten ganz Paris in Furcht.

Lacarrière: Ich ersuche Ew. Majestät mir die Bemerkung zu erlauben, daß die Bedienung der Hospitale, der ich vorgesetzt bin, mit viel Humanität und Genauigkeit besorgt worden ist.

Kaiser: Ah das, das verlangt die Religion. Ich weiß auch, daß viele Einwohner meinen Verwundeten Brot und Früchte zugebracht haben. Das ist gut, das ist gut.

Dufour: Sire, als am 2. Mai wir als Deputierte nach Lützen abgingen, so geschah dieses nicht allein nach der Ansicht von uns dreien, welche die Deputation bildeten, sondern es war ein freiwilliger Entschluß des ganzen Magistrats, welcher uns dazu erwählte. Wir haben uns der Gefahr ausgesetzt, durch die Kosaken zu Markranstädt gefangen zu werden; wir haben unser Leben gewagt auf dem Schlachtfelde bei Lützen, und unsre persönliche Sicherheit, als den Tag nach Ihrem Siege ein preußischer Parteigänger nach Leipzig kam, um uns auszufragen [Leutnant Wochowski].

Alles dieses, Sire, würde nicht verdienen, Ihnen vor Augen gelegt zu werden, denn wir haben nur unsre Pflicht getan; aber der Zeitpunkt, wo wir es getan haben, und wo uns der Ausgang der Schlacht durchaus unbekannt war, wird wenigstens einen unwiderlegbaren Beweis unsrer Ergebenheit für Ew. Majestät darlegen.

Kaiser: Ich weiß wohl, Ihr seid brave Leute, und ich liebe Leipzig, denn Ihr seid die Verkäufer meiner Lyoner Seidenwaren. Auch will ich kein

Geld von Euch, keine Kontribution. Ich habe Euern Zeitungsredakteur, welcher ein braver Mann sein soll, wieder freigelassen.

Dufour: Ja, Sire, es ist ein sehr rechtlicher Mann.

Kaiser: Ich werde den Belagerungszustand aufheben, sobald der König eine tüchtige, wohl organisierte Bürgergarde eingerichtet hat, welche die Ruhe aufrecht erhalten kann. Ich weiß, daß der Belagerungszustand im Auslande Schrecken erregt und Eurem Kredit schadet. Die Kolonialwaren sind schon von jeder Beschlagnahme befreit. Der Kontinentalimpost, welcher von den während der feindlichen Okkupation eingebrachten Waren erhoben werden wird, ist von der Stadt in Empfang zu nehmen auf Abschlag der Kosten für die Verproviantierung von Wittenberg. Haltet nur Eure Schreier im Zaum, denn es ist ein schlechter Geist bei Euch nach dem, was der Vizekönig mir nicht verschwiegen hat. . . .

Überhaupt bin ich mit den schlesischen Städten, namentlich mit Breslau, mehr zufrieden gewesen, als mit Euch. Sie sind gutmütig gekommen, um mir ihre Lage darzustellen. Wenn ich nach Berlin kommen werde, werde ich auch mit den Berlinern zufrieden sein. Die Einwohner dienen in der Landwehr, im Landsturm, das ist ihre Pflicht. Die Preußen sind meine Feinde nach dem Willen ihres Souveräns. Aber Ihr, Euer König ist mein Verbündeter, er ist auf meiner Seite, und wenn Ihr gegen sein System Euch auflehnt, dann seid Ihr Rebellen. Übrigens hoffe ich, daß alles bei euch sich ordnen wird, daß die rechtlichen und braven Leute die Oberhand behalten werden. Adieu, bringen Sie Ihre Polizei in Ordnung.

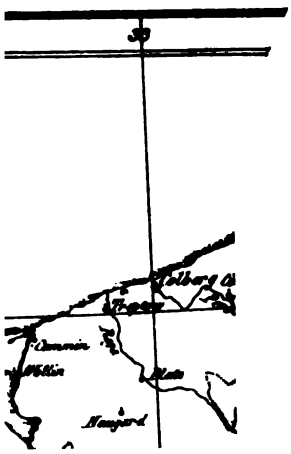
4. Kühne Rettungsvorschläge. (Aus Karl Müllers Reichenbacher Denkschrift vom 9. Juni 1813.)

> Der Volkskrieg ist da; ihr flucht seinen verderblichen Wirkungen; nun so flucht denen, die ihn erzwungen haben.
> Carl von Clausewitz in den „Drei Bekenntnissen".

Sollen wir noch gerettet werden, so — scheint es -- kann es nur dadurch geschehen, daß wir vom Gewöhnlichen ganz abgehen. Hier einige Möglichkeiten.

Man organisiere den Volkskrieg. Man brenne ab, was man verlassen muß. Unser Volk ist noch zu träge, weil es noch zu viel besitzt. Hat es alles verloren, wird es auch seine Trägheit verlieren. Verstehen wir, wie in Rußland, nur erst mit dem Feuer umzugehen, so finden sich später auch wohl Gift und Dolch, wie in Spanien; und nur diese beiden Völker waren es, denen Napoleons Heere nichts anhaben konnten.

Man überfalle die Franzosen, wie sie es uns getan, mitten im Waffenstillstand ohne alle Aufkündigung. Die Weltgeschichte wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn für und gegen einen Volksunterdrücker gibt es kein schützendes Völkerrecht; er ist außer dem Gesetz. Und was ist denn — zum Teil durch Napoleon selbst — dieses gerühmte Völkerrecht jetzt anders als ein gemeiner Kontrakt? Jeder Kontrakt aber ist gegenseitig. Hat ihn eine Partei



in einem und selbst im unbedeutendsten Punkte gebrochen, so existiert er gar nicht mehr, er ist ganz gebrochen. Repressalien können eintreten; und nur eine engbrüstige Politik hat stillschweigend festgesetzt, daß Repressalien der vorhergegangenen Beleidigung völlig gleich sein müssen, vermutlich weil die biblische Moral gebietet: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Allein die Politik muß anders sprechen. Hier gilt Säbelhieb um Backenstreich, Überfall eines Heeres um Überfall einer Schwadron; denn der Kontrakt ist aufgelöst, ist null.

Man ernenne für die verbündeten Heere einen Armee-Diktator mit unumschränkter Gewalt, und ohne alle Verantwortlichkeit jetzt und künftig. Die Weltgeschichte sei seine einzige Richterin! Nur in der Einheit liegt die Kraft, und dem souveränen Feldherrn muß wenigstens ein provisorischer Souverän entgegengestellt werden, wenn auch nur auf vier Monate. Jeder nur nicht ganz absurde Operationsplan ist gut, wenn er nur mit Einheit, Nachdruck und Schnelligkeit durchgeführt wird, und trifft die Wahl einen Mann, der es schon gezeigt hat, daß er bei tausend nötigen Rücksichten Hunderttausende zu kommandieren verstand, so wird dieser, wenn nur alle Mittel unbedingt und unverzögert zu Gebote stehn, um die Wahl seiner Pläne jetzt nicht verlegen sein. Für den Herrn der Kräfte eines Weltteils gibt es keine Schranken.

5. Im „diplomatischen Hauptquartier" Reichenbach. (Arndt.)

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichter schaun?
Wahrlich, keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
Die zermalmte schier das Grau'n.

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Aus Arndts Gedicht: Scharnhorst der Ehrenbote.

Hier in und um Reichenbach in Schlesien war nun das Hauptfeldlager, wenigstens das diplomatische Feldlager. Die Kaiser, Könige und Feldmarschälle der verbündeten Heere wohnten in Schlesien und Böhmen in Abständen von 10, 12 Meilen ringsumher. Kaiser Franz von Östreich war endlich auch näher herangetreten, wenn auch dem russisch-preußischen Bündnis noch nicht beigetreten. Er machte seine Rüstungen, es sollte durch seine Vermittlung mit Napoleon unterhandelt und, wenn möglich, Deutschland durch Unterhandlungen von dem bösen französischen Joche losgerissen werden. Das war die Arbeit, das war die große Sorge des Augenblicks. Die Preußen wollten Östreich wenig, dem Kaiser Franz noch weniger, Metternich am allerwenigsten trauen. So hing gleichsam eine schwüle dicke Gewitterwolke düster über allen Köpfen und Herzen der Menschen.

Hier fiel ich denn recht in wirres, dickes Gedränge hinein und hatte Not, in der Stadt noch irgendwo unterzukommen; denn alle Quartiere waren beschlagen und besetzt. Indessen es war Sommer, und ich fand endlich bei dem Nachtwächter der Stadt Quartier in einer langen, großen Stube auf der Stadtmauer, mit einer Art Pritsche oder Bettstelle, einem halb zerbrochenen Tisch und ein paar fast durchgesessenen Rohrstühlen. Solches war damals schon

Glück. Ich weiß, in welch einem elenden Stübchen in einem kleinen Gasthause Niebuhr damals mit seiner Frau saß.

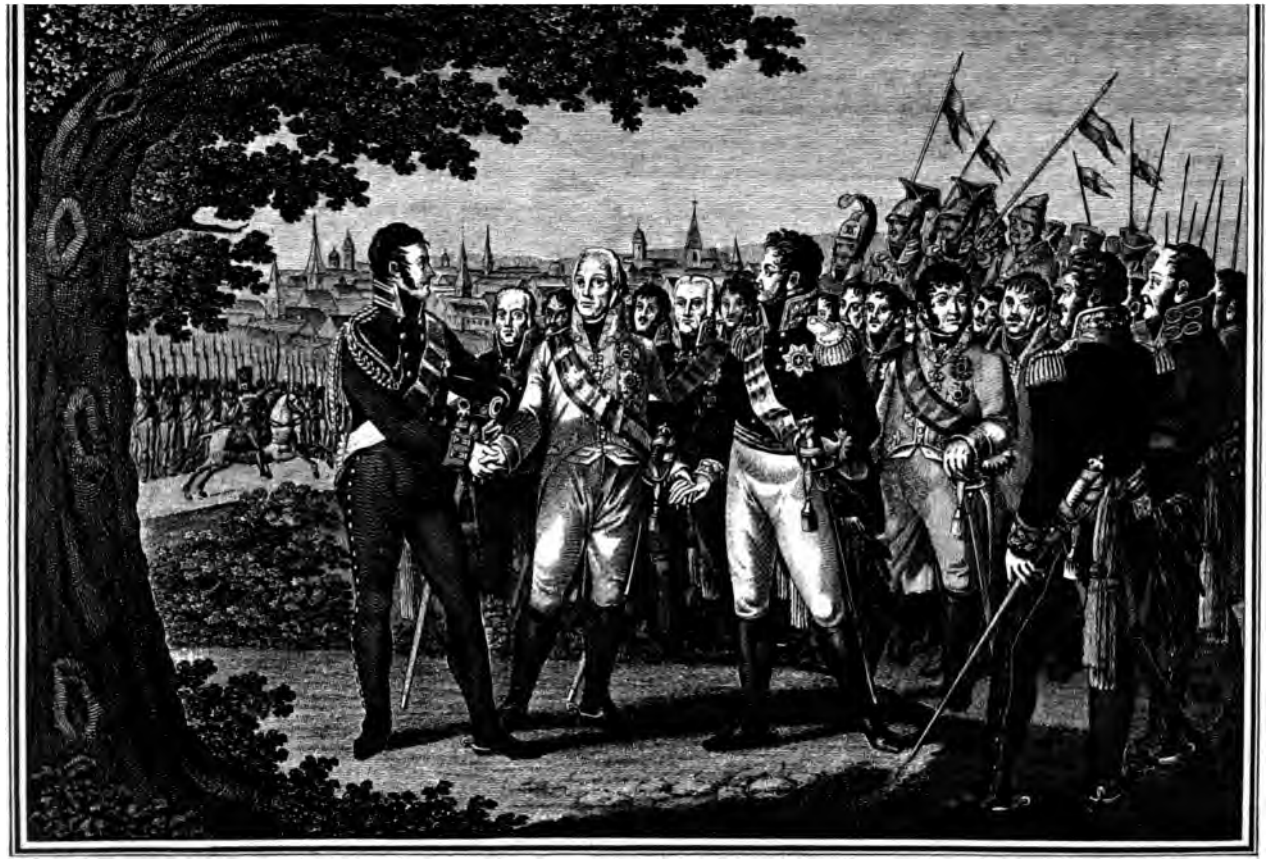
Da kam ein Niebuhrsfreund, Herr von Savigny, auch nach Reichenbach, sich die Dinge da ein wenig anzusehen und Stein kennen zu lernen. Er sah mich, meinte, ich müsse als ein einspänniger Junggesell ihm doch wohl in meinem Zimmer für ein paar Nächte Schlaf verschaffen können. Ich wies ihm meine Kabüse und ihr Gerät und erzählte ihm, wie ich auf meinen Fahrten durch Polen schon recht soldatisch schlafen gelernt hätte. Ich hatte doch die Morgensonne auf meinen zwei Fenstern, Finken und Sperlinge zwitscherten mir auf der Mauer das Morgenlied, und ein reiches schönes Land lag rings vor mir.

Dies Quartier auf der Mauer war hier in Reichenbach der Anfang meiner ersten drei Wochen, dann ward ich in ein hübsches Grafenquartier hinübergeführt, zu Steins Freund, dem Grafen Geßler, der großes Wohlgefallen an mir gefunden hatte, welches sich in das fröhlichste Wohlwollen und in die sicherste Freundschaft verwandelt hat, so daß wir beide in meinen vier letzten Reichenbacher Wochen nicht nur in griechischen, italienischen, endlich gar in schwedischen Sprachübungen, sondern auch der Lust und Gesundheit wegen mit Stoßrapieren, die der freundliche Alte auf seinem Zimmer stehen hatte, in Fechtübungen uns miteinander versuchten und erlustigten. . . .

Es war hier das große diplomatische Hauptquartier, die Kaiser, Könige, Feldherren ringsumher in den schönen Schlössern am Fuß der karpathischen Berge. In Reichenbach sah ich die Diplomaten kommen und gehen: Stein, Hardenberg, Graf Stadion, Castlereagh, Nesselrode, Anstett, von den Unsrigen Wilhelm von Humboldt, Schön, Niebuhr, Rehdiger, Scharnweber und auch einige halbdiplomatische Rundläufer, den sogenannten dicken Müller, einen gescheiten Sachsen, der an Breite und Höhe über alle hervorragte, ein Koloß, der für zehn essen und trinken konnte, und den später berüchtigten Dorow, einen Königsberger, der sich als ein Lützower hatte einkleiden lassen, aber in allerlei geheimen Aufträgen in und um alle Feldlager und Kongresse herumgeschwänzelt hat. Für mich hatte er ein Cave Hunc! auf der Stirn geschrieben; er merkte das wohl und hat mit seiner schmunzelnden und lächelnden Zudringlichkeit nach erster Erblickung mich nimmer mehr angelaufen.

Scharnweber, der bei Hardenberg viel galt, ist von manchen auch so erblickt und dargestellt worden; ich mußte ihn aber mehr für einen phantastischen, aber dabei doch für einen offenen, graden Kerl halten. Es erinnert mich, wir beide saßen einen Abend im schönsten Mondenschein im Garten des protestantischen Oberpastors Diede in Reichenbach, bei welchem Stein sein Quartier genommen hatte; da mochten wir über politische und finanzielle Fragen sehr lebhaft aneinandergeraten sein. Den andern Morgen sagte mir Stein: „Sie haben mir mit dem Scharnweber, dem geschwätzigen, Hardenbergischen Hannoveraner, gestern abend eine böse Nacht gemacht; das war ja ein Lärm durch die Diedeschen Lauben, daß alle Sperlinge, die hier des Morgens des Teufels sind, zu früh wach werden könnten."

Nun unsre guten Leute: Humboldt, Niebuhr, Schön, Rehdiger. Wilhelm Humboldt, jüngst noch Gesandter in Wien, hatte durch seine einzige, seltenste



29*

Zusammenkunft der drei Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen bei Prag, am 18. August 1813

Gezeichnet von Wolf, gestochen von Jügel

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

Klarheit, Geistigkeit und Ruhigkeit über Stein gewonnen, daß er mit ihm wie mit einem Lamm umgehen konnte. Niebuhr und Schön alte Freunde. Schön hatte kurz vor Preußens Fall Niebuhrs Übertritt aus dänischem in preußischen Dienst veranlaßt. Die beiden trefflichen Männer hielten zusammen, der eine der Besonnene, der andere der Heftige. Es war ja hier bei den schwebenden, ungewissen Zuständen der doppelten Verhandlungen und Verhältnisse, bei all dem wirklichen oder geträumten diplomatischen Spiel ein rechtes Wespennest. Sie hielten auch oft zusammen in ihren Urteilen und Bemerkungen über Stein, die nicht immer mild ausfielen, aber die Steinschen über sie waren es auch nicht immer.

Nun begab sich, daß die beiden wirklich frommen Männer, Stein und Geßler, ein paarmal nach dem nahen Zinzendorfischen Gnadenfrei zum Sonntagsgottesdienst zur Kirche gefahren waren. Darüber glossierte Schön mit den Worten: „Die beiden alten Betväter meinen, die Teufel Napoleon, Metternich und Hardenberg mit Bußpsalmen niederbeten zu können." Dergleichen Gespräch hörte ich und erzählte es nicht wieder, aber Stein hatte vor Freunden Niebuhrs einmal das geschwinde Wort gesagt: „Der Niebuhr wäre ein ganz anderer Kerl, wenn er seine Frau nicht bei sich hätte, die hält ihn bis neun, zehn Uhr im Bett und verpappelt und vertändelt ihn auf ihrem Schoß, als wenn sie ihr Enkelchen darauf wiegte." Es war aber Niebuhrs Frau damals wirklich krank, und er war natürlich bei seiner großen Reizbarkeit doppelt krank an den Zuständen, woran wir alle mehr oder weniger krankten. Diese Worte Steins hat einer jener Freunde ihm zu bestellsam wiedererzählt, und sie blieben wohl lange wie Dornen in seiner Erinnerung an die Reichenbacher Tage stecken.

Der dritte Diplomat, Mitglied des Zentralausschusses, Herr von Rehdiger, war ein rüstiger, hochherziger, schlesischer Edelmann, ein Mann, offen, tapfer treuherzig, wie es wenige gibt. Er stand, ein sicherer, klarer Geist, unter den Heftigen und Unruhigen.

Ich kleinerer Mensch, der als ein niedrigerer Strauch unter den hohen Bäumen stand, ging durch diese oft recht verletzende Bebungen und Stöße und Gegenstöße mit leidlichem Glück unbeschädigt hindurch. Ich genoß damals stärkster Gesundheit und eines hoffnungsvollen Mutes; in die schlimmsten Zettelungen und Geheimnisse des Tages war ich Hintermann glücklicherweise selten eingeweiht und erfuhr sie meistens später erst aus den Resultaten. Man wird mächtiger bewegt, wenn man vor einer Leiche steht, als auf dem Grabe, das sie enthält und schon mit Moos und Blumen bewachsen ist.

Steins Ungestüm, zumal wenn er von seinen gichtischen und podagrischen Dornstacheln gepickelt war, zeigte sich jetzt selten hell und liebenswürdig, er brauste wirklich zuweilen wie ein Sturm auf, der alles niederwerfen wollte und der Besänftigung bedurfte, aber in der Mißstimmung vieler gegen ihn war noch etwas anderes. Stein war nicht allein ein lebhaftester, heftigster, zornigster Mann, sondern er hatte bei großer körperlicher Unscheinbarkeit doch, was die Salonsleute l'air d'un baron nennen. Er war von Gottes Gnaden der unüberwindlich Mutige, er war aber durch den Stammbaum seiner Ahnen ein reichsunmittelbarer Ritter gewesen und hatte davon auch ein Etwas, das aber in

ſeiner Treuherzigkeit und Gradheit und ſeinem chriſtlichen und deutſchen ſchönen Gemeingefühl mit allem Volk nimmer ganz unterging. Ich für mein Teil

Theodor Körner

Nach dem Bild von Emma Körner geſtochen von Buchhorn

(Buhrigs Völkerſchlachtmuſeum in Leipzig)

bin dadurch nie geſtört worden, doch ſtießen die edlen Männer Schön und Niebuhr, beide homines novi oder novissimi, ſich zuweilen daran und beſchwerten ſich oft bitter darüber.

Ich hatte vor und mit Stein jetzt ein ganz grades, offenes Leben gewonnen; ich empfand wohl, daß er mich liebgewonnen hatte. Trotzig genug von Natur und Gottes Gnaden war ich auch geboren, als daß ich mich leicht hätte verblüffen lassen. Stein ist gegen mich wie gegen andre zuweilen heftig gewesen, aber nur ein einziges Mal — und das war hier in Reichenbach — grob geworden. Ich kam eines Morgens früh um sechs Uhr — er stand sehr früh auf — mit einem Papier in der Hand, fand seinen Wagen mit zwei Pferden und einem Postillon vor dem Tore halten, und ging ohne Umstände wie gewöhnlich die Treppe hinauf und reichte ihm das Papier. Und da: „Was kommen Sie mich so früh stören? Ich habe keine Zeit, gehen Sie, der Quark kann warten." Und ich ging, antwortend: „Eure Exzellenz haben den Quark geschwind fertig befohlen. Sie sprachen: Machen Sie geschwind! geschwind!" So ging ich die Treppe hinunter; Niebuhr, den ich bei ihm fand, folgte mir sogleich mit rotesten Wangen, mich mit den Worten tröstend: „Er ist auch gegen mich grob gewesen."

Stein aber war den Morgen nach Gitschin gefahren: als ich ihn nach einigen Tagen wiedersah, verlangte er jenen Quark, mit welchem er mich etwas schnöde abgewiesen hatte, sprechend: „Sie kennen mich, ich war vorgestern vom Podagra und von dem Übel geplagt, woran wir alle jetzt leiden. Ich sollte Kaiser und Könige und Hardenberg und Metternich sehen." Dabei strich er mir freundlich über die Wangen. Das war so seine Art Liebkosung, wann die allerfreundlichste Freundlichkeit aus seinem Herzen quoll, küßte er einem, den Kopf herüberholend, auf die Stirn.

Ich lebte hier in Reichenbach nicht bloß ein unruhiges und kämpfevolles und arbeitsvolles Leben unter und zwischen den Diplomaten, sondern freute mich in freien Stunden oft mit tapfern, fröhlichen Jünglingen, die 20, 25 Jahre jünger waren als ich. Da waren manche der fröhlichen Freiwilligen, auch einige Jünglinge, welche ich von Berlin aus schon gekannt hatte, unter andern mein tapfrer, ritterlicher Freund Karl Sack, damals Offizier in der königlichen Leibwache, später an der Bonner Hochschule mein Amtsgenoß; dann erschienen an Schön eng angeschlossen zuerst Max von Schenkendorf, der Preuße, und mein Dresdner Theodor Körner mit einer fürchterlichen Narbe im Gesicht. Er war bei dem schändlichen Überfall [bei Kitzen], den die Franzosen mit dem württembergischen Reiterregiment von Normann mitten im Waffenstillstand über die Lützowsche Freischar machten, vom Pferde gehauen und als Gefangener abgeführt, hatte sich jedoch zu befreien gewußt, und kam jetzt nach Reichenbach bei seinem Paten Geßler wohnen und seine Wunde ganz verharschen zu lassen. Unter solchen Jünglingen und Dichtern ward auch ich wieder jung, war vielleicht damals noch etwas jung.

Napoleon hatte gottlob die Würfel des Kriegs mit seinem im Zorn entflogenen Hute dem Metternich vor die Füße geworfen; sie sollten weiter geschüttelt werden, und die Herrscher und Heere zogen nun von Osten des Weges gegen Westen. Stein folgte ihnen, ich blieb noch in Reichenbach bei meinem Grafen Geßler, mit welchem ich ein Leben wie ein freier Student leben durfte.

XV

Politiſche Träume in der Zeit der erſten Erhebung

Der alte Barbaroſſa,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterird'ſchen Schloſſe
Hält er verzaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einſt wiederkommen,
Mit ihr, zu ſeiner Zeit.

Aus Friedrich Rückerts Kranz der Zeit. 1817.

1. Von deutſcher Zuſammengehörigkeit. (Aus Arndts Katechismus für den teutſchen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein chriſtlicher Wehrmann ſeyn und mit Gott in den Streit gehen ſoll.)

Es iſt kein köſtlicheres Ding, als die Liebe, und mag die Liebe wohl die Herzenspförtnerin und Himmelspförtnerin heiſſen.

Denn ſie ſchließt der Menſchen Gedanken einander auf und verbrüdert die Herzen und bindet die Seelen aneinander, und iſt keine Tugend auf Erden, die mit Gott ſo verwandt iſt und nach den himmliſchen Gütern ſo ſehnſüchtig macht, als die Liebe.

Denn ſie war Gottes Geſellin von Anfang, als er alle Dinge ſchuf, und noch täglich wirkt ihre heilige Kraft Wunder und Glauben.

Denn ohne die Liebe erſtürbe alles auf Erden und kröchen unſere Gedanken mit den Würmern im Staube.

Ohne die Liebe wäre Finſternis Gottes Name und die Unſterblichkeit nichts als ein geſpenſtiſcher Traum.

Darum, ſo ihr wieder ein Volk werden wollet, und herzinniglich fühlen, daß alle Teutſche Brüder ſind, müſſet ihr vor allem nach der Liebe trachten und wie ihr durch Freundlichkeit und Sanftmuth die teutſchen Herzen gewinnen möget.

Und ſollet ihr nicht mehr thun, wie ihr gethan habt in den Zeiten des Haders und Unheils, daß die Menſchen der einen teutſchen Landſchaft die Menſchen der andern Landſchaft haſſen und daß ein teutſcher Mann den andern verſpottet.

Denn dadurch ſeyd ihr die Knechte der Knechte geworden und mußtet euch vor dem ſklaviſcheſten Volke auf Erden beugen.

Ihr mußtet kriechen vor denen, welche die Freiheit nicht kennen und welche alles Heilige in Gelächter verwandeln.

Sondern ſollet einander lieb und werth haben wie Brüder, alle, die in teutſcher Zunge reden, von der Oſtſee bis zu den Alpen und von der Nordſee bis zum Niemenfluß.

Daß hinfort nicht mehr gehört werde Öſterreich und Preuſſen, Baiern und Tyrol, Sachſen und Weſtphalen, ſondern Teutſchland, teutſche Ehre, teutſche Freiheit, teutſche Tugend der allgemeine Klang ſey und die Loſung, die gegen die Franzoſen gerufen wird.

Daß ihr aber dies könnet, darum rufet Gott an, daß er euch die Liebe ins Herz senke und die Einmüthigkeit in eurer Brust pflanze.

Denn die Liebe verträget alles und hoffet alles und duldet alles, und ist keine allmächtiger, gewaltige Dinge zu tun.

Darum so eure Brüder in manchen Landschaften andere Sitten und Bräuche haben, als ihr, so sollet ihr des nicht spotten, sondern alle Verschiedenheit freundlich ertragen, und bedenken, welchen großen Krieg ihr führet, und daß nur Einmüthigkeit euch siegreich machen kann.

Und sollet es alles zum Besten kehren, auch wo etwas ungleich und ungrad ist, und gegen die Fremden sanftmüthig und gegen die Thörichten liebreich seyn.

Denn ein freundliches Herz gewinnt selbst die Feinde, aber ein störrischer Sinn säet Zwietracht aus.

Und es wird der Satan der Bosheit nicht schlummern, und die Hinterlist, die in euren Feinden lauret, nicht rasten.

Und sie werden rufen: „Hie Papst! hie Luther! hie Kalvin! merkt auf, was ihr thut; horcht auf, was die wollen, die euch zum Kriege versammeln."

Und sie mögten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuen, und euch die Hände in Bruderblute baden lassen, damit sie die Herren bleiben.

Ihr aber sollet nicht hören auf diese, sondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin, und daß mir alle gefallen, die reines Herzens sind und mit einfältigen Sinnen sich zu mir wenden.

Denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen, und sie sehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder stammeln sie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln.

Darum sollen sie auch freundlich und verträglich seyn mit einander und der verschiedenen Arten und Gottesdienste nicht spotten.

Wer anders thut, werde wie ein Frevler gestraft und wie ein Verräther aus seinem Volke vertilgt.

Denn durch die Eintracht will ich dein Heldenthum erneuen und durch die Liebe soll der Ruhm deiner Väter erstehen.

2. Die zukünftige deutsche Verfassung. (Aus Arndts Geist der Zeit; April 1813.)

Vieles kann werden und wird werden, was niemand ahndet. Das aber ist gewiß, welche Verfassung Teutschland auch erhalte, eine bündische und eidgenössische, oder eine andere, sie wird und muß in festerer und mehr monarchischer Einheit zusammengebunden werden, wenn das Elend und Unheil, worüber wir weinen und jammern, nicht alsbald wieder da sein soll. Ob einer oder mehrere Herren sein werden mit den Namen Kaiser, Könige, Kurfürsten, usw.; wer das höchste Haupt über allen, der Mittelpunkt und Vereinigungspunkt des Ganzen sein wird; wie die Verhältnisse der Fürsten zu dem Oberhaupte, zueinander, zu dem Volke und zu den Völkern stehen werden — das hängt von

Gott und seiner letzten Entscheidung der Dinge und nicht von Menschen und menschlichen Entscheidungen ab.

Wir . . setzen irgendeine idealische Majestät, einen Oberherrn, der jetzt nirgends erscheint, welchem alle Lande gehorchten und welchen alle verschiedenen Stämme des Volks erkenneten. Unter einem solchen Oberhaupt in einer freien und ständischen Monarchie könnten wir die Fürsten auf eine Stufe stellen, welche höher stände, als was sie jetzt ihre Majestät nennen.

Sie würden nach dem Alter und nach der Würde ihrer Geschlechter und nach der Größe und Wichtigkeit der von ihnen beherrschten Länder in einer fortlaufenden Linie unter dem Herrscherhause geordnet, und hießen und wären des heiligen teutschen Reichs gebohrne Herren, und wären auch ihre Häuser mit großer Majestät des Reichs bekleidet, und also hochverehrlich und heilig zu achten, fast wie die Majestät des höchsten Herrn und Kaisers über allen.

Diese Häuser würden immer durch den Ältesten des Geschlechts dargestellt, z. B. Sachsen durch den jetzt sogenannten König, Hessen durch den Landgrafen von Hessencassel. Unter diesem Ältesten reiheten sich wieder die einzelnen Linien, und er wäre ihr Haupt, ihr Vertreter, Beschützer und nächster Gebieter.

Alle die sonst herrschenden Geschlechter trügen den Namen und die vollen Ehren von kaiserlichen und königlichen Hoheiten.

Sie wären gebohrne Fürsten und Herren im teutschen Reiche und Volke, und durch die hohe Ehre und den geheiligten Glanz dieser Würde, die äußerlich mit der größten Strenge und Zucht aufrecht erhalten würde, stellten sie zugleich die Majestät des Kaisers und Volkes dar.

Nach der Ordnung, worin sie unter dem Herrscherhause gereihet ständen, wären sie des teutschen Reiches Erbfürsten, so daß, wie eine Linie erlösche, die nächste in der Herrschaft folgte. Demnach wären sie alle Prinzen vom Hause und Blute des regierenden Herrn.

Die Regierung der Lande, worin sie sonst Fürsten hießen, würde ihnen abgenommen und unter den Befehl des allgemeinen Oberhaupts gestellt. Doch behielten sie als Abteilung für ihren Unterhalt und für die geziemende und fürstliche Tragung ihrer Würde alle Schlösser und Herrengüter (Domänen) der von ihnen sonst regierten Lande mit vollem Eigentumsrecht.

Als so hoch gestellte Fürsten wären sie des teutschen Volkes und Herrschers gebohrener Senat und Geheimer Rat.

So für das Vaterland bestimmt und auf das ganze große teutsche Vaterland als auf ihre Ehre und ihr Erbteil hingewiesen, von allen kleinlichen Rücksichten, Ängsten, Eitelkeiten und Nichtigkeiten einer engen und kümmerlichen Herrschaft erlöst, mit wirklich größerer Hoheit und herrlicherem Glanze in der neuen Ordnung, als in der vergangenen, würde eine Kraft, ein Stolz, und ein Hochsinn wieder in ihnen erwachen, welche durch die Kleingeisterei und Kleinmeisterei der Vielherrschaft lange erloschen sind; sie würden die Wonne fühlen, in einem großen Volke die Ersten zu sein, und Helden und Genien aus ihrer Mitte würden den uralten Ruhm und Namen Germaniens wieder verherrlichen, sobald Hessen und Sachsen und Baiern und Hannoveraner nicht mehr als Völker gehört würden.

Auch die kleineren Fürsten und Grafen und Herren des teutschen Reichs, soweit sie an Ehren alt und an Gütern reich und mächtig sind, werden erhalten. Ihre Schlösser und Güter aber werden für untheilbare Majorate erklärt, so daß immer der Älteste des Geschlechtes die Darstellung der Ehre und des Namens und eine Würde und Stimme im Volke hat, die Jüngeren des Hauses aber ohne alle persönlichen Rechte bloß zum Mittelstande oder Volke gerechnet werden.

Die Prinzen vom Blut und diese geringeren Geschlechter von teutschen Fürsten und Herren bilden den hohen und einzigen Adel des Volkes; ein kleiner und armer Adel ist kein Adel. Wollen der Herrscher und das Volk einen Mann wegen großer und seltener Tugenden und Verdienste zum Adel erheben, so müssen sie ihn mit Gütern so begaben, daß er mit adlichem Stolz und ritterlicher Freiherzigkeit leben kann und auch äußerlich über das Kleinliche und über die kleinliche Sorge erhoben ist. Da der Adel bloß auf Schlössern und Landgütern begründet seyn muß, so muß diese Begabung in Grundstücken bestehen, die jährlich wenigstens 15000 Reichstaler eintragen.

Wie und ob eine Art Verdienstadel und Rangadel auf Lebenszeit und andere Auszeichnungen mit Ehren und Ehrenzeichen seyn und eingerichtet werden sollen, das wird von dem Geist des Herrschers und des Volkes und von der Ordnung und Verfassung des Staats, die sie stiften werden, abhangen. Der kleine Adel aber wird überhaupt zur Mittelklasse des Volks und zu den Grundbesitzern gerechnet und hat gar keine persönliche Vorrechte der Geburt und Vertretung, sondern genießt nur die Ehre, welchen er sich zu erwerben strebte, und den Ruhm, welche edle Vorfahren ihm überlieferten und welchen er zu behaupten verstand. Soll dieser kleine Adel wieder zu Ansehen gelangen, so müssen auch für ihn strengere Ehrengesetze eingeführt werden; und muß er nur für ehrenwerte Taten und glänzende Verdienste verliehen, und der in den letzten Jahrhunderten auch in Teutschland eingerissene Unfug abgeschafft werden, daß ein jeder Lump für 50 oder 100 Dukaten einen Adelsbrief kaufen und den gestohlnen Glanz alter Geschlechter an sich reißen mögte.

Wenn nun Teutschland auf diese oder auf andere Weise monarchischer wird, so verstehen wir eine gesetzliche Monarchie, und keine despotische. Jede Landschaft entscheidet und regiert ihre Angelegenheiten nach alter teutscher Weise durch Landstände, welche aus dem Adel, den Prälaten, den Landleuten und Bauern und den Bürgern bestehen. Aus diesen Landständen werden wieder einzelne Boten gewählt zu großen und allgemeinen Reichstagen, wo über die Geschäfte des ganzen Reichs beratschlaget wird. Ob dieser engere Ausschuß der einzelnen Landschaften zeitlich oder bleibend versammelt und sitzend seyn soll, ob er aus den obgenannten vier Ständen oder aus zwei aus ihnen zusammengesetzten Kammern, die einander bearbeiten und gegenwiegen, bestehen soll, das wird der Rat und die Weisheit der Besten, der Wille und die Nothwendigkeit der Zeit, und die Neigung und Eigenthümlichkeit des Volks entscheiden. — Falls man zwei Kammern beliebt, so entsteht die Frage, ob nach der Ähnlichkeit Englands und so vieler älteren Staaten die eine Kammer nicht aus gebohrnen, die andere aus gewählten Mitgliedern bestehen solle. Die

metaphysisch politische Vernunft will freilich von gebohrnen Vorrechten auf etwas durchaus nichts wissen, aber die Erfahrung lehrt, daß, wo jedes dritte und sechste Jahr alles erneuet und gewechselt wird, oder erneuet und gewechselt werden kann, der Sinn der Menschen nicht bloß ein neuer, sondern ein neuerungslustiger wird, und so lange immer frische Umwälzungen der Dinge und Verfassungen heckt, bis die Sklaverei und Tyrannei ausgebrütet ist. Ich würde, damit ein wohltätiges und das Alte liebendes und beschützendes Gewicht der Schwere im Volke wäre, dafür stimmen, daß die eine Kammer, gleichsam der Senat oder Rat der Alten, eine gebohrne wäre, d. h. daß alle Prinzen des Reichs und vom Blute und eine Auswahl der Familienhäupter des Adels und die Bischöfe und Erzbischöfe des Volkes durch Geburtsrecht und Würdenrecht ihre Mitglieder wären. Die andere Kammer, die das Volk im ganzen oder die Gemeinen verträte und darstellte, könnte dann das Lebendige und Bewegliche und Flüchtige, was auch in einem kräftigen Staatsleben ist, als den politischen und geistigen Strom des ganzen Volks auf jene Kammer der Fürsten und Magnaten loslassen, und in wohlthätiger Wechselwirkung und Gegenwirkung könnten beide einander so reiten und bearbeiten und zwischen zu träger Faulheit und zu unruhiger Beweglichkeit jenen schönen Mittelweg schaffen, worauf das Gleichgewicht des Lebens und des Staates allein würdig und glückselig ruhen kann.

XVI

Operationspläne und neue Feldherren

Nun her, ihr Franzosen! Schon klingen die Saiten
Hierher in das Feld! Des Reigens von weitem;
Hier tanzet auf Rosen; Versuchet, wer heute
Musik ist bestellt; Den Vortanz erhält.

Aus Arndts Einladung zum Tanz. (16. August 1813.)

1. Das Trachenberger Protokoll vom 12. Juli 1813.

Allgemeiner Grundsatz ist, wie vereinbart, daß alle Streitkräfte der Alliierten sich nach der Seite begeben sollen, wo die feindliche Hauptmacht sich findet. Daraus folgt:

1. Daß die Korps, welche an den Flanken und im Rücken des Feindes agieren sollen, immer die Linie zu wählen haben, welche am direktesten auf die feindliche Operationslinie trifft.

2. Daß die stärkste Macht der Alliierten eine Stellung wählen muß, in der sie überall dahin Front machen kann, wohin sich der Feind begeben will. Die vorspringende Bastion Böhmens scheint diesen Vorteil zu bieten.

Nach diesen allgemeinen Regeln müssen die vereinigten Armeen vor Ablauf des Waffenstillstandes an die untengenannten Punkte gestellt werden; nämlich:

Ein Teil der vereinigten Armeen in Schlesien, 90—100 000 Mann stark, begibt sich einige Tage vor Ablauf des Waffenstillstands auf den Straßen von Landeshut und Glatz nach Jung-Bunzlau und Brandeis, um sich in kürzester Frist mit der östreichischen Armee zu vereinigen und mit ihr in Böhmen ein Ganzes von 200—220 000 Streitern zu bilden.

Die Armee des Kronprinzen von Schweden läßt ein Korps von 15 bis 20000 Mann zur Beobachtung der Dänen und Franzosen gegenüber Lübeck und Hamburg, versammelt sich in einer Stärke von fast 70000 Mann in der Umgegend von Treuenbrietzen, um sich bei Ablauf des Waffenstillstands an die Elbe zu begeben und diesen Fluß zwischen Torgau und Magdeburg zu überschreiten, und richtet sich dann gegen Leipzig.

Der Rest der alliierten Armee in Schlesien, 50000 Mann stark, folgt dem Feinde an die Elbe. Diese Armee läßt sich in keine Hauptschlacht ein, wofern sie nicht alle Chancen auf ihrer Seite hat; an der Elbe angelangt, versucht sie diesen Fluß zwischen Torgau und Dresden zu überschreiten, um sich mit der Armee des Kronprinzen von Schweden zu vereinigen, so daß diese Armee auf 120000 Streiter kommen wird. Wenn es jedoch die Umstände erfordern sollten, die alliierte Armee in Böhmen zu verstärken, bevor die schlesische Armee mit der des Kronprinzen von Schweden vereinigt ist, marschiert die schlesische Armee unverzüglich nach Böhmen.

Die mit der alliierten Armee vereinte östreichische Armee wird je nach den Umständen über Eger oder Hof, oder nach Sachsen, oder Schlesien oder nach der Donau debouchieren.

Wenn der Kaiser Napoleon der alliierten Armee in Böhmen zuvorkommen will und aufbrechen sollte, um sie zu schlagen, wird die Armee des Kronprinzen von Schweden versuchen, in forcierten Märschen möglichst schnell der feindlichen Armee in den Rücken zu kommen. Wenn dagegen der Kaiser Napoleon sich gegen die Armee des Kronprinzen von Schweden richten sollte, würde die alliierte Armee eine kräftige Offensive ergreifen und gegen die Verbindungslinien des Feindes marschieren, um ihm eine Schlacht zu liefern.

Alle koalierten Armeen werden die Offensive ergreifen und das feindliche Lager wird ihr Treffpunkt sein.

Die russische Reservearmee unter General Bennigsen rückt von der Weichsel über Kalisch an die Oder in der Richtung von Glogau vor, um nach den gleichen Grundsätzen handeln und sich gegen den Feind richten zu können, wenn er in Schlesien bleibt, oder um den Versuch eines Einfalls nach Polen hindern zu können.

Die Belagerung der Festungen Danzig, Modlin, Stettin, Küstrin, Glogau, die Beobachtung von Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden wird von der preußischen Landwehr und der russischen Miliz ausgeführt.

2. Radetzkys Vorschlag. (7. Juli.)

Aus allen Gründen der Probabilität erhellet, daß der Schlag der französischen Hauptarmee gegen die Österreicher gerichtet sein werde.

Denn bei der Stellung der französischen Hauptarmee an der Elbe, wo sie die Armee des Kronprinzen in der linken Flanke, die russisch-preußische in der Front und die österreichische, im Besitze von beiden Elbufern, in der rechten Flanke hat, ist es wahrscheinlich, daß dieselbe ihre rechte Flanke zuerst freizumachen suchen werde, weil sie nur dadurch nicht bloß die aus der Grenzlage

Schwarzenberg
Gestochen von Steinla 1822
(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

Österreichs entspringende gefährliche Bedrohung ihrer Operationslinien abwendet, sondern auch die kürzere Kommunikation mit ihren übrigen Armeen bezwecken kann, abgerechnet, daß die Reichhaltigkeit der Hilfsmittel für den Krieg, welche diese Monarchie darbietet, an sich selbst schon Lockung genug wäre, die Eroberung der österreichischen Provinzen zum Hauptzweck ihrer Operationen zu machen, und daher gleich anfangs alle Anstrengungen dahin zu richten, dieses Ziel zu erreichen.

Diese, wie billig, vorausgesetzten Gründe zeigen die Notwendigkeit, daß in diesem mehr als wahrscheinlichen Fall eine Offensive der Armee des Kronprinzen von Schweden und der russisch-preußischen Armee allein vermag, die Hauptkraft Frankreichs von der österreichischen Armee abzuleiten, die durch eine wohlberechnete Defensive allein imstande ist, ihre Hauptkräfte für den entscheidenden Schlag bis zu jenem Moment beisammenzuhalten, wo das Vordringen der Armee des Kronprinzen in der linken Flanke und der russisch-preußischen Armee in der Front eine Teilung der Streitkräfte bei der französischen Armee herbeiführen muß.

Alles und alles kommt demnach darauf an, daß beim Beginn der Feindseligkeiten diese beiden Armeen mit der unablässigsten Anstrengung die Offensive ergreifen und fortsetzen, um der österreichischen die Möglichkeit zu gewähren, mit ihnen vereint dem von ihnen unausgesetzt beschäftigten Feind den empfindlichsten Schlag beizubringen und dadurch dem Feldzug eine günstige Wendung für die Alliierten zu geben.*) . . . .

In allen, wie immer angenommenen Wechselfällen bleibt es bei dem gegenwärtigen Stand der Armee stets die erste und wesentlichste Hauptbeobachtung, daß keine Armee einzeln und auf keine Weise sich gegen eine ihr überlegene Macht in ein Hauptgefecht einlasse, um den Hauptzweck in den gemeinschaftlichen Operationen nicht zu verfehlen, nämlich: den Hauptschlag mit Sicherheit zu führen.

3. Napoleons Operationsplan. (Nach einer Niederschrift vom 30. August 1813.)

> Es gibt in Europa viele gute Generale, aber sie sehen zuviel Dinge auf einmal; ich sehe nur eins; das sind die Massen. Ich versuche, sie zu vernichten, sicher, daß die Nebensachen dann von selbst fallen werden.
>
> Napoleon nach dem ersten italienischen Feldzuge.

> Der liebe Gott ist immer mit den großen Bataillonen.
>
> Napoleon.

Wenn ich auf Berlin marschiere, habe ich alsbald einen großen Erfolg: ich decke meine Linie Hamburg–Dresden; ich bin im Zentrum. In fünf Tagen kann ich an den äußersten Punkten meiner Linie sein; ich entsetze Stettin und Küstrin; ich kann rasch den Erfolg haben, die Russen und die Österreicher

*) Ursprünglich stand da: Den Feldzug zum Vorteil der Verbündeten mit einem Streiche zu entscheiden.

zu trennen; in der [jetzigen] Jahreszeit kann ich, ohne Not zu leiden, in Berlin leben; die Kartoffeln, die großen Hilfsmittel dieser Stadt, die Kanäle usw. werden mir Verpflegung geben und ich führe den Krieg da fort, wo er bis jetzt stattfand. Der Krieg mit Östreich hat für mich nur die Unzuträglichkeit, daß

„Nehmt Berlin"

Karikatur von Schadow. (Unter dem Namen Gillray veröffentlicht.)
(Berliner Kupferstichkabinett)

Im Hintergrunde zieht das Militär zur Eroberung Berlins aus, im Vordergrunde, unter dem Vortritt eines Grand sappeur und Tambour-major, die zur Verwaltung nötigen Kräfte: der Großeinnehmer, der Großscherer des Kaiserreichs, das Journal d'Empire (ein Windhund), auch grand aboyeur (Großbeller) genannt, und auf einem Esel, dem Constateur allemand, eine dicke Frau mit Tintenfaß und zwei Employés: die verkörperte Administration, Organisation, Kontribution, Réquisition, Soumission und Condam Nation.

ich 120 000 Mann für die Verteidigung der Linie Dresden—Hof opfern muß, obwohl die Defensive an sich für die Formierung meiner Truppen recht nützlich ist. Ich kann mir die östreichische Abneigung gegen einen Krieg in Böhmen zunutze machen. Da sich Östreich nicht rühren kann, wenn es 120 000 Mann an seinen Grenzen hat, drohe ich nur mit einem Zug nach Prag, ohne wirklich hinzugehen. Die Preußen werden nicht gerade Wert darauf legen, in Böhmen zu

bleiben, wenn ihre Hauptstadt genommen ist, und die Russen werden für Polen besorgt sein, wenn sie die Polen an der Oder versammelt sehen. Eins von beiden müßte dann eintreten. Die Russen und die Preußen in Böhmen werden Östreich zwingen, wieder die Offensive zu ergreifen, wieder nach Dresden zu kommen; das kann erst in 14 Tagen geschehen! Dann habe ich Berlin genommen, Stettin verproviantiert, die preußischen Befestigungsarbeiten zerstört und die Landwehr aufgelöst. Wenn Östreich dann seine Dummheiten wieder beginnt, werde ich mich in Dresden mit einer vereinigten Armee einfinden; große Ereignisse, eine große Schlacht würden den Feldzug und den Krieg überhaupt beenden.

Schließlich ist in meiner Lage jeder Plan unzulässig, bei dem ich nicht im Zentrum bin. Jeder Plan, der mich daraus entfernt, stellt einen regelrechten Krieg her, in dem die Überlegenheit der Feinde an Kavallerie, Zahl und sogar Generalen zu meiner völligen Niederlage führen würde.

4. „Der Mann der Koalition." (Boyen.)

Als eine besondere Gunst des Schicksals nenne ich auch die Wahl des Fürsten Schwarzenberg zum nominellen Oberbefehlshaber, nicht allein des böhmischen Heeres, sondern aller Streitkräfte. Schwarzenberg war ein edler feingebildeter Mann, der in früheren Feldzügen den Ruf persönlich glänzender Tapferkeit sich erworben hatte. Als Feldherr schien ihm Entschlossenheit und Überblick zu fehlen, auch mochte er wohl von den Ansichten seiner Umgebung abhängiger sein, als dies gut ist, aber sein unberechenbares Verdienst war es, daß er unter jenen eigentümlichen Verhältnissen die Einwirkungen der drei anwesenden Souveräne und die zahllosen Projekte ihrer Umgebung nicht allein mit Gelassenheit ertrug, mit diplomatischer Gewandtheit beseitigte, sondern doch auch die widersprechendsten Ansichten immer auszugleichen strebte. Dies ist wahrhaftig kein kleines Verdienst, da an jedem andren, etwas stärker auftretenden Charakter sehr leicht die ganze Verbindung scheitern konnte. Es ist gewiß, eine höhere Weltenlenkung schiebt in den entscheidenden Augenblicken die Menschen, wie es das Bedürfnis des Augenblicks fordert, vor, und dadurch wird die Ausführung von Dingen möglich, die mit andren Personen und unter andren Verhältnissen nicht von der Stelle zu bringen wären.

5. Bernadotte. (Boyen.)

Der Kronprinz hatte unbestritten durch die Menge von Feldzügen, denen er beiwohnte, durch die vielen wichtigen Ereignisse, die unter seinen Augen vorgingen und bei denen er mitwirkte, sich einen bedeutenden Schatz von Kriegs- und hauptsächlich von Lebenserfahrungen gesammelt, doch hatte das gewühlvolle Leben, in dem seine Tage verflossen, ihn offenbar daran verhindert, diese Erfahrungen genügend zu durchdenken und sich aus ihnen allgemeine höherstehende Maximen zu bilden: er sah die Erscheinungen immer mit französischen Gläsern. So ehrenvoll gewiß auch sein Benehmen bei früheren Kriegshandlungen, die er auf Befehl ausführte, gewesen ist, so fehlte ihm doch wohl die natürliche

Das Hallische Tor am 22. August 1813

Kolorierter Kupferstich von Schadow

(Mit Gilroi à Paris bezeichnet, Wortspiel, das einerseits Gimpelkönig, Pseudokönig in Paris besagt, anderseits — nunmehr schon mit durchsichtiger Ironie — den Verfasser hinter dem englischen Karikaturenzeichner Gillray verbirgt)

Bernadotte

Nach einem Gemälde von Rota, geſtochen von Bollinger

(Berliner Kupferſtichkabinett)

Entschlossenheit, aus eigenem Antriebe sich zur Erkämpfung eines Sieges kühn [illegible] Gefahr zu setzen. Diese Eigenschaft, die eigentlich die Grundlage des Feldherrn bildet, ohne die er wenigstens nichts Bedeutendes leisten wird, kann weder durch Erfahrung noch Studien ersetzt werden. Eine Natur, die diese Kraft nicht besitzt, sieht aber nur immer die gefährliche Seite einer Kriegsaufgabe und wird dadurch erst zu vorherrschenden Verteidigungsmaßregeln und über diese Brücke ins Gebiet der Unthätigkeit gedrängt. Daß ich hier nicht zu hart in Hinsicht des Kronprinzen urteile, geht aus der folgenden, mir später bekannt gewordenen Äußerung Napoleons hervor. Als dieser in Dresden den Operationsplan zu dem bevorstehenden Feldzuge entwarf, berücksichtigte er wenig oder gar nicht die Nordarmee. Berthier glaubte ihn auf dieses Vergessen durch die Frage: „Was wird aber dabei der Kronprinz machen?" aufmerksam machen zu müssen, worauf der Kaiser kurz antwortete: „Er wird piaffieren" [auf der Stelle treten], und er hatte mit diesen wenigen Worten ihn nach meinem Ermessen sehr richtig geschildert.*)

Der Kronprinz hatte sich aus vielen nicht unwichtigen Gründen zuerst an Rußland, dann an die übrigen Verbündeten angeschlossen, er haßte in Wahrheit Napoleon, liebte die frühern Einrichtungen Frankreichs und glaubte, teils seines eigenen Standpunktes wegen, teils auch belebt durch seine Jugendempfindungen, gegen das despotische Umsichgreifen Napoleons kämpfen zu müssen; ihm war es dabei noch darum zu tun, als Preis des unternommenen Kampfes Norwegen und so eine neue Bürgschaft für die Dauer seiner Dynastie zu erhalten. Es ist also für mich keinem Zweifel unterworfen, daß der Kronprinz aus Stockholm mit dem vollen Willen, kräftig in den bevorstehenden Krieg einzugreifen, auszog, allein, wie dies wohl in der Welt geht, je näher ihm der Augenblick des Handelns sich zeigte, je schärfer traten nun die bis dahin zu wenig beachteten Hindernisse entgegen. Es mochte ihn innerlich verstimmen, daß er nicht den Oberbefehl über sämtliche Heere erhalten habe, es erzeugte sich in ihm der zuletzt oft ausgesprochene Gedanke, daß Napoleon zuerst mit der von ihm befehligten Nordarmee anfangen müsse und werde. Er sah seine schwedische Stellung nicht für hinreichend befestigt an und strebte daher ängstlich, das ihm anvertraute Korps vor einem Verlust und sich dadurch vor einem Vorwurf in der neuen Heimat zu bewahren. Endlich erwachte von dem Augenblick an, wo er seinen ehemaligen Landsleuten gegenüber trat, sichtlich eine gemischte Empfindung, aus alter Vaterlandsliebe und etwas Sehnsucht nach der Lenkung von Frankreichs Schicksalen zusammengesetzt, in der er nur zu sehr durch einen ehemaligen Jugendgespielen, den in schwedische Dienste getretenen General Cams bestärkt wurde, der die eben erwähnte Gesinnung oft sehr unvorsichtig aussprach. Wenn man alles dieses berücksichtigt, so wird man einen Schlüssel zu manchem sonst unerklärlichen Benehmen und seiner schwankenden Handlungsweise erhalten.

*) Man vergleiche jedoch hiermit Napoleons Operationsplan S. 462ff.

	XVII	
	Großbeeren	

Man ſagt, daß der Kronprinz das Korps Bülow kommandiert. Seine erſte Sorge wird ſicherlich die Verteidigung Berlins ſein. Der Herzog von Reggio [Oudinot] wird am dritten Tage nach Ablauf des Waffenſtillſtandes dort ſein.

Napoleon an Davout. Dresden, den 5. Auguſt 1813.

Berlin iſt das Herz der preußiſchen Monarchie. Derjenige, welcher es beherrſcht, wird immer eine große moraliſche und materielle Macht haben. . . . Ohne Zweifel kann er [Napoleon] mir Berlin entreißen, aber ich werde es ihm nicht billig laſſen, und dann werde ich immer Sorge tragen, einen Marſch zu gewinnen, der ihn hindern wird, mich zu erreichen, müßte ich mich auch zurückziehen bis auf die Inſel Darß, auf Stralſund, auf Rügen, auf meine Schiffe. . . . Ich werde mich nicht jenen Keulenſchlägen ausſetzen, welche Napoleon ſo oft gelungen ſind, aber ich werde ihn durch Manöver ermüden, ich werde gegen ihn einen Krieg mit Methode und Langſamkeit führen. Ich werde gegen ſeine Flanken und ſeine Verbindungen eine Art bewaffneten Aufſtandes organiſieren, welcher ſich zurückzieht, wenn jener ſchlagen will, welcher das Terrain wieder beſetzt, wenn jener ſich entfernt, welcher ſich von ſeinen eigenen Hilfsmitteln ernährt, während er, von den ſeinigen entfernt, ſeine Soldaten in Einzelkämpfen verbraucht. Die numeriſchen Kräfte ſind faſt gleich. Wir müſſen erhalten, was wir haben. Man bleibt der Stärkſte, wenn man ſeine Soldaten ſchont. Halten wir aus! Und Napoleon wird trotz ſeiner Talente, ſeiner Macht, ſeines Ruhmes ſchließlich überwältigt werden.

Bernadotte am 6. Auguſt 1813 zu Moreau.

1. Berlin am Tage vor der Schlacht. (George.)

Den 22. [Auguſt] frühmorgens ſah man in den Straßen Berlins mehrere Soldaten umhergehen, welche, wie man erfuhr, von der Vorpoſtenlinie gekommen und zerſprengt waren, daher Berlin als ihren Sammelplatz geſucht hatten. — Jetzt hatte man die Gewißheit, daß die Franzoſen heranzogen, in der Richtung auf Trebbin zu, und zwar ſollten ſie ſehr zahlreich und der Kaiſer Napoleon bei ihnen ſein.

Zugleich kamen auch eine Menge Dorfbewohner hereingegangen, die ihre Betten und beſten Sachen auf den Wagen geworfen und ſich vor den Franzoſen geflüchtet hatten. Dieſe erzählten mancherlei, namentlich, daß die Franzoſen verſicherten, Berlin würde geplündert werden; eine unzählbare Menge Wagen zur Fortſchaffung der koſtbarſten Sachen wäre in ihrem Gefolge, und der General, welcher zuerſt einzöge, ſolle König von Preußen werden.

Nun hatten die Dorfbewohner zwar keinen Franzoſen geſehen und geſprochen; ihre Erzählungen aber fanden dennoch Eingang, und deren Eindruck wurde gewaltig verſtärkt, als gegen Mittag der Donner des Geſchützes ſich hören ließ und in allen Straßen gegen die Gebäude widerhallte. — Das alſo ſollte der Erfolg unſrer Anſtrengungen ſein, daß Berlin, deſſen Tun von den Franzoſen ohne allen Zweifel hart gelohnt worden ſein würde, dem Anſchein nach in ihre Hände fallen ſollte, um ſich in dieſer Stadt allen Zügelloſigkeiten zu überlaſſen!

So ſprach man gegeneinander, und das Vertrauen auf die Handlungsweiſe des Kronprinzen von Schweden ward ſehr ſchwach; wie war es zu erklären, daß, anderthalb Meilen vor der Stadt, der größte Teil der Armee ruhig lagerte, während ein einzelnes Korps den Angriffen der Übermacht bloßgeſtellt

und wahrscheinlich vernichtet wurde? — Der Mut der Einwohner sank allgemein, und immer mehr, als die Zahl flüchtiger Dörfler zunahm, wie denn ein Beispiel hundert Nachahmer findet, und nun sogar von den Flüchtlingen erzählt wurde: die preußischen Truppen hätten erklärt, bis Berlin würde langsam retiriert, dann aber mit aller Macht widerstanden werden.

Es war Sonntag, alle Einwohner auf den Füßen, und große Massen zogen aus nach dem Tempelhofer Berge zu, um mehr nahe zu sein, wenn die Schlacht, die man auf heute dort, und zwar auf dem alten Revueplatze, erwartete, vorfallen sollte. Auf dem Weinberge, jetzigen Kreuzberge, standen Tausende, die Augen südwestlich gerichtet, die Kanonade ward stärker, ihr Näherkommen hörbar, und schon erkannte man abwechselnd Salven aus kleinem Gewehr. Wer ein Fernglas hatte, richtete es nach dem Schalle zu, konnte aber nichts sehen, was der ungemein trüben Luft zugeschrieben wurde, indem die Vermutungen weit ängstlicher waren, als die Wirklichkeit erfordert hätte. Umsonst bemühten sich Leute, welche Erfahrung vorgaben, zu erklären, daß das Feuern zu entfernt sei, um heute schon bis in unsre Nähe zu kommen; der große Haufen schenkte keinen Glauben und hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die Schlacht hier, und zwar bald, stattfinden müsse. Diese Meinung stützte sich darauf, daß die Verschanzungen auf dem Berge, welche man für sehr haltbare Werke ansah, der diesseitigen Armee als Verteidigungsmittel dienen sollten.

Und dieser Glaube fand Eingang selbst bei mehr gebildeten und überlegenden Personen, weil seit einigen Stunden der Schall des Gefechts sich viel genähert hatte. Ohne Zweifel trug der Luftzug, welcher sich gerade nach der Richtung des Feuerns begeben, hiezu bei, denn, wie man nachher erfuhr, so rasch war das feindliche Vordringen gar nicht gewesen.

Mit der einbrechenden Dunkelheit verlor sich das gehörte Schießen. — Diese Nacht war mithin noch frei; wie aber wird es morgen aussehen? So fragte einer den andern, ohne genügende Antwort zu erhalten, und die Nacht vom 22. zum 23. August 1813 war vielleicht die ängstlichste, die Berlin je erlebt hat.

2. Die Schlacht. (Bericht des Rittmeisters und Generaladjutanten von Auer.)

Berlin, den 24. August 1813.

Der Feind war bereits vor mehreren Tagen bis Luckenwalde vorgedrungen und versuchte schon früher mehrere kleine Angriffe auf unsere vor Trebbin stehenden Vorposten. Raub, Verwüstung und Brand bezeichneten seine Schritte. Jedoch war sein eigentliches Vorhaben nicht mit Bestimmtheit zu erforschen. Vorgestern, den 22., klärte sich jedoch dasselbe auf, indem der Feind, nachdem er sich vorher in den Besitz von Trebbin gesetzt, gegen Wittstock hin vordrang und nach einem langwierigen blutigen Kampfe sich in den Besitz dieses Dorfes und des dabei belegenen auf der Straße nach Berlin befindlichen Dammes setzte.

Die verbündete Armee hatte sich, um dem Feinde sowohl bei dem etwaigen Vordringen auf Potsdam, als auch auf Berlin begegnen zu können, bei Heiners-

Tauentzien

Gemälde von Gebauer

(Hohenzollernmuseum)

dorf, Ruhlsdorf bis gegen Gütergotz konzentriert. Auf der vor Heinersdorf fortlaufenden Anhöhe stand das königl. preuß. 3. Armeekorps [Bülow]. Der Generalleutnant Graf Tauentzien war mit dem Reservekorps bis gegen Blankenfelde vorgerückt, und der Generalmajor v. Borstell vereinigte sich von Mittenwalde aus über Groß-Ziethen mit dem Generalleutnant v. Bülow.

Gestern, den 23. d. M., vormittags um 10 Uhr, griff der Feind, der sich in den Besitz der Passage bei Jühnsdorf gesetzt hatte, den Generalleutnant Graf Tauentzien bei Blankenfelde an. Dieser Angriff schien jedoch nicht sein Hauptzweck zu sein, wenigstens wurde er mit Lebhaftigkeit und mit bedeutendem Verlust von seiten des Feindes zurückgeschlagen.

Nachmittags um 2 Uhr entwickelte der Feind, der nach verschiedenen Angaben aus den Korps von Reynier, Bertrand und dem Kavalleriekorps des Herzogs von Padua bestand, seinen Hauptangriff gegen Heinersdorf, indem er die in Großbeeren aufgestellten Vorposten mit Lebhaftigkeit angriff und zurückdrang, wobei das Dorf in Flammen geriet. Der Generalleutnant von Bülow wartete den feindlichen Angriff nicht ab, sondern ging ihm mit seinem ganzen Korps entgegen; die Artillerie, mit seinen zahlreichen Infanteriemassen unterstützt, eröffnete das Gefecht, und es entstand eine langwierige, sehr lebhafte Kanonade. Da dies jedoch zu keiner Entscheidung führen wollte, so ordnete der kommandierende General den Angriff auf Kleinbeeren und überhaupt auf den rechten Flügel der feindlichen Stellung durch die Infanteriekolonnen an, während ein Teil der Division des Generals v. Borstell ihn von Kleinbeeren aus in unserer linken Flanke unterstützte. Mit freudigem Hurra ward derselbe ausgeführt und der Feind dergestalt mit dem Bajonett geworfen, daß mehrere feindliche Bataillone gänzlich vernichtet wurden. Die Kavallerie benutzte die dadurch entstandene Unordnung, brachte den Feind völlig zur Flucht und verfolgte ihn bis an den vor Wittstock belegenen Wald, wo dann sowohl dieser als besonders die bereits völlig eingebrochene Nacht dem Nachsetzen ein Ende machte.

	XVIII	
An der Katzbach		

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Aus Arndts „Lied vom Feldmarschall".

1. Blücher an seine Frau nach der Schlacht.

heute wahr der Tag den ich so sehnlich gewünscht habe, wir haben den Feind völlig geschlagen, ville Kanonen erobert und gefangene gemagt, morgen denke ich noch ville Gefangene zu machen, da ich den Feind mit meiner gantzen Cavallerie vervollge, es war den ganzen Tag ein Regen so daß ich nicht einen trockenen Bissen behillte, gesund bin ich auch meine umgebung . . .

gott mit dich
in Eill, und mühde und matt. Blücher

Kreutsch [Kroitsch] den 26. August 1813.

2. Brief Gneisenaus an Alexander Gibsone über die Schlacht.

Wir haben einen sehr glänzenden Sieg an der Katzbach erfochten, entscheidend wie die Franzosen nie eine Niederlage in einer Schlacht erlitten haben.

Der Feind wollte das Russische Korps des Grafen v. Langeron angreifen, der einige Meilen von uns entfernt stand. Wir hatten den Entwurf gemacht, mit der vereinigten Armee über die Katzbach zu gehen und den Feind anzugreifen. Wir waren ihm [dem Feinde] demnach 2 Meilen näher, als er uns vermutete. Das Hauptquartier hatte sich zeitig nach Brechtelshof verfügt, um allen Meldungen näher zu sein. Nach einigen Stunden Aufenthalts entspann sich zwischen dem Korps Langeron und dem Feinde eine Kanonade. Wir ließen die Truppen halten. Einige Zeit darauf kam die Meldung: der Feind rücke auch in der Richtung auf uns vor. Wir führten die Truppen vor und ließen sie in Kolonnen, verdeckt hinter sanften Anhöhen, halten. Ich nebst dem Obersten v. Müffling galoppierten zur Avantgarde vor, um das Terrain und die Bewegungen des Feindes zu sehen. Wir machten unsere Anstalten. Der Feind war eben im Begriff, das $^1/_2$ Meile von uns entfernte Korps von Langeron in die rechte Flanke zu nehmen, so wie er dies bereits in der linken getan hatte. Die wenigen Bataillone unserer Avantgarde wollte er eben über den Haufen rennen, als wir den General Blücher benachrichtigten und er nun schnell die Truppen aus ihrem Hinterhalt hervorbrechen ließ. Drei Brigaden machten den Angriff, eine blieb als Reserve verdeckt. Unsere Batterien waren vorteilhaft gestellt und schossen mit Wirkung. Wir ließen die Infanterie, ohne zu schießen, mit dem Bajonett auf den Feind losgehen. Ein großes Kavalleriegefecht begann mit abwechselndem Erfolg, meist stehend in einer langen Linie. Die Wage schwankte einen Augenblick. Neue Schwadronen wurden herbeigeführt, um die Reiterei zu unterstützen; andere, um gegen die feindliche Infanterie zu gehen. Die Infanteriemassen, die, um den Ausgang des Kavalleriegefechts abzuwarten, stehen geblieben waren, wurden gegen die feindliche Infanterie geführt, und endlich wurde der Feind, der mit dem Rücken an dem steilen Talrand der wütenden Neiße und der Katzbach angepreßt stand, denselben hinuntergestürzt, nachdem man ihn vorher noch mit Kartätschen begrüßt hatte. Nach dem Gewühl dieses Tages stand die Infanterie, die überhaupt in bewunderungswürdiger Ordnung die ganze Schlacht über geblieben war, in wohlgeordneten vollen Vierecken. Dieser Tag ist der Triumph unserer neugeschaffenen Infanterie. Ein braves ostpreußisches Bataillon, Ottografen [Othegraven], und ein Landwehrbataillon [von Thiele] gingen auf eine große feindliche Infanteriemasse los und machten mit Bajonett und Kolben alles nieder, bis auf einige hundert Mann. Das Landwehrbataillon ward nachher von feindlicher Kavallerie umringt und aufgefordert, sich zu ergeben. Nein! Nein! schrien die Landwehren und versuchten zu feuern. Nur ein einziges Gewehr ging des heftigen Regens wegen los; dennoch wehrten sich die braven Leute die Kavallerie mit dem Bajonett ab. Als diese sie wieder verlassen hatte, gingen sie sogleich auf ein paar Kanonen los und nahmen sie. Das ist das Höchste, was alte versuchte Soldaten tun können, um so bewunderungswürdiger ist dies für eine ganz neu geschaffene Infanterie.

Die Beute dieser Schlacht sind: 30 Kanonen, 300 Munitionswagen, Feldschmieden usw., 15 000 Gefangene. Die Schlacht hatte bis eine Stunde in der Nacht gedauert. Die Dunkelheit derselben erlaubte nicht, unseren Gewinn während derselben genau anzugeben; deswegen erwähnt der sogleich nach der Schlacht geschriebene Armeebericht nur der mit dem Degen und Bajonett eroberten Kanonen, ohne deren zu erwähnen, die der Feind auf den Feldern umherstehen gelassen hatte oder die sich in den steilen Talrand gestürzt hatten. Die Wege zwischen der Katzbach und dem Bober zeugen von dem Schrecken, der die Feinde ergriffen hat. Übergefahrene Leichname stecken noch allerwärts im Schlamm.

Die Schlacht wird die Schlacht an der Katzbach genannt, zu Ehren des tapferen und einsichtsvollen russischen Generals v. Sacken, der mit dem rechten Flügel bis an diesen Fluß geschwenkt hatte, während wir uns an die wütende Neiße schwenkten. Diese beiden Flüsse nämlich vereinigen sich vor unserer Front und im Rücken der feindlichen Stellung.

Durch unseren Sieg ward der in großer Gefahr schwebende General Langeron befreit*).

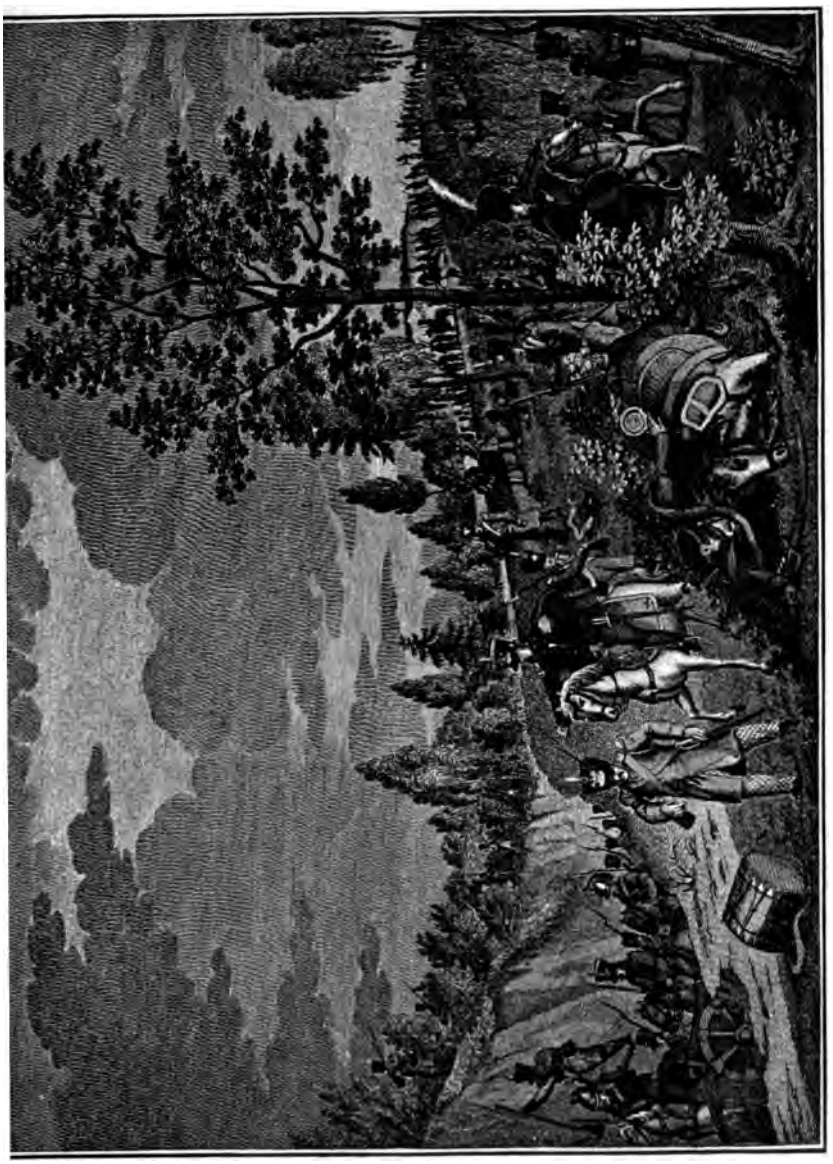
Von der feindlichen Armee ist nur wenig noch geschlossen vorhanden. Die von den Flußübergängen abgeschnittenen Franzosen irren in den Wäldern umher und begehen Unordnungen. Ich habe die Sturmglocke zu läuten befohlen, um solche durch die Bauern totschlagen oder gefangennehmen zu lassen. Durch unsere Anstalten hoffen wir den Rest der Macdonaldschen Armee ebenfalls aufzureiben.

Die Schlesische Armee hat sich hochverdient gemacht. In 8 Tagen hat sie 7 *große* (ohne die kleineren) Gefechte und eine Schlacht geliefert. Gefechte, die uns zum Teil (uns Preußen allein, ohne die Russen) 1800 und 2000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet haben. Der französische Kaiser wollte uns am 21. dieses hier bei Löwenberg in eine Schlacht verwickeln. Wir zogen uns heraus und die Truppen fochten mit herrlicher Ordnung. Nur die Avantgarde und ein Teil einer Brigade ward dem Feind entgegengestellt. Mit dem Rest zogen wir uns Schritt vor Schritt eine kleine halbe Meile zurück und wiesen die Zähne. Der Feind hatte 140 000 Mann gegen uns. Als er seine Versuche fruchtlos fand, ging er mit 60 000 Mann zurück und ließ den Marschall Macdonald gegen uns zurück. Ich muß diesen als einen ausgezeichneten General ansehen. Er hat sehr geschickt manövriert. Bei Goldberg hatte die Brigade von Mecklenburg einen harten Stand. Dieser Prinz betrug sich mit großer Tapferkeit. Mehrere seiner Bataillone wurden durch ein überaus heftiges Feuer und eine überlegene Kavallerie hart mitgenommen.

*) An Hardenberg schrieb Gneisenau am 27. August früh 1 Uhr deutlicher: Der General Sacken hat sich abermals auf eine vortreffliche Art gezeigt. Als ihn General Blücher zum Angriff auffordern ließ, sagte er dem abgeschickten Adjutanten: Ich werde mit Hurra antworten. Dagegen betrug sich Langeron als ein Elender. Er wollte sich nicht schlagen, hatte zu dem Ende sein Geschütz bereits hinter Jauer zurückgeschickt, und ließ sich einen Teil seiner überaus vortrefflichen Stellung fast ohne Widerstand nehmen. Seine Generale verachten ihn höchlich. Unser Sieg hat ihn von einer Niederlage gerettet.

Die große Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813

Bilderbogen aus der Zeit (Jostsche Sammlungen in Leipzig)



Retirade der Franzosen am 26. August 1813 über den Jauowitzberg
Gezeichnet von Großpietsch, gestochen von Böttger 1815
(Zolliche Sammlungen in Leipzig)

Die Armee kämpft mit Ungemach, Beſchwerden und Mangel; durch die in dem unaufhörlichen Regen ausgetretenen Gewäſſer watet der Soldat bis über den Gürtel. Die durch Freund und Feind von Fuhrwerk entblößten, von ihren Einwohnern verlaſſenen Dörfer bieten weder Transportmittel noch Erquickung an. Die Lebensmittel können wegen dieſes Mangels an Fuhrwerk und wegen der grundloſen Wege nicht herangeſchafft werden. Viele, ſehr viele Soldaten gehen barfuß. Indeſſen der wackere Soldat erträgt alles Ungemach und alle Entbehrungen mit Geduld, ohne Murren, ſelbſt mit Heiterkeit. Gibt es etwas ehrwürdigeres, als ſolches Dulden gepaart mit ſolcher Tapferkeit? Hoch ragt der Soldat in ſolchen Momenten über ſeine daheim bleibenden Mitbürger hervor. —

Wir haben 100 Kanonen erobert. Grüßen Sie die braven Oſtpreußen. Das ſind tüchtige Soldaten.

3. Das franzöſiſche Heer nach der Schlacht. (Johann Jakob Röhrig.)

Dann erreichten wir endlich die Gegend von Löwenberg und ſahen ſchon von weitem unſere Leute auf einer Anhöhe ſtehen. Aber in welch erbarmungswürdigem Zuſtande waren ſie! Die Generale ſtanden da, und die großen Hüte, die durch das Regenwetter in Leim ſich aufgelöſt hatten, hingen ihnen über die Ohren herab bis auf die Schultern. Ein Trupp kam hierher und der andere dorther. Die Trainſoldaten und die Artilleriſten kamen ohne Kanonen, wenn auch noch hier und da einer oder der andere ein Pferd mitbrachte. Sämtliche Kanonen, über hundert, fielen dem Feinde in die Hände. Und die Menſchen, die verloren gingen, davon kann man ſich keinen Begriff machen. Unſer Regiment allein, das, als wir aus dem Lager bei Haynau ausmarſchierten, 3500 Mann, ſage fünfunddreißighundert Mann ſtark war, wurde nun von vier Bataillonen auf eins reduziert, das noch nicht tauſend Mann zählte, und ſo war es bei den anderen Regimentern ebenfalls. Die wenigen Munitionswagen, die noch vorhanden und ſich da eingefunden, wurden auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Ach, die dummen Teufel von Alliierten, wie leicht hätten ſie uns da ſchneppen können! Wir waren da in der Falle. Sie hätten nur zuziehen dürfen, ſo waren wir alle in ihrer Gewalt, und zwar mitſamt der ganzen Generalität. Hinter uns hatten wir den ausgetretenen Bober und von allen anderen Seiten die Feinde. Nun wurde es Abend, und es gab Befehl, während der Nacht in aller Stille von da ab längs des Bober hinab nach Bunzlau zu marſchieren und ſo dem Feinde zu entwiſchen, der ſchon auf den Höhen ſtand. Wir traten den Marſch an, und da der Bober noch ſehr ſtark, auch noch über ſeinen Ufern war, ſo marſchierten wir die ganze Nacht, etliche Bauern als Führer an der Spitze, größtenteils bis an die Knie, ja wohl manchmal bis an die Lenden und auch wohl darüber im Waſſer, einer hinter dem andern wie die Kraniche. Auf einmal gab's Halt. Was war los? Nach näherer Unterſuchung fand es ſich, daß einer vorne ſtand und ſchlief, und er, wie wir, bis über die Knie im Waſſer war. Die vor ihm waren fort. Wir waren die hinterſte Kompagnie. Was war nun zu tun? Zum Glück waren wir noch nahe an einem Dorfe, wohin etliche Mann abgeſchickt wurden,

um einige Führer zu holen, weil man sonst gar leicht in den Strom hätte stürzen können. Mit Hilfe dieser Führer erreichten wir des Morgens Bunzlau. Nur noch eine halbe Stunde später und wir waren abgeschnitten oder geschneppt wie der Vogel im Meisenkasten. Wir passierten nun die Brücke, die sogleich zerstört wurde, und lagerten uns diesseits des Flusses an einem Abhange. Es war, wie ich glaube, am 29. August. Und da der liebe Gott an diesem Tage, wie auch nach der Sintflut, die Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen wieder sehen ließ und eben gerade der Widerschein in unser Lager fiel, so entkleideten wir uns bis auf die Haut und trockneten unsere Kleidungsstücke sowie auch den Inhalt unserer Tornister. Das war nun freilich nicht so schön anzusehen, als es wohltuend für unseren Körper war. Wir trockneten auch die Gewehre aus. Am ganzen Körper, soweit das Wasser gereicht hatte, bekam ich einen Ausschlag. Des Nachmittags brachen wir auf und marschierten über Görlitz nach Bautzen hin.

	XIX	
Dresden		

Es ist ein wahres Elend, wir haben so vieles gesehen, so vieles erfahren und fehlen immer in demselben Punkte [uneinige, mangelhafte Führung], werden nie klüger, da ist denn wahrlich nicht zu helfen.

Erzherzog Johann am 7. September 1813 in seinem Tagebuche über die Schlacht bei Dresden.

1. Der Vormarsch der böhmischen Armee auf Leipzig und die Änderung des Planes. (Wolzogen.)

Schon am 20. August hatte die Armee ihren Marsch in vier Kolonnen angetreten: Die erste unter Wittgenstein ging auf der Straße von Teplitz gerade auf Dresden zu; die zweite unter Kleist rückte auf Brüx und Seyda; die dritte (Österreicher) marschierte über Komotau nach Marienberg und die vierte (gleichfalls Österreicher) über Sebastiansberg nach Zwickau. Das Wittgensteinsche Korps, welches den rechten Flügel der Armee bildete, hatte also den besten und kürzesten Weg nach Dresden, und da der Marschall Gouvion St. Cyr, welcher, seit Napoleon sich persönlich gegen die schlesische Armee gewendet hatte, der böhmischen allein gegenüberstand, keine Order gehabt haben mag, die Gebirgspässe nach Böhmen hin zu verteidigen, so war Wittgenstein schon am 22. ungefährdet in die Gegend von Gießhübel und Pirna gekommen und hatte daselbst ein glänzendes Gefecht geliefert, wodurch St. Cyr aus seiner dortigen Position auf Dresden zurückgeworfen wurde.

Dadurch entstand bei den Alliierten der Gedanke, den Angriff zunächst auf diese Stadt zu richten, und das durch die Direktion des österreichischen Heeres angedeutete Projekt auf Leipzig zu marschieren, aufzugeben [am 22. abends]. Das ganze Heer sollte sich deshalb auf seinen rechten Flügel zusammenziehen und vor Dresden verwendet werden. Es war aber in den bergigen Wegen jenes Terrains nicht möglich, diese Konzentrierung so schnell zu bewerkstelligen, als es Schwarzenberg gewünscht hatte; es rückte daher nur ein Teil der Armee am 25. vor die Stadt, und da man Anstoß nahm, vor der völligen

Vereinigung dieſelbe ernſthaft anzugreifen, ſo endete das an dieſem Tage gelieferte Gefecht lediglich mit einer nichts entſcheidenden Kanonade. . . .

Durch dieſe Zögerung ging indeſſen der günſtige Moment zur Einnahme Dresdens verloren; denn ſchon gegen Mittag war der König von Neapel mit Verſtärkungen dort angekommen und am andern Morgen Napoleon ſelbſt mit den Garden und den Korps von Marmont und Victor von Bautzen her in die Stadt eingerückt.

2. Der Eindruck der Schlacht auf die Dresdener Bevölkerung. (Ludwig Richter.)

Ende Auguſt 1813 näherten ſich die Alliierten mit einem Heere von 200 000 Mann der Stadt. Am 25. donnerten die Kanonen in der nächſten Umgebung. Des Nachts leuchteten die Wachtfeuer der Ruſſen und Öſterreicher von den Anhöhen, und die Leute fürchteten einen Sturm auf die Stadt. Kanonen rollten durch die finſteren Straßen, es war ein unheimliches Treiben und Getöſe in dieſer ſchauerlichen Nacht, das allen Bewohnern den Schlaf verſcheuchte. Mit Angſt und Spannung wartete man der Dinge, die da kommen ſollten.

Endlich brach der Morgen an, und bald erzählte man, Napoleon komme von Bautzen her an der Spitze der großen Armee. Nachmittags kamen denn auch die Regimenter im Eilmarſch die breite Amalienſtraße herab, und ich lief hinunter und poſtierte mich an ein Eckhaus, um alles in der Nähe zu ſehen. Wie erſchöpft ſahen die armen Menſchen aus, welche zehn Meilen ohne Raſt marſchiert waren, bleich, hohläugig, ganz mit Staub überzogen. Viele riefen im Vorübereilen mit heiſerer Stimme nach Waſſer, das ihnen niemand reichen konnte, denn es ging unaufhaltſam raſch vorwärts, den Ziegel- und Pillnitzer Schlägen zu, vor welchen ſie der Kampf erwartete.

Immer neues Trommelgeraſſel und Feldmuſik verkündete neue Abteilungen. Plötzlich ſah ich einen Trupp glänzender Generale und höherer Offiziere, und ihnen voran, ruhig vor ſich hinſehend, wie ein Bild von Erz — den Kaiſer, ganz ſo, wie ſein Bild typiſch geworden iſt: der kleine, dreieckige Hut, der graue Überrock, der Schimmel, den er ritt. — Ich gaffte den Gewaltigen mit großen Augen an, und obwohl ich weiter nichts begriff, als daß er der Mann ſei, um den ſich alles drehe, wie um eine bewegende Sonne, ſo habe ich doch den Ausdruck dieſes Geſichts nicht vergeſſen. Ein unbewegliches und unbewegtes Geſicht, ernſt und feſt, in ſich geſammelt, doch ohne Spannung. Sein Ich war die Welt, die Dinge um ihn nur Zahlen, mit denen er rechnete. Schon donnerten die Kanonen; denn man ſtürmte die Schanzen vor dem Ziegelſchlage, und jetzt führte er Tauſende von Ziffern ihnen entgegen.

Ich lief nun ſchnell hinauf zum Vater, und dieſer ſtieg mit mir und anderen Hausbewohnern auf den Dachboden,*) wo wir durch die kleinen Fenſter die Gegend nach Blaſewitz, den großen Garten und Räcknitz überſehen konnten. Die Kanonade hatte ſchon begonnen, und es entwickelten ſich immer mehr die

*) Die Wohnung von Ludwig Richters Eltern befand ſich damals am Elbberg, im goldenen Löwen.

Erste Attacke der russischen Jäger auf die verschanzte französische Batterie am großen Garten in Dresden, am 26. August 1813, früh

Stich von Alexander Sauerweid

(Körnermuseum in Dresden)

dunklen Linien der Infanterie, welche sich aufstellten. Endlich begann auch das Musketenfeuer, ein fortwährendes Knattern, unterbrochen von dem ferneren und näheren Donner des Geschützes. Lange Streifen Pulverdampfes stiegen über den Linien der Infanterie auf und dicke Wolkenmassen da, wo Batterien standen. Der Kampf wurde heftiger und gewaltiger, es war zuletzt ein Knattern, Krachen und Tosen grauenhafter Art, ohne die geringste Unterbrechung. Das Dorf Strehlen, welches vor uns lag, ging in Feuer auf. Es war von Russen besetzt, und die Granaten der Franzosen schossen es in Brand.

Da aber nun einige Kanonenkugeln auch in unsere Nachbardächer einzuschlagen begannen und Ziegel- und Sparrwerk-Splitter umherflogen, ja eine Granate in eine Stube des Hinterhauses schlug und zurückprallend im Hofe zerplatzte, so eilte alles, was Beine hatte, in den Keller, wo man vor den Kugeln gesichert war. Da saß denn die ganze bunte Gesellschaft bei der höchst spärlichen Beleuchtung eines Küchenlämpchens im Kreise herum auf Fässern, Kisten und Klötzen, wie es sich eben machen wollte, und besprachen ihre Not und trösteten sich gemeinsam; es war eine kleine Rembrandtsche Szene. Besonders erinnerlich sind mir die Gestalten des alten Magisters Erbstein, der Frau Naumann und einer lustigen, hübschen Bierschrötersfrau. Dann und wann schlich einer der Hausväter kundschaftend hinauf. Die Straßen waren öde und leer, wie ausgestorben, aber ein dumpfes, fernes Donnern, vom näheren Krachen der Geschütze unterbrochen, rollte unaufhörlich um die geängstete Stadt. In dem kühlen und düsteren Kellerraum wurde es für die Länge unerträglich. Innerlich waren alle in höchster Spannung und Erregung, äußerlich aber so ganz untätig, bis endlich die kleine, alte Witfrau ein verborgen gehaltenes Kleinod aus ihrem Keller herbeiholte, eine Flasche von ihr aufgesetzten Kirschschnapses. Dieser brachte wieder Leben in den Kreis, die Vorstellungen, die ins Unbestimmte schweiften, wurden durch einen nahen, greif-, fühl- und schmeckbaren Gegenstand gefesselt, und der Papa, welcher stets einen guten Humor hatte, brachte wieder Unterhaltung in die Gesellschaft; ja die Leute wurden sogar heiter und fingen an, über das Wunderliche ihres Zustandes zu scherzen und zu lachen.

Endlich, gegen Abend, wagten wir uns wieder hinauf in die Wohnung. Beim Dunkelwerden verstummte der Kampf mehr und mehr. Die Straßen füllten sich mit Truppen, man brachte Verwundete. Einen der bei uns einquartierten Franzosen, einen alten Artilleristen, sahen wir verwundet auf dem Protzkasten seines Geschützes liegend vorüberfahren; er winkte freundlich nach uns herauf. Es begann nun ein Leben und Treiben in den dunklen Straßen, das mit der vorherigen Öde seltsam kontrastierte. Die Munitions- und Pulverkarren samt Geschütz rumpelten und rasselten wieder auf dem Straßenpflaster, die Truppen füllten die Häuser und lagen auf den Gassen und Plätzen. Es waren ja 100 000 Mann, welche nun die Stadt schützten. Am andern Tage, der grau und trübe anbrach und sich endlich in strömenden Regen ergoß, begann der Kampf von neuem. Doch tobte er weniger in unserer Nähe, und aus den Dachluken konnten wir dies Gefecht an den Höhen von Räcknitz sehen, wo die Russen standen und Moreau an diesem Tage — es war der 27. August — an der Seite Alexanders tödlich verwundet wurde.

Am zweiten Tage nach der Schlacht ging ich mit dem Vater zum Ziegelschlage hinaus, das Schlachtfeld in unserer Nähe zu besehen. Schon am Schlage lagen mehrere Franzosen in einem Graben, und einer derselben fiel mir deshalb besonders auf, weil eine Kanonenkugel ihm den Schädel in zwei Hälften zerrissen hatte, deren eine noch am Körper hing, während die andere daneben lag. Diese dünne zersprungene Schale, die mir wie ein Kürbis vorkam, machte mich ganz ängstlich für meinen eigenen Kopf, der mir nun höchst zerbrechlich erschien.

Obwohl man schon tags vorher beschäftigt gewesen war, die Verwundeten fortzuschaffen — man legte sie gewöhnlich auf strohbedeckte Leiterwagen —, so lagen doch außer den Massen der Toten noch unzählige Verwundete und Sterbende umher. Wir gingen den Weg nach Blasewitz zu, der damals öde, sandig und unbebaut war. Auf einem Hügel lagen ganze Haufen toter und zum Teil gräßlich verstümmelter Gestalten. Wir gingen nicht ganz in die Nähe, denn es schauderte uns davor, das Gewimmer zu hören. Es war eben der Wagen da, auf welchen die Verwundeten gebracht wurden, und daß dies nicht sacht und mit Schonung geschah, läßt sich bei den fortzuschaffenden Massen leicht denken.

Eine Erscheinung aber ist mir heute noch wie ein wilder Traum lebhaft im Gedächtnis, obwohl ich sie nicht zu erklären weiß. Einer der Verwundeten, ein russischer Artillerist, schrie furchtbar und schnellte sich dabei von dem Boden soweit in die Höhe, daß ich, der ich unten am Hügel stand, zwischen ihm und dem Erdboden über eine Elle den Lufthorizont sehen konnte. Wir hörten, es seien ihm beide Augen ausgeschossen, und dieses In-die-Höhe-schnellen sei ein Krampf infolge des Schmerzes. Wir wandten uns schaudernd ab und hörten bald darauf einen Schuß fallen; die Leute hatten sich seiner erbarmt.

Jetzt kamen wir an eine Sandgrube, in der ebenfalls eine Menge toter Russen lag. Ein altes krummes Mütterchen hatte sich uns angeschlossen. Sie hatte ein so trauriges Gesicht, sah wie Not und Jammer aus und trug in einem Handkorbe einen großen Topf Wassersuppe nebst einem Näpfchen und altem Blechlöffel, um den verschmachtenden Menschen eine Erquickung zu bringen, gewiß die einzige, die ihr möglich war. Indem wir nun hinabsahen auf die Getöteten, schien es uns, als hörten wir ein leises Wimmern; wir horchten auf, und wieder war es zu hören; wir stiegen die Sandgrube hinab zu einem, der in einen weißen Soldatenmantel mit roten Aufschlägen eingewickelt dalag, neben ihm war eine Blutlache. Von ihm schienen uns die Schmerzenstöne gekommen zu sein; der Vater schlug den Mantel unten etwas zurück, weil er da Blut im Sande sah, und siehe da, der Fuß war über dem Knöchel, wo die Halbstiefel endigten, abgeschossen, hing aber noch mit einigen Fasern am Bein. Der Verwundete schlug etwas die Augen auf und brachte abermals einen leisen, wimmernden Ton hervor, indem er auf den Mund deutete. Das Mütterchen war auch sogleich bereit, dem Verschmachteten, welcher nun schon den dritten Tag so gräßlich verstümmelt in kalter Nacht und im Sonnenbrand am Tage, ohne einen Tropfen Labung im Wundfieber dagelegen hatte, mit ihrer Wassersuppe zu erquicken, und flößte ihm etwas davon ein. Wir hingegen ratschlagten,

wie wir ihn in eine nicht allzuweit entfernte Scheune zu bringen vermöchten, wo viele Verwundete lagen und amputiert wurden; denn wir sahen wohl, daß er hier in dieser Grube schwerlich entdeckt werden würde und verschmachten müßte. Nach einigem Umhersuchen fanden wir endlich eine Stubentür, die vielleicht zum Behuf eines Wachtfeuers aus einem Vorwerke, das Lämmchen genannt, hierher geholt sein mochte. Eine schwere Sache war es aber nun, den Armen auf die Tür zu bringen, da wir zu gleicher Zeit das an einer langen Flechse noch hängende Bein behutsam mit ihm selbst weiterheben mußten. Bei dieser Berührung wimmerte er denn kläglichst; doch gelang es unseren vereinten Kräften, ihn glücklich auf die Tür zu lagern und nach jener Scheune langsam fortzutragen.

In der Nähe derselben angelangt, mußten wir ihn niedersetzen; denn einige Männer riefen uns zu, wir sollten warten, es sei jetzt kein Platz mehr darin. Ein Blick in das offene Scheunentor überzeugte uns nur zu gut von der Wahrheit des Gesagten. Die Scheune lag gedrängt voll Verwundeter. Dort schleppte man eben einige Gestorbene nackt ausgezogen heraus und warf sie auf einen hochgetürmten Haufen ebenfalls nackter, starrer Leichen, die hinter dem zerschossenen Torflügel lagen, meist durch schreckliche Wunden gräßlich verstümmelt. Mit Grausen sahen wir, wie Mensch mit Menschen verfuhr, ja verfahren mußte. Endlich war wieder Platz gewonnen, und unser armer Russe wurde von den Gehilfen in die Scheune getragen, wo die Chirurgen in voller Tätigkeit waren, während Geschrei und Stöhnen aus diesem Ort der Qual herausdrang.

Aufs tiefste erschüttert traten wir unseren Rückzug nach Hause an.

	XX	
Kulm und Nollendorf		

Wir grüßen dich mit Waffentänzen,
Wir neigen uns an deinen Grenzen,
Du klangreich Böhmenland!

Schenkendorf: Die Preußen an der kaiserlichen Grenze. (August 1813.)

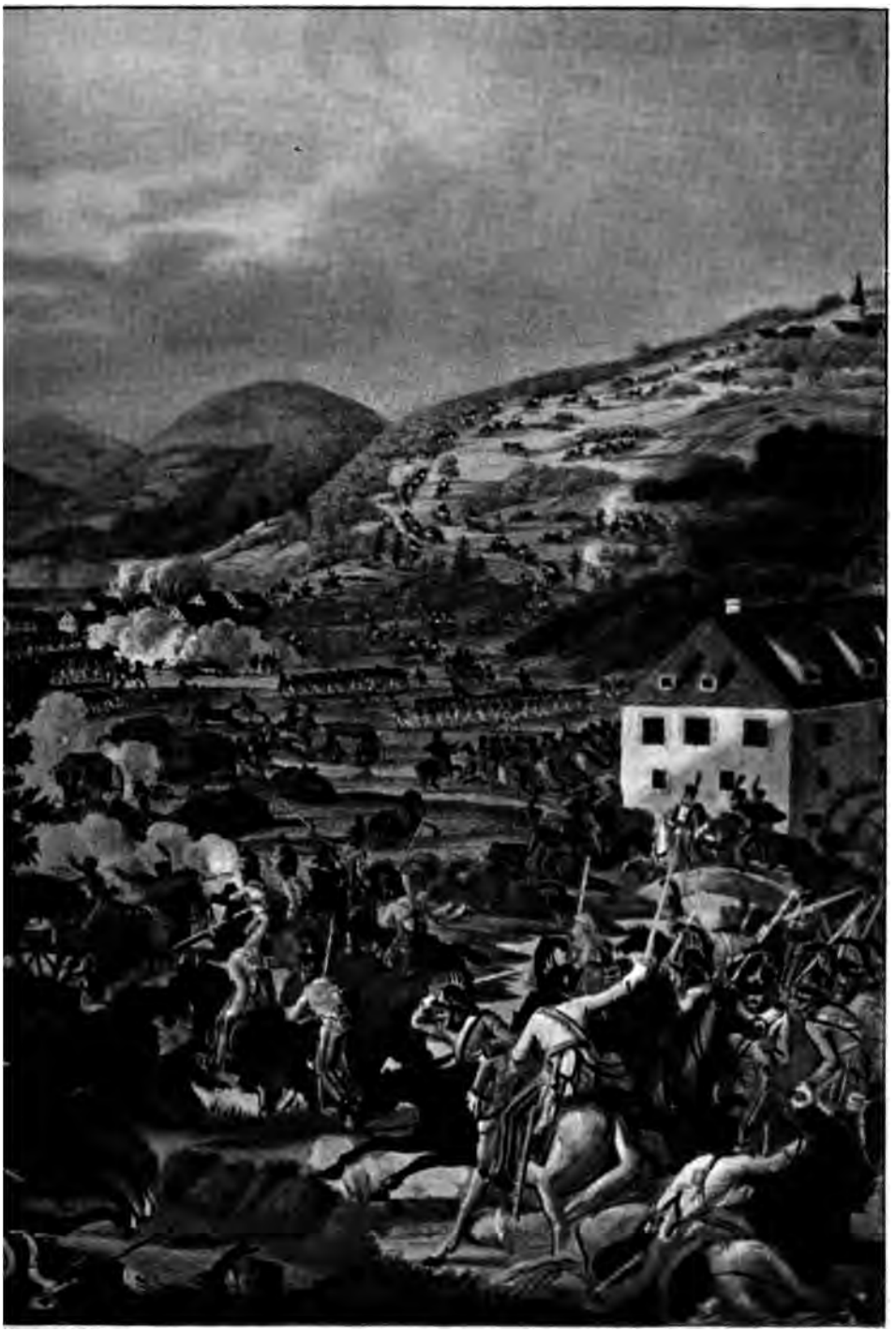
1. Der Kampf bei Nollendorf. (Malachowski.)

Am 29. August abends spät langten wir bei Fürstenwalde an, von wo wir zur Vereinigung mit den übrigen Kolonnen der Armee in das Teplitzer Tal hinabsteigen und gemeinsam mit ihnen auf Budin zurückgehen sollten. In der Nacht ging die Nachricht ein, daß der Feind unter General Vandamme den russischen General Ostermann-Tolstoy mit den russischen und preußischen Garden bis Kulm zurückgedrängt habe, von Nollendorf aus selbst in das Tal hinabgestiegen sei und alle Pässe, die vom Gebirge hinabführten, nun besetzt halte.

So von der verbündeten Armee eigentlich gänzlich abgeschnitten, befand sich das Korps [Kleists] in einer sehr bedenklichen Lage. In der Nacht wurden alle Truppenbefehlshaber beim Korpskommando versammelt und Kriegsrat gehalten, dem ich als Adjutant beiwohnen durfte. Offen schilderte der General v. Kleist

Vandammes Gefang

Kolorierter Kupferstich von J. L. Rugendas



der Schlacht bei Kulm

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

Vandammes Gefa

Kolorierter Kupferstich von J. L. Rugendas

Kleiſt von Nollendorf
Gemälde von Gebauer
(Hohenzollernmuſeum)

unſre Lage und erklärte, daß er entſchloſſen ſei, über Streckenwalde auf Nollendorf abzubiegen und auf dem gleichen Wege, den der Feind genommen habe, in das Teplitzer Tal hinabzuſteigen. Statt jeder andern Dispoſition hieß es: Alles, worauf wir ſtoßen, wird angegriffen und geworfen.

Unſer König, dem die Lage des Generals v. Kleiſt nicht unbekannt war, hatte klar erkannt, daß wir verloren waren, wenn General Vandamme freie Hand gegen uns behielt und nicht feſtgehalten und womöglich geſchlagen wurde; er rückte alſo mit den ruſſiſchen und preußiſchen Garden vor [von Dux und Teplitz aus] und leiſtete gegen den überlegnen Feind einen denkwürdigen Widerſtand; nach der Verwundung des Generals Oſtermann übernahm er perſönlich mit gezognem Degen das Kommando. Hierdurch, ſowie durch die Nachrichten vom General Kleiſt fand ſich auch Fürſt Schwarzenberg bewogen, den Feind am 30. Auguſt früh anzugreifen.

Unſer Korps marſchierte über Streckenwalde auf Nollendorf zu; hier erblickten wir bei der Windmühle eine Abteilung Franzoſen als Bedeckung bei einem großen Artilleriepark. Unſre braunen Huſaren der Avantgarde warfen ſich ohne Beſinnen auf den Feind, hieben die Bedeckung zuſammen und erbeuteten den Park. Neu belebt ging es weiter vorwärts, und ſo langten wir um elf Uhr vormittags auf den Höhen von Nollendorf im Rücken des Feindes an!

Es war ein wunderſchöner Tag, eine herrliche Beleuchtung. Unbeſchreiblich und unvergeßlich war der Anblick, der ſich von hier aus auf das Schlachtgewühl in dem offen vor uns liegenden Tale darbot. Raſch ging es nun vorwärts zum Angriff, und bald waren wir mitten in der Schlacht. Dem gleichzeitig in Front, in Flanke und Rücken angegriffnen Feinde blieb nur ein Verzweiflungskampf übrig; nach allen Seiten war der Rückzug abgeſchnitten, nur Tod oder Gefangenſchaft konnte ſein Los ſein. Der beſonders verhaßte General Vandamme ſelbſt mit mehreren andern Generalen wurde gefangen; alles Geſchütz, alle Adler und Tauſende von Gefangnen, deren Zahl ſich jede Stunde durch eignes Melden ganzer Kompagnien und Bataillone vermehrte, fielen in die Hände der Sieger.

Die Reſervekavallerie des Kleiſtſchen Korps war gleich anfangs in die Ebene von Arbeſau dirigiert worden; hier wurde unſrer Brigade die Ehre zuteil, drei im Karree ſtehende franzöſiſche Bataillone zu attackieren. Unſre Batterie hatte ſich verſchoſſen, konnte alſo den Angriff nicht unterſtützen, trotzdem ging es munter über die zahlreichen Steineinfaſſungen der Felder und Gärten hinweg drauflos. Eine nahe Salve ſtreckte ſieben Offiziere und einige ſechzig Mann nieder, ſie hielt uns aber nicht auf: niedergeritten und gefangen wurden auch dieſe drei Bataillone. Es war das Ende der denkwürdigen Schlacht.

Eine franzöſiſche Kavallerieabteilung, etwa tauſend Mann ſtark [unter General Corbineau], entſchloſſen, ſich durchzuſchlagen, jagte in vollem Lauf auf der Straße von Kulm nach Nollendorf zurück, ohne das Gewehrfeuer von beiden Seiten zu achten. Immer nur vorwärtsreitend, ſtoßen ſie auf der Straße auf unſre dort befindliche Reſerveartillerie, hauen einen Teil der Artilleriſten nieder, erreichen wirklich trotz vieler Verluſte Nollendorf und ſind gerettet.

2. Die Gefangennahme Vandammes. (Wolzogen.)

General Vandamme,
Welchen Gott verdamme,
Bist auch wieder da?
Gibt's keinen Hungerbär,
Keinen Frostwolf mehr
In Sibiria?

Daß du alle Glieder
Ganz zur Heimat wieder
Bringen sollst, und jauchzen,
Daß dir nichts geschah.

Rückert im Kranz der Zeit.

Ich hatte kaum einige Stunden geschlafen, als sich — schon am frühsten Morgen (des 30. Augusts) — in der Richtung gegen Teplitz starker Kanonendonner vernehmen ließ. Zugleich ging die Meldung ein, daß Vandamme von unserer Seite — Barclay kommandierte an diesem Tage das Heer — angegriffen worden sei. Der Kaiser von Rußland und Fürst Schwarzenberg ritten daher mit ihren Suiten sofort nach dieser Richtung hin und nahmen ihre Stellung auf einem in der Nähe von Kulm liegenden Hügel bei der Ruine einer Burg, in welcher sich Libussa nach der Volkssage aufgehalten haben soll. Von dieser Höhe aus konnte man weit um sich sehen, zumal der Himmel inzwischen wieder heiter geworden war. Das vor uns liegende Schlachtfeld dehnte sich von Kulm bis Arbesau aus. Denjenigen, die mit Fernrohren versehen waren, entging es nicht, daß gegen 11 Uhr mittags auf den Höhen von Nollendorf plötzlich Kanonen aufgefahren und die Franzosen dadurch im Rücken beschossen wurden. Dem Kaiser erschien diese Wahrnehmung wie ein Rätsel, und er sandte daher mehrere seiner Adjutanten, und unter andern auch mich, nach jener Gegend ab, um genauere Nachrichten hierüber einzuholen. Als ich nach Kulm kam, fand ich das Dorf mit Ausnahme einiger Pulverwagen, von welchen hier und da einige in die Luft sprangen, vom Feinde gänzlich verlassen, erfuhr jedoch daselbst, daß die Preußen unter Kleist den Franzosen in den Rücken gekommen seien und Vandamme deshalb bereits den Rückzug befohlen. Ich eilte, dem Kaiser dies zu rapportieren, worauf der Monarch sogleich zu Pferde stieg und mir befahl, ihn an einen Ort zu führen, von wo er die Sache in der Nähe sehen könne. Ich ritt nun mit dem Kaiser nach Kulm zurück, woselbst inzwischen immer mehr Pulverwagen in die Luft flogen, so daß einige Granatstücke sogar ganz dicht in unserer Nähe niederschlugen, obwohl ich den Kaiser der Sicherheit wegen durch eine Seitenstraße dieses langen Orts führte. Einigen Generalen aus der Suite wurde es infolgedessen ganz flau zumute, und sie machten mir im Gefühle ihrer eigenen Angst Vorwürfe darüber, wie ich das Leben des Monarchen einer solchen Gefahr exponieren könne. Der Kaiser selbst aber kümmerte sich nicht um diese Bagatelle und ritt ruhig seines Weges fort. — Kaum waren wir jenseits Kulm angekommen, so brachten einige Kosaken den General Vandamme und den Chef seines Generalstabes, General Haxo, als Gefangene. Beide hatten sich in die Mitte einer retirierenden französischen Infanteriekolonne begeben, aus welcher sie diese Kosaken — ein Uradnick (Unteroffizier) und 3 Gemeine — ersteren am Kragen und letzteren am Ärmel, der infolgedessen zerrissen herabhing, ohne weiteres herausschleppten. Die Franzosen waren durch diese kühne Tat so bestürzt, daß sie auf die Räuber ihrer Generale zu schießen vergaßen und alles ruhig hatten geschehen lassen. — Der Kaiser sagte den

Gefangenen einige tröſtliche Worte und verſprach ihnen eine gute Behandlung, worauf indeſſen Vandamme ganz trotzig und ohne den Hut abzunehmen erwiderte: „Vous êtes le maître, Sire!“ Dieſes Benehmen empörte mich ſo ſehr, daß ich mich dem Kaiſer näherte und ihm zuflüſterte: „er möchte ſich doch erinnern, daß dieſer Mann derſelbe ſei, welcher im Lande ſeines Schwagers, des Herzogs von Oldenburg, ganze Bauerfamilien habe erſchießen laſſen, weil ſie ihrem Herrn treu geblieben“! — Gleich darauf befahl der Monarch, beide Gefangene nach Teplitz zu bringen und daſelbſt in Gewahrſam zu halten.

Vandammes Gefangennahme
Gezeichnet von Wolf, geſtochen von Bollinger
(Berliner Kupferſtichkabinett)

	XXI	
Dennewitz		

Der Angriff auf Berlin könnte vom 9. zum 10. stattfinden. Dieser ganze Kosakenschwarm und dieser Haufe schlechter Landwehrinfanterie wird sich allenthalben au Berlin zurückziehen, wenn Ihr Marsch entschieden ist. Sie begreifen wohl die Notwendigkeit schnell zu manövrieren, um die Unordnung der großen böhmischen Armee auszunutzen, die dann sogleich Bewegungen machen wird, wenn sie die des Kaisers bemerkt. Der Herzog von Reggio [Oudinot] hat den Feind niemals eigentlich angegriffen, er hat nur die Kunst verstanden, eins seiner Korps gesondert preiszugeben. Wenn er kühn angegriffen hätte, würde er alles über den Haufen geworfen haben.

Napoleons Direktiven für Ney. Dresden, den 2. September 1813.

Wilhelm ist der am wenigsten befähigte von uns Brüdern, aber der klügste Offizier in der ganzen preußischen Armee.

Der Militärschriftsteller Dietrich von Bülow in früherer Zeit über seinen Bruder.

1. Die Schlacht. (Reiche.)

Fast zu gleicher Zeit mit dem ersten Kanonenschuß langte ein Feldjäger vom Blücherschen Hauptquartiere an, der die Nachricht von dem am 26. August an der Katzbach erfochtenen glorreichen Siege überbrachte. Daß eine solche freudige Kunde den Truppen sogleich bekannt gemacht wurde, läßt sich denken. Mit wahrer Begeisterung empfingen sie dieselbe, und ein jubelndes Hurra wurde den siegenden Waffenbrüdern und dem Helden Blücher gebracht. Neu wurden Mut und Kräfte der Truppen belebt und gestärkt für die kommende Arbeit des Tages.

Je näher wir dem Kanonendonner kamen, desto mehr beschleunigten wir unsere Schritte. Der General Bülow wollte den linken Flügel des Feindes und womöglich ihn zugleich im Rücken angreifen. General Thümen mit der vierten Brigade machte den ersten Angriff, wobei ihn General Krafft mit der sechsten Brigade unterstützte und die dritte Brigade unterm Prinzen von Hessen-Homburg die Reserve bildete. Die Verwendung der letzteren war dem Chef des Generalstabes, dem damaligen Obersten, nachherigen General der Infanterie und Kriegsminister von Boyen übertragen; allerdings ein eigentümliches, wenig zu empfehlendes Verhältnis. Erst nach mehrfach wiederholtem Angriffe gelang es dem General Thümen, den Feind zurückzudrängen; mehrere mit Entschlossenheit ausgeführte Kavallerieangriffe vermehrten seine Unordnung.

Mittlerweile war das noch im Marsch begriffene zwölfte feindliche Armeekorps (Oudinot) herangekommen und griff unsern rechten Flügel an. Die Brigade von Krafft mußte in die Linie einrücken; sie hatte einen harten Stand und es mußte ihr von der Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg mehrfach Unterstützung zugesandt werden. Obgleich sie sehr ins Gedränge kam, so wankte sie doch keinen Augenblick. Der Moment war indessen kritisch, die Übermacht des Feindes groß.

Obgleich noch kein Grund zu einer ernsthaften Besorgnis vorhanden war, so war die Ankunft der Brigade von Borstell, die jetzt eintraf, doch von hoher Wichtigkeit. Um richtig einzugreifen, hatte der General Borstell seinen Generalstabsoffizier, den damaligen Hauptmann [tatsächlich Oberstleutnant], jetzigen

Generalleutnant und Gouverneur von Danzig, Rüchel-Kleist, vorausgeschickt. Der Zufall wollte, daß ich mit ihm zusammentraf, als er den kommandierenden General aufsuchte. Er fragte mich, wo die Brigade hin sollte? Ich erklärte ihm kurz, wie die Schlacht stand und zeigte ihm den Punkt (Göhlsdorf), auf den die Brigade ihren Marsch richten müsse, worauf er zu seinem General zurückeilte und ihn demgemäß führte.

Die Schlacht gewann durch Borstells Hinzutreten ein entschieden günstiges Ansehen für uns, und an einem glücklichen Ausgang derselben war fast nicht mehr zu zweifeln. Dem General Borstell war es nicht genug zu danken, daß er dem Kronprinzen von Schweden, der wollte, daß er sich ihm anschließen sollte, Gegenvorstellungen machte mit den Worten: „Bülow stände im heftigsten Feuer; er halte es für seine Pflicht, zu ihm zur Unterstützung zu eilen; auch habe er den General Bülow davon bereits unterrichtet".*)

Jetzt traf auch der Kronprinz von Schweden ein und ließ in Schlachtordnung aufmarschieren. Da er jedoch nicht näher kam, vielmehr halten blieb, so wurde der General Bülow auf das höchste aufgebracht und befahl mir, augenblicklich zum Kronprinzen zu reiten, ihm zu melden, daß die Schlacht noch nicht zu Ende sei, ihn auffordernd, daher unverzüglich vorzurücken. „La bataille est gagnée", erwiderte mir der Kronprinz, „j'arrive avec quarante bataillons, dites au général Bulow, qu'il se retire en second ligne!"

Kaum traute ich meinen Ohren, als ich diesen Befehl vernahm; wir, die wir schon über 5000 Mann tot und verwundet hatten, sollten die Früchte unserer fast übermenschlichen Anstrengungen dahingeben und die Ehre des Tages denen, die bis jetzt nur zugesehen hatten, überlassen: ich war entrüstet!

Niemals würde der General Bülow sich hierzu verstanden haben; dessenungeachtet erlaubte ich mir die Worte des Kronprinzen dahin zu modeln, daß die Bataille gewonnen sei und der Kronprinz mit 40 Bataillonen anrücke, der General Bülow alle ihm noch zu Gebote stehenden Truppen zusammennehmen und den Feind aufs neue angreifen möge.**)

Hierauf mußte die Brigade von Thümen, die nach Einnahme der vom Feinde bei Beginn der Schlacht besetzt gehaltenen Höhe [östlich von Nieder-

*) Daß Borstell aus eigener Macht seine Marschrichtung änderte: statt auf Eckmannsdorf auf Göhlsdorf vorging und damit Bülow an gefährdeter Stelle wirksam unterstützte, ist Tatsache. Bernadottes Befehl erklärt sich aber nach Wiehr damit, daß er bereits eine halbe Stunde nach Beginn der Schlacht, mithin zu einer Zeit, wo Bülow noch nicht in Bedrängnis war, unter anderen Voraussetzungen gegeben wurde.

**) Wiehr nimmt an, daß Reiches Mitteilung von Bernadottes Äußerungen entstellt sei, und weist nach, daß schon vor Reiches Ankunft bei Bernadotte russische und schwedische Hilfe auf dem Schlachtfelde eingetroffen war. — Das Verhältnis von Bülow und Bernadotte schildert der preußische Diplomat Martens: Seit Großbeeren und Dennewitz war Bülow immer für das offensive Vorgehen, der Kronprinz für die vorsichtige Defensive. Geleitet durch reinen Eifer, beantwortete daher der General Bülow die Befehle des Kronprinzen mit Plänen zum Angriff und Vorgehen, in welchen der Prinz Vorwürfe seines Benehmens zu finden glaubte. Einige Ausdrücke in den Bulletins beleidigten wieder den General, und beide waren in der Idee, daß einer dem andern absichtlich und persönlich wehe tun wollte. (An Knesebeck am 6. Oktober 1813.)

Bülow von Dennewitz

Nach einem Gemälde von Dähling, geſtochen von Bollinger

(Berliner Kupferſtichkabinett)

Görsdorf] rücksichtlich des erlittenen großen Verlustes zum Teil schon aus dem Gefecht gezogen war, wieder vorrücken, sowie auch der noch verwendbare Rest der Brigade von Hessen-Homburg unter Anführung des tapfern Prinzen, ihres ihres Chefs, gegen den Feind geführt wurde.

Hierdurch und durch das Hinzutreten einiger schwedischen Batterien, die der schon erwähnte Hauptmann von Rüchel-Kleist herbeiholte, sowie eines schwedischen Husarenregiments dunkelblau mit gelben Schnüren, nebst eines russischen Jägerregiments und einiger Eskadrons Kavallerie von der Brigade des Generals von Manteuffel, wurde der Feind auf allen Punkten in die Flucht geschlagen und ein vollständiger Sieg erfochten.

In diesem schönen Momente hätte ich wegen gänzlicher Erschöpfung meiner Pferde bald untätig bleiben müssen, wenn der Prinz von Hessen-Homburg mir nicht eins von den seinigen gegeben hätte, für welchen gewiß seltenen und vielsagenden Dienst ich ihm stets dankbar bleiben werde.

Diese Schlacht war für unsere Landwehr und neuerrichteten Truppen die eigentliche Feuerprobe: denn bei Großbeeren löschte der Regen das Gewehrfeuer großenteils aus. Sie haben diese Probe als brave Soldaten und wahre Ehrenmänner bestanden, die nicht nachließen, es ihren ältern Kameraden gleichzutun.....

Als die gefangenen deutschen Offiziere dem General Bülow vorgeführt wurden, richtete er an sie eine kräftige Anrede in den stärksten Ausdrücken, den Kantschu, den er zu Pferde stets führte, in der Hand. Er überlud sie mit Vorwürfen, wie sie als Deutsche gegen Deutsche, die zur Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes die Waffen ergriffen hätten, fechten könnten, jetzt, da ihnen Gelegenheit geworden, sich als wahre Deutsche zu zeigen und die verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen u. dgl. m. Allerdings war darunter gemeint, daß sie zu uns hätten übergehen sollen; wenn man aber bedenkt, daß der Soldat unter allen Umständen nur seiner Pflicht als solcher Gehör geben soll, so kann man ihn nur bedauern, wenn er sich in einer Lage befindet, wo seine Pflicht mit seinen Gefühlen nicht im Einklange steht.

2. Das Lied von Dennewitz.

„Franzmann, sieh, dort liegt Berlin!
Hast du nicht Verlangen,
Einmal noch dorthin zu ziehn?
Sieh die Türme prangen!
Traun! 's ist ein gar schöner Ort;
Brauch's nicht zu erzählen.
Meinst du nicht, es gäbe dort
Trefflich was zu stehlen?“ —

Doch der Franzmann, der Patron,
Hat es in der Rücke.
An der Elbe lau'rt er schon,
Ausgestopft mit Tücke.

Drum, ihr Preußen, haltet ja
Eine gute Wache;
Eh' ihr's denket, iſt er da,
Wie ein Höllendrache.

Ney
(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

Auf! hallo! Seht ihr den Schwarm
Dort im Morgennebel?
Hurra! auf! — ein jeder Arm
Schwinge Spieß und Säbel!
Warte, Prinz von Moskowa!
Woll'n dir helfen ſchleichen;
Tauentzien, der Held, ſteht da,
Läßt dich nicht entweichen.

Bülow kommt, ergreifet ihn,
Faßt ihn in der Seiten.
Vorſtell, Thumen — alle glühn,
Fliegen her und ſtreiten.
Stolz auf ſeine Übermacht,
Steht Prinz Ney auf Hügeln,
Steht in Dörfern keck und lacht:
„Pah, ik bald euk ſügeln!“

Thumen ruft: „Hurra! drauf! dran!
Siegen oder fallen!“
Iſt der erſte auf der Bahn,
Wird gefolgt von allen.
Ney ſchreit: „Kinder, kämpf mit mir
Kägen dieſer Drache!
Soll ſik in Berlin dafür
Auk viel luſchtik mache!“

Als der Prinz die Worte ſpricht,
Blickt er in die Weite.
Siehe da! im Abendlicht
Zieht heran im Streite
Ruſſ' und Schwede, Schar auf Schar.
Hei! die Reiter jagen.
Hu! da ſträubt ſich Franzmanns Haar;
Zittern kommt und Zagen.

Doch das Ungewitter brauſt
An mit Blitzesſchnelle.
Ei, wie wird Prinz Ney zerzauſt
Hier auf dieſer Stelle!
Tauſend, wie der laufen kann! —
Nun, der kommt nicht wieder.
Drum ſingt jeder deutſche Mann
Dieſe Freudenlieder.

	XXII	
Wartenburg		

Die Sache ist entschieden. Wie weit Napoleon zurückgeschlagen werden wird, weiß ich nicht; aber weichen muß er nun. Sein Stern geht unter. Unsre Länder, Österreich, Preußen, Sachsen usw. sind für immer gerettet. Wenn ich es sage, können Sie es glauben.

Gentz an Rahel, Prag, den 13. September 1813.

es wird alles guht werden Napoleon ist in der Tinte.

Blücher an seine Frau, Herrnhut, den 15. September 1813.

Meine Herren, wir werden noch in diesem Jahre Trauben am Rheine essen, verstehen Sie mich recht, die letzten Trauben, die noch im November an dem Weinstock hängen. Gneisenau im September 1813 zu Offizieren seiner Umgebung.

1. Gneisenau an Clausewitz.

Soeben kommt Haxthausen aus dem Großen Hauptquartiere und sagt mir, daß er nach dem Ihrigen abgehe; diese Gelegenheit will ich nicht vorübergehen lassen, um Ihnen meine herzlichen Grüße zu entbieten. Meinen kurzen Bericht von unseren Ereignissen, sogleich nach der Schlacht an der Katzbach geschrieben, werden Sie erhalten haben. Ohnerachtet die Resultate unseres Sieges groß gewesen sind (104 Kanonen und 18000 Gefangene), so ist solcher doch nicht so benutzt worden, als es hätte geschehen können, wären die Anordnungen, die ich in der Nacht nach der Schlacht diktierte, pünktlich befolgt worden. So aber mischen sich böser Wille und Lässigkeit ins Spiel. Wir müssen nun diejenigen bekämpfen, die wir damals haben entrinnen lassen.

Hier sind wir an einen Umkreis gekommen, den wir ungestraft nicht überschreiten dürfen. Was jenseits der Elbe vom Feinde steht, dient zur Reserve denen, die uns hier gegenüberstehen. Über Bischofswerda hinaus dürfen wir also keinen Angriff machen.

Wir haben nun andere Entwürfe gemacht und fangen an zur Ausführung zu schreiten, ehe wir die Genehmigung eingeholt haben. Bei der großen Armee nämlich entwirft man stets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung, und nach zwei Siegen treibt sich der Kronprinz von Schweden zwischen der Nuthe und der Elbe herum. Wir also wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die anderen es nicht wollen.

Da wo die schwarze Elster in die Elbe sich ergießt, macht die Elbe einen einspringenden Winkel. Dort denken wir ein verschanztes Lager anzulegen. Weiter oberhalb denken wir über den Fluß zu gehen und von preußischen Streitkräften an uns zu ziehen, was wir können. Damit wollen wir so nahe als möglich der französischen Armee verbleiben, und, sofern Übermacht uns droht, einer Schlacht ausweichen. In letzter Instanz wollen wir eine Schlacht in unserem verschanzten Lager annehmen, und ich hoffe, daß wir sie, nach den Vorbereitungen, die wir zu machen gedenken, dort gewinnen werden.

Graf Tauentzien ist mit uns einverstanden und wird gemeinschaftlich mit uns wirken. Ich hoffe, Bülow wird dieses, selbst aus wohlverstandenem persönlichen Interesse, gleichfalls tun, ohne sich viel um den ihn lähmenden Kronprinzen zu bekümmern. Wenn er auch indessen unserer Einladung nicht Folge

leiſtet, ſo glauben wir auch ohne ihn dem Unternehmen gewachſen zu ſein. Vielleicht daß auch Ihr Armeekorps [Wallmoden] Vorteil hiervon ziehen kann...

Gott befohlen!

Bautzen, den 26. September 1813.

N. v. Gneiſenau.

2. Der Elbübergang. (Steffens.)

Jungens! Seht, da backen ſich die verfluchten Franzoſen Weißbrot zum Frühſtück, das wollen wir ihnen wegnehmen, weil es noch warm iſt, Marſch!

Ihr alten Moskowiter, ihr habt euren Feinden noch nie den Rücken gekehrt. (Großes Hurra!) Ich werde mich an eure Spitze ſetzen, und ihr ſollt die Kerls, die Franzoſen, angreifen. Schwere Not! ich weiß, ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken zeigen! Paſcholl! (Unendliches Hurra.)

Zwei Anſprachen Blüchers bei Wartenburg.

Es iſt mir merkwürdig, daß alle Schlachten von Bedeutung, denen ich beigewohnt habe, im ſchönſten Wetter ſtattfanden. Die Blücherſche Armee ſetzte oberhalb Wittenberg über die Elbe; es war ein ſehr friſcher angenehmer Oktobermorgen; die ſchwankende Schiffbrücke trug das Heer, mehrere Stunden lang drängte ſich das Fußvolk hier in größter Ordnung auf die lange Brücke, dann bewegte ſich langſam und bedächtig die Kavallerie; die Morgenſonne beleuchtete die Waffen, und mir fielen die Erzählungen alter Sagen ein, wenn der Widerſchein glänzender Waffen, wenn die Ritterſcharen aus weiter Ferne erſchienen und die Hügel feurig erglänzen ließen; nie erlebte ich dieſes auf eine anmutigere Weiſe. Der Feind war hinter den mächtigen Eichenwäldern, die das Flußufer begrenzen, verborgen. Einzelne feindliche Kanonenkugeln ſchlugen in das Waſſer ein und mehrere, die die Oberfläche der Elbe ſchief trafen, wurden zurückgeworfen und ſprangen in weiten Bogen weiter. Das Ganze bot ein höchſt intereſſantes Schauſpiel dar, wir genoſſen es lange, denn Blücher ſetzte mit ſeiner Umgebung erſt über den Fluß, nachdem ein großer Teil der Armee das jenſeitige Ufer erreicht hatte. Der Feind, durch den Wald von uns getrennt, hatte die Kanonen falſch gerichtet. Solange wir das Schauſpiel genoſſen, ſah ich keine Kugel die Brücke erreichen; die Truppen bewegten ſich mehrere Stunden lang über die ſchwankende Brücke und verſchwanden allmählich, wie ſie landeten, hinter dem Walde. Die Landung am jenſeitigen Ufer wurde gar nicht geſtört, das Hauptquartier blieb einige Zeit im Walde: aber bald verſchwand Blücher mit mehreren ſeiner Adjutanten, und andere erhielten den Befehl, im Walde ihn zu erwarten. . . . . .

Im Walde hörten wir das Schießen, die Kanonenkugeln riſſen um uns herum große Äſte von den Bäumen ab, die krachend neben uns hinſtürzten, aber von den Gefechten ſelbſt entdeckten wir nichts; ab und zu erreichten uns dunkle Gerüchte von dem Fortgange der Schlacht, wir hörten, wie beſonders die ſchleſiſche Landwehr ſich bei der Erſtürmung der hohen Dämme, die das

Schloß Wartenburg umgaben, ausgezeichnet hatte. Endlich erhielten wir die Order, fortzureiten, und erreichten Blücher, als die Schlacht gewonnen war und der Feind sich zurückzog. Nur einzelne Gefechte mit dem fliehenden Feinde, mit dem Korps des General Bertrand fanden noch statt.

3. Der Sturm auf Wartenburg.

Es war 3 Uhr nachmittags, als nun der schmale Damm, der zwischen dem Röthekolk und der alten Elbe durch nach Wartenburg geführt, endlich mit Sturm angegriffen werden konnte. General Horn setzte die 7. Brigade sofort in Marsch; an der Spitze des 2. Bataillons vom Leibregiment führte General Horn seine Truppen persönlich zum Sturm. Der Zugang über den schmalen Damm wurde durch eine feindliche Batterie verteidigt. Die erste Paßkugel, die der anstürmenden preußischen Brigade entgegenflog, traf gerade in die Brust des Pferdes, auf dem General Horn ritt; das Tier stürzte tot unter ihm zusammen. Der General liegt unter dem Pferde; da schreit sein Adjutant, der Graf Canitz: „Herr Jesus! da liegt der General!“ — Herr von Horn schreit ihm entgegen: „Da is was zu Herr Jesussen; mir fehlt nichts; schafft mir die Steigbügel von den Beinen!“ — Die Musketiere die ihm zunächst marschieren, reißen dem General die Steigbügel von den Füßen; er springt auf, ergreift das Gewehr eines totgeschossenen Soldaten und schreit: „Ein Hundsfott, der schießt!“ — So springt der gewaltige Mann voran, das ganze Bataillon folgt ihm im raschen Lauf mit gefälltem Bajonett. Die feindliche Batterie speit einen Kartätschenhagel gegen das Bataillon und schmettert ganze Rotten nieder. Neun Offiziere wurden verwundet; General Horn bleibt unversehrt und ist persönlich der erste in Wartenburg, schlägt eigenhändig die Kanoniere in der feindlichen Batterie mit dem Kolben tot, und seine Musketiere vom Leibregiment stechen mit dem Bajonett alles nieder, was sich noch zur Wehr setzt. So ist Wartenburg gestürmt; die ganze Brigade dringt nach und wirft den Feind aus allen seinen Schanzen. General Bertrand zog sich mit einem Gesamtverlust von etwa 1500 Mann gegen Wittenberg zurück.

Als am Abend der General York sein Heer ins Lager rücken ließ und das 2. Bataillon vom Leibregiment bei ihm vorbeimarschierte, nahm er die Mütze ab, bis der letzte Mann bei ihm vorüber war.

4. Im Schloß Wartenburg. (Steffens.)

Blücher zog in das Schloß ein; uns wurde mit einem großen Teile der Offiziere des Generalstabes und Hauptquartiers ein großer Saal angewiesen, dessen Wände und Fußboden von Kanonenkugeln bedeutend verletzt waren; eine Kugel war von dem Fußboden zurückgeworfen und dann durch die Wand gegangen. Wir versammelten uns bei der Tafel, und Anstalten wurden getroffen zu einem festlichen Mahle. Der Tag war überaus glücklich gewesen; die Erfolge der Schlacht waren kaum zu berechnen. Der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee mußte jetzt ebenfalls über die Elbe setzen. Die große Armee mußte entschiedener vorrücken, alle Heere eine konzentriertere Stellung

erhalten, und so waren wir im Begriff, den Feind von allen Seiten zu umgehen und zu einer entscheidenden Hauptschlacht zu zwingen. Jetzt sah ich ein, was Gneisenau in Bautzen mit so großen Hoffnungen belebte; der Zug von Bautzen nach Wartenburg in einiger Entfernung von dem diesseitigen Elbufer, um ihn dem Feinde zu verbergen, war gelungen; man hatte an verschiedenen Stellen Armeeabteilungen nach dem Flusse gesandt, als wollte man hier und da einen Übergang versuchen, während man sich entschloß, das Korps des General Bertrand durch einen möglichst eiligen Zug zu überraschen und aus seiner Stellung zu verdrängen. Es war das Korps des General von York, welches uns diesen Sieg errang. Seine bekannte Entschlossenheit hatte das glückliche Resultat des Tages herbeigeführt und ihm die ehrende Benennung erworben, die seine Familie ziert. Bei der Tafel waren wir alle heiter gestimmt, der Wein war vortrefflich, das Gespräch belebt, da nahm gegen den Schluß der Tafel das ganze feierliche Mahl eine bedeutende Wendung, es verwandelte sich durch den greisen Feldherrn in ein Trauermahl, zum Andenken des verstorbenen Scharnhorst; Blücher nahm das Wort. Nie hörte ich eine ergreifendere Rede, nie eine Darstellung der Verdienste des großen Kriegers anschaulicher, herrlicher, lebendiger vortragen; der fast unwillkürliche Erguß seiner Rede war ein wunderbares Produkt dichterischer Begeisterung. Er rief am Schlusse derselben den Sohn des verstorbenen Helden zu sich, dieser, der es liebt, seine tiefsten Empfindungen durch ein ruhiges Äußere zu beherrschen, mußte sich dem Greise und Redner gegenüberstellen, und vermochte es nicht, seine Erschütterung zu verbergen.

XXIII

Leipzig. Der 14. Oktober

Wenn nicht große Fehler gemacht werden, und die Regenten beharrlich sind, so muß dieser Krieg vorteilhaft für die gute Sache enden.

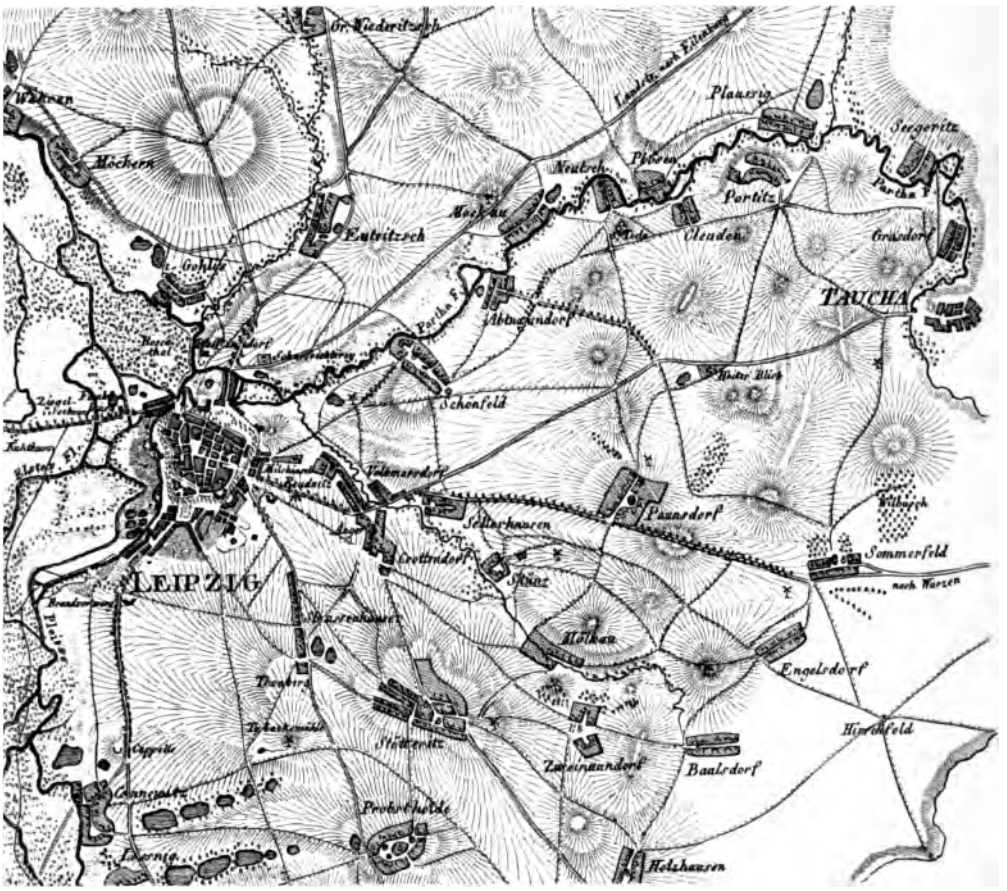
Gneisenau am 7. Oktober 1813 an Hardenberg.

Alle Nachrichten, welche uns über den Feind zukommen, vereinigen sich darin, daß er seine ganze Macht zwischen Leipzig, Grimma, Wurzen und Eilenburg vereinigt. Unser Endzweck muß sein, den Feind in dieser Stellung mehr und mehr einzuschließen und gegen ihn mit unseren sämtlichen vereinigten Kräften zu handeln. Wenn es ihm schwer war, seinen Unterhalt an der Elbe zu gewinnen, so wird diese Schwierigkeit zur Unmöglichkeit werden, nachdem er diesen Fluß verlassen und sich in einer Gegend konzentriert hat, die von Tage zu Tage einen engeren Einschluß gestattet. Die Vorteile unserer gegenwärtigen Stellung erlauben uns die Zerstörung des feindlichen Heeres für möglich zu halten. Jede Überstürzung verdient gestraft zu werden, und man muß daher mit der größten Vorausicht handeln.

Aus dem Operationsplan vom 13. Oktober.

Der 14. Oktober war endlich angebrochen. Ihm waren mehrere regnerische Tage vorangegangen. Heute war es bloß trübe. Die Kanonen donnerten in Pausen nach Liebertwolkwitz zu. Schon am Vormittage kamen einzelne französische Verwundete, besonders Reiter, an. Gegen wen sie gefochten hatten, wußten

Leipzig und seine Umgebung zur Zeit der Schlacht.



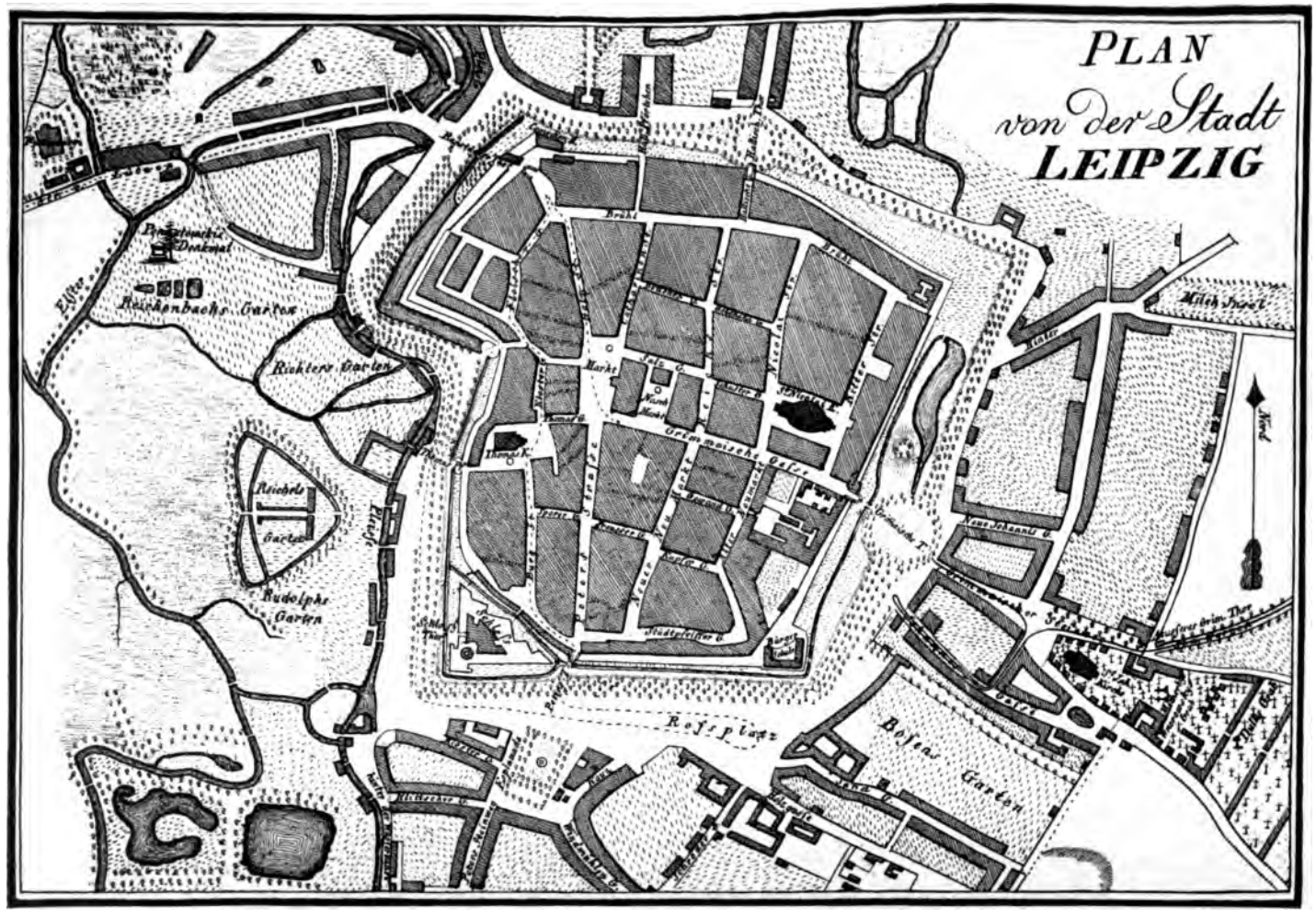
Die Stadt Leipzig, in der Gestalt eines verschobenen Vierecks, dessen Seiten den vier Weltgegenden zugekehrt sind, hat einen Umfang von ungefähr 5500 Schritt, und war zur Zeit, als die Schlacht vorfiel, noch mit Überresten alter Festungswerke, Wall, Mauern und Gräben versehen. Auf der südöstlichen Spitze des Umfanges befindet sich die ehemalige Zitadelle Pleißenburg [jetzt Neues Rathaus], auf welcher die Sternwarte liegt, die nach allen Seiten eine weite Aussicht gewährt.

Die Vorstädte, die Leipzig in einer Entfernung von einigen 100 Schritten auf allen Seiten umschließen, sind sehr ansehnlich und haben in der Schlacht eine wesentliche Rolle gespielt, indem ihr Umfang durch Mauern, Lehmwände, Hecken, Gräben u. dgl. nach dem Felde zu eingefaßt war. Die Ausgänge der Vorstädte sind durch Barrièren und Tore (äußere Tore) geschlossen. . . .

Der örtlichen Beschaffenheit nach war Leipzig nur auf der Ost- und Südseite, weniger auf der Nordseite, auf der Westseite dagegen so gut wie gar nicht angreifbar.

Reiche über die Lage Leipzigs in seinen Memoiren.

sie nicht — es waren wieder die verwünschten Kosaken gewesen. Wir erwarteten sicher eine Hauptschlacht. Vor den Toren wurde das Hin- und Hergehen der Neugierigen immer gefährlicher. Des Reitens, Fahrens und Marschierens war kein Ende. Von zehn zu zehn Schritten traf man nach allen Richtungen auf Schildwachen, von denen jeder Nichtmilitär, wie billig, bald klar, bald grob angehalten und ohne Umstände zurückgewiesen wurde. Mehrere vorausgeeilte Kuriers hatten gemeldet, daß der König von Sachsen und Napoleon in kurzem eintreffen würden. Der gepriesene Held des Jahrhunderts kam wirklich gegen Mittag, aber nicht, wie wir vermuteten, auf der Straße von Dresden, sondern von Berlin. Er eilte schnell durch die Stadt zum äußersten Grimmaischen Tore hinaus; einige Bataillons und Schwadronen Garden begleiteten ihn. Es wurde über Hals und Kopf nicht weit vom Galgen ein Feldstuhl und ein Tisch auf das freie Feld gebracht und ein großes Wachtfeuer angezündet. Rechts und links biwakierten die Garden. Der Kaiser ging in das ihm nichts weniger als prachtvoll zubereitete Hauptquartier, das nur von den letzten Resten der Kraut- und Kohlstrünke umgeben war, die seine Krieger verzehrt, und worüber sie die bündigsten Quittungen in den Produkten ihrer Verdauungskraft tausendweise hinterlassen hatten. Der Tisch war sogleich mit Landkarten bedeckt, und der Kaiser studierte emsig darin. Von dem, was um ihn vorging, schien er nicht die geringste Notiz zu nehmen. Die Zuschauer, unter denen auch ich mich befand, drängten sich ziemlich nahe um ihn. Man hatte bei seinem Besuche in der Stadt vor einigen Monaten [14. Juli] französischerseits die Erfahrung gemacht, daß die Leipziger gar nicht so bösartig, als man sie ausgeschrien hatte, sondern ein ziemlich gutmütiges Völkchen sind. Sie durften sich daher bis auf 20 Schritte nähern, ohne daß sie jemand gehindert hätte. — Ein langer Wagenzug von der Straße von Wurzen, das Knallen der Kurierpeitschen und eine Menge geharnischter Reiter und großer Grenadiere, welche ihn umgaben, verkündeten die Ankunft einer andern hohen Person und lenkten die Aufmerksamkeit dorthin. Es war der König von Sachsen mit seinen Garden und seiner Equipage. Der König kam zu Pferde; es fand eine zärtliche Bewillkommnung zwischen ihm und seinem hohen Alliierten statt. Er setzte dann seinen Weg nach der Stadt fort und hielt diesmal seinen Einzug in dieselbe reitend. Napoleon blieb indessen zurück. Er stand bisweilen auf, stellte sich ans Wachtfeuer, hielt die Hände darüber, rieb sie und legte sie dann auf den Rücken, während er das Brennholz, welches aus dürren Brettern und Balken aus den nächsten Häusern bestand, mit dem Fuße in die Flamme schob, um sie stärker brennen zu machen. Daß er es entweder nicht sah, oder nicht dachte, daß das Material nicht anders als auf eine gewaltsame Art und zum Schaden der Häuser könne herbeigeschafft sein, ist ein geringer Umstand, aber er verdient wenigstens bemerkt zu werden. Er schnupfte dabei häufig Tabak, wovon er in seiner goldenen Tabatiere nur noch einen kleinen Vorrat hatte. Er schob zuletzt die Reste mit dem Finger zusammen und schüttete sie auf die Hand. Als gar nichts mehr darin war, öffnete er die Dose mehrmals und roch hinein, ohne von seinen ihn umgebenden Marschällen Abhilfe seines Mangels zu verlangen. Da der Kanonendonner nach Probstheida und Liebertwolkwitz immer ernsthafter



Die punktierte Linie, die vom Markt (Königshaus) nach dem Ranstädter Tor, von da nach dem Peterstor und über die südliche und westliche Promenade nach der Elsterbrücke verläuft, bezeichnet den Weg von Napoleons Flucht, die ausgezogene Linie am Grimmaischen Tore das Vordringen des Königsberger Landwehrbataillons nach Fricctus' Schilderung.

und stärker und die Zahl der zurückkehrenden Blessierten immer größer wurde, so befremdete es mich ziemlich, daß der Oberfeldherr sich diesmal wider seine Gewohnheit so weit vom Schlachtfelde, welches fast zwei Stunden vorwärts lag, fortwährend aufhielt und den Kampf gar nicht zu achten schien. Fast unerklärlich ist es, daß er selbst die Gegend nicht recht wußte, wo der Kanonendonner herkam, und einen deutschen Offizier sehr angelegentlich fragen ließ, wo diese genau angegeben zu finden sei. Der französische Offizier hatte hinzugefügt, wie Sr. Majestät sehr viel daran liege, sie bestimmt zu wissen.

Es war ungefähr 4 Uhr nachmittags, als einer seiner Adjutanten aus der Stadt gesprengt kam und etwas rapportierte. Es wurde sogleich Alarm geschlagen, und die Gardenabteilungen brachen auf. Der Kaiser setzte sich sogleich zu Pferde und folgte ihnen. Die Richtung, die er nach den Kohlgärten nahm, ließ das Schlachtfeld rechts. Bald sah ich die Ursache des Aufbruchs, man hatte ihm nämlich die Ankunft der sämtlichen Garden gemeldet, auf die er gewartet hatte. Sie kamen von Düben zum Halleschen Tore herein und machten jetzt einen Kontermarsch wieder auf Dresden zu. Sicher glaubte ich nun die Verbündeten verloren, da ich die unübersehbaren Reihen und das zahllose Geschütz aus der Stadt kommen sah. Mir war es völlig klar, daß Napoleon keinen andern Plan habe, als mit diesem neuen Heere sich hinter den Kohlgärten rechts zu wenden und von Stötteritz her den Feind in seiner rechten Flanke zu umgehen und ihn, wie mehrmals, zu zersprengen und zu vernichten. Ich hatte mich indessen sehr stark geirrt. Der Kaiser ging mit seinem Gefolge kaum 1000 Schritte weit bis an die ersten Häuser der Kohlgärten, wo er sich einquartierte und die Nacht ruhig liegen blieb. Die Garden und der ganze Train zogen ebenfalls in die Gegend und schlugen dort ihre Biwaks auf. Es wurde allmählich dunkel. Die Palisaden am Tore hatten nur einen kleinen Eingang gelassen, durch welchen sich unaufhörlich Truppen und Geschütz drängten. Reiter und Fußgänger, die in die Stadt wollten, hielten schon stundenlang und vermehrten sich jeden Augenblick, ohne daß der herauskommende Zug aufhörte. Das Gedränge wurde immer fürchterlicher, und die Lebensgefahr immer größer. Einen andern Eingang zu suchen, war nicht tunlich, weil jeder in Gefahr war, von den tausend Feldposten angehalten, erschossen oder wenigstens in die schmutzigsten Biwaks geschleppt zu werden. Die Nacht war rabenschwarz, die Geduld erschöpft und nirgends Hoffnung, unter das heimische Dach zu kommen. Es regnete stark, und nirgends war ein Winkel, sich zu verbergen. Ich stand mitten unter mehr als 1000 Pferden, die mich jeden Augenblick zu zertreten drohten. Ein großes Glück war es für mich, daß sie sämtlich fromm waren. Der Kanonendonner hatte längst aufgehört; hätte er aber auch fortgedauert, so war es platterdings unmöglich, ihn bei dem Rasseln der Wagen und Kanonen, dem tausendfachen Gebrüll der Soldaten und Offiziere, da bald Kavallerie, bald Infanterie zuerst heraus wollte, und dem ewigen Fluchen, Krachen, Quetschen und Stoßen zu vernehmen. Die Verwirrung war so groß, daß die Regiments- und Bataillonskommandanten des Fußvolks, wenn sich die Reiterei unter dem Tore zwischen sie drängte und mit hinaus wollte, mit fürchterlichem Brüllen ihre Leute

32*

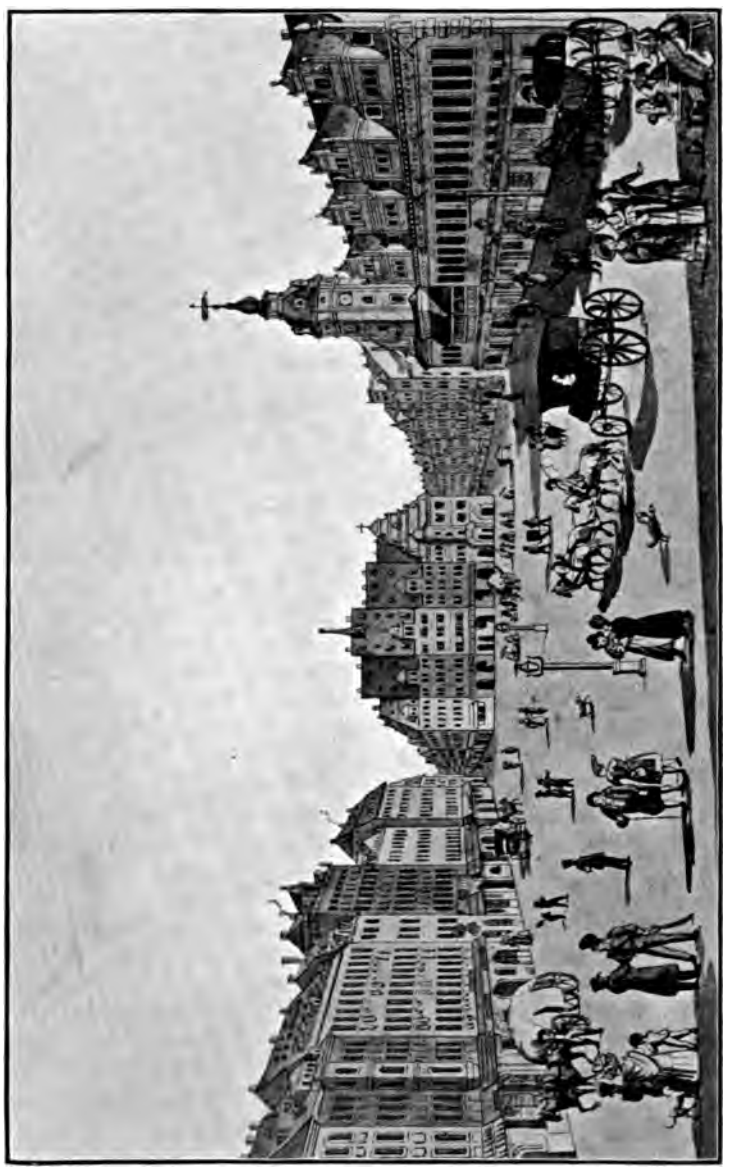
Der Platz vor dem äußeren Grimmaischen Tore nach den Kohlgärten am 18. Oktober 1813

Kolorierter Stich von Geißler

Im Hintergrunde Reudnitz, darin links hervortretend das Holdefreundsche Landhaus, Neys Quartier am 14./15. Oktober

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

kommandierten, mit dem Bajonett die Kavallerie geradezu anzugreifen. Mehrmals entstand auch wirklich ein heftiges Bajonettgeklirr, das uns zum großen Schrecken sehr nahe war. Bei alledem hörte man am folgenden Tage nicht, daß in diesem ungeheuren Strudel ein Soldat verunglückt sei. Gewiß werde ich nie ein ähnliches Getümmel erleben, es ist durchaus nicht zu beschreiben. Es dauerte von nachmittags 4 Uhr bis nachts 12 Uhr ununterbrochen fort; — denken Sie sich dabei den unbequemen Standpunkt, auf welchem ich mich befand. Sobald die vordern Kolonnen in den Biwaks an den nahen Dörfern angekommen waren, fehlte es nicht an tausend Boten, die es auf eine Art meldeten, die uns deutlich genug bewies, wie wenig willkommen sie gewesen waren. Jammernde Mütter mit Betten in Tragkörbe gepackt und zwei, drei fast völlig nackende Kinder an der Hand, den Säugling auf dem Rücken; Väter, die Frau und Kinder suchten; Kinder, die im Gewühl ihre Eltern verloren hatten; Kranke, die man auf Schubkarren durch das Pferdegewühl drängte; überall Heulen und Wehklagen — dieses waren die Herolde und Posaunen, welche das sehr fühlbare Dasein der Helden verkündigten, die in so vielen Ländern und Gegenden wie die Heerscharen des Himmels, die einst die Geburt des Erlösers den Völkern der Erde zujauchzten, gepriesen, deren imposante Haltung so oft bewundert worden ist. Alle diese Unglücklichen drängten sich in den schmutzigen Winkel, den die alten Spitalgebäude und die Mauer am Kohlgärtnertor bilden, zusammen. In ihr Winseln und Schreien mischte sich das Ächzen und Brüllen der Blessierten, die in die Spitäler wollten und welche um Brot und Hilfe flehten. Eine Menge französischer Soldaten, vermutlich Nachzügler, visitierten jeden Korb und jede Tasche, um Brot zu finden. Sie rissen die schlafenden Kinder kurzweg aus den Körben und kehrten sich nicht daran, wenn die wütende Mutter mit allen zehn Fingern ihnen die Gesichter zerkratzte. Die Greuelszenen wechselten überall so schnell, daß man auf keiner eine halbe Minute weilen konnte. Das weichste Herz wurde abgestumpft und gefühllos. Eine Schreckensnachricht jagte die andere — ach, auch der ist geplündert, auch jenem hat man das Haus angezündet, dort ist einer gehauen, oder gestochen worden, auch der sucht seine Kinder! — schallte es aus dem Munde jedes neuen Flüchtlings. Fragte man Franzosen, wann denn endlich der Zug aufhören würde, so war die tröstliche Antwort, vor früh 6 Uhr nicht. Beständig hörte man in der Nacht neu ankommende Regimenter trommeln und blasen. Gegen Mitternacht wurde es endlich ruhiger, wenigstens in Rücksicht des Fahrens. Jetzt benutzte ich den günstigen Zeitpunkt und fühlte mich gleichsam neu geboren, da ich endlich mich durch das Pferdegewühl mit einer seltenen Geschicklichkeit und Kühnheit durchgewunden und den ersten Fuß in die Stadt gesetzt hatte. — So endigte sich der erste und für mich zugleich der fürchterlichste Schreckenstag! (Hussel.)



Der Marktplatz zu Leipzig
Gezeichnet von Straßberger, gestochen von Wagner
(Zolische Sammlungen in Leipzig)

	XXIV	
Der 16. Oktober		

Wir haben uns verſchworen
Für's Heil der ganzen Welt —
Der wird zum Licht geboren,
Der heute rühmlich fällt.

Aus Schenkendorfs Liederzyklus „Die Leipziger Völkerſchlacht".

1. Brief des Fürſten Schwarzenberg an ſeine Frau am Vorabend.

Pegau, den 15. Oktober 1813.

Ich wollte Dir geſtern noch ſchreiben, es trieb mich hin zu Dir, aber ich vermochte es nicht; einige Stunden Schlaf haben mich wieder ganz geſtärkt; ich bedarf es, denn morgen bricht ein wichtiger Tag an, die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürchterliche Schlacht erleben. Ich habe mich mit Blücher verabredet, er ſoll morgen von Merſeburg und Halle gegen Leipzig rücken, neben ihm Gyulai, der heute bei Lützen verſammelt iſt, Merveldt greift auf der Straße von Zwenkau gegen Connewitz an und wird durch das öſterreichiſche Reſervekorps unterſtützt. Die Korps von Wittgenſtein, Kleiſt und Klenau bilden das corps de bataille zwiſchen der Pleiße und der Parthe und dem ihnen gegenüberſtehenden Feind. Die ruſſiſchen Grenadiere, die Küraſſiere, die Garden zu Fuß und zu Pferde, auch das Korps von Colloredo beſtimme ich zur Reſerve.

Bennigſen ſoll mit 40000 Mann bei Grimma eintreffen, nachdem er ebenſoviel zur Blockade von Dresden zurückließ. Der Kronprinz wird mitwirken oder nicht — das ſteht in weitem Felde. Wenn der Herr uns ſeinen Arm leihen wollte, nur ihm gebührt die Züchtigung; gerne will ich auf alles Verzicht leiſten, das weiß mein Gott, aber ein Unglück in dieſem Momente wäre ſchrecklich. Die Schlacht muß mehrere Tage dauern, denn die Lage iſt einzig und die Entſcheidung von unendlichen Folgen. Wenn ich zu meinem Fenſter hinausſehe und die zahlloſen Wachtfeuer zähle, die ſich vor mir ausbreiten, wenn ich bedenke, daß mir gegenüber der größte Feldherr unſerer Zeit, einer der größten aller Zeiten — ein wahrer Schlachtenkaiſer ſteht, dann, meine liebe Nani, iſt es mir freilich, als wären meine Schultern zu ſchwach, und müßten unterliegen unter der Rieſenaufgabe, welche auf ihnen laſtet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, ſo denke ich, daß der, welcher ſie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Iſt es ſein Wille, daß die gerechte Sache ſiege, und dafür halte ich die unſerige, ſo wird ſeine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft ſtärken. Iſt es der Wille der Vorſehung, daß ſie unterliege, ſo iſt mein perſönliches Mißgeſchick die geringſte der traurigen Folgen. Überlebe ich es, ſo werde ich in Deinen Augen, meine Nani, deshalb nicht kleiner, nicht wertloſer erſcheinen. Im Falle des Gelingens wie in jenem des Mißlingens habe ich im voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urteil der Welt wird mich lohnen oder ſtrafen! Geht alles gut, ſo will ich mich einſt bei Euch an meinem Bewußtſein erfreuen und an den Kindern, und wir wollen dann wieder unſere Bäume pflanzen und pflegen.

Eben erhalte ich Deinen Brief vom 9., wenig Stunden bevor der Donner der Kanonen das Feierliche des Tages verkünden wird. Eben unterbricht mich ein Adjutant des wackern Blücher, der mir verkündet, er habe sich verabredetermaßen in Bewegung gesetzt und würde zur bestimmten Stunde erscheinen. Nun trenne ich mich von Dir, um ein paar Stunden zu ruhen; mir ist so wohl mit Dir ein paar Stunden gelebt zu haben. Nun denn, meine Nani, an Dich will ich denken, emporblicken gegen den Himmel, um seinen mächtigen Schutz zu erbitten, und dort wird mein Gebet das Deinige finden.

Wie liebt Dich Dein

Karl.

2. Die Kämpfe im Südosten und Westen von einem Leipziger Beobachter. (Rochlitz.)

[16. Oktober. Abends.]

Die Kanonade begann zuerst wieder heftig von den Anhöhen bei Wolkwitz [Liebertwolkwitz] und krachte so schrecklich herein, als sei sie unmittelbar vor den Toren, weil eben einiger Luftzug von dorther kam; wohl auch, weil, wegen der Stille dieses Morgens, unsre Gehörwerkzeuge noch nicht einen ungewöhnlichen Grad der Spannung erhalten hatten. (Als dies in der Folge der Fall ward, waren selbst nahe, große Batterien recht wohl zu ertragen; und das Feuer des kleinen Gewehrs klang fast, als machten's Knaben mit Schlüsselbüchsen. Die Bemerkung ist die alltäglichste von der Welt: und dennoch, wie viel läßt sich aus ihrer Anwendung schließen auf Effekte vermittelst äußerer Sinne — auch in den Künsten!) Vom Boden des hohen Hohenthalschen Hauses am Markte, konnte ich die Stellungen und Bewegungen der Heere dort hinaus sehr gut beobachten. Die Franzosen hatten die Anhöhen um Wolkwitz und gegen Wachau hin, offenbar die vorteilhafteste Position von dieser Seite, noch ganz inne. Sie von da zu vertreiben, war vielleicht neulich in dem großen Kavalleriegefecht [am 14. Oktober] der Hauptzweck der Verbündeten: sie zu behaupten, der der Franzosen. Die Kanonade nicht nur, sondern auch die Bewegungen der Heerhaufen verblieben da und bildeten sich nur weiter aus, nach Meusdorf, Probstheida, Wachau bis gegen Connewitz. Infanterie schien noch wenig zum Angriff zu kommen: desto häufiger und gewaltsamer waren die Anläufe der Kavallerie. Murat führte sie an in Person; man vermutete aber auch den Kaiser dort. Ungeachtet der wogenden Bewegungen einzelner Haufen stand das Ganze beider Parteien fest, bis nach zehn Uhr: da dehnte sich die Linie, direkt an der Bornaischen Straße, weiter, allmählich immer weiter zurück: — wie bebte mir das Herz hinter meinem guten Fernrohr! Und jetzt, jetzt zeigt sich sogar eine von französischer Kavallerie durchbrochene Lücke, deren beide zurückgedrängte Enden bedeutendes Getümmel verraten! Ein vornehmer französischer Offizier am Nebenfenster stößt einen Freudenruf aus und eilt fort, die Treppe hinab; ein badenscher Oberstleutnant meiner Bekanntschaft neben mir blickt mich bedeutend an und will in den Zurückweichenden und Getrennten Russen erkennen, ich weiß jetzt nicht mehr,

ob durch ſein bewaffnetes Auge, oder aus ſeiner Kenntnis der Stellungen. Mehrere Anweſende, Herren und Frauen, hielten ſich nicht und brachen in laute Klagen aus; einige der erſten aber auch in Bemerkungen, worüber ich ihnen gern zu Leibe gegangen wäre: „Na, hab' ich's nicht geſagt? es wird wieder das alte Lied!“ Sie ließen ſich gefallen, ferner in dem Folterbett langſam

Murat

(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

ausgerenkt zu werden, wenn dieſem nur die eleganten, blutrotſeidenen Vorhänge nicht fehlen und oben der in Feuer vergoldete Adler, der mit ſeinen Fängen dieſe zuſammenhält! — Jetzt ſahen wir in Bogen einen gedrängten Reitertrupp pfeilſchnell angeflogen kommen und jene durchbrechenden Franzoſen faſſen. Das ſind Preußen! ziſchelte mein Oberſtleutnant; wahrſcheinlich Kleiſt! Das Gemenge dauerte nicht lange; die Franzoſen zogen in Ordnung und geſchloſſen auf ihre Linie: das Gemetzel (nun auch der Infanterie) ward, vor-

Altes Kärtchen zur Veranschaulichung der Leipziger Schlacht

Im Besitze von Major a. D. Kretzschmer in Naumburg a. S.

nehmlich um Wachau, so heftig und gedrängt, daß man nichts mehr erkennen konnte: jene Lücke füllte sich wieder aus; ich eilte zu den Meinen — — —

Indes war nämlich von entgegengesetzter Seite, mithin in der Gegend, wohin die Zimmer unsrer Wohnung (nach der Promenade) sehen, um Leutzsch, Schönau bis gegen Zschocher, und in dieser Breite weiter hinaus, die Kanonade fürchterlich losgebrochen, so daß ich kein unzersplittertes Fenster in meinen hintern Zimmern zu finden hoffte und den geängsteten Lieben mich nicht länger entziehen zu dürfen glaubte. Der Hall schien zu verraten, die Verbündeten besäßen hier mehr und auch gröberes Geschütz als die Franzosen. Es kämpften aber hier vornehmlich Österreicher; später zugleich Preußen — so viel ich nämlich bis jetzt habe abnehmen können. Indem die Kanonade auf mehreren festen Punkten fortdauerte, entwickelte sich, und mehr in die Breite, gegen elf Uhr, auch das Kleingewehrfeuer. Jene ließ nun freilich hin und wieder nach, als dies weiter um sich griff, und zwar — die Linie von meinen Fenstern aus gedacht — nach links zu, in der Richtung über Lindenau hinaus, und dann herüber bis gegen das Zschochersche und Connewitzer Gehölz, in welchem, auf der durchführenden Straße, an den abgeworfenen Brücken (wie der Rest der Landleute, die hereingeflohen, berichtete), vornehmlich österreichische Infanterie stritt und russische Kosaken schwärmten.

Der Hauptpunkt schien aber doch gegen Wachau hin zu sein. Ohne einen Augenblick Unterbrechung hallete das Geschütz aller Art herüber und in derselben Richtung. Doch schien es Napoleon, wenigstens nach der Stärke und Beschaffenheit der dort hinaus ziehenden Truppen, heute vor allem auf den Punkt bei Wachau abgesehen zu haben. Um die Mittagsstunde wendete sich langsam das Hauptfeuer mehr gegen Gossa hin und zugleich, gegen Möckern, näher der Stadt zu. Hier schienen also die Franzosen offenbar zu weichen, und unsre Hoffnung hob die Schwingen. Indem sahen wir Napoleon mit großem glänzendem Gefolge, Murat und Poniatowski unmittelbar an seinen Seiten, vor unsern Fenstern nach dem Peterstor sprengen: Er, ziemlich lässig auf einer Falbe sitzend, in den unscheinbarsten grauen Überrock geknöpft, den verbrauchten Hut vom Regen der letzten Tage übel genug entformt; Murat, in glänzendem Schmuck und edler Reiterhaltung, Poniatowski schön ritterlich gekleidet, frei und leicht, wie mit seinem köstlichen Braunen zusammengewachsen. Wo Napoleon bisher gewesen, hatte ich nicht erfahren können: daß er den Weichenden von jener Seite her zueile, mußte einem sogleich einfallen.*) Noch um ein Kleines war das Feuer in jener Richtung gewichen: kaum aber konnte er bei den Seinen dort ein-

*) Napoleons Führer während der Schlacht, Johann Gottfried Gabler, weiß von einem Aufenthalt Napoleons in der Stadt während des 16. Oktober nichts. Er sagt vielmehr ausdrücklich: „Den ganzen Tag über ist der Kaiser auf dem Hügel (Galgenberg zwischen Wachau und Liebertwolkwitz) geblieben, nur einmal nachmittags ritt er mit seinem Adjutant und Gablern durch Wolkwitz nach Großpösna zu, wo er sich aber nicht lange aufhielt, sondern wieder auf den Hügel zurückkehrte und durch sein Glas die Bewegungen mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, bis der Abend einbrach und nun das Feuer schwieg.“ Siehe Gablers protokollierte Aussage in Naumanns Völkerschlacht bei Leipzig 1863, S. 315.

getroffen ſein [bei Wachau], ſo tobete das Geſchütz aller Art ärger, als je vorhin. Wie er ſo ſchnell, mithin ſo ungehindert und geraden Laufs dorthin gelangen können; ob die Verbindung zwiſchen jenem und dem Hauptkorps, das die Gegend, zum Peterstor hinaus, innehatte, des freilich höchſt ungünſtigen Terrains wegen (kleine Gehölze und Gewäſſer, verſumpfte Wieſen uſw.), nicht eng genug geſchloſſen, oder zu ſchwach war, oder was ſonſt: das mögen andere

Connewitz (von Süden aufgenommen)
Stich von J. J. Wagner
(Huſſel-Bergk, Die Siegesplätze der Völkerſchlacht)

wiſſen. — Mit gleicher Hitze und Gewalt dauerte das Feuer auf dieſem Punkte — ohne daß es darum auf irgendeinem anderen ſchwieg — etwa eine Stunde fort: da lenkte ſich der Hauptpunkt ſehr langſam wieder zurück und dehnte ſich zugleich weit mehr in die Breite, weiter hinaus. Wie auch alles Gefühl ſich dagegen ſträubte: ich mußte mir ſagen: Hier wendet ſich's zum Vorteil eurer Unterdrücker!

Von gegen zwei Uhr an ſah ich vor meinen Fenſtern an der Promenade hin fünf oder ſechs Regimenter friſcher Truppen im Eilmarſch und vollkommener Ordnung vorüber nach dem Ranſtädter Tore zu und

dann auf der Lindenauer Chaussee hin marschieren. Diese sollten wohl die langsam zurückweichenden Alliierten entweder durchbrechen oder von der Seite und im Rücken fassen, während Napoleon unaufhörlich von entgegengesetzter Seite auf sie drängte. Gegen drei Uhr mochten diese zum Gefecht gekommen sein — man konnte sie auf der Zinne meines Wohnhauses ziemlich genau verfolgen: aber auch ein großes Korps frischer — ich weiß nicht welcher —

Mühle Napoleons Absteigequartier am 19. Oktober Gasthof (Drei Linden)

Lindenau (von der Frankfurter Straße aus aufgenommen)

Stich von J. J. Wagner

(Hussel-Bergl, Die Siegesplätze der Völkerschlacht)

verbündeten Truppen schien von Lützen her angerückt zu sein, und zwar mit viel Reiterei und auch — das gab der Klang — mit gewaltiger Artillerie. Nun ward das Feuer gräßlich. Da indes das Zentrum, vielleicht durchbrochen, vielleicht sonst in Unordnung gebracht, sicher wenigstens zurückgedrängt war: so flogen Adjutanten und Eilboten aller Art herein nach der Stadt, schrien unaufhörlich die Siegespost aus, mit dem Lebehoch ihres Kaisers, eilten zu allen Behörden — der eine mit gewissem Glanze zu unserm König; alles, was Franzos war oder schien, schrie sie nach, diese Siegespost, und dies Lebehoch;

von allen Kirchtürmen mußten die Glocken ertönen; was nicht Franzos ist oder scheinen wollte, stürzte von den Straßen hinweg, die Türen zuwerfend, um seine Gefühle unbelauert ausströmen zu lassen; für die auf dem Markte zusammentretenden Soldaten ward Wein herbeigeschafft, ihr Siegs- und Huldigungsgeschrei hallete durchdringender. . . .

Wachau nach der Schlacht
Stich von J. J. Wagner
(Aus Hussel-Bergk, die Siegesplätze der Völkerschlacht. 1815)

Dieser Moment war nicht nur unter allen in den letzten Monaten erlebten, der schrecklichste für mich, sondern selbst in seiner Gattung eine mir an mir selbst gemachte neue Erfahrung. Die gewaltsame, auf einen Punkt gerichtete Spannung aller Geisteskräfte konnte vielleicht allein mich dazu fähig machen; und wenn es dem Menschen verliehen ist, ein Glück ebenso zu empfinden, wie ich jetzt das Unglück empfand: so gibt es für ihn eine Seligkeit, die ich noch gar nicht kenne.

3. Der Muratſche Reiterangriff. (Wolzogen.)

Kleiſt hielt ſich nur mit großer Mühe noch in Markkleeberg; dem Prinzen Eugen von Württemberg*) wurden alle Geſchütze demontiert, und bald nach 1 Uhr brach Murats Reſervekavallerie durch die Zwiſchenräume des Bataillons vor. Es waren 8000 Pferde: das erſte Kavalleriekorps unter Latour-Maubourg und eine Diviſion des 5. Kavalleriekorps unter Milhaud, voran fünf Küraſſier-

Möckern (wohl von der Elſterbrücke her aufgenommen)
Stich von J. J. Wagner
(Huſſel-Bergk, Siegesplätze der Völkerſchlacht)

regimenter, als nächſte Reſerve drei andere. Ihnen entgegen ſtanden nur drei ruſſiſche Gardekavallerieregimenter unter dem General Schewitſch, welche bei Goſſa geworfen und ihres Anführers beraubt worden. — Hinter dem Lehmgrubendamm bei Goſſa waren ſoeben der Kaiſer von Rußland, der König von Preußen und der Fürſt Schwarzenberg nebſt den zur Unterſtützung herbeigerufenen Garden eingetroffen; der erſtere ließ ſogleich zwei leichte Gardebatterien links von Goſſa am Rande des Teiches auffahren und dirigierte

*) Stand bei Güldengoſſa, ſüdlich von Wachau.

das Leibkosakenregiment unter dem Grafen Orlow über den Damm gegen die feindlichen Küraſſiere, welche infolgedeſſen geworfen wurden. Nachdem das Regiment noch eine von Murat genommene Batterie befreit hatte, mußte es ſich indeſſen vor den anrückenden feindlichen Reſerven wieder zurückziehen. Die beiden am Teiche aufgefahrenen ruſſiſchen Batterien aber eröffneten nun ihr Feuer. Links bei der Schäferei Auenhain, wohin ſich Rajewsky mit den ruſſiſchen Grenadieren bereits gewendet, detachierte Graf Pahlen, obwohl ſelbſt angegriffen, das neumärkiſche Dragonerregiment, und dieſes warf das nächſte franzöſiſche Kavallerieregiment über den Haufen; und da nun auch das ſchleſiſche Küraſſierregiment durch ſeine inzwiſchen eingenommene Flankenſtellung — obgleich ſelbſt dem heftigſten Feuer ausgeſetzt — der feindlichen Kavalleriemaſſe imponierte, ſo zog ſich dieſelbe gegen Wachau zurück, und Fürſt Schwarzenberg, den glücklichen Moment auffaſſend, ſchickte Boten über Boten ab, um den Marſch der öſterreichiſchen Reſerve zu beſchleunigen.

4. Blüchers Kampf bei Möckern. (Karl von Raumer.)

Kinder, heute müſſen wir alle dran! Wenn ihr mich heute nicht aus dem Dreck helft, ſo ſind alle unſre vorigen Siege im A .... Anſprache Blüchers bei Möckern.

Wir ritten früh auf die Höhen von Lützſchena. General Müffling diktierte uns die Dispoſition, ich bewahre meine Nachſchrift als Andenken. Nachdem die Truppen abgekocht, begann ein Plänklergefecht, darauf fielen einzelne Kanonenſchüſſe, binnen kurzem mehr und immer mehr. Die Schlacht war hier günſtig für uns, nachmittags ſchickte General Gneiſenau unſern Steffens an den Kronprinzen von Schweden und ließ ihm ſagen: wir ſtänden auf dem Breitenfelde, auf des Schwedenkönigs Siegesfelde.

Aber das Gefecht war bis dahin nur ein geringes Vorſpiel. Der Feind warf ſich mit ganzer Wucht auf Möckern, wo ſich unſer rechter Flügel an die Elſter lehnte. Hier kämpfte York; ſeine ganze Infanterie, bis auf die Brigade, hatte ſchon mit abwechſelndem Glück um den Beſitz des Dorfes gerungen; zuletzt herausgedrängt, ließ er dem Feldmarſchall, welcher vor Möckern hielt, melden: jetzt greife die Brigade Steinmetz an, es ſei die letzte. Der Kampf war furchtbar; der Feind benutzte jedes Haus bei der Verteidigung, beſonders eine Ziegelſcheune, in welcher ihm die Trockenlöcher als Schießſcharten dienten. Ein Angriff preußiſcher Huſaren brachte jedoch die franzöſiſche Infanterie in einige Unordnung, worauf York ſogleich ſeine ganze Kavallerie einhauen ließ. Die Gardemariniers Marmonts, welche Vierecke bildeten, wurden überritten, bald war der Feind völlig in die Flucht geſchlagen. Als wir noch auf dem Schlachtfelde hielten, kam Oberſt Warburg und rief: ich bringe einen Vogel — es war ein franzöſiſcher Adler. -- Bald nachher ſprengte Lord Stewart herbei und fiel dem Feldmarſchall vor Freuden um den Hals.

Freilich war unſere Freude teuer erkauft. Das Yorkſche Korps verlor an Toten und Verwundeten 172 Offiziere, 5500 Unteroffiziere und Soldaten!

	XXV	
Der 18. Oktober		

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.

Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Aus Schenkendorfs Soldatenmorgenlied.

Eine halbe Million Menschen stehen jetzt auf einem engen Raum zusammengedrängt, bereit sich wechselweise zu vertilgen. Wenn nicht große Fehler begangen werden, so sind wir Sieger.

Gneisenau an seine Frau aus Wiederitzsch bei Leipzig, den 18. Oktober 1813 morgens 5 Uhr.

In dem Dorfe Mockau hatte das Blücherſche Hauptquartier übernachtet. Wie ich hinkam, ſchliefen noch alle.

Man würde ſich irren, wenn man glaubte, daß in Blüchers Umgebung an dieſem Morgen irgendeine Unruhe oder große Eile wahrzunehmen war. Obgleich ein ſo großer Kampf vor kurzem ſtattgefunden, obgleich man vorausſah, daß dieſer Tag ein entſcheidender für den ganzen Krieg werden müſſe, ſo war doch davon in der Umgebung des Feldherrn nichts zu ſpüren. Man ſtand auf, kleidete ſich langſam und bedächtig an, die wenigen Gefäße die man aufbringen konnte, wanderten nach dem Brunnen, um, von einem zur Reinigung benutzt, ſchnell von dem Bedienten eines andern ergriffen zu werden; die Fenſter wurden geöffnet und an die Wand gelehnt, um als Spiegel zu dienen; der Kaffee wurde in wenigen Taſſen herumgereicht; einer trank aus der Unter-, der andere aus der Obertaſſe. Verwirrungen und Störungen, die manchmal vorkamen, wurden benutzt, um den Geſprächen eine heitere Wendung zu geben, und dieſe berührten faſt gar nicht den großen Gegenſtand, der uns ſo nahe lag. Man unterhielt ſich mit vollkommen gleichgültigen, wohl auch luſtigen Erinnerungen; ein witziger Einfall ward mit Freuden begrüßt; man konnte glauben, hier eine Anzahl Männer zu ſehen, die auf einer beluſtigenden Reiſe ſich an den mancherlei Verlegenheiten eines zufälligen dürftigen Nachtquartieres ergötzen.

Wir rückten an dieſem Morgen nicht ſo ganz früh aus, Blücher hatte ſich dem Korps des General Langeron angeſchloſſen und wir fanden dieſes im Begriff, über die Parthe zu ſetzen. Jenſeits dieſes Fluſſes erhebt ſich die Gegend und hier genoſſen wir ein erſtaunenswertes Schauſpiel. Auf dem langen Höhenzug erblickten wir in der Ferne die große Armee, die heranrückte; die Kolonnen nahmen ſchon den ganzen Höhenzug ein; es waren die Völker, die verbündet dem mächtigen Manne, welcher nun ſo lange Jahre hindurch den Kontinent beherrſchte und durch Schrecken gelähmt hatte, zum Kampfe entgegenzogen. Am entfernteſten öſtlichen Horizont tauchten die Kolonnen auf; ruhig bewegten ſich alle Waffengattungen nacheinander, hier und da ſah man die Waffen in der Morgenröte glänzen; die Entfernung war groß genug, um das ganze Heer als eine Erſcheinung im Traume vorüberſchweben zu laſſen, um den ganzen endloſen Zug zu überblicken, bis er im entfernteſten Weſten untertauchte. Immer kamen neue Scharen im Oſten zum Vorſchein, immer verſchwanden die Vorderſten im fernen Weſten, während der Zug ſich ununter-

brochen fortbewegte. Man konnte glauben, ein auswanderndes Volk zu erblicken. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen Stämme erschienen sein, als sie die deutschen Gaue überschwemmten. Der Anblick ergriff uns alle mit großer Gewalt. Lange blieben wir voll Erstaunen stehen, ihn zu genießen; hier war es, wo Müffling der bevorstehenden Schlacht den

Schönefeld (von Nordosten aus gesehen)
Stich von J. J. Wagner
(Hussel-Bergk, Die Siegesplätze der Völkerschlacht)

Über die Leiden des Ortes heißt es im Text der genannten Schrift: „Die prächtigen herrschaftlichen Gebäude waren nach der Schlacht so gut als gar nicht mehr vorhanden, wenigstens dürfte es schwer gewesen sein, noch ein einziges bewohnbares Gemach darinnen zu finden . . . Der Anblick der Kirche und ihrer Umgebungen ist schauderhaft. Man sieht nichts mehr von ihr als die vier massiven Mauern, deren Inneres mit Schutt angefüllt ist, der Turm ist zusammengestürzt und von Kanzel, Altar, Sakristei, Emporkirchen ist keine Spur mehr übriggeblieben."

Namen gab, er nannte sie große Völkerschlacht; diese Benennung hat sich erhalten, ja sie ist geschichtlich geworden.

Wir hielten auf einer Ebene viele Stunden lang. Die Truppen waren nach allen Richtungen versandt; General York kämpfte vor Leipzig mit dem Reste seiner tapfern Scharen [bei Gohlis]; wir hörten rund um uns das Ge-

tümmel heftiger Gefechte, aber wir erblickten sie nicht, hielten vielmehr hier ruhig einen großen Teil des Tages, während Adjutanten nach den verschiedenen fechtenden Korps versandt wurden und uns alle Augenblicke Nachrichten brachten von dem Stande der Schlacht auf den verschiedenen Punkten. Mehr als dreihunderttausend Männer standen hier dem Feinde gegenüber; 170 000

Probstheida (von Westen gesehen)
Stich von J. J. Wagner
(Hussel-Bergk, Siegesplätze der Völkerschlacht)

Über die Schicksale des Ortes heißt es im Text: „Das Dorf hatte nach der Schlacht mehr als 40 Brandstellen. Nur ein kleiner Teil ist davon wieder in bewohnbaren Zustand gesetzt. Die Spuren der Verwüstung zu vertilgen, dürfte vielleicht ein Menschenalter nötig sein. Die Kirche muß fast von Grund aus neu gebaut werden."

kämpfende Feinde traten diesen entgegen. Die Gegend, die wir einnahmen, bildete eine große lichte Ebene. Vor uns lag in der Ferne Leipzig; es war für uns ein seltener Tag, während wir so mitten in die Schlacht versetzt, die größte Ruhe genossen. Aber die Stunden verflossen fast unbemerkt, die Nachrichten, die sich drängten, erhielten uns in fortdauernder Spannung. Bei Möckern [am 16.] hatte der Feind mit seinen besten sieggewohnten Truppen das Blücherſche Korps angegriffen; er betrachtete es mit Recht als das Zentrum der moralischen

Macht im ganzen Heere. Napoleon selbst führte seine Scharen an,*) gewiß mit der Zuversicht, über diese gefährlichsten Feinde einen Sieg zu erringen, der lähmend auf die zahllosen Scharen wirken würde, die zum Angriff ihm entgegenzogen. Jetzt trat er mit einem halb entmutigten Heere der großen Übermacht des Feindes gegenüber; aber noch war sein mächtiger Geist gewaltig genug, um die sinkende Kraft seines Heeres von neuem zu stärken. Er wußte, was es galt; seine Krieger kämpften, als erwarteten sie den Sieg. Auf einzelnen Punkten wenigstens blieb der Erfolg lange zweifelhaft, und ich mußte den Helden bewundern, welcher jetzt in einem kaum zweifelhaften Kampfe um sein großes erstaunenswertes Dasein mit entschlossenem Mute stritt.

Dieser Tag, wieder ein heller und schöner, der uns alle Wechselfälle einer welthistorischen Schlacht und zugleich die Ruhe der Betrachtung gönnte, bot uns noch ein überraschenderes Schauspiel dar. Über die Ebene, in schöner Rüstung, rückte in ruhiger Ordnung eine Schar fremder Kavallerie auf uns zu, die wir, ohne von Truppen in der Nähe umgeben zu sein, ruhig erwarteten. Ohne Zweifel war Blücher von ihrer Ankunft unterrichtet. Es war sächsische Kavallerie, die sich vom Feinde getrennt hatte und zu uns überging. Wunderbar und seltsam, echt dramatisch im höhern Sinne, war dieser Auftritt, der fast auf eine festliche Weise, ohne irgendeine Störung, vor uns stattfand. Die Reiter hielten ruhig, entschlossen und dennoch, wie es mir schien, niedergeschlagen in unserer Nähe still; der Anführer trennte sich von den übrigen und näherte sich unserm Feldherrn, der ihn in würdiger Haltung erwartete. Sie hätten, versicherte der sächsische Offizier, lange den Augenblick erwartet, in welchem sie sich aus der unnatürlichen Lage herausreißen könnten, die sie zwang, gegen ihr eigenes Volk zu kämpfen; jetzt erst war es ihnen gelungen. Doch baten sie um Schonung; sie wünschten nicht, in dieser Schlacht zu fechten. Ihr unglücklicher König sei in Leipzig, er bewohne ein Haus auf dem großen Markt in der Mitte der Stadt [Königshaus], die jetzt bald in unserer Gewalt sein würde. Blücher redete sie kurz aber freundlich an, gewährte ihre Bitte, und ihnen wurde eine Stellung hinter dem fechtenden Heere angewiesen. Auf ihrem Marsch verfolgte ich sie lange mit inniger Teilnahme, ich konnte mir das drückende Gefühl ihrer Lage vorstellen. Aber mir war es, wenn ich mir die Ereignisse des Tages von dem Augenblicke an, als wir den gewaltigen Zug der verbündeten Heere anrücken sahen, bis hierher überschaute, als wäre eine Szene aus einem Shakespeareschen Drama plötzlich großartig in die wirkliche Geschichte hineingedrängt und die Größe der Erscheinung überwältigte mich.

Bisher hatte ich an den Gefahren der Schlacht keinen Anteil genommen; jetzt wandte sich Blücher an mich, denn alle seine übrigen Adjutanten waren entfernt. „Herr Professor," sagte er, „suchen Sie eilig den General Langeron auf und bringen Sie ihm die Order, das Dorf zu stürmen; er darf keine Hilfe durch andere Truppen erwarten, aber der Feind muß hinausgeworfen werden". Ich eilte fort, über die Richtung, die ich zu nehmen hatte, konnte ich nicht zweifelhaft sein. In Schönefeld hatte Langeron lange mit wechselndem

*) Hier irrt Steffens.

Glücke gefochten, bald war er, bald der Feind im Besitz des Dorfes. Die Flammen des brennenden Dorfes zeigten mir den Weg. Ich fand den General Langeron zwischen den letzten Häusern des Dorfes, einen ernsthaften Mann, von strengem gebietendem Äußern. Die Feinde hatten das Dorf von neuem größtenteils in Besitz genommen; dicht vor uns fochten, von den Flammen umgeben, die Russen hartnäckig; es war ein seltsames und doch großes Schauspiel, Freunde und Feinde von dem wütenden Feuer beleuchtet, im hartnäckigen Kampfe. Ich überbrachte ihm die Order, er antwortete verdrießlich: „Meine Truppen haben stundenlang gekämpft, sie sind zusammengeschmolzen, ermüdet und erschöpft, ohne eine Unterstützung vermag ich den hartnäckigen Feind nicht zurückzuwerfen". Ich mußte ihm sagen, daß er keine Unterstützung zu erwarten hätte, und daß dennoch die Order ganz bestimmt laute. Er besann sich einen Augenblick und gab Befehl zum Sturme. Von allen Seiten sammelte sich die Mannschaft, die jetzt nicht in das Gefecht verwickelt war, im Sturmschritt eilte sie vorwärts, ein lautes Geschrei begleitete den wilden Anlauf; der Feind konnte ihn nicht aufhalten, und der Stand der Schlacht war wohl jetzt auch auf anderen Punkten so ganz zum Nachteile des Feindes, daß er sich nicht hier zu behaupten vermochte. Mit dem General nahm ich teil an diesem Gefecht, und als das Dorf in unserer Gewalt war und wir den gänzlichen Abzug der Feinde, der keinen neuen Angriff erwarten ließ, entdeckten, eilte ich, um den Bericht zu überbringen. Hier hatte ich nun ein bedeutendes Gefecht mit allen Gefahren kennen gelernt, aber mein Auftrag war so bestimmt, der Moment des Angriffs so mächtig, der Augenblick des Kampfes so entscheidend und kurz, daß das Bewußtsein der Gefahren, die ich erlebt hatte, mir erst klar ward, nachdem ich in Sicherheit war. Als ich den Bericht überbrachte, war der Erfolg dem General Blücher schon bekannt, ja ihm klarer, als selbst dem Langeron im Anfange, weil jener von seinem Standpunkte aus den entschiedenen Rückzug bestimmter übersehen konnte.

Ich war nun wieder auf demselben ruhigen Platz, den wir den ganzen Tag hindurch behauptet hatten. Die Berichte von dem großen Erfolge des Tages wurden immer häufiger, der Abend näherte sich, und wir rückten langsam auf Leipzig zu. (Steffens.)

	XXVI	
Der 19. Oktober		

Der König hat mir, als alles in Leipzig auf dem Markte versammelt war, einige kalte, doch etwas freundliche Worte der Zufriedenheit mit unserer Armee gesagt. Mir persönlich nichts. Noch habe ich kein Wort der Zufriedenheit über unsern Elbübergang und die folgenden Kriegsbegebenheiten erhalten. Dagegen sagte mir der Kaiser Alexander die schönsten Dinge, ebenso der Kaiser Franz und der Fürst Schwarzenberg. Aber Sie sehen, wie tief gewurzelt die Abneigung des Königs gegen alle diejenigen ist, die nicht gleiche politische Gesinnungen mit ihm gehabt haben. So wie indessen dieser heilige Krieg vorüber ist, so trete ich aus seiner Armee und will lieber das Brot des Kummers essen, als diesem unfreundlichen Herrscher mich in seiner Armee aufdrängen.

Gneisenau an Clausewitz.

Die Welt ist voll von Ihrem Ruhm.

Clausewitz an Gneisenau am 1. November 1813.

Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag. Empfangen Sie einen neuen Beweis derselben durch die Ernennung zum General-Feldmarschall, und bekleiden Sie diese Würde noch recht lange zur Freude des Vaterlandes, als Vorbild für die Armee, die Sie so oft zu Ruhm und Sieg geführt haben.

Leipzig, den 20. Oktober 1813. Friedrich Wilhelm.

(Königliche Kabinettsorder „An den General der Kavallerie v. Blücher".)

Auf das Wohlsein des Feldherrn, der drei Monarchen in seinem Hauptquartier hatte und den Feind dennoch schlug. Trinkspruch Blüchers auf den Fürsten Schwarzenberg.

1. Landwehr oder Linie? Zwei Berichte über die Erstürmung des äußeren Grimmaischen Tores.

Es war ungefähr elf Uhr. Das Tor war stark verrammelt, von neuen starken Planken gezimmert, oben auf der Spitze, um das Übersteigen zu verhindern, mit starken eisernen Widerhaken und unten mit vielen Schießlöchern versehen. Das Wacht- und Zollhaus, nahe am Eingang des Tors rechts, war verlassen, aber die Häuser, welche zum Teil die Vorstadtmauer nach dem Hintertore zu bilden, besonders aber das Gebäude, welches auf dem Kirchhofe steht, eine Fortsetzung der Kirchhofsmauer ist und einen spitzen Winkel mit dem Tore bildet, war stark vom Feinde besetzt. Die Truppen, welche also gegen das Tor anrückten, erhielten von vorn und von beiden Seiten ein nahes starkes Feuer, ohne dem Feinde hinter seinen Bollwerken viel schaden zu können. Zum Sturm war nichts vorbereitet. Wir hatten keine Leiter, keine Axt, keine Brechstange, noch andere ähnliche Instrumente zur Hand; kein Zimmermann, kein Pionier war uns zur Seite, kein Geschütz in der Nähe, um das Tor einzuschießen. Immer stärker wurde aus der Stadt, aus allen Fenstern, von allen Dächern, selbst vom Johanniskirchturme herab, welcher zur Warte zu dienen schien, auf uns geschossen. In jeder Minute traf ein Schuß. Mein Pferd erhielt eine Kugel in die Kinnlade und war nicht mehr zu bändigen; ich mußte es verlassen. In seinem tiefen Schmerz bäumte sich das mächtige und schöne Tier unaufhörlich und wurde noch eine Zeitlang von einem Landwehrmanne festgehalten, riß diesen aber bald mit sich fort, sprengte die Zügel

und stürzte im wilden Laufe davon. Ich mußte nun den Dienst zu Fuße verrichten. Indessen nützt es in einem Straßengefechte dem Stabsoffizier nichts, beritten zu sein, und setzt ihn nur größerer Gefahr aus. Die vielen in Leipzig gebliebenen und verwundeten Stabsoffiziere beweisen dies. Vielleicht habe ich dem Verluste meines Pferdes meine Erhaltung zu danken.

Vorwärts zu kommen war nicht möglich, Stehenbleiben unfehlbares Verderben, und dem Ziele so nahe zog jeder den Tod einem Rückzuge vor. Die Not und Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke. Endlich entdeckte Gäsebeck

Johannisplatz
(links hinten das äußere Grimmaische, rechts von der Johanniskirche das Hospitaltor)
Gezeichnet und gestochen von G. Geißler
(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

[Adjutant von Friccius] eine schwache Stelle in der Mauer, rechts zwischen den Pfosten des Tors und dem Armenhause. Ich ergriff das Gewehr des nächsten Landwehrmannes und stieß mit der Kolbe die dünne Mauer ein. Sie stürzte schnell zusammen, da mehrere Landwehrmänner kräftig dabei halfen. Als die Öffnung groß genug war, sprang ich durch die selbst gelegte Bresche und rief den Meinigen zu: „Ihr werdet mich nicht verlassen!“

Vor mir war schon ein kleiner behender Landwehrmann, Gottlieb Maluga, mir unter den Händen durchgeschlüpft. Er erhielt dabei durch einen Bajonettstich eine heftig blutende Wunde im Gesicht.

Da wir in Kolonne gegen das Tor vorgerückt waren, so befanden sich die Offiziere der zweiten Kompagnie, Hauptmann Zieten und Leutnant Klebs I,

und die der dritten Kompagnie, Hauptmann Motherby und Leutnant Stumpf, vorn und in meiner Nähe. Auf meinen Zuruf sprang Motherby vor und rief, den Säbel hochhaltend: „Kameraden, folgt mir!“

Er wurde aber sogleich dicht hinter mir, als er die Bresche besteigen wollte, von einer Kugel in den Kopf getroffen und sank seinem Freunde Stumpf tot in die Arme. Jeder fühlte den Schuß mit. Es war die Zierde und der Stolz des Bataillons und niemand kam ihm an Adel und Reinheit der Gesinnungen gleich. Er war das Muster eines Landwehrmannes, der friedlichste und genügsamste Bürger, der gewissenhafteste Geschäftsmann, der treueste und liebenswürdigste Gefährte, der entschlossenste Soldat. Unbemerkt und unbewußt zog er alle Gemüter an sich und verbreitete durch sein Beispiel die segensreichsten Folgen. Er hat gelebt für alle Zeiten.

Stumpf küßte unter Tränen die erblaßte Wange, drückte sie an sein Herz und eilte mir mit vielen andern nach, um sich an die Spitze der verwaisten Kompagnie zu stellen, welche den Verlust des seltenen und edlen Mannes am tiefsten und schwersten empfand. Jeder wollte den geliebten Führer rächen, es ihm gleich tun im Leben und im Tode. Wer nur irgend konnte, machte sich Bahn durch alle Hindernisse, niemand wollte zurückbleiben, jeder der vorderste sein.

Entzückt über unser schnelles Eindringen, äußerte der Prinz [von Hessen-Homburg]: „Wahrlich, die Landwehr erwirbt sich heute einen großen Ruhm und übertrifft manche Linientruppen,“ wobei er nach Tirailleuren des [Kolbergschen] Linienregiments hinsah, die noch immer an der Mauer standen, ohne mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen, oder nach unserem Beispiele, was das beste gewesen wäre, die Kirchhofsmauer einzuschlagen und dort durchzudringen, und gab uns Zeichen des Beifalls.

Das Innere des Tores war mit Wagen, Lafetten und Palisaden versetzt, um das Eindringen zu erschweren. Wenige Mann an der kleinen Öffnung hätten uns auch mit Kolbe und Bajonett lange zurückhalten können; der kleine Maluga aber hatte die ganze Besatzung verscheucht und der ihm zugefügte Bajonettstich war ihre einzige Gegenwehr gewesen. Sie war sogleich 30 bis 40 Schritte zurückgelaufen und hatte dann wieder Front gegen uns gemacht, um den persönlichen Kampf, Mann gegen Mann zu vermeiden und ihn in der Ferne durch Kugeln zu ersetzen. Sie feuerten unaufhörlich auf uns und die Öffnung; viele wurden ein Opfer und mancher mußte über den Leichnam seines Kameraden hinwegschreiten, um zu uns zu kommen. Da für uns ein Rückzug unmöglich war, so sammelten wir uns schnell in einem dichten Haufen und stürzten uns mit gefälltem Bajonett auf den Feind. Er ergriff eiligst die Flucht, und wir, die wir kaum 50 stark waren, trieben viele Hunderte vor uns her. Die Flüchtlinge liefen grabeaus, an der Kirche vorbei, nach der Allee, vor dem innern Grimmaer Tore, und der Grimmaer Steinweg (so heißt die Straße von dem äußern nach dem innern Tore) war weit über den Platz am Eingange vor dem Johanniskirchhofe vom Feinde gereinigt. Da aus mehreren Häusern in unserm Rücken fortwährend auf uns geschossen wurde, so war es nicht zu hindern, daß einzelne Trupps von uns in die Häuser eindrangen,

wo sich der furchtbarste Kampf entspann. Einige Franzosen wurden hoch aus den Fenstern geworfen.

Offenbar hatte der Feind unser Eindringen in die Stadt nicht so schnell und früh erwartet und gehofft, sich am Tore länger behaupten zu können. Er war nicht gehörig aufgestellt und geordnet und die größte Bestürzung hatte sich seiner bemächtigt.

(Major Friccius, Kommandant des Königsberger Landwehrbataillons.)

Zur Erstürmung von Leipzig rückten wir am 19. Oktober um 10 Uhr morgens heran. Der damalige Kronprinz von Schweden befahl in höchsteigener Person dem Major von Mirbach, das äußere Grimmaer Tor zu erstürmen, welchen ausgezeichnet ehrenvollen Auftrag er auch glücklich ausführte. An die hohe, mit vielen Schießlöchern, aus denen Kugeln häufig entgegenflogen, versehene Mauer stürmte er heran, fand das große Flügeltor nicht nur fest verschlossen, sondern auch völlig und sehr stark verbarrikadiert. Sechs geschlossene französische Bataillone standen innerhalb am Tore in Kolonnen, als das Füsilierbataillon heranstürmte. Diese marschierten auf unser Hurra eiligst ab. Das war alles, was Mirbach in diesem Augenblicke durch sein Heranstürmen gewann. Jedes der beiden zweistöckigen Häuser, welche zunächst am Tore ungefähr 40 Schritte von demselben standen, war mit einem Bataillon Franzosen besetzt, die aus allen Fenstern und Türen und von den Dächern, wo sie sich Öffnungen gemacht hatten, ein ununterbrochenes, sehr lebhaftes Feuer auf uns machten. Eine kleine Nebenpforte für Fußgänger, die zwar fest verschlossen und verriegelt, aber nicht verbarrikadiert war, ließ Mirbach von seinen Zimmerleuten mit Äxten aufschlagen. Nun trat er zuerst zum Tore herein in die vom Feinde besetzte Stadt, erstürmte mit einer Kompagnie das Haus rechter Hand, mit einer Kompagnie das Haus linker Hand. Eine Kompagnie ließ er die Gewehre zusammensetzen und mit aller Anstrengung am Öffnen des großen Tores arbeiten, welches eine schwere Aufgabe war, nicht sogleich gelang und sehr viel Zeit erforderte. Zugleich sandte er 2 Patrouillen rechts und links des Walles, um sich der Kommunikation mit unseren Truppen zu versichern und auch um von einer etwaigen Annäherung des Feindes avertiert zu werden. Eine dritte sehr starke Patrouille sandte er vorwärts in die Straßen hinein, nach der Stadt zu; diese brachte ihm die Nachricht, daß der nur 100 Schritt vom Tor gelegene Kirchhof vom Feinde besetzt sei.

Der Kronprinz von Schweden ließ dem von Mirbach durch seinen Generaladjutanten, General Graf von Loewenhjelm, seine höchste Zufriedenheit mit seinem Benehmen und der Bravour des Bataillons zu erkennen geben. Der schwedische General gratulierte ihm zum Schwertorden, indem er bestimmt behauptete, es selbst gesehen zu haben, daß der Kronprinz von Schweden seinen Namen zum Vorschlage zum Schwertorden zuerst in seine Schreibtafel notiert habe. Auch versicherte er, Mirbach müßte Kommandant von Leipzig werden, weil es bei der schwedischen Armee Gesetz sei, daß derjenige Stabsoffizier, welcher mit seinen Truppen zuerst innerhalb der Mauer einer mit Sturm eroberten

Stadt erſcheint, Kommandant der Stadt würde, wo er denn auch die Einnahme der Stadt vom erſten Monat erhielte.

Bei dieſem Sturm erhielt Mirbach zwei Streifſchüſſe am Kopf, gerade über dem Wirbel; ſie wirkten nur durch den Druck der Luft nachteilig. Ferner bekam er einen Streifſchuß am Hinterkopf, der höchſt gefährlich war, weil da ſchon die Knochenhaut verletzt, die Kugel nur ein Haar breit tiefer gehen durfte, um den Schädel zu zerſchmettern und tödlich zu werden. Dann erhielt Mirbach noch drei Kugeln ins linke Bein. Der Premierleutnant von Platen, ein ausgezeichnet braver Offizier, fand hier an ſeiner Seite den ruhmvollen beneidenswerten Heldentod für König und Vaterland, mit ihm 3 Unteroffiziere und 29 Füſiliere. Sehr gefährlich bleſſiert wurden 2 Offiziere, 11 Unteroffiziere und 91 Gemeine.

(Major Otto von Mirbach vom 2. Reſerveregiment, dem jetzigen 14. Infanterieregiment in Graudenz.)

2. Einzug der Monarchen in Leipzig. (Reiche.)

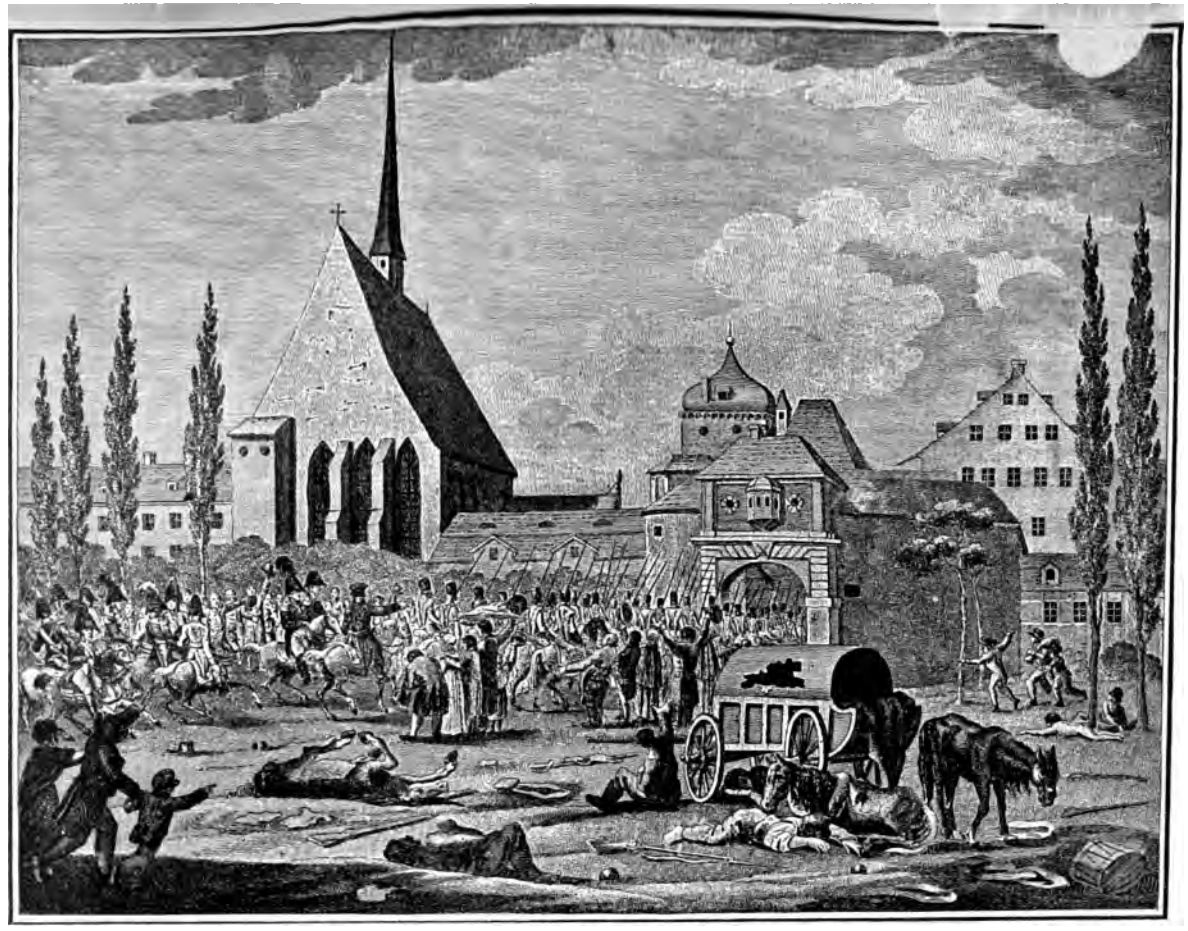
Die Saxen haben ſich am ſchlegteſten bewiſen aber ſie ſind auch derbe mitgenomen, nuhr Leipzig hat ſich vollkomen deütſch gezeigt ſie ſind aber auch da vor gelohnt worden 3 armeeh nahmen die Stadt mit Stuhrm aber kein hauß iſt geplündert worden.

Blücher am 20. Oktober an ſeinen Freund v. Bonin.

Mittags 1 Uhr, eine Stunde nach Erſtürmung der Stadt, hielten die hohen Monarchen, unſer König und die beiden Kaiſer von Rußland und von Öſterreich, nebſt dem Kronprinzen von Schweden und einem äußerſt zahlreichen Gefolge von Generalen, hohen Offizieren, Ordonnanzen und dem ganzen Schwarme von Reitknechten mit den Handpferden ihren Einzug durch das Grimmaiſche Tor nach dem Marktplatze, die Hainſtraße hinunter nach dem Ranſtädter Tore. Jubelruf von allen Seiten, aus allen Fenſtern ertönte uns entgegen, das Wehen mit den Taſchentüchern nahm kein Ende. Als Befreier wurden wir begrüßt und empfangen. Tränen der Rührung traten mir, wie gewiß einem jeden, in die Augen, und das ſtolze Gefühl des Siegers hob die Bruſt empor, Deutſchland war frei, die Fremdherrſchaft hatte ihr Ende erreicht.

Als der Zug den Fleiſcherplatz erreichte, fielen vom jenſeitigen Ufer der Pleiße Kleingewehrſchüſſe und Granatwürfe. Es hatten ſich längs dieſes Ufers noch einzelne feindliche Tirailleure aufgehalten. Natürlich kam der Zug ins Stocken, alles ſuchte die Monarchen zurückzuhalten und zum Umkehren zu bewegen; Geſchütz und Truppen ſollten vorgeholt werden, um den Feind gegenüber zu vertreiben, das eine wie das andere war aber keine Kleinigkeit, indem die Straße durch die zahlreiche Suite zu Pferde dicht angefüllt war und ſich rückwärts zuſammendrängte, um die Monarchen aus der Schußlinie zu bringen. Dies gelang mit vieler Mühe und bald hörte das Schießen von ſelbſt auf.

Im vollen Trabe kamen nun die gerufenen Geſchütze durch die Straßen dumpf dröhnend angeeilt und wurden auf dem Fleiſcherplatz aufgeſtellt.



Universität Pauliner-Kirche Inneres Grimmaisches Tor

Einzug der Alliierten in Leipzig am 19. Oktober 1813

Stich von Geißler (Josische Sammlungen in Leipzig)

Bei dem Vorbringen dieser Geschütze stellten sich dem Auge schauderhafte, das menschliche Gefühl wahrhaft empörende Szenen dar. In den Straßen lagen noch viele Blessierte, die nicht fortgeschafft waren, von welchen schon beim Einzuge von den Pferden mehrere zertreten, völlig zerstampft waren und was nun noch lag und Leben hatte, wurde von den Geschützen ohne Erbarmen überfahren und gerädert. Wie der Soldat zum Tiger, zum wahrhaft wilden Tiere werden kann, habe ich hierbei gesehen und erfahren.

3. Der Rückzug des französischen Heeres. (Carus.)

Wäre nur ein Kopf über das Ganze gewesen, es hätte noch weit besser ausgeschlagen, die Vernichtung des Heeres wäre erfolgt und weniger Blut geflossen.

Gott siegte, wir manövrierten schlecht ... ich rechne auf Blücher, den einzigen, der noch zweckmäßig wirkt.

Erzherzog Johann am 25. Oktober in seinem Tagebuch über die Schlacht bei Leipzig.

Schon am 17. war der Sieg für die Alliierten kaum mehr zweifelhaft und der Rückzug der Franzosen hob an, sich durch die Straßen Leipzigs und den Ranstädter Steinweg hinauszuwälzen, fast vor unsern Fenstern vorbei, eine der schrecklichsten Szenen, die man sehen konnte; denn die halb aufgelösten Regimenter drängten sich, untermischt mit Packwagen, Vieh, Munitionskarren und Geschütz, in vielfacher Verworrenheit und immer unter dem Rollen des Kanonendonners dahin. Die ganze Nacht durch dauerte der grauenvolle Zug, und als wir am 18. früh ans Fenster traten, lagen in dem breiten Mühlgraben, welcher die Straße [den Ranstädter Steinweg] durchfließt, umgestürzte Wagen, standen brüllende Rinder und wieherten einzelne Pferde, während immer Zug um Zug auf der Straße sich vorbeidrängte. . . . .

Am 19. vormittags begegnete es mir, daß, während bereits von allen Seiten her die Tirailleurs der Alliierten in die Gärten der Vorstädte eindrangen, ich wieder einmal auf den Boden des Vorderhauses stieg, um die Umgegend zu überblicken, und ebenda, als ich die Treppen wieder herabkam, fand sich, daß unterdessen eine Büchsenkugel durchs Fenster geflogen und gerade über den Stufen in die Wand eingeschlagen war, so daß ich, wäre ich ein paar Minuten früher herabgegangen, jedenfalls die Kugel in die Brust bekommen hätte. Nachmittags, als wir eben wieder nach sparsamem Mahle in unserm Gewölbe beisammensaßen, hörten wir einen furchtbaren Knall, der sich von dem steten Rollen des Kanonendonners deutlich unterschied: es war die Explosion, welche die Brücke am äußern Ranstädter Tore sprengte, um die Flucht des fränkischen Heeres zu decken. Was noch von Franzosen in der Stadt war, verteidigte sich jetzt nur noch schwach, von allen Seiten drangen preußische und russische Truppen herein, hier und da wurde geplündert. Ein preußischer Offizier, den wir an der Haustür mit einem Trunk gelabt hatten, wurde unser Schutz gegen die Plünderungslust russischer Jäger, die vom Rosental her über die Planken der Gärten hereinkamen; aber dawider natürlich konnte nichts uns schützen, daß nicht gegen Abend das ganze Haus voll Soldaten gelegt wurde. Im

Vorderhause lagerten Preußen sich in die Zimmer, im Hofe zogen Kosaken ihre Pferde ein, und sie selbst biwakierten in Menge um die Kessel der Färberei, Kessel, in denen jetzt weniger Farben, als Fleisch und Gemüse und Suppen gekocht werden mußten. . . . .

Als sich nun der Zustand der Stadt nur etwas wieder geordnet hatte (am Morgen des 21.), ging ich aus, um mich umzusehen und einiges Nötige zu besorgen. Welcher Anblick aber bot sich mir dar! Der Platz vor der Mühle am Ranstädter Tore war mit weggeworfenen verrosteten Gewehren und umgestürzten Wagen bedeckt, hier und da, kaum kenntlich, lagen im Schmutz des Bodens Leichen französischer Soldaten und gefallener Pferde, überall war das freie Holzwerk an Barrieren usw. zu Wachtfeuern weggebrochen, einzelne Bäume umgehauen, selbst in den Gräben an der Promenade sah man hier und da unter den Büschen menschliche Leichen, und eben als ich wieder nach Hause zurückkehrte, landete dort in der Nähe ein kleiner Fischerkahn, in dem ein stattlicher Leichnam ausgestreckt lag, bekleidet mit polnischer Generalsuniform: es war der des Fürsten Poniatowski, welcher nach gesprengter Brücke mit seinen Lanciers durch den Reichenbachschen Garten die Heerstraße wiedergewinnen wollte und bekanntlich ertrank, als er mit seinem Pferde in das tiefe Wasser der trügerischen Elster gesprengt war. Ein Anblick, der sonst Hunderte von Zuschauern herbeigezogen haben würde, er erregte jetzt kaum das Umsehen einzelner Vorübergehenden.

	XXVII	
	Einzelzüge	

Die Universitäten alle
Hat mit Sukzeß er frequentiert.
In Jena, Wien, Berlin und Halle
Und Königsberg viel Lärm verführt,
Und Gott und alle Welt turbiert, —
Doch Gott sei Dank, mit Knall und Falle
In Leipzig endlich ausstudiert.

Die akademische Laufbahn [Napoleons].

1. Der Kampf um die Lebensmittel. (Bäckerobermeister Seyffert.)

Ich stand zu jener Zeit auf dem Petersteinwege, der jetzigen Zeitzer Straße, bei dem Bäckermeister Karl Weigelt in Arbeit. Seit längerer Zeit durften die hiesigen Bäcker nur heimlich und mit der größten Vorsicht, damit es von den französischen Verwaltungsbehörden nicht bemerkt wurde, in der Nacht etwas Gebäck aus Weizenmehl für ihre Kunden fertigen, indem in allen Backhäusern französische Bäcker eingelegt waren und nur Brot für die Soldaten unter ihrer Aufsicht gebacken werden durfte, zu welchem der Rat der Stadt Mehl und Holz lieferte. So hatte sich in der Zeit auch in dem Hause meines Meisters, sowie in allen Backhäusern eine große Masse Brote angehäuft, wohl an zweitausend Stück zu 6 Pfund, ohne daß es abgeholt worden wäre, obgleich die vom Kampfe ermatteten Krieger den größten Mangel litten.

Zum Schutze dieser Vorräte waren bei jedem Bäcker drei bis vier Mann Schutzmannschaft gelegt worden; die unsrige bestand aus drei französischen

Soldaten nebst einem Tambour; und da in diesem Hause sich zwei Eingänge befanden, so verweilten dieselben in dem für die Mietbewohner bestimmtem Eingange, welche durch eine stets verschlossene Türe mit dem Backhause in Verbindung stand. Am 16. Oktober war die Gattin des Herrn Weigelt am Nervenfieber gestorben, und die Leiche stand im Alkoven einer im Parterre befindlichen Stube, deren Fenster auf die Straße gingen. Auf einmal bemerkten wir mitten in der Nacht des 17. Oktobers, daß das ganze Backhaus mit französischen Soldaten aller Waffengattungen angefüllt ist, welche eifrigst damit beschäftigt waren, Brot in Säcken, Tornister u. dgl. zu bergen und wohl schon mehrere hundert Stück fortgetragen hatten, ohne sogleich zu wissen, wie dieselben ins Haus gekommen waren, da die Haustüre noch fest verschlossen war. Wir holten sogleich die im Nebenzimmer verweilende Schutzmannschaft herbei, welcher es auch gelang, teils durch Zureden, teils durch Gewalt, die Eingedrungenen wieder zu entfernen. Sie waren nämlich nach Erbrechung der Fensterladen durch dieselbe Stube ins Haus gedrungen, in welcher im Alkoven die Leiche lag. Die Sauvegarde stellte Licht in diese Stube, lud ihre Gewehre und drohte, auf jeden Feuer zu geben, wer noch einmal versuchen würde, durch das Fenster einzusteigen, welches wegen der zerbrochenen Fensterladen nicht wieder verschlossen werden konnte. Endlich fühlte sich unsere Sauvegarde aber doch zu schwach, dem Andrange zu widerstehen, und es wurde von dem Meister der älteste Geselle in Begleitung eines unserer Soldaten in das nahe Peterstor geschickt, um von der daselbst befindlichen Torwache sich Unterstützung zu erbitten. Derselbe kehrte auch nach einiger Zeit mit mehreren Soldaten zurück, und da wegen der fest verschlossenen Haustüre der Eingang durch das erbrochene Fenster geschehen mußte, so stieg der Geselle von der Straße herein auf den Fensterstock; in demselben Augenblick feuerte einer der in der Stube stehenden Soldaten sein Gewehr auf ihn ab, weil er glaubte, daß man wieder gewaltsam eindringen wolle, und als ein großes Glück muß es betrachtet werden, daß der Geselle, obgleich in solcher Nähe auf ihn geschossen wurde, nicht getroffen worden war.

Es fand sich auch später, daß die über die Leiche geschlagenen Tücher, sowie der Deckel des Sarges von den eingedrungenen Franzosen in dieser Nacht geraubt worden waren.

2. Leipzig in den Tagen vom 19. bis 21. Oktober. (Gottfried Wilhelm Becker.)

Eine Menge herrlicher Gärten umgibt Leipzigs Vorstädte wie ein blühender Kranz. Umgibt? Nicht doch. Diesen Vorzug raubte ihm der 19. Oktober in einigen Stunden. Sie alle, alle waren bereits schon vorher von den Franzosen in Beschlag genommen worden, den Rückzug zu decken, die Sieger abzuhalten, je nachdem sie nach Westen, wohin der Rückzug ging oder nach Norden und Osten hin lagen, wo man die Alliierten erwartete. So mußte also der herrliche Löhrsche, Bosesche, Reichelsche, Richtersche Garten, berühmt in ganz Deutschland, die Zierde der Stadt, die Freude der Fremden wie der Bewohner, der Kampfplatz, die Bühne der mörderischsten Auftritte werden. Schon vorher hatten

UNIV. OF MICH.

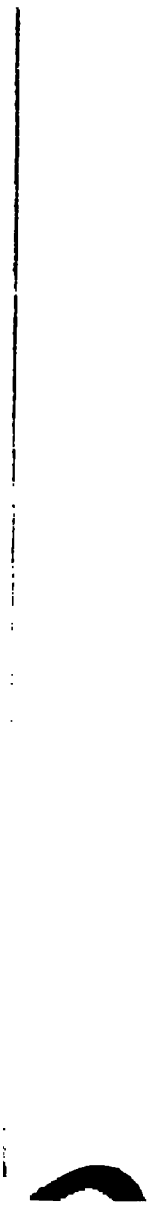
Fürſt Schwarzenber

(Darſtellung der Szene auf dem Monarcher

Gezeichnet und geſtochen von Rugendas, die Gegend von Wagner nach der Natur geze

die Siegesnachricht
Oktober, die jedoch nicht stattgefunden hat)

(Kernermuseum in Tresden)



Wachtfeuer auf den schönen Rasenplätzen gelodert. Batterien standen dort. Infanteriekolonnen verbreiteten sich hier. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kampf in ihnen begann. Es mußte derselbe um so mörderischer werden, da diese Gärten meistenteils von der Parthe, teils von der Elster, der Pleiße umgeben sind, und also dort den wütendsten Angriff aufhalten sollten, hier im Gegenteil, was besonders vom Richterschen Garten gilt, den Rückzug zu decken bestimmt waren, indem man mehrere Notbrücken über die dahinter wegfließende Elster geschlagen hatte. Aus beiden Gründen kann man sich daher von der Verwüstung dieser Vergnügungsplätze keinen Begriff machen. Tote Pferde, Wagen, Kanonen, Blessierte, Tote versperrten den Weg, daß man kaum darüber hinwegkonnte. Im Löhrschen waren viele Bäume nieder- und andere zerschossen.

Wir wendeten den 20. an, diese Verwüstungsszenen etwas näher zu betrachten, besonders da der Hauptschauplatz derselben mehr an die Gebäude grenzte, die in der Nacht ein Raub der Flamme geworden waren. So wie der kleine Kampf am 2. [Mai] auf demselben Platze nur, so sehr er uns erschütterte, eine Kleinigkeit, ein Vorspiel zu diesem großen, den wir damals nie geahnet hätten, gewesen war, so wie uns tags darauf, den 3. Mai, auch ein Feuerlärm erschreckte, der aber fast später als das schon gelöschte Feuer selbst bemerkt wurde, so sollte auch den furchtbaren Ereignissen am 19. eine Feuersbrunst folgen, die im Vergleich mit andern in andern Städten, welche dies als eine Frucht der Kriegsereignisse sahen, zwar klein, für Leipzig aber ungewöhnlich groß war. Der Ursachen, die dazu beitrugen, gab es mehrere. Einesteils unterließ man das Stürmen, um die zahllosen Truppen, die in und um die Stadt herum lagen, nicht in Alarm zu setzen. Dann brach das Feuer mitten in der Nacht und auf einer Straße, längs dem aus der Elster abgeleiteten Mühlgraben gelegen, aus, die ihre Kommunikation mit der Hauptstraße allein mittelst mehrerer Brücken behauptet. Diese waren teils von den Franzosen, wahrscheinlich um ihre Flanke, die sonst leicht von einzelnen Plänklern, welche aus dem Rosental den Weg zu ihnen finden könnten, hätte angegriffen werden können, zu schützen, abgebrochen, teils mochte eine derselben, den toten Menschen und Pferden, welche im Wasser begraben lagen, nach zu urteilen, eingestürzt sein, genug es mußte eine derselben erst mit vieler, mit um so größerer Mühe notdürftig, um Hilfe zu leisten, hergestellt werden, da viele Russen längs der Hauptstraße biwakierten, denen das Feuer ziemlich gleichgültig schien, und deren Obere Mühe hatten, sie, gehörigen Raum zu machen, zu bewegen. Viele Bewohner waren geflohen. So vereinte sich also alles, um diese Feuersbrunst größer, als seit Jahren eine war, zu machen, besonders da es noch an helfenden Händen fehlte, und die gemeinen Russen am Löschen vielleicht wegen großer Ermattung oder Mangel an Kunde, wie es mit dem Feuer stand, keinen Anteil nahmen. Überhaupt hatte diese Straße am entsetzlichsten, sowie der Ranstädter Steinweg wieder unter allen Vorstädten am meisten gelitten. Es konnte dies nicht anders kommen, da hier das Ziel der Verfolgung sein sollte, da hier gleichsam dem großen, erfochtenen Sieg der Kranz aufgesetzt wurde und die Fliehenden keine weitere Rettung wußten, als die steinerne Brücke, die über

die Elster am äußersten Tore führte, in die Luft zu sprengen. Da diese Maßregel nur kurz vorher gefaßt war — niemand beinahe hatte in der Stadt Kunde von ihr! — und also wenig Behutsamkeit dabei stattfand: so mußte der Ruin für die nahen Gebäude ringsherum allerdings unvermeidlich sein, und mit jammerndem Blick sah man, wie die schöne kleine Funkenburg auf das entsetzlichste ruiniert war. Viele französische hier einquartierte blessierte Offiziere verloren dabei das Leben. Gleiches Geschick hatten die benachbarten Häuser rechts und links. Große Quadern lagen auf dem Tanzsaale des ersten Gebäudes, von der Gewalt des Pulvers hinaufgeschleuderte Steine hatten die Balken mitten durch zerschmettert, die ganze Gegend ringsherum, rechts und links, namentlich auch der herrliche Richtersche oder Herrmannsche Garten, von der Elster hinten, von der Pleiße nach der Stadt zu bespült, der Juniussche Garten waren ein Schauplatz der Verwüstung, wie sie in Leipzig nie gesehen wurde. Was noch das Pulver, das Schwert, das Feuer verschont hatte, war eine Beute raubgieriger Marodeure geworden, die diese Gegend vorzugsweise ersehen hatten, vom Rosental her hereingedrungen waren, und mehr als die gutmütigen Preußen das Recht des Siegers, wie es vordem war, wenn er in eine eroberte Stadt eindrang, in der ersten Hitze geltend zu machen suchten. Das Jakobsspital, ein Zufluchtsort Alter, Kranker seit zwei Jahrhunderten, wurde hier auf eine Art beunruhigt — nachdem es allen Stürmen der Zeit bisher entgangen ist —, welche um so trauriger war, da dieser Sitz der Leiden dem unglücklichen verarmten Bürger nie nötiger wurde, als jetzt.

Wenn auch das Feuer am frühen Morgen gleichsam den Reihen der Schrecknisse, die jeden Tag bisher bezeichnet hatten, zu schließen schien, so war es damit doch noch keineswegs abgetan. Auch am hohen Mittag drohte die Unvorsichtigkeit eines Soldaten, der in eine Patronentasche schoß, die zu einem Hauptlazarette umgewandelte schöne Thomaskirche in einen Aschenhaufen zu verwandeln. Das Feuer hätte wenigstens bei dem vielen Stroh darin tödlich für die Verstümmelten werden können, denen jede Bewegung unmöglich war. Es ist vor der Haupttür dieser Kirche ein hölzerner Verschlag, in welchem die Leichen bis zum Transport auf den Kirchhof hineingelegt werden, und jetzt war es ein schrecklicher Anblick, viele, viele Halblebende über den Berg ihrer verschiedenen Kameraden, die darin aufgetürmt lagen, hinwegklettern zu sehen, um das elende Leben für einige Tage noch retten zu können. Zum Glück waren einige besonnen genug gewesen, mit nassen Tüchern die Flammen im Entstehen zu ersticken.

Überhaupt gehörte der 20. Oktober noch zu den schrecklichsten Tagen, die Leipzig je sah, insofern in dieser kleinen Stadt, nachdem das ganze französische Heer fast acht volle Tage alles in ihr aufgezehrt hatte, ringsherum alles verheert war, das noch ungleich größere der Verbündeten Nahrung finden wollte. Die Hauptquartiere der Monarchen waren beisammen. Die Zahl der hohen Offiziere stieg in viele Hunderte, der der niedern war kaum zu berechnen. Und kein Brot, kaum Fleisch, von den Truppen herbeigeführt, keinen Branntwein, kein Bier! Selbst auf manchen den ersten Kaffeehäusern war dessen nicht mehr zu finden. Das wenig geachtete Stadtbier gehörte an ihm, wie in den

nächsten Tagen, zu den größten Seltenheiten, da es unmöglich war, aus Mangel an Gerste, an Zeit, das Malz zu schroten, zu brauen. Alle die Dörfer, die den Biervorrat nach Leipzig liefern, waren verbrannt, oder schon ihre Keller geleert! Daß aus Mangel an Lebensmitteln unter den gemeinen Kriegern, die für alles Geld nichts erhalten konnten, wenigstens in Hinsicht der Preußen und Schweden, welche die innere Stadt Leipzig vorzugsweise besetzt hielten, gar keine, keine Exzesse entstanden sind, beweist allein den hohen Grad ihrer Kultur, ihrer Mäßigkeit und verdient den lautesten Dank unserer Stadt, der Nachwelt zum ewigen Gedächtnisse aufbewahrt zu werden. . . .

Den 21. kehrte ein wenig mehr Ruhe wieder. Manche Krieger aus Preußen kamen nun schon, die augenblickliche Erholung benutzend, ihre alten Freunde und Bekannten aufzusuchen. Einige Lebensmittel und andere fast unentbehrliche Bedürfnisse, Salz, Branntwein, wurden von Marketendern, weit hergekommenen Landleuten, wenn auch in enormen Preisen, verkauft. Man gab für ein Nösel Salz, sonst 8 Pfennige wert, 3 Groschen, für ein Stück Butter 8—10 Groschen, für ein Gläschen Branntwein 4 Groschen. Doch schon die Gewißheit, allmählich wieder etwas erhalten zu können, erheiterte. Die Polizei konnte doch nun Ruhe genug finden, an das Begraben der entfernten Toten, die Aufnahme der Blessierten zu denken. Jedes Haus mußte zu diesem Behuf einen Mann stellen, der unter der Aufsicht der Bürgergarde arbeitete. Den 22. fand man schon in der Gegend dicht um die Stadt herum verhältnismäßig nur wenig der Leichen, der Verwundeten, die hier fünf Tage hintereinander aufgetürmt worden waren. In den Dörfern lagen freilich noch am 25. viele Blessierte.

3. Eine Amputation zur Zeit der Leipziger Schlacht. (Johann Jakob Röhrig.)

Es wurden aber damals keine so großen Zurüstungen gemacht, wie die Ärzte es gegenwärtig tun. Es kam ihnen auch nicht darauf an, ob einer mehr oder weniger starb. Ein großes Zimmer lag gepfropft voll, fast lauter Küraſſiere, denen die Arme oder Beine teils weggeschossen, teils abgeschlagen waren. Ich sah lange zu. Einem Offizier wurde das Bein über dem Knie abgenommen. Er saß auf einer Bank, auf welcher er auch den kranken Fuß liegen hatte, mit dem andern stand er auf dem Boden und sah scharf zu, ohne den Mund zu verziehen. Bei der Amputation wurde folgendermaßen verfahren: Über der Stelle, wo das Bein oder der Arm abgenommen werden sollte, wurde es mit einem Tuche fest zugebunden, natürlich um den zu starken Zudrang des Blutes zu hindern. Nun wurde ein Schnitt rundum bis auf den Knochen geführt, sofort das Fleisch zurückgedrängt und der Knochen durchgesägt. Dann wurden mit einer Zange die Adern hervorgezogen und unterbunden, auch etliche mit einem Eisen zugebrannt, das Fleisch wurde wieder hervorgezogen und Scharpie — gezupfte Leinwand mit Kalk- oder Bleiwasser getränkt — daraufgelegt. Dies alles war eine Arbeit von etlichen Minuten, und die Operation war geschehen.

	XXVIII	
Die ersten Zeitungsnachrichten über die Leipziger Schlacht		

Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Zymbeln hell:
Habe Dank der Mär von dem blutigen Str
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht! E. M. Arndt.

1. Brockhaus' „Deutsche Blätter". Altenburger Ausgabe.

Vorläufige Nachrichten.*)

Dienstag, den 19. Oktober 1813.

Soeben laufen folgende höchst erfreuliche Nachrichten von den alliiert Armeen zu Altenburg ein:

Borna, am Montag nachmittag.

Der heutige Tag liefert glänzende Resultate. Napoleon hat den Graf von Merveldt, der am 16. Oktober gefangen worden war, mit einem Parl mentär zurückgeschickt und auf freien Abzug unter der Bedingung angetrage daß er die Festungen räumen und sich erst zwischen dem Thüringer We und dem Harz wieder setzen wolle. Diese Anerbietungen sind aber abgeschlag worden. Es geht alles vortrefflich. Nahe bei Leipzig ist alles im Feu Eine feindliche Brigade ist durch den Grafen Platow gefangen worden; e andere zersprengt.

Ein zweites Schreiben, abends halb 5 Uhr, enthält folgendes:

Es geht über alle Erwartung gut. Neun Regimenter und drei Bataillo Sachsen und Westfalen, sowie 3000 Franzosen sind gefangen. General Normann mit den Württembergern zu uns übergegangen. Der Kronprinz von Schwed hat sich die Ehre ausgebeten, morgen die Avantgarde zu machen. Stötter ist gegen vier Uhr genommen.

Glaubwürdige Nachrichten, ebenfalls vom Montag abend, geben an, d der linke Flügel der Franzosen gänzlich geschlagen worden. Man hat 44 Kanon genommen, sowie General Blücher am Sonnabend 30 Kanonen erobert h Kaiser Alexander ist in Rötha, der Kaiser von Österreich und der König v Preußen haben in Borna übernachtet und sind ebenfalls nach Rötha gefol Man sieht mit gespannter Erwartung dem morgenden Tage entgegen, v dem die entscheidendsten Resultate zu hoffen sind.

(In Nr. 5. vom 19. Oktober.)

Vorläufige Berichte.

Altenburg, den 20. Oktober 1813.

Leipzig ist infolge des vollständigsten und glänzendsten Sieg am 19. von den Alliierten besetzt worden. Die offiziellen und ausführlich

*) Diese Nachrichten sind dem Publikum bereits durch ein Extrablatt mitgeteilt worden. (Anm. der Redaktion.)

r dem inneren Ranſtädter Tor)

Berichte von den großen Ereigniſſen der letzten Tage, welche das Schickſal der franzöſiſchen Armee und die Befreiung Deutſchlands entſchieden haben, werden unverzüglich folgen. (In Nr. 7. vom 21. Oktober.)

Vorläufige Nachrichten.*)

Donnerstag, den 21. Oktober 1813.

Durch die Schlacht bei Leipzig iſt durch eine glänzende Weiſe der Jahrestag des Rückzuges der franzöſiſchen Armee aus Moskau gefeiert worden. Ebenſo denkwürdig, wie dieſer Rückzug in den Jahrbüchern der Weltgeſchichte und ebenſo wichtig in ihren Folgen, hat ſie das Schickſal der franzöſiſchen Armee in Deutſchland entſchieden. Sie iſt als die erſte Schlacht anzuſehen, in der Napoleon ſelbſt in offenem Felde und ohne Mitwirkung fremdartiger äußerer Umſtände eine vollſtändige Niederlage erlitten hat.

In Ermangelung ausführlicher, offizieller Nachrichten können wir folgendes Zuverläſſige aus dem Bericht eines Augenzeugen mitteilen.

Napoleon hatte bis zum 14. ſeine geſamte disponible Macht um Leipzig verſammelt; ein gleiches war von den Alliierten geſchehen. Am 14. begann der Kampf mit einem Kavalleriegefecht bei Probſtheide und Liebertwolkwitz, in welchem Napoleon ſelbſt gegenwärtig war, und welches zum Nachteil der Franzoſen endigte.

Der 15. verging ruhig; dagegen fand am 16. ein allgemeines Gefecht ſtatt, das mit der Nacht endigte, und nach welchem beide Teile ihre Poſitionen behaupteten. Mehr als 1000 Kanonen hatten von beiden Seiten nach allen Richtungen gewütet, und der Verluſt war bedeutend.

Die Erwartung, die Schlacht am 17. erneuert zu ſehen, blieb unerfüllt. Beide Teile wandten vielmehr dieſe Ruhe an, um ſich auf den Montag, an welchem das entſcheidende Los fallen ſollte, vorzubereiten.

Am Montag fing der Kanonendonner um acht Uhr von neuem an; man focht von beiden Seiten mit beiſpielloſer Erbitterung rings um Leipzig. Der linke Flügel der Franzoſen wurde vollſtändig geſchlagen. Die Folge dieſer Niederlage war der vollſtändige Rückzug der Überreſte der franzöſiſchen Armee, welcher am 19. früh erfolgte. Nachdem Napoleon noch eine halbe Stunde zuvor dem Könige von Sachſen, der ſich mit der königlichen Familie zu Leipzig befand, einen Beſuch gemacht hatte, ritt er mit dem Könige von Neapel zum Ranſtädter Tore hinaus. Der König von Sachſen, von dem man bis auf den letzten Augenblick geglaubt hatte, daß er Napoleon folgen würde, blieb in Leipzig, deſſen Verteidigung den Badnern überlaſſen war. Dieſe braven Deutſchen aber zögerten nicht, ſobald ſie ihre Tyrannen entfernt ſahen, ihren Freunden und Landsleuten die Tore zu öffnen und ſich unter ihrem Chef, dem General Hochberg an ſie anzuſchließen. Schon früher waren die Sachſen übergegangen.

*) Über die Entſtehung des Berichtes iſt der folgende Brief Dr. Hains an Brockhaus zu leſen. (Anm. des Herausgebers.)

Unter einem unbeschreiblichen Jubel der Einwohner zogen die Alliierten in Leipzig ein. Der Kaiser Alexander, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden befanden sich an der Spitze ihrer siegreichen Heere, dessen größter Teil sogleich zur Verfolgung des fliehenden Feindes weiterging. Die Not in Leipzig war bereits aufs höchste gestiegen; schon seit zwei Tagen litten die Einwohner Mangel. Die schönen Gegenden um Leipzig sind schrecklich verwüstet. Man gibt an, daß 13 Dörfer abgebrannt sind.

Die genauen Resultate dieses großen Kampfes anzugeben, ist in diesem Augenblicke noch unmöglich. Das wichtigste Resultat aber ist die Befreiung Deutschlands, da die französische Armee schwerlich imstande sein dürfte, diesseits des Rheins noch irgend bedeutenden Widerstand zu leisten.

Die Zahl der eroberten Kanonen wird vorläufig auf 150 angegeben. Die Menge der Gefangenen ist ungeheuer; auch alle Verwundeten sind den Siegern in die Hände gefallen. Unter den Gefangenen sind die Generale Lauriston, Reynier und der Kommandant von Leipzig, Bertrand; ferner Latour-Maubourg, letzterer schwer verwundet. Geblieben sind mehrere Generale, worunter der Fürst Poniatowski, welcher, nachdem er früher verwundet worden, in der Pleiße ertrunken ist. Die Alliierten haben, so viel jetzt bekannt ist, keinen höheren Offizier verloren.

Zugleich ist uns die sichere Nachricht zugekommen, daß das Kontingent der Herzoge von Sachsen, welches sich zu Magdeburg befindet, auf Napoleons Befehl entwaffnet und gefangen worden. Man sieht daraus, daß er die Anhänglichkeit seiner Verbündeten richtig zu würdigen weiß.

(In Nr. 8 vom 22. Oktober.)

Ein Blick in die Redaktionsstube der „Deutschen Blätter".

(Brief von Brockhaus' Mitarbeiter Dr. Hain an Brockhaus.*)

[Altenburg, den 21. Oktober 1813.]

Die Nachrichten, welche Sie uns durch Stafette von Borna zusandten, sind mir am Dienstag [19. Oktober] früh halb acht Uhr mitgeteilt worden. Um 10 Uhr war das Extrablatt gedruckt [in Nr. 5 wiederholt, s. oben]. Der Zulauf war für einen Ort wie Altenburg ungeheuer. Die Druckerei hat sonst bei dem halben Preise nur 300 Exemplare verkauft; wir haben ca. 20 Taler gelöst. Außerdem aber hatte das Extrablatt die gute Folge, daß viele Personen dadurch auf die „Deutschen Blätter" aufmerksam gemacht und zur Pränumeration bewogen wurden. Man fing an, unser Kontor als die Quelle der Neuigkeiten zu betrachten. Um so übler war es, daß wir von der gewonnenen Schlacht den ganzen Mittwoch nichts mitteilen konnten, während die ganze Stadt von den Siegesnachrichten ertönte. Die Spannung war so groß, daß ich glaube, fünfzig Taler wären rein zu gewinnen gewesen. Wir wurden von Neugierigen überlaufen. Was sollten wir aber tun? Der Kommandant wußte nichts; Nach-

*) Brockhaus war nach Leipzig gereist, um sich an Ort und Stelle Nachrichten zu verschaffen.

forſchungen anzuſtellen war unmöglich; auch konnte es zu nichts führen, das Allgemeinbekannte drucken zu laſſen. Wir warteten ſtündlich auf Nachricht von Ihnen und vertröſteten die Leute längſtens auf heute früh. Indes kam Ihr Brief, der nichts von den Vorfällen enthielt; ebenſowenig kam ſonſt etwas. Jetzt glaubte ich nicht länger untätig ſein zu dürfen; der günſtigſte Zeitpunkt war, wie ich wohl ſah, ſchon vorübergegangen; der Reichenbachſche Brief*) fing an zu zirkulieren. Dennoch ſchien es mir nötig, zu zeigen, daß wir wenigſtens etwas wüßten, und zu hintertreiben, daß Pierer etwas drucken ließe, was nach des Faktors Erklärung geſchehen ſollte. Ich ging daher zu Reichenbach, mit dem Ihre Frau Gemahlin ſchon geſprochen hatte; dieſer hatte die Gefälligkeit, mir ſeinen Brief vorzuleſen. Ich lief ſogleich mit brennendem Kopf zurück, ſchrieb nieder, was ich noch wußte, und ſchickte es ungeleſen in die Druckerei. Sievers las die Korrektur, und um 1 Uhr war ein Extrablatt gedruckt, das allerdings etwas ſchwach ausſieht, das aber die Leute dennoch ſatisfaciert und nebenbei 10—12 Taler Gewinn gebracht hat [ſ. oben die dritte Mitteilung der „Deutſchen Blätter"].

Von den „Deutſchen Blättern" iſt heute das ſiebente Stück erſchienen, morgen erſcheint das achte von einem ganzen Bogen, welches den Anfang des öſterreichiſchen Manifeſtes und das zweite Extrablatt enthält; das neunte Stück wird dann den Schluß des Manifeſtes und das Gedicht von Fouqué enthalten, wenn Sie nicht, wie ich gewiß hoffe, bis dahin anders verfügen.**)

2. Die „Leipziger Zeitung".

Leipzig, den 15. Oct. Geſtern nachmittag um 2 Uhr hatte unſere Stadt das Glück, Se. Majeſtät, unſern vielgeliebten König, nebſt Ihrer Majeſtät der Königin und der Prinzeſſin Auguſta, königl. Hoheit, zur Freude ſämtlicher Einwohner in ihren Mauern ankommen zu ſehen.

Se. Majeſtät der Kaiſer Napoleon kamen geſtern morgens 11 Uhr bei unſern Mauern an, die verſchiedenen Armeekorps folgten Tag und Nacht in ununterbrochenem Marſch.

Der König von Neapel lieferte dieſen Tag ein ſehr glänzendes Vorpoſtengefecht auf der Straße nach Borna, wobei der Feind anſehnlichen Verluſt erlitt. Man nahm ihm 600 Gefangene ab, welche auf den Kirchhof der Johanniskirche eingebracht wurden.

Der Kaiſer Napoleon ſchlug ſein Hauptquartier zu Reudnitz auf.

So haben wir alſo an einem und demſelben Tage unſern geliebten Souverän und unſern Befreier, ſeinen mächtigen Alliierten in unſern Mauern geſehen.

[Über die franzöſiſchen Bewegungen vom 11. und 12. Oktober.] Der General York iſt tödlich verwundet worden [12. Okt.]. Das Korps des Generals

*) Ein Privatbrief, den Bankier Reichenbach in Altenburg aus Leipzig erhalten hatte.

**) Gemeint iſt wohl ein Erinnerungsgedicht Fouqués an die Königin Luiſe, das aber erſt in Nr. 39 gebracht wurde. („An die Preußen.")

Tauentzien und ein großer Teil des Korps von Bülow sind auf das rechte Elbufer mit den Bagagen zurückgeworfen worden, und ein großer Teil des Parks ist von ihrer Armee abgeschnitten. (Aus Nr. 199 vom 16. Oktober.)

Leipzig, den 20. Oktbr. Ungeachtet die Zeit noch nicht vergönnt hat, offizielle Berichte über die, für die ganze Welt so merkwürdigen und entscheidenden Ereignisse, welche seit fünf Tagen bei und in unsrer Stadt vorfielen, zu erhalten, so eilen wir doch, unsern Lesern eine kurze Übersicht von den ewig denkwürdigen Begebenheiten zu geben, deren Augenzeugen wir waren.

So wenig wir von den Ereignissen wußten, die in unsrer Nähe vorfielen, so überzeugte uns doch seit Anfang dieses Monats die Unterbrechung der Kommunikation von allen Seiten und der Kanonendonner, den wir fast täglich nach mehreren Richtungen hin hörten, daß beträchtliche Armeekorps in unsrer Nähe waren.

Am 14. Oktbr. kam der Kaiser Napoleon bei uns an und schlug sein Hauptquartier in Reudnitz, eine Viertelstunde von der Stadt, auf. Ihm folgte seine ganze Armee, die von der Elbe zurückkam und die Gegend um unsere Stadt überschwemmte und verwüstete.

Am 15. Oktbr. hörten wir nur einzelne Gefechte, die das Vorspiel der großen Szenen waren, die nahe bevorstanden.

Am 16. Okt. morgens um 8 Uhr entbrannte im ganzen Umkreis um unsre Stadt eine der größten und schrecklichsten Schlachten, welche die Geschichte kennt. Gegen viermalhunderttausend Menschen standen einander gegenüber, um zu entscheiden, ob es fernerhin eine Selbständigkeit der Völker geben, oder alles der Willkür eines Eroberers unterworfen sein solle. — Ununterbrochen donnerte der Kanonendonner rings um unsere Stadt, mehrere Dörfer standen in Flammen. Umsonst verbreiteten die französischen Behörden Siegesnachrichten: der Augenschein widerlegte sie, sowie das mit gleicher Stärke fortwährende und sich immer mehr nähernde Gebrüll der Schlacht, das nur nach Sonnenuntergang sich endete.

Am 17. Oktbr. begann das Feuer mit gleicher Lebhaftigkeit, und dauerte bis gegen Mittag, wo eine Waffenruhe eintrat, die jedoch nur von kurzer Dauer war.

Am 18. Oktbr. morgens ging die Schlacht wieder mit verdoppelter Heftigkeit an. Der Mittelpunkt derselben schien in der Gegend von Probstheida und Wachau zu sein. Eine ununterbrochene schreckliche Kanonade erschütterte die Stadt. Das Bataillenfeuer der Infanterie schwieg keinen Augenblick. Viele Dörfer standen in Flammen. Sehnsuchtsvoll erwarteten wir jeden Augenblick die Entscheidung, aber auch diemal ging die Sonne blutrot unter, und noch war das große Trauerspiel nicht geendigt, wiewohl wir das nahe Ende desselben aus den Bagagekolonnen der französischen Armee, die in unabsehbaren Linien um die Stadt defilierten und die Straße nach Naumburg einschlugen, ahndeten. Während der Nacht nahm ein sehr großer Teil der französischen Armee dieselbe Richtung.

Der 19. Oktober brach an; ein Tag der unsrer Stadt ewig im Andenken bleiben wird und die schrecklichsten und erfreulichsten Szenen im schnellen Wechsel

Triumph-Lied

von den herrlichen Siegen

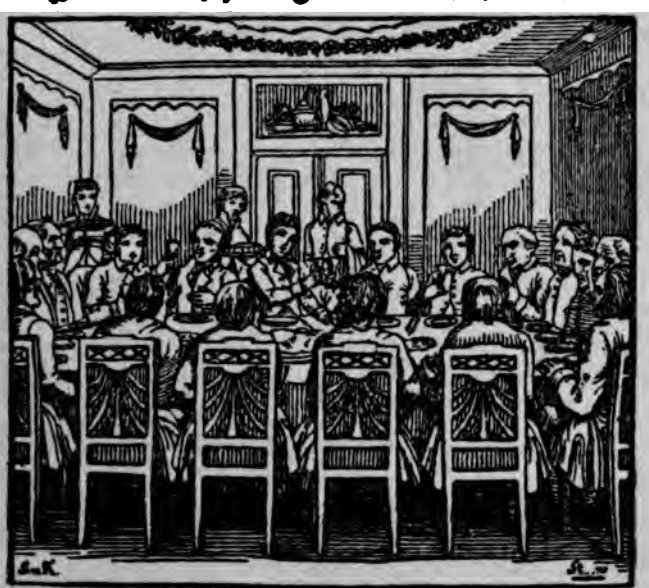
der Deutschen über die Franzosen

und ihren

groß gewesenen

Exkaiser Napoleon.

Zum deutschen Friedens-Schmause



und allen Länder-Verwüstern zum Exempel

in Reime gebracht

von einem alten deutschen Sänger.

Gedruckt im Siegesjahre 1814, und in den Buchläden um vier gute Groschen zu haben.

UNIV. OF MICH.

Tauentzi
Elbufer
Parks ist

Leip
offizielle
ſcheidend
zu erhal
ewig de

So
ſo überz
Kommun
nach mei
Nähe wo

Am
quartier
ganze A
überſchw

Am
großen

Am
Stadt ei
Gegen
entſcheid
der Will
der Kan
Umſonſt
ſchein wi
mehr nä

Am
bis geg
Dauer

Am
keit an.
Wachau
Stadt.
Dörfer
die Ent
war das
aus den
um die
Währen
Richtung

D
bleib

brachte. Der Kanonendonner rückte unſrer Stadt näher. Die franzöſiſche Armee war im vollen Rückzug. Nach 10 Uhr flüchtete der Kaiſer Napoleon mit ſeinem Gefolge durch die Stadt. Ein hartnäckiges Gefecht begann an den äußern Toren. Die ſiegreiche alliierte Armee nahm die Stadt mit Sturm. Der Rückzug der Franzoſen ward völlige Deroute. Der entſcheidendſte Sieg war für die gute Sache erkämpft. Das ſiegreiche Heer zog ein, die erhabnen verbündeten Monarchen waren an der Spitze desſelben, und alle Herzen, die vor kurzem noch bangten, ergoſſen ſich in einſtimmigen Jubelruf der ſeligſten Freude für Errettung aus großer Gefahr, für Befreiung aus einem Übermaß von Schmach und Leiden, die vorzüglich auf unſrer Stadt laſteten.

Die Reſultate dieſes Tages werden die offiziellen Berichte beſtimmter angeben. Mehr als 40000 Gefangene, worunter viele, zum Teil der angeſehenſten Generale ſich befinden, mehr als 300 Kanonen und ein ungeheurer Bagagetrain ſind den Siegern in die Hände gefallen. Die gute Sache hat triumphiert! Die Selbſtändigkeit der Völker iſt gerettet! Der Rheinbund, dieſe ſchmachvolle Feſſel, iſt vernichtet! Die geretteten Völker preiſen Gott und feiern die Heldennamen der großen Monarchen, ihrer Befreier!

Wir haben das Glück J. J. M. M. den Kaiſer Alexander, den König von Preußen und Se. Königl. Hoheit den Kronprinzen von Schweden in unſern Mauern zu ſehen. . . . . (Aus Nr. 201 vom 21. Oktober.)

3. Der „Preußiſche Korreſpondent“ in Berlin.

Viktoria! Unſer Blücher hat den 16. zwiſchen Groß-Kugel und Leipzig auf der großen fruchtbaren Fläche 4 Korps franzöſiſcher Truppen angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr gänzlich geſchlagen, 6000 Tote und Verwundete, 5000 Gefangene, 18 Kanonen, viele Fahnen waren ſchon am Abend in unſern Händen, deſſen Dunkelheit die gänzliche Vernichtung des Feindes hemmte und ſolche für den folgenden Tag erwarten ließ; dennoch iſt noch ein Artilleriepark von 30 Kanonen aus mangelhafter Vorſpannung in unſere Hände gefallen. Zwei Generale ſind unter den Gefangenen.

Am 14. hat unſer König dem Kaiſer eine Schlacht angeboten, dieſer aber hat die Schlacht vermieden, wie glänzend iſt das Unglück des 14. Oktobers bei Jena überſtrahlt! (Aus Nr. 115 vom 18. Oktober.)

Halle, den 17. Oktober. . . . Soeben abends den 17. Oktb. geht die Nachricht ein, daß Leipzig genommen ſei, und die Feinde ſich über Markranſtädt auf Lützen zurückzogen, und daß der General v. Blücher ſein Hauptquartier in Leipzig habe. Man erwartet hierüber das Nähere.

Glaubwürdigen, auf verſchiedenen Wegen eingegangenen Nachrichten zufolge iſt General Blücher nach einem Gefechte in Leipzig eingerückt, General Bülow in die Nähe dieſer Stadt vorgerückt.

Ein Gerücht erzählt von einer gänzlichen Niederlage Napoleons am 18. zwiſchen Leipzig und Lützen, er ſelbſt ſoll mit 10000 Mann Kavallerie nach Erfurt entkommen ſein. (Aus Nr. 116 vom 20. Oktober.)

Die große Völkerschlacht, welche in viertägigem Kampfe vom 16. bis zum zum 19. d. M. die Freiheit der Deutschen (welche seit der Hermannsschlacht bis auf Napoleon alle Angriffe bestanden hatte) auf Jahrhunderte wieder begründet, hat wegen ihrer Ausdehnung noch keinen Namen erhalten, kaum wissen wir bis jetzt die Namen der einzelnen Orte, bei denen gefochten worden ist; noch fehlen die genaueren Nachrichten von der böhmischen Armee, die auch den 17. im Kampfe gewesen sein soll. Bis die Helden des Kampfes den Namen der Schlacht bestimmt haben, wollen wir sie die deutsche Schlacht nennen und alle Nachrichten sammeln, die vereinigt eine Anschauung dieser reichen und mächtigen Tage geben können, wir nennen sie die deutsche Schlacht nicht darum allein, weil sie die Freiheit der deutschen Völker von französischer Politik erstreitet, sondern weil in dem Feuer derselben der deutsche Volksgeist sich läuterte und zeigte, und das ewige Gesetz, das Völker einer Abkunft und Sprache verbündet, in dem Übergange der meisten deutschen Streiter zum deutschen Heere glänzend bewährt wurde. — Herr Major von Auer wurde gestern nachmittag (den 21.) als Überbringer der großen Siegesbotschaft durch viele Offiziere, reitende Bürgergarde, reitende Polizei und zweiunddreißig blasende Postillione eingeholt. Der Jubel des Volks in den dichtgedrängten Straßen übertraf jede Beschreibung; ein solcher Augenblick entschädigt für viele sorgenvolle Jahre. Der Zug ging unter dem Geläute der Glocken von dem Potsdamer Tore durch die Wilhelmstraße und Linden zum Schlosse, wo die Siegesnachricht von dem Balkon des hohen Königshauses dem versammelten Volke vorgelesen wurde.

(Aus Nr. 117 vom 22. Oktober.)

4. Die „Vossische Zeitung".

Berlin, den 18. Oktober. Vorläufig soeben bei einem hiesigen hohen Militärgouvernement aus Halle vom 16. d. per Estafette hier eingegangenen Nachrichten zufolge, hat an dem genannten Tage sich zwischen Großkugel und Leipzig eine Schlacht mit dem Feinde engagiert, in der der General Blücher vier französische Armeekorps total geschlagen hat. 6000 Mann Tote und Verwundete ließ der Feind auf dem Platze; 5000 Gefangene, unter denen sich zwei Generale befinden, sind genommen und 18 Kanonen wurden erbeutet.

Das Gefecht war äußerst hartnäckig, da eine Position fünfmal genommen und wiedergenommen wurde. Die Korps von York und Langeron sind am meisten im Feuer gewesen; nur die Dunkelheit der Nacht rettete den Feind vom gänzlichen Untergange. Den morgenden Tag, den 17., sahe man neuen Begebenheiten entgegen. (Aus Nr. 125 vom 19. Oktober.)

Berlin, den 20. Oktober, nachmittags 3 Uhr. Die Tage vom 16. und 17. d. M. waren Vorboten der furchtbaren Explosion, die dem französischen kombinierten Heere bevorstand.

Den 18. entwickelte sich unter Anführung des Kaisers Napoleon bei Leipzig eine Schlacht, die in den Annalen der Welt ewig merkwürdig bleibt. 500000 Mann fochten gegeneinander. Die Schlacht war langwierig und fürchterlich.

Sie begann morgens 8 Uhr und endete mit Eintritt der Nacht. An 2000 Stück Geschütz von beiden Seiten trugen zur Entscheidung des Tages bei.

Viele der Tapferen fielen ohne Entscheidung für das Gefecht; endlich verlieh uns der Herr den Sieg, und der Feind, bis unter die Mauern von Leipzig zurückgedrängt, wandte sich unter Begünstigung der Nacht zur Flucht vor den kombinierten Fahnen und trat seinen Rückzug über Weißenfels und Merseburg an.

Während des Kampfes verließen

11 Bataillone Sachsen mit dem General Ryssel,
1 Eskadron sächsische Husaren,
2 Eskadrons Klemens-Lanciers,
3 Batterien bestehend aus 30 Stück Geschütz, und
eine Brigade württembergische Kavallerie unter dem General Normann,

die feindlichen Adler und vereinigten sich mit uns für die allgemeine Sache, indem sie sogleich teil an der Schlacht nahmen.

Dies sind die vorläufig bekannten Resultate.

Der Kurier, der eben diese Nachricht dem königl. Militär-Gouvernement überbringt, wurde gestern früh um halb neun Uhr vom Kronprinzen von Schweden Königl. Hoheit abgefertigt, während sämtliche Kavallerie im Verfolgen des Feindes begriffen war. (Aus Nr. 126 vom 21. Oktober.)

5. „Augsburger (jetzt Münchener) Allgemeine Zeitung".

Nach Privatnachrichten aus Sachsen wurde Leipzig am 15. Oktober nachmittags um 2 Uhr von den alliierten Truppen besetzt. Die französische Armee hat sich in die thüringischen Gebirge und Wälder gezogen und den Schneckenberg bei Jena besetzt, aber denselben bald wieder verlassen.*)

(Aus Nr. 294 vom 21. Oktober.)

Nach weitern sichern Nachrichten über die Schlachten in der Gegend von Leipzig am 16., 17. und 18. Oktober haben nicht die Franzosen, sondern die Alliierten auf allen Seiten angegriffen. Der ehrwürdige General Blücher hat durch ein ausgezeichnetes Manöver und einen merkwürdigen Marsch über Halle gegen Leipzig sehr viel zu dem glücklichen Erfolg beigetragen, und es scheint sich zu bestätigen, daß er am 16. schon 36 Kanonen erobert habe. Außer diesen sollen die Franzosen am 17. und 18., an welchen beiden glücklichen Tagen die endliche Befreiung Deutschlands entschieden und der unvergängliche Lorbeerkranz des Fürsten von Schwarzenberg vollendet wurde, noch 130 Kanonen an die Alliierten verloren haben. Am 18. abends hörte der Kanonendonner, den man bis Hof vernommen hatte, auf; die alliierte Armee genoß eine kurze Erholung von den Strapazen der drei Schlachttage und setzte sich in der Nacht vom 18. auf den 19. zur Verfolgung des Feindes in Marsch. Der

*) Die Nachricht wird am 24. Oktober stillschweigend mit berichtigt.

Kronprinz von Schweden übernahm die Avantgarde. Zwischen dem Kronprinzen von Schweden und dem General Blücher, welcher sich an den Fürsten von Schwarzenberg anschließt, steht Bennigsen. Das österreichische Hauptquartier war am 19. morgens zu Rötha (zwei Meilen von Leipzig im Amte Borna); die Vorposten standen beinahe vor den Toren von Leipzig, wo man den Kaiser Napoleon selbst noch vermutete. Auch die königl. sächsische Familie befindet sich in Leipzig. Der Verlust auf beiden Seiten läßt sich noch nicht bestimmen, indessen weiß man, daß besonders die Erstürmung des wichtigen Platzes Liebertwolkwitz, zwischen Zwenkau und Grimma, viele Leute gekostet hat. Der Prinz Karl von Mecklenburg und der Prinz von Hessen-Homburg waren gefährlich verwundet. Ein starkes sächsisches Korps trat mit 19 Kanonen zu den Alliierten über und focht sogleich auf der Stelle gegen die Franzosen. Auch die letzten zwei westfälischen Regimenter sind zu den Alliierten übergegangen.
(In Nr. 297 vom 24. Oktober nach der Bayreuther Zeitung vom 21.)

6. Zschokkes „Miszellen für die neueste Weltkunde" in Aarau.

Man hat seit dem 9. durchaus keine offizielle Nachrichten von den Armeen. Die zuverlässigsten Privatnachrichten sind sich jetzt widersprechend. Die Alliierten sollen von Dessau her über Halle, Lützen, Borna, Penig bis an die böhmische Grenze stehen. Das Hauptquartier der Alliierten sei zu Jena, nach andern zu Plauen. Der König von Sachsen befinde sich in Torgau. Von Frankfurt aus wird ein französisches Armeekorps in Gotha erwartet. Seit zehn Tagen waren keine Briefe aus Leipzig und Dresden eingetroffen; am 19. d. kam wieder eine Leipziger Post zu Frankfurt an; sie brachte keine Kriegsnachrichten mit, und es hat alle Wahrscheinlichkeit, daß noch nichts Entscheidendes vorgefallen ist.
(Im „Summarium der neuesten politischen Tagesereignisse" vom 23. Oktober.)

In der „Allgemeinen Zeitung" wird nach Privatbriefen versichert, daß Leipzig am 15. durch die Alliierten besetzt worden sei; nach andern Nachrichten hat dieses Ereignis erst am 16. stattgehabt. —

Privatnachrichten wollen wissen, daß am 15. und 17. von seiten der französischen Armee ein Angriff auf die österreichischen und preußischen Armeen erfolgt sei, und daß am 18. und 19. der Kaiser auch den Kronprinzen von Schweden angegriffen habe, so daß an diesem Tage sehr wichtige Ereignisse stattgefunden haben sollen, über deren Erfolge man jedoch bis jetzt noch nichts Bestimmtes weiß. (Im „Summarium" vom 27. Oktober.)

Die Tage vom 16. bis zum 20. Oktober scheinen in der neuern Kriegsgeschichte ewig denkwürdig und die an demselben stattgehabten Ereignisse von außerordentlich wichtigen und entscheidenden Folgen zu sein. Noch sind wir von der einen und der andern Seite ohne ausführliche und offizielle Berichte über diese Begebenheiten, aber die von allen Seiten einlaufenden vorläufigen Nach-

Die Leipziger Barbierstube

Karikatur von Geißler

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

richten lassen wenig Zweifel mehr übrig, daß der große Kampf in Sachsen am 19. und 20. sich zuletzt ganz entschieden hat und für die französischen Waffen unglücklich ausgefallen ist. . . . .

(„Summarium" vom 30. Oktober.)

7. „Großherzoglich hessische Zeitung" in Gießen.

Die „Bayreuther Zeitung" vom 22. d. und nach derselben die Nürnberger, Augsburger Blätter geben vorläufige Nachricht von großen Vorteilen, welche die Alliierten am 16., 17. und 18. ds. in der Gegend von Leipzig erfochten haben sollen. Die offiziellen Berichte über diese Begebenheiten hat man noch nicht. (30. Oktober.)

8. „Moniteur Universel" (Paris).

Das Amtsblatt Kaiser Napoleons bringt am 30. Oktober das große Erfurter Bulletin (vom 24.).

Darin wird für den Verlauf des 18. Oktober der Übergang der Sachsen, für den Rückzug am 19. Munitionsmangel und für die großen Verluste die verfrühte Sprengung der Elsterbrücke verantwortlich gemacht. „Man kann die Verluste, die dieses unselige Ereignis verursachte, noch nicht übersehen. Aber man schätzt sie annäherungsweise auf 12000 Mann und mehrere 100 Wagen. Die Unordnung, die es in die französische Armee brachte, hat den Stand der Dinge geändert: Das siegreiche französische Heer kommt in Erfurt an, als wenn es geschlagen wäre."

Sein Porträt.

Auf allen Gassen hängt sein Bild wohl hundertmal,
Am Posthaus, an der Bank und fast bei allen Brücken,
Und jeder Biedre kann den Wunsch nicht unterdrücken:
Hinge dort doch das Original!

XXIX

Das Ende des Jahres 1813

Wo halten wir die Siegesfeier?
Wo wir die Lese halten heuer,
Dort, bei des Rheines Kraft.

Schenkendorf,
Die Preußen an der kaiserlichen Grenze.

1. Goethe im November 1813 über die politische Lage. (Aus einem Gespräche mit Luden.)

Der Geist, der durch den allgemeinen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die Steinschen Proklamationen mächtig gesteigert, besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskriege nicht unähnlich sah — gab zu ernsten Betrachtungen und Besorgnissen über die Zukunft Anlaß; und die Idee, daß der Sturz eines auf die Revolution gegründeten Despotismus, wohl, anstatt einer wirklichen Restauration, abermals zur Revolution zurückführen könnte, wurde in jenen Gesprächen [mit Metternich] von mir besonders lebhaft angeregt. Gentz in seinen Tagebüchern über 1813.

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und

seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift [Nemesis] beginnen wollen. Nun sagen Sie zwar: die Entscheidung ist gefallen. Freilich. Aber diese Entscheidung ist doch, im besten Falle, erst der Anfang vom Ende. Noch sind zwei Fälle möglich: entweder der Gewaltige besiegt seine Feinde allesamt noch einmal, oder er wird von ihnen besiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich; und wüßte man es auch zustandezubringen, so würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den ersten Fall: Napoleon besiegte seine Feinde: — Unmöglich sagen Sie? So sicher sind wir nicht. Indes halte ich es selbst nicht für wahrscheinlich. Wir wollen also den Fall fallen lassen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? und was soll nun werden? Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun, nach dem Abzuge der Franzosen, die Russen bequemlich empfangen konnte?*) Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen; nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen.

*) „Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen."

Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja, „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“

2. Der Rhein, Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze. (Arndt.)

Der Rhein ist Deutschlands hochschlagende Pulsader.
Görres im Rheinischen Merkur.

Mein dritter Zeuge, die Ehre, sagt aus und vermahnet also: Wenn ich, die ich Ehre genannt werde, noch bin, die ich vormals war, wenn ihr Deutsche mir noch mit freiem offenen Auge ins Angesicht blicken wollt, so müsset ihr das Schwert nicht in die Scheide stecken, ihr habet denn eure alten Grenzen und eure abgerissenen Brüder wiedergewonnen. Jetzt, da ihr bekennet, ja da ihr fühlet, ihr seid in dem gerechtesten Kriege, den ihr je geführt, gegen die grausamste Treulosigkeit und Unterdrückung aufgestanden, jetzt, da ihr euch den hohen Stolz genommen habt, zwischen Sieg und Wiederherstellung und Niederlage und Untergang keine Wahl zu lassen, jetzt, da ihr Gott zum Zeugen und Bundesgenossen genommen habt, jetzt wolltet ihr noch zweifelnd vor dem Halben stehen bleiben? Jetzt wolltet ihr noch fragen und fragen lassen, ob es mit dem Rhein als Grenze der Arbeit und des Blutes nicht genug sei? Nein, nimmermehr! euren ganzen Stolz müsset ihr euch nehmen, euren ganzen Stolz müsset ihr aussprechen, daß ihr das Eigene ohne alle Bedingungen wieder verlanget. Auch die große Gerechtigkeit ziemt einem braven und treuen Volke, daß, wenn das Glück der Waffen euch auch bis an die Ufer der Loire und Rhone brächte, ihr von den Franzosen und von dem, was nur in französischer Zunge spricht, auch kein Dorf begehret, es sei denn, daß Dörfer und Ortschaften von euren Grenzen eingeklammert liegen, wo ihr sie zu euch nehmet und ihnen in gleichem Fall von dem Eurigen gleiches erlaubet. Wie? wenn ihr jetzt nicht den Stolz und Mut bekennet, das Ganze zu wollen und zu vollbringen, wann meinet ihr, daß ihr sie künftig haben werdet? Wann meinet ihr, daß die Zeit kommen soll, wo allen Deutschen noch ein größeres gemeinsames Ziel aufgesteckt ist? Jetzt oder nie, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das kurze und runde: „Tue, was du mußt, siege oder stirb und überlaß Gott die Entscheidung.“

3. Blücher an Bonin über die Lage nach der Leipziger Schlacht.

man hat hir in Frankfuhrt einige Zeit lustig gelebt,
mancher hat gewiß bedauert, daß er nicht 2 magen habe.
Blücher über das Leben in Frankfurt.

Gisen d. 4t. Novb. 1813,

Daß große uns vorgesetzste unternehmen ist auß geführt die Francosen sind über den Reihn, es hat ein großes versehen stadt gefunden sonst wehre der

große Napoleon mit den Reſt ſeiner ungeheüren armeeh vernichtet worden, beh Hanau hat er ſich durch geſchlagen, ob gleich der Baierſche Generall Wrede alles getahn um ihm nicht durch zu laſſen. ſo wahr er doch zu Schwach um ihm gentzlich uf zu Reiben, ich vollgte den Francoiſchen kaiſer beſtendich uf der Chause u kahm täglig in daß quartir waß er verliß hette man mich uf dieſen wege gelaſſen, ſo wahr ich am Feinde u griff ihm im Rücken an wie er ſich mit Wrede angagirte aber gott weiß warum*), genug ich erhillte ordre von Pilipetahle meine Direction uf Gisen zu nehmen u die haupht armeeh wollte mit Ihrer avantgarde den Feind vollgen dieſe avantgarde wahr aber zweh merſche hinter mich und kahm zu ſpäht um Wrede beh zu ſtehn, u ſo entkahm der würklig eingefangne kaißer, er hat in deßen uf den Rückzug daß möglige ein gebüſt, ich habe noch 5000 gefangene gemagt u 18 Canonen genomen, ſeine amunition wagen hat er da die anſpannung erlag großen theils in die luft geſprengt mehr den tauſend uf den wegen vor mattigkeit geſtorbene haben wihr gefunden u Perde ohne zahll, von ſeiner gantzen armeeh hat der große man högſtens 40000 bewaffnete über den Rein gebragt. aber auch wihr haben menſchen verlohren nicht gegen den Feind, ermattet ſind ſie zurück gebliben. ſie werden aber wider nach komen, 14 tage habe ich ohne Raſttag in die abſcheüligſten wegen marchirt heütte iſt der erſte Ruhe tag unſere leütte mangelt es beſonders an Schuh, ſtibell u hoßen, aber ihr guhter wille ſo wol beh Ruſſen als Preüſſen iſt unerſchütterlig, wenn ich deß morgens herauß kome ſo EmPangen ſie mich mit Jubell. die deüttſchen völlker hir ſind Freüden trunken u ob gleich wihr ihnen ſehr Schwehr Fallen müſſen, ſo klagen ſie nicht . . . du wirſt Fragen nun ſeid ihr am Reihn, waß wollt ihr nun machen u ich ſage dich wihr wollen hinüber gehen wihr wollen Brabant u Holland erobern u ihm ſo zu Pahren treiben daß er Fride machen muß, dieſes iſt mein vorſchlag den ich höheren ohrts eingeſandt habe**). die Francoiſche armeeh reicht nicht zu die villen Feſtungen gehörig zu ſichern, alſo kann er mit keine bedeüttende magt im Felde gegen uns uf träten. daß miß vergnügen der nation iſt Rege u Napoleon ſeine HErrſchaft wird ſich endigen.

Daß iſt mein glaubens bekentniß. den erſten brif den du von mich erhellſt wird von jener ſeitte des Strohmß in den wihr die Schlawerey abgewaſchen geſchriben ſein . . .

Höegst d. 29t Novb. 1813.

noch imer ſteh ich hir am Reihn, hette man meine vorſtellung gehör gegeben, ſo wehre ich heütte in Brushell, aber Franckfuhrt wahr zu verführiſch alles wollte ſich hir erholen u die Schöne zeit iſt vertreümt, in Brabant und in Holland wehre es zeit geweſt uns zu erholen, da wahr an allen überfluß, alles waß wihr bedurfften konten wihr Requeriren, u unſre braven leütte vor den winter wahrm kleiden. hir iſt der mangell ſo groß daß meine eigene Perde in zweh tagen kein Futter bekomen. dazu nimt die Sterblichkeit ſehr

*) Weil man annahm, Napoleon werde Wrede ausweichen und auf Koblenz ziehen.

**) An das Hauptquartier durch Gneiſenau am 3. November.

zu. gott weiß waß ſie ſich gedagt haben meine armeeh hir gegen Maintz uf zu ſtellen, ich ſo wenig als die armeeh die ich befehlige Schicken uns zu ein Blocade oder observations Corps, aber der alles verderbende neid miſcht ſich ins ſpihll, indeſſen werde ich mich loß ahrbeitten, über den Reihn oder zur ruhe*) daß iſt mein entſchluß Holland iſt bereitz zum gröſten theill erobert und

Graf Wrede

(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

daß es mit Braband nicht derſelbe Fall iſt haben die bey uns und aller ohrten vihll gelltende Sicherheits Commiſsarien bewirkt.

Der kaißer von Ruſsland iſt ein vortreffliger monarch er will ſtets daß guhte u uhrtheillt immer am beſten, aber es iſt nun in Franckfuhrt ein gantzes HEhr von monarchen u Fürſten u dieſe verſamlung verdirbt alles

*) Wahrſcheinlich Ruhr.

u der krig wird nicht mehr mit Energie geführt u ich Fürchte daß wihr villes vertreümen werden, die luſtbarkeitten in Frankfuhrt jagen ſich ein ander, ich ſtehe eine meille von der Stadt in einen angenehmen ohrt u habe ein guht quartir, die Francosen hallte ich von dieſe ſeitte in Maintz ein geſchloſſen, ſie ſind gantz ruhig.

es iſt auß gemacht gewiß daß wen wihr alle ohne aufenthalt über den Reihn zogen Napoleon nun ſchon Fridens vorſchlege hette machen müſſen da ſo wie in Holland alle veſtungen unverſehen wahren und Fallen muſten, aber wihr haben ihm zeit gelaſſen, u er wird ufs FrühJahr wider bedeüttend erſcheinen, wen wihr nicht mit kraft u ohne verzug vorwerts bringen . . .

4. Gneiſenau über Frankfurt.

> Napoleon war darin beſonders groß, daß er zu jeder Stunde derſelbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er ſtand immer auf feſten Füßen und war immer klar und entſchieden, was zu tun ſei . . .
>
> . . . Das iſt die Fazilität, die ſich überall findet wo ein wirkliches Talent vorhanden iſt, in Künſten des Friedens wie des Kriegs. Goethe zu Eckermann am 7. April 1829.

Frankfurt iſt für uns eine gefährliche Klippe. Niemand will da heraus. Vieles iſt ſchon verſäumt hier, ſo wie unterwegs, wo wir, wäre alles gehörig angeordnet und das, was angeordnet war, gehörig befolgt worden, den Feind gänzlich aufgerieben hätten. Nun müſſen wir die Entronnenen nochmals bekämpfen; das wird uns noch manchen wackeren Mann koſten. Jenſeits dem Rhein iſt alles in größter Verwirrung. Die franzöſiſchen Familien flüchten nach Paris. Das Volk hat den Mut, nicht mehr zu gehorchen, und die franzöſiſchen Regierungsperſonen nicht mehr den, den Gehorſam zu gebieten. Man erwartet uns mit Ungeduld, um das verhaßte Joch abzuwerfen, und hier treibt man ſich in Feſten und Mahlzeiten herum. Ich für mein Teil lebe hier ſehr einſam und predige ſchriftlich Lehren, die unbequem ſind. Bei den Konferenzen ſchreit alles durcheinander, und da werden Dinge beſchloſſen, die ſich gut auf dem Papier ausnehmen, praktiſch aber unausführbar ſind. Durch Ärger und Stubenluft bin ich ſchon halb krank.

Napoleon als Nußknacker

Anonyme Karikatur (Jostsche Sammlungen in Leipzig)

UNIV. OF MICH.

Vierter Abschnitt

Der Feldzug von 1814

Napoleons Vernichtung war keineswegs das Ziel der Koalition von 1813. Mochten auch deutsche Patrioten erst mit diesem Erfolg den Kampf für beendet halten, die an verantwortlicher Stelle waren, dachten anders. In ihrem Kreis wird gleich nach der Leipziger Schlacht die Frage aufgeworfen, ob es nicht an der Zeit sei, das Militär durch die Diplomatie abzulösen. Selbst als man nach zweimonatlicher Pause in Frankreich einrückt, bedeutet das keineswegs ein allseitiges Aufgeben dieser Meinung. Im Gegenteil, der Oberfeldherr hofft noch immer, Napoleon durch eine bloße Demonstration zum Frieden zu bewegen. Und einen Augenblick scheint er sogar recht zu behalten. Das war, als Blücher die Franzosen bei La Rothière zurückgedrängt hatte und Mutlosigkeit das Heer des Kaisers ergriff. Aber da gelingt es Napoleon — zum Teil infolge des Zögerns der Hauptarmee —, sich zwischen die vorauseilenden Korps des Blücherschen Heeres zu werfen und die in ihrer Vereinigung überlegenen Kräfte einzeln in den Gefechten von Champaubert (10. Februar), Montmirail (11.), Château Thierry (12.) und Vauchamps-Etoges (14.) zu schlagen. Auch Schwarzenberg, der durch eine Scheinbedrohung von Paris die Unterhandlungen fördern möchte, muß zurückgehen. Nun tritt Napoleon auf dem Kongreß in Châtillon wieder kühner auf und läßt durch seinen Abgesandten die Rheingrenze fordern. Damit aber überzeugt sich selbst Österreich von der Wirkungslosigkeit diplomatischer Mittel.

Indes fast noch ein Monat verstreicht, ehe der Kongreß geschlossen wird. Inzwischen rückt Blücher zum zweiten Male auf eigene Faust vor, und nur, weil die Unternehmungslust des schlesischen Hauptquartiers durch die Enttäuschungen der letzten Zeit gelitten hat, entgeht Napoleon der drohenden Umklammerung bei Laon (9. und 10. März). Endlich rafft sich auch Schwarzenberg zu energischerer Kriegführung auf und marschiert gegen Paris. Aber er versäumt ebenfalls die Gelegenheit, Napoleons Heer zu vernichten (20. und 21. März, Arcis sur Aube.) Selbst des Kaisers verzweifelter Versuch, die Verbündeten durch einen Stoß

Eine Anzahl befreundeter Kampfgenossen trafen in Caub zusammen. Wir saßen beim Rheinwein, während in der kalten sternhellen Nacht die Pontonbrücke geschlagen ward. Unsere Gespräche wandten sich bald zur Vergangenheit, zu den qualvollen sieben Jahren, die wir seit der Schlacht bei Jena unter Napoleon in grimmiger Trauer zugebracht, und zu den großen Ereignissen des letzten Jahres; jeder erzählte, was er erlebt hatte. Dann aber richteten wir froh die Augen in die Zukunft. Alle waren des festen Glaubens, daß wir Paris erobern würden und zwar in nicht gar langer Zeit; unter der Führung Blüchers, Gneisenaus und Yorks werde es im Sturmschritt vorwärts gehn.

Unter solchen Gesprächen blieben wir zusammen bis nach Mitternacht, da 200 Füsiliere von Graf Brandenburg geführt in möglichster Stille über den Rhein setzten. Aber beim Landen begrüßten sie das linke Rheinufer mit Hurrageschrei. Wir hofften am Neujahrstage 1814 alle den Strom zu überschreiten. Die Pontonbrücke ging vom rechten Ufer zunächst nach der Rheininsel, auf welcher die alte wunderliche Pfalz steht; von der Insel war eine zweite Brücke hinüber auf das linke Rheinufer geschlagen. Aber der gewaltige Strom sprengte diese zweite Brücke; darum wurden den ganzen Tag Truppen auf Kähnen übergesetzt unter Hurrarufen und Feldmusik. Erst am 2. Januar war die Brücke wiederhergestellt und nun erfolgte der Übergang der übrigen Truppen.

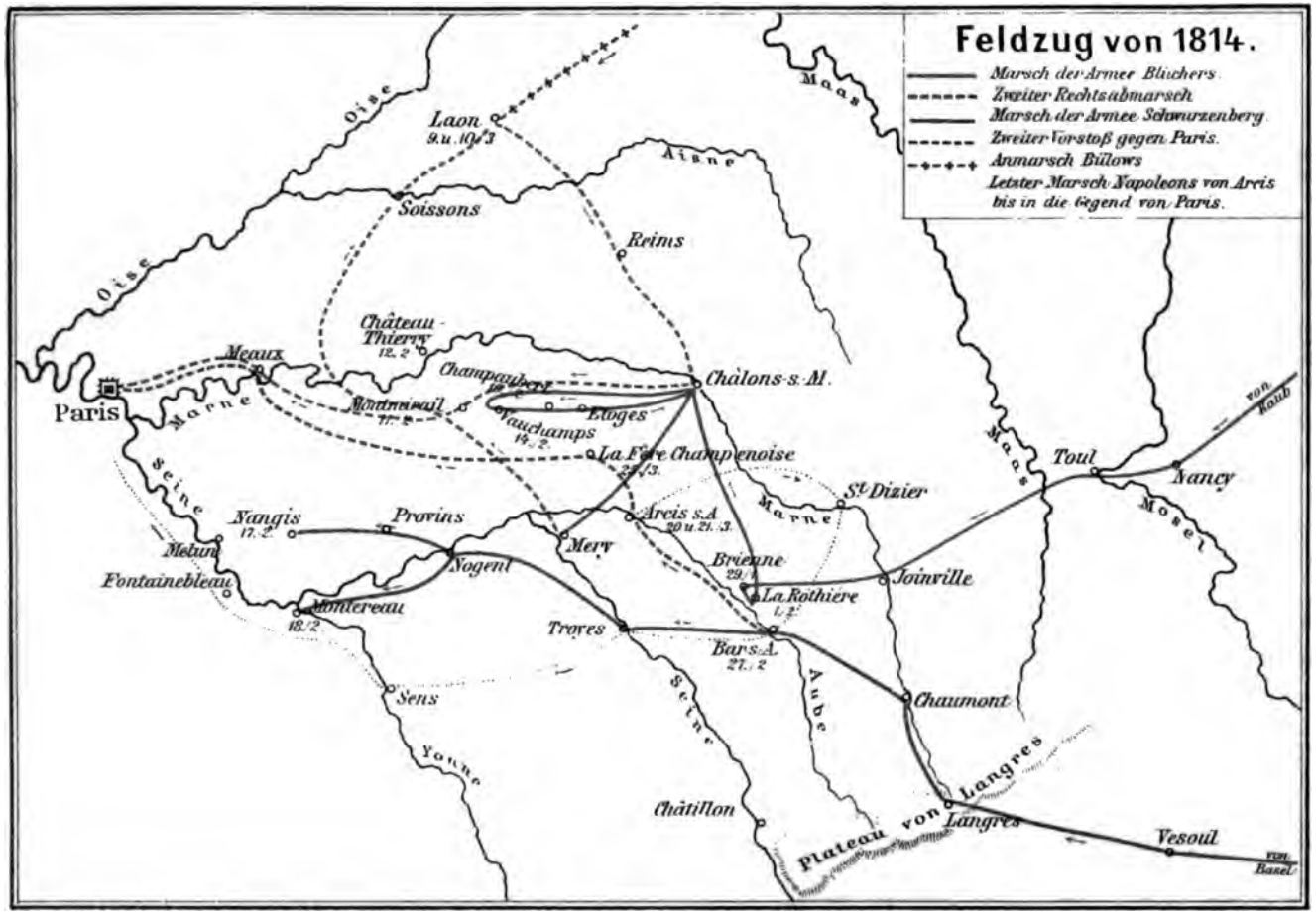
2. Blüchers Ansprache in Nancy über die Verbündeten und das französische Volk am 18. Januar 1814.

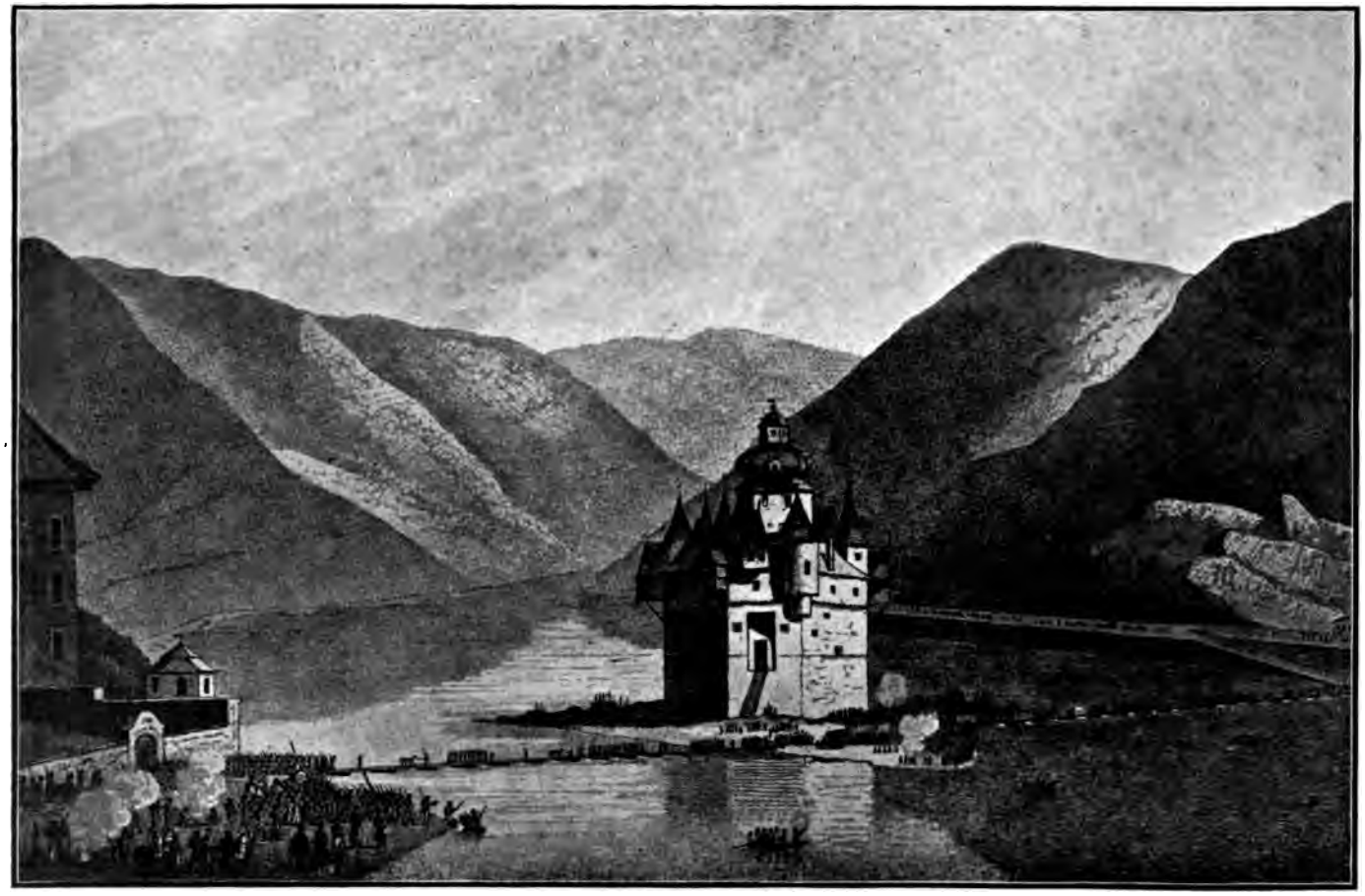
> Das volk ist hier arm und unter dem grausamsten Druck der abgaben, sie segnen mich da ich alle douaniers, amploiés und Gendarm zum teuffel gejagt und ihm freien handell und verkehr erlaubt.
>
> Blücher an seine Frau, Nancy den 18. Januar 1814.

Meine Herren! Ich bin mit den Gesinnungen zufrieden, welche Sie in Ihrer Rede gegen mich geäußert haben.

Die gerechte Vorsehung hat endlich unsere Waffen auf französischen Grund und Boden geführt; durch den unersättlichen Ehrgeiz desjenigen, welcher seit vierzehn Jahren über das Schicksal Frankreichs gebietet, ist endlich das ganze Europa aus seiner falschen Sicherheit geweckt worden. Die Völker von der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themse, des Tajo haben ihre Heimat verlassen und stehen jetzt auf dem Boden dieses sonst so glücklichen Frankreichs.

Viele dieser Völker waren einst mit Freundschaft und Anhänglichkeit Frankreich zugetan; alle sind nun dessen Feinde geworden! Und welches ist der Grund davon gewesen? nichts als der übertriebene und unermüdliche Ehrgeiz eines einzigen! Er ist es, welcher sogar aus solchen Völkern Krieger gemacht gemacht hat, die es zuvor nicht waren, weil sie die Erniedrigung und die Schande, worunter sie seufzten, den Hohn und die Räubereien seiner Satelliten nicht länger zu ertragen vermochten. Werfet Eure Blicke auf jene Portugiesen, welche jetzt an den Ufern der Garonne stehen, man zählt sie jetzt zu Europas


Feldzug von 1814.
Marsch der Armee Blüchers.
Zweiter Rechtsabmarsch
Marsch der Armee Schwarzenberg.
Zweiter Vorstoß gegen Paris.
Anmarsch Bülows
Letzter Marsch Napoleons von Arcis bis in die Gegend von Paris.
Oise
Oise
Laon
9. u. 10./3
Soissons
Aisne
Reims
Maas
Maas
Château-Thierry
12./2
Meaux
Paris
Marne
Champaubert
Montmirail
Vauchamps
14./2
Etoges
Châlons-s.-M.
La Fère Champenoise
Seine
Nangis
17./2
Provins
Melun
Fontainebleau
Nogent
Montereau
18./2
Mery
Arcis s.A.
20 u. 21./3
Brienne
La Rothière
Troyes
Bars s.A.
27./2
St. Dizier
Joinville
Toul
Nancy
von Kaub
Mosel
Chaumont
Aube
Seine
Sens
Yonne
Châtillon
Plateau von Langres
Langres
Vesoul
von Basel

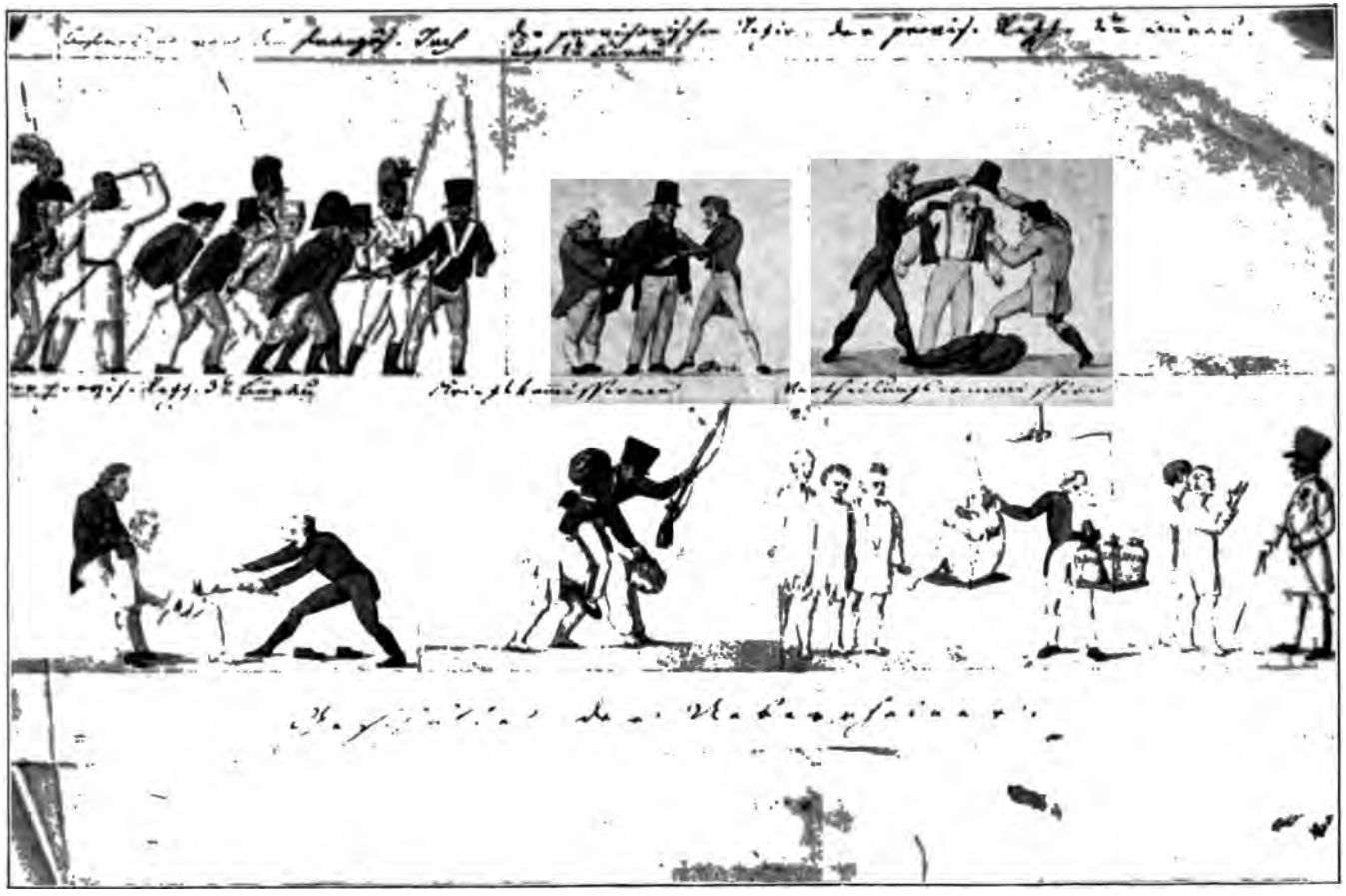


Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt führt die Verbündeten über den Rhein
(Josische Sammlungen in Leipzig)

besten Truppen; auf jene Holländer, welche, von den gemeinsamen Gefühlen beseelt, das unerträgliche Joch abgeschüttelt haben und den Schild gegen Euch erheben. Gott in seiner Gerechtigkeit hat endlich ein strenges Gericht gehalten: sechsmalhunderttausend Franzosen sind in zwei Feldzügen von der Oberfläche der Erde verschwunden. Arme, beklagenswerte Opfer der unermeßlichen Ehrsucht eines Eroberers, verschwenderisch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling ist! Und welchen Preis sehe ich in Frankreich für so viel vergossenes Blut? Eine ganze Generation, die jungen Leute von zwanzig bis dreißig Jahren, von der Oberfläche der Erde vertilgt, der Krieg hat sie verschlungen; das bare Geld ist verschwunden, der Handel vernichtet, die Industrie in Verfall, der Ackerbau ohne Ermutigung, das Volk seufzend unter der Last ungeheurer Abgaben; Tausende von Konskribierten durch Gendarmen aus dem Schoß ihrer Familien zu den Waffen geschleppt und mit Gewalt unter die Fahnen des Ehrgeizigen gezwungen, der sie aus Mangel an Fürsorge für ihre Nahrung umkommen läßt; besoldete Spione in allen Gesellschaften, welche die Klagen und Seufzer, die das Unglück erregt, ihrem Chef Savary hinterbringen; Militär- und Spezialkommissionen, welche die Bürger, die es wagen, sich über die unumschränkte und willkürliche Herrschaft zu beklagen, zum Tode, zu den Galeeren, zu ewiger Gefangenschaft verdammen. Und dies ist der Preis der unaufhörlichen Kriege, durch welche so viele Völker der Erde so unglücklich geworden sind. Also bloß für Generale, Intendanten, Kommissare, die sich durch Plünderungen unserer Länder und durch die schamlosesten Erpressungen bereichert haben, habt ihr so viel gelitten, unglückliches Volk!

Oft haben wir den Frieden angeboten; wir würden ihn durch große Opfer erkauft haben. Er wurde aber entweder durch Hochmut oder durch zweideutige und treulose Antworten verworfen, welche nichts als die Absicht Zeit zu gewinnen verrieten. Wir müssen ihn also mit den Waffen in der Hand auf eurem Grund und Boden, ja selbst, wenn es sein soll, in eurer Hauptstadt suchen. Nun wohlan! die religiöse und erhabene Tapferkeit unserer Truppen wird sie zu erobern wissen und mit ihr unsere nationale Unabhängigkeit, sowie die Freiheit des Handels, der Meere; denn wir sind es, die für diese Freiheit kämpfen, und nicht er, euer Herrscher, welcher im Gegenteil alle Meereshäfen, von der Vorsehung für das Wohlsein der Völker gegründet, schließen möchte.

Ich bedaure es, Euch nicht alle vom Kriege unzertrennlichen Lasten und Übel ersparen zu können. Ich werde alles tun, was von mir abhängt, um die Bürde derselben zu erleichtern. Wir verachten es, Euch die Verwüstungen, welche von Euern Heeren in unseren Ländern angerichtet worden, zu vergelten und dafür Rache zu nehmen. Wir führen den Krieg nur gegen diejenigen, die ihn so gerne verewigen möchten. Die verhaßtesten Eurer Abgaben, die droits réunis, die gabelle, die droits d'enregistrements habe ich aufgehoben. Vermöchte ich nur, namentlich für Euch, brave Lothringer, die gute, alte Zeit wieder zurückführen zu können, deren Eure Vorfahren unter der milden und väterlichen Regierung Eurer alten Herzoge genossen! Doch Gott wird uns allen schon helfen!



Das Schicksal der Rheinländer

(Berliner Kupferstichkabinett)

3. Gneisenaus und Schwarzenbergs abweichende strategische Anschauungen.

Schlachten sind stets große Krisen, deren Resultat oft sehr unerwartet ist.

Schwarzenberg am 11. Februar 1814 an seine Frau.

Nancy ist unser! Der Feind ist des Widerstandes unfähig. Sein Verteidigungssystem ist wurmstichig geworden. Die Einwohner haben unsere Truppen mit Freuden aufgenommen. Aufstand in Massen, Landsturm, Kohorten! Nichts will mehr fruchten. Das Unglück Napoleons hat ihn dem betrogenen Volk verhaßt gemacht, so wie früher sein Glück selbes blendete. Wir mögen ohne große Gefahren und Anstrengungen in Paris anlangen. Eine letzte Schlacht wird weder blutig noch gefährlich sein.

Als treue Waffengefährten sind wir bereit zu allem, was der Herr Fürst [Schwarzenberg] wünschen wird, mitzuwirken. Rechnen Sie auf alles, was in unseren Kräften steht. Sie, liebe Exzellenz, kennen die Gesetze der Kriegskunst besser als ich, und wissen sowohl als ich, daß es häufig Vorteil bringt, davon abzuweichen, oder vielmehr die Abweichung zur eigentlichen Regel zu erheben. Der Fall scheint mir jetzt eingetreten. Wir haben am Rhein Truppen stehen, deren Zahl zusammengenommen eine furchtbare Armee ausmachen würde. Und zu welchem Zweck? Um Straßburg und Mainz zu beobachten. Wir haben nach Paris vierzehn Märsche, es reichen achtzehn Tage hin, diese Märsche zu vollenden, eine Schlacht zu liefern und einen Waffenstillstand vorzuschreiben.

Um des Sieges ganz gewiß zu sein, warum sollten wir nicht alles, was wir am Rhein haben, konzentrisch auf Paris nachrücken lassen! Der höchste Nachteil, so daraus entstehen könnte, wäre, daß die Garnisonen der genannten beiden Plätze Exkursionen in das benachbarte Land (immer nicht sehr weit) machten. Diesen würde der Landsturm steuern und sie erschweren. Zur Sicherheit der nachrückenden Truppendetachements könnte man die nördlich des Main marschierenden in Kassel, jene südlich dieses Flusses in Ulm vereinigen und in stärkeren Abteilungen dem Rhein zumarschieren lassen.

Der Munitionsvorräte wegen Armeen im Rücken aufzustellen, scheint mir Truppenverschwendung. Wenige hundert Wagen führen die für eine zweite und dritte Schlacht nötige Munition mit sich, wie sich aus einer leichten Berechnung ergibt. Diese muß die Armee sogleich mit sich führen. Dafür kann man aus unserem ungeheuren Troß eine Menge Wagen ausscheiden. Ob die Armee, welche der etwa bis Melun vorgerückten Hauptarmee Flanken und Rücken decken soll, in Châlons-sur-Marne stehe oder am Oberrhein, ist an und für sich gleichgültig, wenn nur der Zweck erreicht wird. Aber in unserem besondern Fall, wo es auf eine einzige Schlacht ankommt, um uns zu vollständigen Siegern zu machen und uns in den Stand zu setzen, einen Frieden vorzuschreiben, wie wir ihn bedürfen, steht diese Deckungsarmee besser in Châlons als am Rhein, da wir solche dann zur Schlacht heranziehen können und den Verlust derselben dadurch unmöglich zu machen vermögen.

Euer Exzellenz erleuchteter Einsicht und langer Kriegserfahrung unterwerfe

ich diese meine Ideen. Mancher schulgerechte Kriegskünstler, der den Krieg mit regelmäßigen Belagerungen vom Rhein ab systematisch in das Innere von Frankreich hineinführen möchte, und dadurch den Krieg verlängern, dessen Wechselfälle vermehren und uns erschöpfen würde, müßte über meine Verwegenheit das Verdammungsurteil sprechen und meine Idee eine exzentrische nennen. Solche Urteile würden meine Überzeugung nicht ändern. Wenn aber ein Mann wie Sie, Herr Feldmarschallleutnant, meine Behauptung mit Gründen widerlegt, die aus einer höheren Ansicht der Dinge geschöpft sind, so will ich meine Ansicht aufgeben. Ein vorübergehender Nachteil, und zwar ein verhältnismäßig kleiner, muß einem dauernden Vorteil untergeordnet werden. Jener ist die Preisgebung einiger Quadratmeilen, dieser aber ist die Vorschreibung eines Friedens, wie ihn die Ruhe der Völker und die Sicherheit der Throne bedarf . . .

(Gneisenau an Schwarzenbergs Generalstabschef Radetzky; St. Avold den 15. Januar 1814.)

Die ganze österreichische Armee sammelt sich bei Bern; von da denke ich nach Umständen über Besançon vorzurücken und etwa im halben künftigen Monat ohnweit Langres eine Stellung zu nehmen. Indessen muß die Armee Blüchers, des Kronprinzen ebensowenig untätig sein, als die holländische. Auf diese Art hoffe ich wenigstens einige Zeit hindurch auf Frankreichs Kosten leben, und meine Hilfsmittel hier schonen zu können bei meinen zahlreichen Fressern ist das ein unendlich großer Vorteil. Jede Operation ist mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden.

(Schwarzenberg an seine Frau aus Lörrach den 23. Dezember 1813.)

Nachdem ich den Linksabmarsch der Armee und den Übergang über den Rhein beschlossen hatte, ward es unbedingt notwendig, einmal sich wieder eine neue Operationsbasis zu schaffen, dann aber in möglichster Eile sich der Debouchén zu versichern, welche nach und nach in das Innere Frankreichs führen.

Ich habe die Schweiz als meine Operationsbasis angenommen und durch die Besetzung von Genf und Fort l'Ecluse den linken Flügel derselben gedeckt.

Es war uns vollkommen gelungen, den Feind über unsere Ansichten zu täuschen. Während er den größten Teil seiner Truppen nach Holland zog und seine östlichen Provinzen fast gänzlich unbesetzt ließ, war die Hauptarmee bereits durch die Schweiz Meister der Debouchén nach Frankreich. . . .

Ich vermute, daß der Feind entweder in der Gegend von Troyes oder von Châlons-sur-Marne sich zusammenzieht, um auf denjenigen loszugehn, der sich ihm zuerst nähert. Für uns kommt es hierbei wesentlich darauf an, sobald wie möglich diesen feindlichen Versammlungspunkt zu erkennen und darauf vereint zu wirken.

Ich rechne mit Zuversicht darauf, daß Ew. Exzellenz von Düsseldorf aus vorgerückt sein werden und glaube, daß eine Bewegung Ihrerseits in der Direktion von Rheims der Hauptarmee von dem größten Nutzen sein könnte, da sie

den Feind in die unbedingte Notwendigkeit setzt, auch seinerseits dahin zu detachieren und seine Kraft zu zerstreuen, die er nicht in Überfluß hat. Es würde nächstdem hierdurch der nicht geringe Vorteil erlangt, eine bedeutende Landstrecke in unsere Gewalt zu bekommen und den allgemein angeordneten Aufstand [am 3. Januar von Napoleon proklamiert] darin zu verhindern. Letzteres ist eine große Ursache meines schnellen Vorrückens. Denn ich habe mich während desselben überzeugt, daß das französische Volk fast allgemein gegen diesen Aufstand ist, daß es jedoch da, wo wir uns nicht befinden, nicht Kraft genug hat, den Befehlen seines Beherrschers zu widerstehen. . . .

(Schwarzenberg an Wintzingerode. Langres, 21. Januar 1814.)

XXXI

Das siegreiche Vordringen der schlesischen Armee

ballde wird es nun wider am Schlagen gehn, noch eine derbe Schlagt, die wir gewinnen müssen und werden, dan wird der Fride ervollgen.

Blücher am 13. Januar an seine Frau.

Ich wiederhole Ihnen also in zwei Worten, daß Paris niemals eingenommen wird, solange ich lebe.

Napoleon an seinen Bruder Joseph, Nogent den 8. Februar.

1. Schwarzenbergs Stimmung Ende Januar 1814.

Langres, 26. Januar 1814.

Mein Hauptquartier ist schon in Chaumont, und ich bin nur noch mit einigen Offizieren hier, morgen abends werde ich mich dahin verfügen.

Hier sollten wir Friede machen, das ist mein Rat, unser Kaiser, auch Stadion, Metternich, selbst Castelreagh [Vertreter Englands] sind vollkommen dieser Meinung; aber der Kaiser Alexander! Das ist der Moment der wichtigsten Entscheidung, der Himmel schütze uns in dieser Krisis. Caulaincourt [Napoleons Bevollmächtigter] ist seit einigen Tagen in Châtillon-sur-Seine und will unterhandeln.

Napoleon sammelt was er nur zusammenraffen kann zwischen Rheims, Châlons und Paris. Ich habe Mortier aus Bar-sur-Aube verdrängen lassen [24. Januar]; das Gefecht war blutig, die Feinde zogen sich gegen Troyes zurück. Wenn es nur möglich wäre ein Ende zu machen. Ich halte es aber kaum für möglich, denn um eine Garantie zu haben, muß man große Forderungen machen. Es kann noch zu sehr heißen Auftritten kommen. Solange unser Kampf gerecht ist, wird uns der Himmel seinen Schutz nicht versagen; allein meine Rolle wird immer schwieriger, das Schwert hängt unaufhörlich über meinem Haupte.

Chaumont, am 27. Januar.

Ich sende Dir hier eine interessante Piece, es ist der Vortrag, den ich Sr. Majestät dem Kaiser über unsere Lage unterlegte. Der Moment ist so wichtig, die Köpfe so klein für ein so großes Ereignis. Nicht Gründe, sondern

Ein groſser General und ein kleiner Kaiser !—

Karikatur von George Cruikſhank. 1814 (Berliner Kupferſtichkabinett)

Lüsternheit leiten Alexanders Schritte. Der Glanz, die Welt mit ihrem Vorurteil, das gilt. Verstand gleitet hier ab. Ich glaube, wir kommen bis gegen Paris, auch nach Paris, aber werden wir dort den Frieden finden? oder stürzen wir uns vielmehr in ein Chaos? Ich glaube das letztere.

Chaumont, 29. Januar.

Nun kömmt die Entscheidung! Der Allmächtige wird richten. Sollten wir unterliegen, so wäre unser Rückzug nicht angenehm, indessen würde die Operation mich dennoch nicht gereuen, die Gründe hier alle anzuführen, wäre zu lang. — Blücher — und mehr noch Gneisenau — denn der gute Alte muß seinen Namen leihen, treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wut nach Paris, daß sie alle Regeln des Kriegs mit Füßen treten. Ohne die Hauptstraße von Châlons nach Nancy mit einem bedeutenden Korps zu decken, laufen sie wie toll bis Brienne; ohne sich um ihren Rücken und Flanken zu kümmern, machen sie nur Entwürfe zu parties fines im Palais Royal, das ist doch armselig in einem so wichtigen Momente. . . . .

Diese große Krisis wird denn doch das, wie ich hoffe, große Werk zur Reife bringen; lange hält die künstliche Maschine des großen Bundes nicht mehr zusammen. Napoleon kämpft diesmal den Kampf der Verzweiflung, denn wird er geschlagen, so möchte es wohl das letztemal sein. Traurig wäre es für uns, wenn wir einen so glorreichen Krieg mit einer unglücklichen Schlacht enden sollten; indessen würde der Friede dadurch beschleunigt werden. Caulaincourt zieht nun schon drei Wochen zwischen Luneville und Châtillon umher — er hat noch kein Wörtchen erhalten.

(Aus Briefen Schwarzenbergs an seine Frau.)

Chaumont, den 29. Januar 1814.

Dieser erhabene Leichtsinn, der jede Klugheit verachtet und sich mit der lächerlichen Wut vereint, das Palais Royal zu besuchen, kann uns großenteils um den Erfolg unserer Mühen bringen. Im Hauptquartier der Armee träumt man nur von Paris. Möge sich der Kaiser Alexander keine zweite solche Lektion wie bei Lützen verschaffen; er verdankt sie gleichfalls den Herren, welche in dem heilsamen Waffenstillstand (den die Weisheit des österreichischen Kabinettes zu erlangen wußte) nur den Untergang der beiden Nationen sahen und die heute, in Champagner schwelgend, ohne Aufhören: nach Paris! schreien. Wenn man dahin kommen will, so mag man wenigstens die rechten Mittel ergreifen; jedoch, mein Freund, statt sich den Rücken zu decken, da manöveriert man sozusagen schweinemäßig. Möge uns der Himmel von dieser beispiellosen Verwirrung erretten. . . .

Verlassen Sie mich nicht teurer Freund. Sie haben mir in Frankfurt versprochen, als ich mich verpflichtete, die militärischen Operationen lebhaft zu betreiben, auch die Friedensverhandlungen zu fördern; ich habe Wort gehalten, aber ach, wie weit sind Sie zurückgeblieben.

(Schwarzenberg an Metternich.)

2. Die Nachricht von Blüchers Siege bei der Armee Schwarzenbergs. (Aus Briefen Jakob Grimms an seinen Bruder Wilhelm.)

> der große Schlag ist geschehen, gestern habe ich den kaißer napoleon ufs haupht geschlagen, er ist im völligen Rückzuge uf Parisl wir dürwen einen balldigen Friden entgegen sehn, den er kan uns nicht mehr die Stihrn biten. Blücher an Bonin, Brienne den 2. Februar 1814.

Langres, am 2. Februar 14.

. . . . Die Franzosen in diesen Gegenden sind sehr demütig, der Strich ist arm und wird von den durchziehenden Soldaten genug mitgenommen, allein von einer Widersetzlichkeit oder Insurrektion ist nicht das mindeste zu fürchten, denn die große Stimmung ist gegen Napoleon und besonders seine harten Beamten, die Präfekten. Von einer patriotischen Entrüstung habe ich wenig Spuren gesehen, sie wollen nichts wie Frieden und wissen wohl, daß ihr Kaiser auf keine andere Weise dazu gebracht werden kann. Einzelne reden offen gegen ihn, und die Bourbons sollten wohl auch ihre Anhänger finden. Der befohlene Aufstand in Massen ist lächerlich und hier herum nirgends zustande gebracht worden, selbst die letzte Konskription ist meistenteils entlaufen und zurückgekehrt und die Dörfer sind voll Männer und dienstfähiger Leute. . . .

Schwarzenbergs Hauptquartier ist zu Troyes, also sehr weit vorwärts, es scheint, daß man die Marne ziemlich weit oben passieren will, die Pontons sind uns schon vor mehreren Tagen begegnet, dadurch würde die französische Hauptarmee, die bei Châlons stehen und verschanzt sein soll, entweder von Paris abgeschnitten oder zum Rückzug gezwungen. . . .

Am 2. abends.

Frohe Siegesnachrichten. Blücher ist vorgerückt bis Brienne und hat am 29. ein Treffen bei Brienne (ich glaube, wo Napoleon in der Schule war) geliefert, das Städtchen, das die Franzosen selbst in Brand gesteckt, genommen und 10 Kanonen außer den Gefangenen erbeutet. Der Kaiser von Frankreich soll persönlich dagewesen sein, es ist 25 Stunden von hier. Darauf hat Blücher Brienne wieder verlassen, um sich zusammenzuziehen. Den folgenden Tag sich mit der österreichischen Hauptarmee vereinigt, Brienne wieder besetzt, am 31. und 1. Februar allgemeiner Angriff und Sieg. Wir haben im ganzen 56 Kanonen genommen. Auch Gyulai soll sich einmal sehr hervorgetan haben. Es scheint, daß sich die Franzosen des Abends ganz zurückgezogen, sonst geht's heut wieder los. Die Position bei Châlons müssen sie hiernach selbst aufgegeben haben.

Chaumont, am 4. Februar.

. . . . Die Schlacht bei Brienne wird immer bedeutender, man hat über 70 Kanonen genommen und es sollen auf beiden Seiten viele geblieben sein; heut morgen hieß es aber gewiß übertrieben, 15000 auf der unsrigen. Dem Napoleon

ist ein Pferd unterm Leibe erschossen, das ist wieder ein Glück mehr für uns, als für ihn, weil er zu etwas Schlimmerm aufbehalten wird.

. . . . Soeben trafen Kriegsgefangene ein, meistens blutjunge Leute, von Frost, denn es ist wieder viel kälter geworden, und Durst leidend zum Erbarmen. Der Feind soll in zwei Teilen fliehen, der Kaiser selbst über Arcis. Unsere Monarchen sind schon gestern und heute vorwärts, vermutlich jetzo schon in Troyes, so daß das nicht lang entfernte Einrücken in Paris, selbst wenn noch eine Schlacht geliefert werden müßte, zu hoffen steht; dann wird das Herz Frankreichs von ihm abgeschnitten, und sobald er einmal förmlich abgedankt sein wird, fällt alles übrige ab, unterm Volk hat er wenig Anhänger.

Dem Kongreß zu Châtillon-sur-Seine, wo man den Caulaincourt endlich vorgelassen hat, wird diese Schlacht, so Gott will, auch den Hals brechen; es wäre indessen auch ohne das wenig von ihm Böses zu fürchten gewesen, ja es ist in diesem ganzen Kriege fortwährend der große Unterschied zu merken, daß Gott durch die Begebenheiten und die Stimme des Volks lenkt und leitet, was die Vorurteile der Kabinette nicht verderben können. Die Schriftstellerei hat auch wohl nie so herrlich gewirkt, Arndts Schrift über die Rheingrenze ist von deutlichem Erfolg gewesen, und ohne Zweifel wird das, was vor vier Monaten nur ein Viertel gehofft und drei Viertel als überspannt betrachtet hatten, jetzt umgekehrt von drei Viertel freudig bekannt und angenommen.

Zeichen für Blüchers Popularität.
(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

XXXII

Der Rückschlag

Ich halte es für zweifelhaft, daß die Verbündeten aufrichtig sind, und daß England den Frieden will; ich meinesteils will ihn, aber dauerhaft und ehrenvoll.

Napoleon an Caulaincourt am 4. Januar.

Im engsten Vertrauen wisse, daß Caulaincourt auf die alten Grenzen Frankreichs zu unterschreiben bereit ist, wie sie in Königszeiten waren. Kaiser Alexander will nicht mehr, besteht aber darauf, bis nach Paris vorzudringen.

Schwarzenberg an seine Frau am 11. Februar.

Ich werde keinen Waffenstillstand bewilligen, bis sie mein Gebiet geräumt haben.

Napoleon nach den Niederlagen Blüchers und Schwarzenbergs an Joseph. Nangis, 18. Februar 1814.

1. Jakob Grimm an seinen Bruder über die Niederlagen Mitte Februar und ihre Folgen.

Troyes am 18. Februar.

Die Kriegssachen stehen seit den letzten 14 Tagen nicht so, wie man wünschte und erwartet hatte. Napoleon war Anfang dieses Monats zur Armee gereist und warf sich mit aller Macht auf Blücher, der bis Ferté-sous-Jouare, nicht weit von Meaux, gedrungen war [tatsächlich nicht ganz so weit], vielleicht zu weit und zu schnell. Am 10. und 11. erlitt Blücher bedeutenden Verlust, worüber noch nichts Rechtes bekannt gemacht wird, es wurde hier sogar hoch übertrieben, doch hat er Kanonen und mehrere Tausende Gefangene verloren. Die zurückenden Österreicher sollen einiges wieder gut gemacht haben, aber warum rückten sie anfangs nicht einstimmig mit Blücher vor? In den letzten Tagen ist nun Schwarzenberg bedeutend vorwärts gekommen, und sein Hauptquartier zu Bray oder gar Nangis (14 Stunden von Paris), der linke Flügel steht zu Fontainebleau, allein alles ohne vorgefallene Affäre, während Napoleon sich zu Meaux konzentriert. Blücher zog sich den 11. nach Vertus zurück, soll dann wieder in Montmirail gestanden haben, neuerdings aber wieder hinterwärts in der Richtung von Châlons zufolge einem kleinen Verlust gegangen sein.

Über das politische Wesen wäre aber noch mehr zu klagen. Man soll in Châtillon zu ziemlich ernsthaften Basen gekommen sein und nur auf die Einschränkung Frankreichs in die Grenzen vor der Revolution dringen, womit das schöne Elsaß als ein deutsches Land verloren ginge und Schlüsselfestungen wie Straßburg, Hüningen, Breisach und Landau dem Feinde blieben, der dann gerad mit den alten Rheinbundsündern Baden und Württemberg nah zusammenkäme und großen Einfluß auf die Schweiz behielte. So scheinen Arndts Schriften und die von einem gescheiten Offizier geschriebene Broschüre: Deutschlands Grenzen in politischer und militärischer Hinsicht, mit einem Wahlspruch aus Tacitus (welche Du Dir anschaffen mußt, falls Du sie noch nicht kennst), leider nicht gehörig durchgedrungen zu haben. Einige hoffen wenigstens auf Abtretung vom Oberelsaß, um die Schweiz mehr vor Frankreich einzuschließen, aber es bleibt unbegreiflich und zu beweinen, daß die Mächte ihren Stand nicht ganz fühlen, sowie das, was sie für unser ganzes Volk tun müssen. Meinetwegen hätte man ein Stück von Piemont, Mailand oder Hennegau

und Flandern dafür lassen mögen. Warum aber geschah im Dezember v. J. die Erklärung: Frankreich solle größer bleiben als unter seinen Königen. Solche Schritte waren wie im Schlaf geschehen und voll Torheit; bindend sind sie nicht, aber unnötig, beunruhigend und zu nichts Gutem führend, weil nur das mit Plan und Bewußtsein Getane jetzt gut ist. Erfreulich erscheint mir das Vereinigen von ganz Brabant und Flamland mit Holland, was Sprache und Sitten fordern, und wodurch das uns dankbar bleibende neue Niederland eine feste Schutzwehr gegen Frankreich wird. Am vernünftigsten schiene mir folgender Plan: Elsaß ganz unter Österreich zu geben und über dem Rhein dazu Breisgau und Vorarlberg, wodurch direkte Verbindung mit Tirol, das schon jetzt heimlich zediert sein soll, bewirkt würde. Von Landau an würde ich alles Deutsche auf dem linken Rheinufer und dazu noch Aachen mit den Ruhrgegenden an Preußen geben. Es liegt daran, daß Starke an den Grenzen sind und so würden die kleineren Fürsten Deutschlands gleichsam eingehegt, welches mit meinen Gedanken, die ich mir von unserer künftigen Verfassung mache, vortrefflich besteht.

Troyes, den 20. Februar.

Gestern morgen wurde ich erschreckt. Truppen gingen rückwärts, und es wurde unter übertriebenen Umständen erzählt, daß Wittgenstein stark geschlagen worden sei, 40 Kanonen und 5000 Gefangene verloren habe. Der russische Kaiser traf wieder hier ein, des Abends auch der König von Preußen und heute Schwarzenberg mit dem großen Hauptquartier, alles wimmelt von Wagen und Bagage und die Franzosen machen Augen. Allein heute versichert man, daß es nicht so schlimm aussieht, sondern eigentlich nur Wittgensteins Avantgarde in die Enge geraten ist, wobei der Feind 12 Kanonen eroberte [am 17. Februar bei Nangis]. Kaiser Franz wollte rückwärts nach Chaumont, wie es hieß; aber nun bleibt er wenigstens heute und vielleicht ganz. Erfahrene Offiziere sagen; da die Verbindung zwischen unserm rechten und linken Flügel durch Blüchers letzte nachteilige Gefechte geschwächt worden, sei eine Zentralbewegung nötig geworden, ein kühner Feldherr habe diese selbst vorwärts machen können, mit mehr Sicherheit und gleichem Erfolge unternehme man sie rückwärts. Dabei mag etwas Geschwätz sein; so viel ist gewiß: die Österreicher waren über Melun und Fontainebleau hinaus, nah bei Paris, in den Straßen von Fontainebleau soll Platow ein wütendes, aber für ihn vorteilhaftes Gefecht gehabt haben. Jetzt ist Fontainebleau, Provins und alles, was in der Gegend über der Seine liegt, wieder von uns geräumt, selbst diesseits Sens, aber es geht die gute Nachricht ein, daß der brave Bülow auf Holland oder vielmehr Brabant angelangt ist und durch andere eingetroffene Verstärkung unser rechter Flügel furchtbar anwächst, so daß vielmehr Blücher mehr in die Mitte oder selbst in den linken Flügel rücken wird. Das bisherige Terrain war dem Napoleon sehr günstig und soll zur Rechten und diesseits der Seine unserer Kavallerie gelegener sein, ich hoffe also, daß wir bald die Offensive wieder ergreifen und einen entscheidenden Schlag gewinnen werden, ohne daß wir nötig haben, selbst aus Troyes zu weichen. Der Feind soll nicht 100000 Mann stark sein und wir haben fast zwei Drittel mehr, ich verliere daher den Mut im geringsten nicht.

Rhein hinunter wohnt, in
die Vorhand wieder sich ge
ist Teutschlands hoch
aber am nächsten der bed
land müssen eine feste W
dem Vaterlande werden, da
zaghaft Volk dort am gef
den kann. Darum auf ih
sen Landen! Teutschla
nicht vom alten Stamm e
zosen sollen erfahren, daß n
Thun und Treiben aus gan
diese Völker mehr als den
hassen; daß wir lieber sterl
derkehren sehen. Ihm, d
rechnen die Schande thut,
sie mögen dich nicht, sie
all seiner Pracht, auf de
ihre Söhne in unsern R
von ihnen, dir ist keine
Darum ihr Jünglinge dies
nische Blut soll auch in
rung rascher sich bewegen;
Seinen am Orte der En
Mayn und Weser und
die Donau und all die
nisey hinauf, die Ih
ben. Sagt nicht, dieser spr
desgleichen; Viele bedauer
gend nicht in diese Zeit g
auch heilige Verhältnisse, d
ren, daß er die Gefahr ni
wieder unserm Heerde nahe
wird sich ausschließen woll
Waffen greift, und denen
anreiht. Also noch einmal
gend dieses Landes! nicht
eine Gabe uns erbetteln, ne
eigne Macht gewonnen seyn
land soll uns gegeben werd

Rhe

ser gebracht, und we-
außer Stand gesetzt,
n stehen Engelländer.
elagert, stehen gegen-
Mastricht, um an
es mit jener Festung

zwischen dem General
lgenden Verbündeten,
der Erste viel einge-
t verbreitet, die preußi-
en auf der Anhöhe bey
Augenzeuge versichert,
det worden. Die Ver-
d bis unter die Vor-
taison sein durch das
Heer als Besatzung
is. Bey der Festung
den Verbündeten, zu
stoßen sollen.

el-Departements,

Teutſchen Schlachten
s: denn der Rhein
nde Pulsader, wir
Gränze im Abend-
ner und ein Schutz
rüßig, indolent und
-n Punkt nicht dul-
dlinge in allen die-
ll wiſſen, daß ihr
ſeyd; die Fran-
aberwitzig ſchlechtes
Le verabſcheut; daß
und in den Tod ſie
ollen, als ſie wie-
zu den Seinen zu
ſagt werden, ſiehe!
ab dem Satan mit
Lachtfelde ſiehſt du
ſtehen, alſo laſſe
gegeben über ſie.
des auf! das rhei-
gemeinen Begeiſte-
hein ſoll auch die
ung ſehen, wohin
ye und die Oder,
me bis zum Je-
chon geſendet ha-
o, und thut nicht
uns, daß ihre Ju-
; es giebt andere
beſten Willen weh-
yt; aber ſollte ſie
ner von uns allen
ß er nicht zu den
ausgegangen, ſich
Zehre muthige Ju-
wir die Freyheit als
ill uns ſelbſt durch
inmal w[illegible]ter-
woll[illegible]ber

pen hereingeſchlichen, und ſeine Inſtruktionen vom Kaiſer ſelbſt mitgebracht. In der Stadt ſind 10,000 Mann Garniſon alles zuſammengerechnet, und dabey 250 Mann Reiterey von der Kaiſergarde, meiſtens Dragoner, und 80 Lanzenträger, von denen 16 bey einem Ausfalle am 25. übergiengen. An Artilleriſten iſt beſonders dort der gröſte Mangel, darum machte der General eine Auswahl von den Konſkribirten der Infanterie, und ließ ſie in jenem Dienſte üben. Die Ausfälle, die ſeither die Garniſon gemacht, koſteten ſie jedesmal viel Volk, weswegen ſie gegenwärtig ſich ganz ruhig hält. Für ſechs Monate haben die Soldaten Lebensmittel, die Bürger nicht einmal für zwey. Das belagernde Heer der Verbündeten beſteht nur aus 15,000 Mann; die Belagerung aber fordert deren 40000, um mit Ernſt und Erfolg von ſtatten zu gehen, weswegen ſie ſich denn noch ſehr in die Länge ziehen kann. Uebrigens läßt Carnot fortdauernd das Journal de deux Nethes dort drucken, und füllt es mit Abgeſchmacktheiten jeder Art. So heißt es in einem dieſer Blätter: die barbariſchen Horden, die in die Niederlande eingedrungen, haben zu Brüſſel 4000 Pfund Leder in Requiſition geſetzt, um daraus Kanten für die Belgier zu verfertigen. Man hatte in Carnot immer Ungewöhnliches vermuthet, jetzt zeigt er ſich eben wie der andern Einer; mit ſcharfer Senſe iſt die Zeit über ſie Alle hergefahren, und hat ſie wie Gras auf der Wieſe gleich gemäht. Alles iſt aus den mündlichen Erzählungen zweyer dortigen Kaufleute genommen, die von dannen zu entrinnen das Glück gehabt.

Von Antwerpen bis Tournay über Gent und Brüges, durch Flandern hin, ſind keine alliirte Truppen mehr. Die Garniſon von Oſtende macht häufige Ausfälle gegen Brüges hin, weswegen die Bürger dort, da ſie keine Beſatzung haben, Tag und Nacht unter Waffen ſtehen. Bey Oſtende ſelbſt haben die Franzoſen die Schleuſen geöffnet, und dadurch das ganze Land auf meh-

Auch traf gestern der Trost ein, daß Tschernitscheff Soissons überfallen, 16 Kanonen, einen General und 3000 Mann gefangen hat.

Tschernitscheff
Führer eines Streifkorps
Nach einem Gemälde von Dähling, gestochen von Bollinger
(Berliner Kupferstichkabinett)

Jene Unfälle, wovon die Pariser Zeitungen jetzo prahlen werden, können zweierlei wirken, was mir lieb ist: 1. daß die nachrückenden Truppen und auch unsere Hessen, die ich fast schon angelangt glaube, noch zur Ehre des Schlagens kommen, 2. daß der Châtilloner Kongreß in seiner Basis gesprengt

werde. Wirklich soll Napoleon schon Übermut geschöpft und jene Bedingung verweigert haben.

Wir haben in diesem Krieg schon so oft gesehen, daß ein scheinbares Unglück der Grund zu einem größeren Glück geworden ist, und zur Zeit, wo Du diesen Brief erhältst, steht es vielleicht [nicht] viel anders.

2. Blüchers Rückzug auf Etoges am 14. Februar. (Steffens.)

Wir ritten auf der Straße fort, auf Montmirail zu.

Bekanntlich hatte Blücher noch nicht erfahren, daß die Generale von York und von Sacken über die Marne zurückgedrängt waren*); er glaubte mit den Armeekorps dieser Generale in Verbindung operieren zu können und wagte daher einen Angriff auf Napoleon selbst, dessen Armee bei Montmirail eine konzentrierte Stellung hatte. Wir hielten noch am frühen Vormittage auf dem Abhange einer Höhe, die uns die Stadt verbarg. Ich glaubte aus den leisen Äußerungen, die ich vernahm, und aus den eiligen Bewegungen der häufig nach allen Richtungen sich zerstreuenden und wiederkehrenden Adjutanten wahrzunehmen, daß Blücher und sein Generalstab jetzt erfahren hatten, wie Napoleon durch ein starkes Korps die Marne besetzt hielt, und den beiden obengenannten Generalen jeden Übergang über den Fluß unmöglich machte. Einzelne feindliche Kanonenschüsse erreichten uns, und ein Kavallerist dicht neben mir wurde getroffen. Unwillkürlich blickte ich hinter mich und sah ihn, die Schenkel furchtbar zerrissen, vom Pferde stürzen. Mich schauderte. Der Rückzug durch Champaubert fing nun in großer Ordnung an; das für mich Merkwürdige war, daß das kupierte Terrain keinen rechten Überblick erlaubte. Selbst von unsern Truppen und der Richtung ihres Rückzuges konnte ich wenig entdecken, aber das starke Kanonenfeuer und das einzelne Hin- und Herjagen feindlicher Reiter deuteten auf die heftigen Gefechte, die von allen Seiten während des Rückzuges stattfanden. Blücher mit seiner Umgebung von seinen Hauptmassen getrennt, nur von wenigen Truppen umgeben, schloß den Rückzug. Da sahen wir von beiden Seiten Feinde auf den Hügeln, Granaten platzten in unserer Nähe, Kanonenkugeln schlugen immer häufiger in unserer Mitte ein, selbst die Flintenschüsse fingen bei der größeren Annäherung des Feindes an, gefährlich zu werden, schon versuchten einzelne Kavalleristen einzuhauen; sie waren in weiße Mäntel gehüllt und trugen die unverhältnismäßig großen Bärenmützen, die fast das ganze Gesicht bedeckten. Indem ich nun die kleine Schar der Truppen, die uns begleitete, übersah, während wir von allen Waffengattungen bedroht wurden, konnte mir doch das äußerst Gefährliche unserer Lage nicht verborgen bleiben. . . .

Wir ritten durch Champaubert; noch ehe wir das Dorf erreichten, sahen wir einige von jenen Bärenmützen auf uns zu reiten, die uns unmittelbar angreifen zu wollen schienen. In sehr bedenklichen Lagen pflegte die persönliche Tapferkeit des Husarenoffiziers den berühmten Feldherrn mit unwiderstehlicher

*) Yorks und Sackens Rückzug von Château Thierry auf Châlons ist der Übersichtlichkeit wegen nicht in die Kartenskizze eingetragen.

Macht in Bewegung zu setzen. „Ich will den Kerls doch etwas abgeben", rief er, und wirklich sahen wir den großen Feldherrn gegen einen herannahenden Reiter anstürmen. Mehrere eilten ihm nach; die Reiter kehrten um. Jenseit Champaubert hielten wir auf einer Wiese, die durch grüne Hecken von der Landstraße rechts getrennt war; der Wald, welcher von hier nach Etoges hin die Straße einschloß, lag doch noch in bedenklicher Entfernung vor uns; die letzten sich zurückziehenden russischen Kanonen verloren sich in den Wald hinein; zwei Bataillone preußischer Truppen waren auf der Wiese zu unserm Schutze aufgestellt; eine Kanone von einem russischen Offizier bedient, war zu unserer Deckung zurückgeblieben. Der Feind drängte immer mehr, der Augenblick, wo es unmöglich werden mußte, den naheliegenden Wald und unsere Truppen zu erreichen, näherte sich. Das Bataillon behauptete, ein Karree bildend, mit bewunderungswürdiger Ruhe seine Stellung; der russische Offizier lud seine Kanone, schoß sie ab und lud sie wieder; von Müffling hielt in der Nähe, und jener frug ihn, in welcher Richtung er schießen solle. Schon hörten wir die Äußerung: „Wir müssen uns auflösen, ein jeder rette sich, wie er kann". Man hatte die Absicht, unter jeder Bedingung den Feldherrn zu retten, um ihn wollten sich die Vorzüglichsten versammeln, die übrigen möchten dann zu entkommen suchen. Ich hörte aber von Müffling laut rufen: „Wir müssen alle beisammen bleiben". Das Hauptquartier stellte sich schnell in Reih und Glied, die Bataillone wehrten sich noch unverdrossen gegen alle Angriffe; der russische Offizier richtete unerschrocken seine Schüsse gegen den Feind, und wir stürzten in vollem Galopp auf den vor uns stehenden Feind los. Dieser wich zurück, er hatte, glaube ich, einen solchen Anfall nicht erwartet, dachte vielleicht, da die Dunkelheit nicht erlaubte, die Zahl der Truppen zu übersehen, daß wir eine plötzliche Hilfe erhalten hätten. Wir erreichten glücklich den Wald. Auf der Chaussee, welche durch diesen führte, zogen die letzten russischen Kanonen fort; wir lösten uns wieder auf und ritten einzeln, wie wir konnten, rechts; links drängten sich feindliche Reiter auf uns ein, aber der Raum war zu eng, ein Angriff kaum möglich, und viele mochten nicht wissen, ob sie sich unter Feinden oder Freunden befanden. Die russischen Artilleristen haben feindliche Reiter mit den Wischern von den Pferden heruntergeschlagen. Sowie wir nun in der dunklen Nacht durch den Wald zogen, war unsere Stellung fortdauernd eine höchst gefährliche, und obgleich wir keinen konzentrierten Angriff hier zu besorgen hatten, wußten wir doch nicht, was vor oder hinter uns vorging. So fortreitend unterhielt ich mich mit Obrist von Oppen. Es entstand eine Verwirrung hinter uns; er ritt zurück, um zu erfahren, was es war, und ist nie wieder erschienen.

Vergebens wurden später Untersuchungen angestellt, um zu erfahren, wie oder wo er gefallen war, um seine Leiche zu suchen. So verlor die Armee einen ihrer trefflichsten und kenntnisreichsten Offiziere, ich einen Freund.

Der Wald läuft ununterbrochen einige Stunden fort, der Rückzug durch diesen dauerte lange, anfänglich ritten wir langsam, aber, wie es geschah, weiß ich nicht, allmählich ward der Ritt immer schneller zuletzt ein wahrer Galopp. Es ward zwar später geleugnet, man behauptete, nie aus dem gemäßigten Trabe gekommen zu sein, aber ich kann mich nicht täuschen. Mein Pferd geriet in die

Gewalt der allgemeinen Bewegung; ich, ein sehr mittelmäßiger Reiter, vermochte nicht, es anzuhalten. So ward ich in eine unfreiwillige Berührung mit dem Grafen von G. versetzt; dieser schalt heftig und ich vermochte nicht, mein Pferd zurückzuhalten.

Bei Etoges hörte der Wald auf, wir rückten immer weiter, erreichten Bergières und quartierten uns wieder in demselben Vorwerk ein, das wir zwei Tage früher verlassen hatten. Keiner bekümmerte sich um den andern, ein jeder suchte, wie er konnte, einen Ruheplatz.

3. Blücher an Hardenberg.

Auf diese Art fand nun der gute Blücher Mittel, ein Korps seiner Armee nach dem andern schlagen zu lassen, da doch alle zusammengenommen dem Feinde, wenn nicht überlegen, doch zuverlässig gleich waren.

Schwarzenberg an seine Frau, Troyes, 20. Februar.

Châlons, den 16. Februar 1814.

Meine drei Corps v. York, Sacken und Kleist haben alle 3 verschieden mit Napoleon geschlagen, es sind ville menschen geblíben, aber ich habe meinen Zweck erreicht und den Feind mit seiner gantzen magt fünf tage hier festgehalten*). Hat die große Armee diese Zeit wo ihr nichts bedeuttendes entgegen stand nicht benützt, so ist es zu beklagen. Die Stunde hat nun geschlagen, ein hauphtschlag muß so balld als möglich geschehn; stehn wihr und zaudern so zehren wir alles uf und bringen daß vollk zur verzweifflung, und alles steht in masse wider uns uf. Der guhte auß gang kann nicht zweiffelhaft sein: aber der guhte augenblick muß nicht verseumt werden, so lange war der Kaiser Napoleon mich an Cavallerie sehr überlegen, aber nun da ich morgen und übermorgen die vier Corps von York, Sacken, Kleist und Winzingerode vereinige, so hat die sache eine andere gestallt und ich marchire den 19ten gerade uf meinen gegner los, helld er sich so Schlage ich ihm, daß können sie sicher glauben, aber die große armeh muß nun vorwärts oder die sache kann nachtheil haben.

würken sie doch nach aller ihrer Kraft dahin, daß wihr die Sache entscheiden, die nation ist zu allem gewonnen, wenn wir den Kaisser Schlagen, und er gewinnt sie wenn wihr zaudern. Blücher.

4. Schwarzenberg im Februar 1814. (Aus Briefen an seine Frau.)

Troyes 14. Februar.

Ich habe den Feind bei Nogent angreifen, die Brücke herstellen und Abteilungen über die Seine setzen zu lassen, auf diese Art muß der Feind durchaus von Blücher ablassen, aber ich gestehe, daß ich mit dem größten Unmut im Herzen den Krieg fortsetze und einer Schlacht entgegengehe, die nur unserer Eitelkeit frönen kann, wenn sie gelingt, und die uns in unabsehbare Verwirrung stürzen kann, wenn sie mißlingt.

*) In vier Gefechten: Champaubert (10. Februar), Montmirail (11.), Château Thierry (12.), Vauchamps-Etoges (14.) mit insgesamt 15000 Verlust.

Colombé*), 26. Februar.

. . . . Eine Hauptſchlacht gegen einen Feind zu liefern, der durch einige vorteilhafte Gefechte aufgereizt, für ſeine Exiſtenz ficht, und zwar in der Mitte ſeines Landes, wo alle Landleute für ihn ſich bewaffnen, eine Hauptſtadt hinter ſich, die ihm alle Hilfsmittel nachſchiebt — dies iſt ein Unternehmen, zu dem einen nur die unbedingte Notwendigkeit berechtigen kann. Wir ſind aus allen Nationen zuſammengeſetzt, leiden an dem traurigen Übel drei Souveräns auf den Schultern zu tragen, haben, ſobald die ernſtlichen Operationen begannen, durch Nachzügler alle Transportmittel geplündert. . . . .

War ich dazu berechtigt, in dieſer Lage eine Hauptſchlacht im Innerſten von Frankreich zu geben, ohne auf meine Flanken und Rücken, auf den Aufſtand der Bauern, auf die Anweſenheit der Souveräns zu denken?

5. Blücher an Kaiſer Alexander.

Der obriſt von Grollmann bringt mir die Nachricht, daß die HauptArmeh eine Rückgängige Bewegung machen wird; ich halte mich verpflichtet Ewr. Kaiſerliche Magestet die unvermeidligen nachtheiligen Folgen davon eller untertänigſt vorzu ſtellen:

1. Die gantze Franzöſiſche Nation tritt unter die Waffen. Der Theil, ſo ſich für die gute Sache geeüſſert, iſt unglücklig.
2. unſre ſigreiche Armeh wird muhtlos.
3. wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegenden, wo unſre Truppen durch Mangel leiden werden; die Einwohner werden durch den Verluſt des Letzten was ſie noch haben zur Verzweifflung gebracht.
4. Der Kaiſer von Frankreich wird ſich von ſeine Beſtürtzung, worin er durch unſre Vordringen, erholen, und ſeine Nation wider für ſich gewinnen.

Ewr. Kaiſerligen Majeſtet danke ich aller untertänigſt daß ſie mir eine offensive zu beginnen erlaubt haben, ich darf mir alles Guhte davon verſprechen, wenn ſie gnädigſt zu beſtimmen geruhen, daß die Generale von Winzingrode und v. Bülow meine Anforderung genügen müſſen, in dieſer verbindung werde ich auf Pariss vordringen; ich ſcheue ſo wenig Kaiſer Napoleon wie ſein Marſchälle, wenn ſie mir entgegentreten, Erlauben Ewr. Kaiſerliche Magestät die Verſicherung, daß ich mich glücklig ſchätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armeeh Ewr. Kaiſerlichen Magestet befehle und Wünſche zu erfüllen.

Merry, d. 22t Februar 1814. G. Blücher.

6. Der Rückzug der Hauptarmee. (Jakob an Wilhelm Grimm.)

Veſoul, 1. März.

Das ſchlimmſte dabei war der Mangel an Aufſchluß über den eigentlichen Grund dieſes Rückzugs und ſelbſt die letzten Kriegsbegebenheiten. Seit dem 8. Februar kein Armeebulletin. Nun wußte man zwar von den nachteiligen Gefechten Blüchers, Wittgenſteins [17. bei Nangis] und des Kronprinzen von

*) Colombey les deux églises zwiſchen Bar-ſur-Aube und Chaumont

Württemberg [18. bei Monterau], allein es hieß doch zuversichtlich, daß sie nicht bedeutend genug waren, um in der Hauptsache etwas auszuschlagen. Nach und nach verließ man Fontainebleau, Sens, Bray, selbst Nogent und Pont-sur-Seine, aber vor Troyes hätten, sagte man, unsere Truppen eine höchst vorteilhafte Position. Indessen kehrten die Hauptquartiere zurück und machten Anstalt, noch weiter zurückzugehen, wir verließen Troyes; von Bar-sur-Aube gingen die Kaiser und Könige nach Chaumont, wo alles überfüllt und das Volk in Furcht vor Plünderung war. Wir mußten erst nach Langres und von da weiter, hinter Langres wurde mir wieder leichter und die Straße etwas leerer, auch trafen vom Rhein kommende Reserven an, die vorwärts gingen, was immer besser anzusehn ist. Es hieß, die Armee würde sich erst in der Position zu Chaumont halten und dann im schlimmen Falle die von Langres nehmen, woraus die Alliierten eine ordentliche Festung gemacht haben. . . . Die Franzosen drangen bis Bar-sur-Aube, Bar-sur-Seine und, wie es heißt, Châtillon; in Bar-sur-Aube zündeten Kriegsgefangene nachts das Rathaus an und es soll in diesem unglücklichen Städtchen bunt hergegangen sein. . . . . Auf jeden Fall war die Bewegung ein Nachteil in sich selbst und ein Verlust in den Augen des Volks, ein Gewinn für den Geist von Napoleons Armee, eine Abspannung in den Hoffnungen, die die Brienner Schlacht erregt hatte. Mein Trost war: der Himmel hat ihn doch zu sichtbar ins Fallen gebracht, und er muß fallen, selbst nach mechanischem Gesetz; dies ist bloß noch eine versuchte Schwingung, die ihn aber in die Länge nicht aufrecht halten kann. Bedeutende Verstärkungen rückten unseren Truppen zu und mußten bald eintreffen.

Im Volk waren schon Lügen und Übertreibungen genug: von einer Schlacht, wo der Kaiser uns um 50000 Mann gebracht; selbst lächerlich: wie er zu Epernay über die im Wein betrunkenen Deutschen hergefallen. Durch alle Orte standen Weiber und Männer vor der Haustüre und schauten, auf ihren Gesichtern heimliche Freude und Angst vor Plündern. Man kann nicht behaupten, daß sie den Napoleon lieb haben, aber sie fürchten ihn wegen seiner möglichen Rückkunft, dabei hassen sie uns, weil wirklich unsere Manneszucht, wenigstens auf dieser Seite schlecht ist. Die Kosaken plündern und verheeren voraus, die andern folgen nach. . . .

Zwischen Langres und hier trafen Gott sei Dank mündliche bessere Nachrichten ein, die sich gestern und heute hier offiziell bestätigten. Wir haben Bar-sur-Aube und Vandoeuvre, in diesem Augenblicke vielleicht schon Troyes wieder besetzt [erst am 4. März] und den Viktor bei ersterem Orte geschlagen [am 27. Februar], wobei Schwarzenberg und Wittgenstein leicht verwundet worden sind. Die näheren Umstände erwartet man stündlich, und was ich schon weiß, will ich nicht hier schreiben, weil Du das aus der „Frankfurter Zeitung" früher sehen wirst. Blücher hat Sézanne und Montmirail. Der Rückzug wird nun als eine Verabredung mit Blücher motiviert, um den Napoleon zwischen zwei Flanken zu kriegen.

. . . . Jetzt soll er einen Waffenstillstand angeboten und nicht erhalten haben. Früher hieß es (was mir vor allem leid tat) man habe ihm einen

geboten und er ihn aber ausgeschlagen. Keins von beiden will ich für wahr ausgeben. Aber es wäre ein Schimpf für unsere starke und mutige Armee, wenn wir Unterhandlungen anknüpften.

XXXIII

Episodisches

Das, was ich im Kriege suchte — ruhmvolle Gefahr, Poesie, Rittertum usw. —, das ist, Gott weiß es, nicht dort zu finden. Aber Ekel, Graus, Entsetzen und bewußtloses Anstarren fast unvermeidlichen Todes — das sieht man täglich.

Der Komponist Carl von Miltitz an Luise von Watzdorf am 23. April 1814.

1. Im französischen Quartiere. (Malachowski.)

Unser erstes französisches Quartier war in Hagondange zwischen Thionville und Metz bei dem Schwiegervater eines französischen Generals. Der sehr alte Mann war ganz Franzose und ein echtes Original. Obgleich durch Furiere gehörig Quartier gemacht worden war, fanden wir doch bei unsrer Ankunft nichts vorbereitet, auch nicht einmal Anzeichen dafür, daß wir oder unsre Leute etwas zu essen bekommen würden. Auf mehrfache Anfragen hieß es jedesmal: „ça se trouvera", wobei es aber blieb. Unsre Anforderungen wurden mit wachsendem Hunger dringender, und schließlich erklärten wir, daß, wenn er nichts geben wolle, wir nehmen würden, was wir fänden, worauf der Wirt erklärte: „Ma foi, j'aime mieux, qu'on le prenne, que je ne le donne".

Nun wurden Speisekammern und Schränke geöffnet, überall fanden sich Vorräte in Menge, und bald hatten wir ein gutes Diner, an dem der alte Herr ganz heiter und unbefangen teilnahm.

Als es zum Schlafengehen kam, war wieder für nichts gesorgt; wir Adjutanten logierten in dem großen Wohnzimmer, ließen uns auf der Erde eine Streu machen und bedeckten uns mit unsern Mänteln. Unser Wirt hatte in einer Nische ein prächtiges Bett mit vier Matratzen, verzehrte, als wir uns eben niedergelegt hatten, noch behaglich einige eingemachte Früchte und begab sich dann zur Ruhe. Aber diese sollte nicht ungestört sein. Herein trat mein Jean, der, nachdem er die Pferde besorgt hatte, nach seinem Herrn zu sehen kam. Er bedauerte sehr, nicht früher gekommen zu sein und mir ein besseres Lager bereitet zu haben. Mit einem Male fiel sein Blick auf den Wirt, der in der Nische auf seinem hohen Bette lag. Sofort trat er heran und forderte einige Matratzen von seinem „hohen Thron", und auf die Erwiderung: „je ne comprends pas", zog er dem Alten mit einem kräftigen Ruck erst eine, sodann noch eine zweite Matratze direkt unter dem Leibe fort. Auch das brachte den Wirt nicht aus seiner Ruhe: „Est-ce un aimable jeune homme!" bemerkte er mit unerschütterlichem Gleichmut. Wir ließen aber dem alten Manne seine Matratzen wiedergeben und konnten erst nach vielem Lachen zum Schlafen kommen.

2. In der Champagne. (Karl von Raumer.)

Auf dem Marsch bis an die französische Grenze hatten wir meist böses Schlackerwetter, dies wechselte später mit heftiger Kälte und Schneegestöber. In den herrlichen Rheingegenden lebten wir aber sonst gut, desto schlechter in

Frankreich, vornehmlich in dem Teil der Champagne, welchen die Franzoſen ſelbſt la Champagne pouilleuse („Lauſechampagne") nennen. Beſonders hatte es das Heer übel nach den verlorenen Februarſchlachten; in einer Hinſicht waren wir im Hauptquartier am ſchlimmſten daran. Dies kann nämlich nicht inkognito durch Feindes Land ziehen, es wird von den Eingeborenen unaufhörlich verraten. Sonſt iſt die Gewohnheit, daß der Trompeter vor dem Aufbruch zuerſt das Zeichen gibt zum Satteln, ſpäter zum Aufſitzen; im Februar wurde nie abgeſattelt und nur zum Aufſitzen geblaſen. Und dies geſchah öfters mitten in der Nacht, wenn es hieß: wir werden überfallen. Dann zog jeder eiligſt das Pferd aus dem Stall, warf ſich darauf und war zufrieden, wenn er in der Finſternis den Feldmarſchall bald auffand. Einſt wurden wir überfallen und ritten zur Sicherheit in ein Yorkſches Biwak, dann ging es weiter in ein zweites, ſo daß wir in der finſtern kalten Nacht gar nicht zur Ruhe kamen.

Die Champagne bildet meiſt hohe kahle Ebenen, über welche der Wind frei wegſtürmt. In den Biwaks auf dieſen Ebenen konnte der Soldat beim Feuer kaum einen Platz finden, an welchem ihm nicht der Wind die Flammen zuwehte und ihn verſengte, oder ſie nach der entgegengeſetzten Seite trieb, da denn gar kein Erwärmen ſtattfand.

Und wie ſchwer war es in der baumloſen Gegend Brennmaterial aufzutreiben! Lag der Soldat neben Dörfern, ſo mußte gewöhnlich das Holz der Häuſer, beſonders das Sparrwerk der Dächer, herhalten. So kam es, daß von den Häuſern oft nur der untere Teil, vom ganzen Dorf nur oblonge hohle Kaſten aus Kreide mit Fenſterlöchern und ohne Dächer übrigblieben; es war ein Bild der Öde und Verwüſtung. Lag man in einem Dorf, ſo mußte man ſehr wachſam ſein; denn plötzlich erſtiegen Soldaten das Dach und brachen es raſch zuſammen, unbekümmert, ob beim Zuſammenbrechen der Balken einer oder der andere erſchlagen wurde.

Eines Tages lag das Hauptquartier in einem elenden ausgehungerten Dorfe. Hudſon Lowe war bei Blücher und bittet ihn und ſeine Umgebung zum Tee. Man nimmt die Einladung an, und Hudſon will die Gäſte zu ſeinem Quartier führen. Aber er kann es nicht finden und iſt wie verzaubert, bis er erfährt, daß Soldaten während ſeiner Abweſenheit das ganze Haus demoliert haben.

Man hatte es in den Dörfen kaum beſſer als im Biwak. Die Stuben gepflaſtert, ein elendes Kamin, Türen die klafften, zudem die böſe Gewohnheit der Leute, die Türen aufzulaſſen. Selbſt unſere gemeinen Soldaten haben das „Fermez la porte" gelernt, es wurde aber einem bemerkt: „il ne faut pas dire fermez la porte, il faut dire: fermez la porte s'il vous plaît."

Zu alledem geſellte ſich der größte Mangel an Lebensmitteln, und was ſich vorfand, war meiſt auch dem genügſamſten zu ſchlecht, ja ungenießbar. Vor allem das Brot. Es war mit roter Weinhefe geſäuert, über der Unterrinde beſtand es aus einem ganz naß klitſchigen blauen, etwa zwei Zoll dicken Teig, über welchem ſich die Oberrinde hoch wölbte. Wir waren glücklich, wenn wir Speck und Kartoffeln fanden. Einmal glaubte ich in einem Stall Eier entdeckt zu haben, näher beſehen waren es recht geſchickt aus Kreide geſchnittene; ſo angeführt führte ich meine Kameraden an.

3. Eine Champagneranekdote. (Steffens.)

. . . wo ich jetzt bin, wegst der beste Champagner in gantz Frankreich und er wird hir vom Generall und vom packknecht getrunken mich bekommt er auch ziemlich guht.

Blücher an seine Frau; Bertus, den 10. Februar 1814.

Es ist bekannt, daß bei den preußischen Truppen der Champagner für eine Art Weißbier galt. . . . Die Vorposten des Yorkschen Korps, welche in der

Französische Kriegsgefangene 1814

Stich von Johann Adam Klein (Berliner Kupferstichkabinett)

Nähe der Stadtmauer [von Châlons] lagerten, hatten Champagnerkeller entdeckt und erbrochen. Wie ich später von dem Grafen v. York selbst erfuhr, war die Zahl der Flaschen, die ausgeleert wurden, unglaublich groß. Die Wirkung des scheinbar leichten Weines war den Deutschen wohl unbekannt, und als mein Freund Williſen, damals Adjutant des Generals, die Vorposten revidierte, fand er die ganze Mannschaft von dem Champagner völlig überwältigt. Als General York dieses erfuhr, lachte er nur; die Truppen wurden abgelöst, um den Rausch auszuschlafen, und dennoch war General Yorks Lage, einem Feinde

gegenüber, der wohl geneigt war, Rache zu nehmen, bedenklich genug. In der Tat muß die Quantität des Champagners, die bei der Winterkampagne verzehrt und verschüttet wurde, alle Begriffe übersteigen. Auf den öden kahlen, wie sie uns im Winter erschienen, höchst unfreundlichen Feldern, die Châlons umgaben, fanden wir allenthalben die Trümmer zerbrochener Flaschen; die Ebenen waren wie besät und wurden selbst der Kavallerie gefährlich. Dennoch stieg der Preis in der Stadt nicht, und wir konnten einen Wein, den wir loben mußten, irre ich nicht, für zwei bis drei Franken erhalten.

4. Zerstörung der Möbel. (Steffens.)

Ich erinnere mich, wie wir an einem Abend sehr spät in Mery ankamen [22. Februar] und völlig durchgefroren in eine ziemlich kalte Stube traten; vergebens suchten wir im ganzen Hause nach Feuerung, wir entdeckten keine; endlich entschlossen wir uns, die zurückgelassenen Tische und Stühle zu zerstören; wir mußten selbst Hand ans Werk legen, denn unsere Burschen waren mit der Fütterung der Pferde beschäftigt. Ich war eben im Begriff, einen Stuhl gewaltsam zu zerbrechen, als mir die Situation für einen vierzigjährigen Professor der Philosophie doch gar zu grell erschien. Ich sagte mir: „Wie kannst du dich über die Zerstörungssucht der Soldaten wundern, wenn sie dich selbst, dem sie doch durch Erziehung, Bildung, durch ein ganzes Leben so fern liegt, zu ergreifen vermag!" ich erschrak vor mir selbst und setzte den Stuhl ruhig hin. Ich dachte an die früher erwähnte weissagende Äußerung Gneisenaus, als er wenige Tage vor der Schlacht von Bautzen über die wahrscheinlichen sittlichen Folgen, welche dieser Krieg haben würde, wenn er länger dauern sollte, sprach; ich dachte auch an die täglich steigende Verwilderung der Truppen, und jener Augenblick fiel mir, je länger der Winterfeldzug dauerte, immer von neuem ein. Mittel, diese Verwilderung zu hemmen, sah ich nicht; im Großen herrschte gewiß fortdauernd eine Zucht, die ich indessen nicht entdecken konnte, und die nur unter bestimmten, nicht zu vermeidenden Verhältnissen Ausschweifungen erlaubte, welche uns einigemal beschwerlich fielen.

5. Brief eines Soldatenvaters an Blücher.

(Abgedruckt im Rheinischen Merkur vom 11. Juni 1815.)

Allunüberwindlichster Feldmarschall!
General, Herr General Vorwärts Excellenz!
Liebwerthester Herr Blücher!

Verzeihen Sie Excellenz, liebwerthester Herr Blücher General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Excellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Konfusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinen Traugott bei den Gardejägern, er kennt Ew. Excell. Vorwärts genau und gut; schon zweimal habe ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Excell. demüthigst, corrigiren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preu-

Großer National-Ball

Kolorierter Stich

(Josische Sammlungen in Leipzig)

ßiſcher Manier; Sie verſtehen ſchon, wie ich's meyne; das wird gewiß helfen; denn es iſt zum die Schwerenoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die für's Vaterland ſtreiten, was ſchickt, und ſie nichts bekommen. Ew. Excell. werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals ſchicken; deshalb habe ich es Ihnen geſchrieben, denn ich weiß ſchon, daß mit dem Alten nicht viel zu ſpaßen iſt. Ew. Excell. unüberwindlichſter Feldmarſchall General Vorwärts genannt, liebwertheſter Herr Blücher, ich verbleibe ihr unterthänigſter

Schornſteinfeger Matthias Keller
zu Schweidnitz 1814.

NB. Wenn Sie meinen Traugott ſehen, ſo bitte ich, ihn unbeſchwert zu grüßen, aber ſchenken ſie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adjeu.

XXXIV

Der Zug nach Paris

Napoleon hat nie ſchöner manövriert als in dem Feldzuge von 1796 in Italien — und am Ende des Feldzuges von 1814 zwiſchen der Marne und Seine: und nie war ſeine Armee weniger zahlreich.

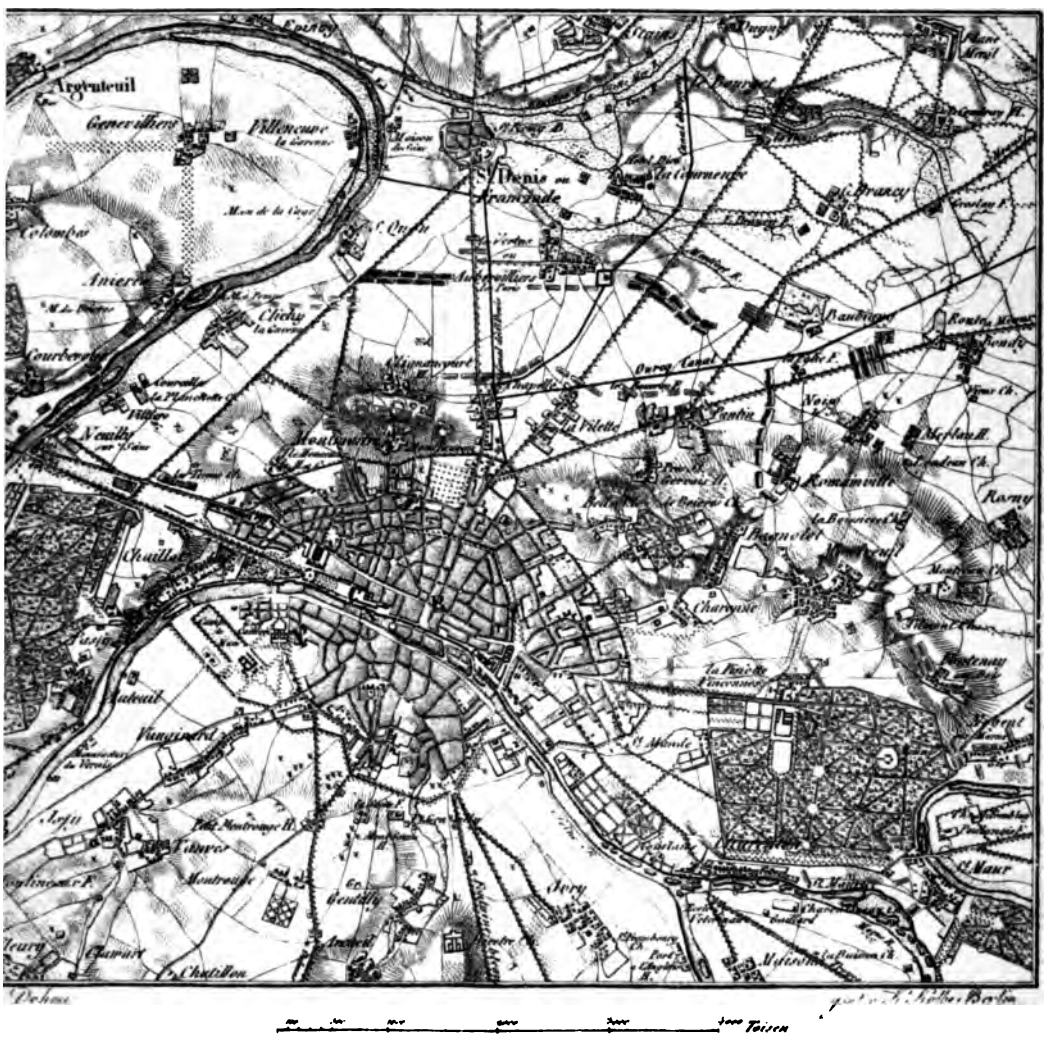
Erzherzog Karl in den Aphorismen.

1. Nächtlicher Sieg Yorks und Kleiſts über Marmont bei Laon. (Malachowski.)

Nach einem für uns günſtigen Gefecht bei Oulchy le Château am 8. März ſtand mit Tagesanbruch des 9. alles in der Poſition zur Schlacht bereit. Die Reſervekavallerie vom Yorkſchen und Kleiſtſchen Korps war außerhalb des Feuers als Reſerve aufgeſtellt. Die Franzoſen griffen an, der Kampf um das Dorf Athis war beſonders heftig; als müßige Zuſchauer ſtanden wir bei einem ſehr unangenehmen Schneegeſtöber in der Ferne. Einmal im Laufe des Tages ritt ich zu den Flankeurs vor; denen der Litauiſchen Dragoner ſtand ein Zug franzöſiſcher Kavallerie gegenüber, der ſie durch ſein Schießen beläſtigte. Scherzend ſagte ich zu meinen Landsleuten: „Lituſchke, warum jagt ihr die Kanaillen nicht weg?“ „Na, komm man mit, Leutnantche,“ war die Antwort, und drauf ging es; der feindliche Zug wurde geworfen, an ein Halten der Litauer war nicht zu denken, und ſo durchjagten wir das von franzöſiſcher Infanterie beſetzte Athis. Hier wurde von allen Seiten auf uns gefeuert, erſt hinter dem Dorfe konnten wir unſre Pferde wenden und in großem Bogen wieder zu den Unſrigen zurückkehren. Verletzt wurde bei dem ganzen Ritt niemand.

Mit Dunkelwerden kehrte ich zum General Röder zurück, und ſchon glaubten wir, daß auch für uns nun Feierabend werden würde, als es mit einem Male hieß: „Kavallerie marſch!“ Vorwärts ging es mit der ganzen Maſſe querfeldein gerade auf die franzöſiſchen Biwakfeuer los. Der Überfall gelang vollkommen; es entſtand ein furchtbares Durcheinander, viele wurden im Biwak niedergehauen und gefangen; was zu Pferde kam, eilte in wilder Flucht davon. Es war ein Gewirr in finſtrer Nacht, wie ich es nie wieder erlebt habe.

SCHLACHT bei PARIS



Franzoſen Preußen Ruſſen, Öſterreicher und ſonſtige Verbündete

Paris und Umgebung im Jahre 1814

us dem Erinnerungsbuch für alle, welche in den Jahren 1813, 1814, 1815 teilgenommen haben an dem heiligen Kampfe um Selbſtändigkeit und Freiheit. Halle und Berlin 1817

UNIV. OF ILL.

Plötzlich erscholl der vielfach wiederholte Ruf: „Links, links auf der Chaussee ist Artillerie!“

Mit verhängtem Zügel ging es dorthin, die vermutete Artillerie fand sich richtig dort, niedergehauen wurden Fahrer und Bedeckung, und immer weiter ging die Jagd den Fliehenden nach auf Fétieux zu, wo wir durch eine Kartätschensalve aus mehreren Geschützen empfangen wurden. Wir mußten nun zurück und unsre Infanterie abwarten; zu unsrer Freude und mit Jubel begrüßt erscholl bald ihr Avanciersignal, und schnell war das Dorf in unsern Händen.

Siegesfreudig bezogen wir das Biwak, erst der dämmernde Morgen zeigte uns die eroberten Trophäen: einige vierzig ganz neue Kanonen mit dem großen N waren in unsre Hände gefallen, ferner viele Gefangne und Verwundete.

Dieser Angriff in der Dunkelheit hatte den Ausgang der Schlacht völlig entschieden.

2. Blücher in der Zeit von Laon. (F. v. Nostitz.)

Durch die Augenentzündung an das Zimmer gefesselt, bei schmaler Diät der gewohnten Bewegung beraubt und den Ärger im Herzen, sich gerade in einem Augenblick untätig zu wissen, wo der letzte entscheidende Schlag geschehen mußte; dies alles vereint, hatte nicht nur im allgemeinen seine Gesundheit erschüttert, sondern auch höchst nachteilig auf seine Laune gewirkt und die Gemütsstimmung hervorgebracht, welche bei ihm die stete Folge körperlicher Leiden war. Wenn man ihn in diesem Zustande beobachtete, wie er mit fortdauernd ängstlicher Besorgnis an den Tod dachte, mit Kleinmut jeden Schmerz ertrug, wie er seine Phantasie immer durch Auffindung neuer Krankheitssymptome quälte und, nur mit sich selbst beschäftigt, gleichgültig gegen alles war, was außer ihm vorging, selbst gegen das Größte und Wichtigste; dann aber wieder, sobald er genesen, an Charakterstärke, Ertragung jeder Beschwerde und heldenmütiger Verachtung der größten Gefahren alles übertraf, was um und neben ihm war, so mußte man über die Gewalt erstaunen, welche das physische Befinden über die geistigen Kräfte ausübte.

Dieser Zustand moralischer Ermattung und gänzlicher Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Verhältnisse war bereits eingetreten, der Feldmarschall dachte nur daran, das Kommando der Armee niederzulegen und diese zu verlassen; jede Meldung, jeder Vortrag, gleichviel über welchen Gegenstand oder von welcher Person er kam, war ihm ekelhaft und zuwider.

Nur wenige Stunden des Tages durfte ich mich aus seinem Zimmer entfernen, oft mußte ich auch die Nacht darin zubringen; es schien ihm eine Beruhigung, mich in der Nähe zu haben.

Seinem Arzt, dem Doktor Bieske, dem er stets sehr gewogen war, und in dessen Behandlung er großes Vertrauen setzte, ging es ebenso wie mir; auch er durfte nur selten das Zimmer verlassen, meist mußten wir beide, wenigstens aber einer von uns, bei ihm bleiben. Diese Aufgabe war ebenso schwierig als langweilig; in einer zur Schonung der Augen ganz finster gemachten Stube, worin sich nur im entfernten Winkel eine mattbrennende, ver-

hangene Lampe befand, saß man oft stundenlang, während der Feldmarschall entweder schlummerte oder über seinen Zustand grübelte; kein Wort ward gesprochen, und eine wahre Totenstille herrschte, welche nur durch das Schlagen zweier darin befindlicher Uhren unterbrochen wurde.

Lesen konnte man nicht, weil es zu finster war, und miteinander sprechen, selbst wenn es ganz leise geschah, durfte man nicht, weil es dem Feldmarschall unangenehm war. Eine solche stundenlange Pause ward endlich dadurch unterbrochen, daß der Feldmarschall aus seinem Lehnstuhl aufstand, anfing in der Stube umherzugehen und die in betreff seines Befindes gemachten Beobachtungen oder gehabten Empfindungen mitteilte; bei allem, was nun geantwortet oder überhaupt gesprochen ward, mußte jedes Wort wohl erwogen werden, damit den trüben Grübeleien keine neue Nahrung und dem Argwohn keine Gelegenheit gegeben ward, zu glauben, daß wir gegen unsere Überzeugung den Krankheitszustand für völlig gefahrlos hielten. Nur die innigste persönliche Anhänglichkeit und die Überzeugung, daß es dem Besten des Vaterlandes dargebrachtes Opfer sei, vermochten meine Lage erträglich zu machen. Mehrere Tage waren auf diese Art langsam dahingegangen; den Entschluß, das Armeekommando niederzulegen, hatte ich, so oft er zur Ausführung kommen sollte, stets glücklich bekämpft; zugleich ward meinerseits alles angewendet, dahin zu wirken, daß der eigentliche Krankheitszustand des Feldmarschalls soviel als möglich ein Geheimnis blieb. Ebenso wie man einst der Armee den Tod ihres Feldherrn Cid verschwieg, weil man den nachteiligen Eindruck fürchtete, welcher von der Gewißheit dieses großen Verlustes unzertrennbar war, ebenso waren die Folgen zu fürchten, welche die Entfernung des Feldmarschalls in diesem Augenblick notwendig haben mußte. Er nun war eine Bürgschaft für die Einheit im Handeln von so verschiedenartigen Bestandteilen; seine Taten und der erlangte Ruhm hatten ihn so hoch in der Meinung gestellt, daß er nie Gegenstand der Eifersucht oder der beleidigten Eigenliebe irgendeines der Unterfeldherren werden konnte.

3. Die militärische Lage Mitte März.

Laon, den 16. März 1814. 8 Uhr morgens.

Noch sind keine Meldungen eingegangen. Wir dürfen indessen erwarten, daß Napoleon noch eine geraume Zeit sich mit uns beschäftigen werde. Auf die große Armee dürfen wir nicht rechnen. Schon nach der Natur ihrer Zusammensetzung könnte sie, mit ihren drei Höfen, nicht viel leisten, wenn auch die Führer wollten.

Wir indessen hier, kommen durch diesen Zustand der Dinge in Verlegenheit. Bleiben wir vereinigt, so hungern wir: teilen wir uns, so fällt die gut geführte feindliche Kavallerie über ein Korps her.

Wir dürfen daher der Notwendigkeit entgegensehen, unsere Operationen mehr westlich richten zu müssen, auf die Gefahr hin, daß die Kommunikation über Avesnes*) uns etwas bedroht werde. Ob wir, weiter westlich, uns eine

*) Nördlich von Laon.

Kaiserin auf der Flucht Blücher Bernadotte Schwarzenberg Woronzoff Wellington Georg III. von England

Der korsische Kreisel in vollem Drehen

Karikatur von George Cruikshank. April 1814

neue Kommunikation ſuchen könnten, und wo etwa wir dort ein Schlachtfeld für unſere Kriegsart finden könnten, darüber bitte ich um Ihre Ratſchläge, mein teurer Freund, ſowie um die Ihres Herrn Generals [Bülows].

N. v. Gneiſenau.

(Gneiſenau an Boyen.)

Troyes, den 13. März.

. . . . Erlauben Sie, allergnädigſter Herr! mit der Aufrichtigkeit, an welche Sie mich lange ſchon gewöhnt haben, Ihnen an den Tag zu legen, wie ſchmerzlich für mich der in Ihrem Briefe enthaltene Ausdruck iſt, daß ich in Zukunft nicht mehr gebunden ſein werde, und den ſtrategiſchen Kombinationen gemäß handeln könne. Niemals, Euer Majeſtät! war ich gebunden; ich habe immer infolge ſtrategiſcher Kombinationen gehandelt, ich glaube gut manövriert zu haben, und wünſche nicht, daß es anders geweſen wäre. — Das iſt meine Beichte. Ich halte für meine Pflicht zu bemerken, daß, wenn meine Anordnungen nicht den Beifall der Monarchen haben, ich und meine Grundſätze die Schuld davon tragen. Wie glücklich würde Napoleon ſich ſchätzen, wenn er ſich vorſtellen könnte, daß ſolche Zweifel zu einer Zeit, wo Sie die große Tat der Befreiung Europas vollbringen, bei den Monarchen Eingang gefunden. Ich weiß, daß Euer Majeſtät mit der Ihnen eigenen Großmut die Auseinanderſetzung gnädig aufnehmen werden, welche ein aufrichtiger Krieger Ihnen zu Füßen legt.

(Schwarzenberg an den Kaiſer Alexander.)

Der Hauptzweck unſerer Bewegungen geht dahin, die Armee ſo ſchnell als möglich zu vereinigen. Dieſen Zweck erreichen wir, wenn wir angriffsweiſe vorgehen und dem Feinde entgegeneilen, der zwiſchen der Seine und Aube vorbrechen zu wollen ſcheint. (Schwarzenberg am 20. März 1814.)

. . . . . Der Feind hat ſich der Marne genähert, Châlons beſetzt, und ſeine Aufſtellung verrät ſeine Abſicht deutlich, unſere gerade Verbindung zu trennen. Meine Abſicht muß daher ſein, dieſe Verbindung wieder zu öffnen, um gemeinſchaftlich mit Ew. Exzellenz wirken zu können. Zu dieſem Ende ſammle ich meine Streitkräfte über die Aube zwiſchen Sézanne und Vitry*). Sobald ich beſtimmte Nachrichten über die Bewegungen des Feindes und jene Ew. Exzellenz erhalte, werde ich mit dem Nachdruck handeln, den mir meine Lage erlaubt.

(Schwarzenberg am 18. März früh an Blücher.)

4. Die Hauptarmee Ende März. (Eugen von Württemberg an die ruſſiſche Kaiſerin-Mutter Marie.)

Paris, den 2. April 1814.

Napoleon verließ Blücher, um St. Prieſt bei Rheims zu ſchlagen; trotz dieſes Sieges konnte er aber nicht überall die Stirn bieten. Über Arcis wollte er unſere rechte Flanke gewinnen, doch Wrede trat ihm dort am 20. März ent-

*) Südlich von Châlons ſur Marne.

Mein Thei

Es liegt mir nach
Schreiben von Ihnen, mein
Sie nur diese Verspätung
bereiten und ihre Folgen
Aufenthalter tragen sie.

Die wohlwollenden
Briefe waren, fanden
dernisse, die zur Zeit
deutlich hervortraten.

gegen, und am 21. wurde Arcis gestürmt, wobei mein Korps wieder am heftigsten ins Treffen kam. Von Vitry aus beschloß nun Napoleon sich über St. Dizier und Chaumont auf unsere südliche Kommunikation zu werfen, während Mortier und Marmont Paris decken sollten. Diesmal verfehlte er jedoch seinen Zweck. Die Stimme des Kaisers drang im Rate durch, und der Marsch auf Paris wurde beschlossen.

Winzingerode zog mit 10000 Reitern Napoleon nach, und der Kronprinz von Württemberg an der Spitze unseres Vortrabes warf sich auf die uns von der feindlichen Metropole trennenden Marschälle. Die Kavallerie Blüchers und des Großfürsten traten hinzu, um den Tag von Fère-Champenoise zu verherrlichen. 80 Kanonen und 10000 Gefangene waren die Resultate des 25. März. Nun ging es unaufhaltsam vor gegen Paris, das wir, 110000 Mann stark, am 30. angriffen.

Schon war Napoleon von Juvisy her auf dem Wege, der bedrängten Metropole zu Hilfe zu eilen. Der Mut der schwachen Verteidiger, welche auf den Geist der Bürger nicht mehr zählten, hätte nur durch die Ankunft des Gebieters noch gehoben werden können; darum hing auch unsererseits alles an der möglichst schnellen Entscheidung.

Marmont war eben im Begriff, Romainville, als den Schlüssel des Terrains, zu besetzen. Im Dorfe Pantin, zu den Füßen dieser Höhe, schlug sich bereits unsere 13. Division, und ich war ihr zur Unterstützung zugesendet. Da entschloß ich mich, mit meinem Häuflein von 7000 Mann dem Feinde auf der Höhe zuvorzukommen, obgleich die übrigen Kolonnen der Armee noch weit zurück waren. Auf diese Weise entspann sich ein heftiger Kampf, in welchem wir den nach und nach anrückenden Heerscharen den Weg zum Siege und in die feindliche Hauptstadt eröffneten.

5. Vor Paris. (Malachowski.)

> Napoleon Bonaparte war alles, nur kein Mensch; daher hat er alle Gefühle, nur nicht jenes der Liebe seiner Nebenmenschen, in Anspruch genommen und wurde folglich allgemein verlassen, wo nur dieses mehr gelten konnte.
>
> Erzherzog Karl in den Aphorismen.

Am 30. März vormittags befand sich alles in den bestimmten Positionen; der Feind, mit Geschütz wohl versehen, stand uns in den durch Natur und Kunst festen Stellungen gegenüber, vor uns stieg der Montmartre ernst mit seinen Feuerschlünden auf. Der Kampf begann um den Besitz der Ortschaften la Vilette, le Rouvroy, Belleville und la Chapelle; die Kavallerie hielt als Reserve hinter dem Kanal de L'Ourcq. Endlich nachmittags zwischen drei und vier Uhr waren nach großen Verlusten die Verbündeten im Besitze aller Dörfer und die Franzosen in aufgelöster Flucht gegen die Barrieren von Paris.

Nun sollte das Kleistsche Korps zum Angriff auf den Montmartre vorgehen, die Kavallerie passierte den Kanal — da erscholl von heransprengenden Adjutanten der Ruf: „Waffenstillstand! Friede!“

Den Eindruck zu beschreiben, den diese Worte ausübten, ist unmöglich; um ehrlich zu sein, muß ich gestehen, daß die erste Empfindung bei mir eine sonderbare Mischung der Gedanken war: Gottlob, daß es vorbei ist! und: Schade, daß es vorbei ist!

Das Feuer schwieg, und angeritten kamen Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander. Ein tausendfaches Hurra aus freudig und tief bewegten Herzen begrüßte sie. Aufgelöst waren in diesem Augenblick alle Bande der Ordnung, und alles, was zu Pferde war, folgte in wilder Eile den Monarchen auf den Montmartre, um die Stadt zu sehen, das Ziel, das zu erreichen so viel teures Blut gekostet hatte. Da lag es vor uns; ernsten Sinnes schauten wir hinunter, wie einst die Kreuzfahrer auf Jerusalem geschaut haben mochten, und dankerfüllt erhoben sich unsre Herzen zu dem, der uns Sieg und Heil und Gelingen gegeben hatte.

6. In Paris. (Gneisenau an seine Frau.)

Paris, den 31. März 1814.
(Vom Pferde.)

Paris ist unser. Wir haben den Feind gestern in seiner Stellung hier angegriffen und gänzlich geschlagen. Heute sind wir hier eingerückt. Wir werfen nun den Tyrannen vom Thron. Mit etwa 50000 Mann irrt er noch umher. Wir haben ihn in den letzten Tagen von der Hauptstadt abgeschnitten. Das Volk wurde heute begeistert, man steckt die weiße Kokarde auf. Die Truppen haben sich wieder vortrefflich geschlagen.

7. Blücher an Bonin.

Parisf den 30t Aprill 1814.

mein inig gelibter Freünd. wen ich dich lange nicht geschriben habe, so must du es verzeihen, glück u unfelle haben mich so zerstreüt, daß ich an meine libligs gescheffte nicht denken konte nach dehm ich den Napoleon bey Laon entscheident geschlagen, bestandt ich gegen der meinung aller umgebung der monarchen darauf mit beide armeeh grade uf Parisf zu marchiren, alle meine gegner behauphteten Napoleon würde in unsern Rücken marchiren und sich mit seine vestungen in verbindung setzen, und so gegen Maintz u Frankfuhrt marchiren, ich bestand daruf man solle Paris er obern, u Napoleon machen lassen, waß er wolle, es würde sich den Schon alles Finden wen wihr die hauptstadt erobert hetten, der kaißer allexander trat uf meine Seitte, u wihr marchirten uf der großen Stadt zu, vor Parisf hatte sich nun die hauphtsterke des Feindes in verschanzungen uf gestellt, am Frühen morgen griffen wihr den Feind an, die gröste und sterkste höhe ist der St. marten [Montmartre], diesen liß ich durch daß Rußische Corps von Langeron u 4 Preusche Cavallerie Regimenter erstürmen wehrend die Preüsche Garden von der andern seitte gleich Fals alles vor sich warffen, nun Capitulirten die marschelle in Parish erhillten Freien abzug, u die Stadt übergab sich unsern henden [30. März], am andern morgen, Führten wir unsre Truppen Sigreich ein an

Napoleons Reiseabentheuer.

Wie Buonaparte, begleitet von den Commissarien der hohen Verbündeten, nach der Insel Elba abgeführt wurde, und auf dieser Reise durch die Provence kam, da sammelte sich das Volk beim Umspannen; die Mütter forderten ihre Söhne, die Weiber ihre Männer von ihm wieder; der Tumult wuchs, die Wuth des Volks stieg auf das höchste, und nur mit Mühe konnten die alliirten Officiere sein Leben schützen. Um den Gefahren zu entgehen, setzte Buonaparte einen Preußischen Tschako auf, und legte eine Oesterreichische Uniform samt einem Preußischen Pelze an, unter welcher Vermuthung er dann glücklich der fernern Volkswuth entkam.

Nürnberg bei Fr. Campe

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

dieſen tage überfihl mich eine tödliche krankheit und Schon am 3ten tage Fürchte man vor meine augen u mein leben 6 tage lag ich blind, aber meine natuhr über wand alles, u ich bin vollig hergeſtellt der könig u kaiſer beſuchten mich, ich legte dem König das Comando der armeeh zu Füßen und baht nun um Ruhe er wollte nicht dran, aber endlig ſagte er nun ſo ruhen ſie in gottes nahmen u Plägen ſich, ſie könen ſich ufhalten wo ſie wollen, ſogleich entſchloß ich mich zur Reiſe nach Berlin, aber einligende abſchrift vereittelte alles [Einladung des engliſchen Prinzregenten] ich gink mit dem briff zum könig, er ſagte Blücher ſie müſſen reiſen, daß leſt ſich nicht ablehnen, aber warten ſie noch 8 tage. ich glaube der könig u allexander gehn nun ſelbſt hin, in Engeland werde ich nicht lange verweillen u denke vor mitte July in Berlin zu ſein . . .

Die Stadt London hat mich ein Ehren Degen verEhrt, den ich da EmPangen ſoll u in Sottlandt hat mich eine gelehrte geſellſchaft zum Ehren mit glid uf genommen, ich muß über mich ſelbſt wachen, daß ich nicht zum nahren werde.

in Parisl wie in gantz Frankreich gefellt es mich nicht, u ich ſehne mich nach deüttſchen ländern, über morgen ſoll Ludwig der 18te ſeinen ein zug hir hallten. Deine Frau küſſe ich die hende EmPihl mich deine kinder u alle bekannte u Freünde, immer dein treuſter Blücher.

(Randbemerkung.) Napoleon hat hir noch anhang, wen unſre armeen weg marchiren, traue ich die Francosen noch nicht.

8. Napoleons Abdankung.

Verlaſſen Sie meinen Sohn nicht und denken Sie daran, daß ich ihn lieber in der Seine als in den Händen der Feinde Frankreichs ſehen möchte. Das Los des von den Griechen gefangenen Aſtyanax hat mir immer das ſchrecklichſte Los in der ganzen Geſchichte geſchienen.

Napoleon am 16. März 1814 an Joſeph.

Wenn ich eingewilligt habe, zu überleben, ſo geſchieht es, um auch fernerhin eurem Ruhme zu dienen; ich will die großen Dinge ſchildern, die wir zuſammen ausgeführt haben!

Napoleons Lebewohl an die Garde. Fontainebleau, 20. April 1814.

Da die alliierten Mächte erklärt haben, daß der Kaiſer Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherſtellung des Friedens in Europa ſei, ſo erklärt der Kaiſer Napoleon, ſeinem Eid getreu, daß er bereit iſt, zum Wohle des Vaterlands, das von den Rechten ſeines Sohns, von denen der Regentſchaft der Kaiſerin und der Aufrechterhaltung der Geſetze des Reichs unzertrennlich iſt, vom Thron zu ſteigen, Frankreich und ſelbſt das Leben aufzugeben.

Erklärung Napoleons.
Fontainebleau, den 4. April 1814.

Da die alliierten Mächte erklärt haben, daß der Kaiſer Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherſtellung des Friedens in Europa ſei, ſo

Napoleon als Leierkastenmann:
„Es konnt' ja nicht immer so bleiben"
Anonyme Karikatur (Jolstsche Sammlungen in Leipzig)

UNIV OF MICH.

erklärt der Kaiſer Napoleon ſeinem Eid getreu, daß er für ſich und ſeine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet, und daß es kein perſönliches Opfer gibt, ſelbſt das des Lebens, das er nicht dem Intereſſe Frankreichs zu bringen bereit wäre.

Fontainebleau, den 11. April 1814.

(Entſagungsakte Napoleons.)

	XXXV	
	In Paris	

Epimenides:
Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden;
Mit euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Prieſter:
Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannſt:
Sie bewahrten dich im ſtillen,
Daß du rein empfinden kannſt.

Und ſo gleichſt du künft'gen Tagen.
Denen unſre Qual und Plagen,
Unſer Streben, unſer Wagen
Endlich die Geſchichte beut.

Goethe: Des Epimenides Erwachen.
(Am 30. März 1815, dem Jahrestage der Einnahme von Paris, in Berlin aufgeführt.)

1. Parteikämpfe in der Großen Oper. (Steffens.)

Ein Abend in der Großen Oper während der erſten Tage unſers Aufenthaltes war beſonders merkwürdig. Es war mir gelungen, einen Platz ganz vorn am Orcheſter zu erlangen; ich lehnte mich an die Barriere, die dieſes von dem Parterre trennte, und ſah mit Luſt, wie Parterre und Logen des anſehnlichen Amphitheaters ſich allmählich füllten. Ich betrat zum erſten Mal ein franzöſiſches Theater. Der Eindruck war doch mächtig. Ein Gemurmel, welches ſich erſt in engeren Kreiſen, dann in immer größeren vernehmen ließ, überzeugte mich, daß dieſer Abend nicht bloß durch die Darſtellung einer Oper, ſondern auch ſonſt auf andere Weiſe höchſt intereſſant werden ſollte. Die entgegengeſetzten Parteien hatten dieſen Abend für Demonſtrationen nationaler Geſinnung beſtimmt; im Orcheſter, gerade vor mir, ſaß Spontini, und vor ihm lagen zu meinem Erſtaunen die Noten zu zwei Opern; ſie waren beide noch nicht aufgeſchlagen, ich konnte die Titel leſen. Die eine Oper war: Le triomphe de Trajan, die zweite Spontinis Veſtalin. Ich glaubte hier ſchon die Vorbereitung zu den beiderſeitigen Demonſtrationen zu erkennen und irrte mich nicht.

Endlich ward die Bewegung immer lauter. Ein Teil des Publikums forderte den Triumph des Trajans, ein anderer die Veſtalin. Wie ich ſpäter hörte, war die erſte Forderung von dem napoleoniſch geſinnten Perſonal der Großen Oper ausgegangen; das Publikum ſchien geteilt, die entgegengeſetzten Forderungen ſchwankten hin und her und wuchſen bis zur Betäubung. In Tieds Geſtiefeltem Kater wird das mitſpielende Publikum über das im Stücke aufgeführte Stück zum heftigen Zorn hingeriſſen; dann erſcheint ein Be-

sänftiger; aus der Zauberflöte wird die Arie: In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht usw. gesungen, und das Publikum beruhigt sich nicht allein, sondern bricht auch in heftige Beifallsbezeigungen aus. Diese Szene ward nun durch das zum Drama verwandelte Parterre und durch die mitspielenden Logen hier wiederholt. Das Lied: Vive Henri quatre, aus der Jagd ward gespielt; viele Zuhörer stimmten ein, allenthalben ward geklatscht, man glaubte das Publikum beruhigt, der Vorhang ward aufgezogen, die Sänger der Vestalin traten hervor: aber plötzlich erscholl nun ein furchtbares Geschrei, jene mußten sich zurückziehen, der Vorhang fiel, und der Kampf fing auf die nämliche betäubende Weise von neuem an. Jetzt erschienen nun auch Männer in der königlichen Loge, Leitern wurden hereingebracht und bestiegen, und der kaiserliche Adler, der über der Loge angebracht war, wurde unter einem fürchterlichen Gemisch von Zischen, Schreien und Beifallsäußerungen abgenommen. Mehr als eine Stunde verging unter dem Wechsel von laut gewordenen entgegengesetzten Forderungen und vorübergehender Besänftigung, wenn man das Lied anstimmte. Endlich, während einer kleinen Pause, rief jemand, daß man eine Deputation an den Kaiser Alexander senden wolle, und daß man hoffe, das Publikum würde mit seiner Bestimmung zufrieden sein. Während dieser Zeit schwiegen zwar die Forderungen der entgegengesetzten Parteien, aber fast drohender noch schien die zurückgedrängte Bewegung, und der gedämpfte Laut, der durch so viele tausend heftige, vereinzelte Gespräche entstand, erklang wie das Brausen eines gewaltigen Sturmes, der sich immer drohender näherte. Die an den Kaiser abgesandten erschienen wieder. Als sie sich über die Loge lehnten und erkannt wurden, entstand plötzlich eine große Stille. Der Kaiser, welcher, wie es schien, eine jede Gelegenheit ergriff, um dem Pariser Volk seine Hochachtung zu bezeigen, ließ antworten, daß er sich in diesen Kampf nicht mischen wolle; eine jede Wahl des ihm schätzbaren Publikums wäre ihm recht.

Jetzt erhob sich, da der Kaiser selbst den Kampf zu billigen schien, das Geschrei noch viel wilder. Es gab Augenblicke, wo ich erwartete, daß die Parteien sich wechselseitig körperlich angreifen würden, daß dieses dramatische Vorspiel, welches ohnehin als ein solches viel zu lange gedauert hatte, sich in eine Tragödie von mehreren Akten verwandeln würde. Ich glaubte mich in den Saal des Nibelungenkampfes versetzt und sah schon das vergossene Blut und den gefährlichen tödlichen Ausgang. Währenddessen eilte man ängstlich wieder zum Kaiser. Dieser wählte die Vestalin; das Publikum unterwarf sich dem kaiserlichen Entschluß; das Stück fing an, aber die Mitternachtstunde näherte sich. Es war merkwürdig, wie schnell die aufgeregten Massen beruhigt waren; alle schenkten der Darstellung die größte Aufmerksamkeit. Man hätte glauben sollen, Männer und Frauen zu sehen, die eben die stille ruhige Beschäftigung beseitigt hatten, die ihre Familien mitbrachten, um einen ergötzlichen Abend zu genießen. Selbst zwischen den Akten blieb alles ruhig. Ein großes Ballett folgte nach der Oper, die zahllose Menge der Menschen trennte sich ohne irgendeine bedeutende Aufregung, es war tief in der Nacht, als ich nach Hause kam. Das heftige Vorspiel erschien mir nach der ruhig genossenen Darstellung wie ein wilder Traum.

2. Ein deutſcher Gelehrter in Paris. (Aus dem Briefwechſel Jakobs mit Wilhelm Grimm.)

Jakob Grimm
Nach einer Bleiſtiftzeichnung ſeines Bruders Ludwig Grimm aus dem Jahre 1814
(Steig, Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm. Cotta. 1904)

An dieſem wunderbaren Ort,
Da ruht der Nibelungen Hort;
Um ihn geſchah wohl mancher Mord;
Hier liegen Schilde, Helm und Ringe,
Manch goldnes Heft, manch gute Klinge,
Kleinode und viel andre Dinge,
Der Frauen Zier, der Helden Wehr
Ruht da, viel tauſend Zentner ſchwer,
Und ſtreut das bunte Licht umher. —
Es iſt ein Schatz, der hier verſenket,
Der Rhein des ſelbſt nicht mehr gedenket,
Wer ihm denſelben Schatz geſchenket;
Doch leben noch vier alte Greiſe,
Macht ihr zu ihnen eine Reiſe,
So werdet ihr hierin gar weiſe.
Der erſt' edieret an der Spree,
Er ſagt, der Schatz kam über See,
Er heißt der Doktor Hagene.
Der zweit' notieret an der Iſer,
Wer iſt weitläufiger als dieſer?
Und Docen vom Dozieren hieß er.
Der dritt' und viert' ſitzt an der Fuld',
Grimm heißen ſie, doch voll Geduld
Studieren ſie an einem Pult.
Willſt einen um den Schatz du fragen,
So werden alle vier dir ſagen,
Daß ſie ihn nicht in Rhein getragen.
Und werden drei von ihnen ſterben,
So wird der viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben.

Brentanos Anullung der erſten Germaniſten im Märchen vom Müller Radlauf.

Das ehrenwerthe deutſche Alterthum richtet jetzt nicht weniger Unheil an, als vor einem Jahrzehend das griechiſche.

Auguſt Apel an Miltitz, Leipzig, 5. April 1815.

Paris, 19. April 1814.

. . . . Hier in der Stadt war es mir erſt wie ein Traum, mich plötzlich an ſo vieles zu erinnern, was ich 1805 genau geſehen und gekannt hatte; ich wohne ſogar nicht weit von dem vorigen Haus. Damals war ich viel angenehmer und freier, jetzt könnte ich mehr Vorteile für meine Arbeiten ziehen. Das Gewirr und der Lärm der Stadt mißfällt mir noch viel mehr, als ſonſt, die neuen Veränderungen ſcheinen mir unbedeutender, als ſie gemacht wurden;

ich möchte um alles nicht immerfort hier leben oder gar ſterben, denn ich wüßte nicht einmal, wo hinaus ich getragen würde, oder ob der Dr. Gall und andere Ärzte einen Totengräber bezahlten, der mich zerſchnitte, wie ſie's haben wollten, was hier ſehr oft geſchehen ſoll. Bloß Chriſt- und Geburtstage möchte ich hier ſein, weil man an keinem Ort der Welt ſo wohl verſteht, angenehme Waren angenehm auszuſtellen, man wäre dann recht glücklich, ſchöne Geſchenke auszuſuchen, und könnte das Geld kaum halten. Abends, wann ich ſchlafen gehe (meiſt 10 Uhr), rollen die Wagen noch unaufhörlich bis 1 Uhr und man muß ſich wie an eine Mühle erſt dran gewöhnen. Im Muſeum war ich zufällig ſchon eine halbe Stunde nach meiner Ankunft. Auf der Bibliothek geſtern und heute, beidemal glücklich. Geſtern fand ich eine Handſchrift des Waltharius mit einer noch unedierten Vorrede. Sonſt habe ich bloß die Eigennamen verglichen, weil der Druck nicht da war; willſt Du mir ſchwierige Stellen daraus exzerpieren, ſo könnte ich ſie vergleichen, vielleicht zu einer künftigen Ausgabe. Heute finde ich, rate, wovon noch keine Seele wußte — einen lateiniſchen Isengrinus und Reinardus [Reinecke Fuchs] in elegiſchen Verſen; was ſoll ich nun machen? abſchreiben? 1. ſind es 127 Blätter in 8°, die Zeit würde mir hingehen und ich ſonſt nichts ſuchen können; 2. iſt die Handſchrift (Pergament, 14. Jahrhundert) ſo erſtaunend fein, daß mir meine Augen, wenn ich zuviel darüber ſäße, gewaltig leiden müßten. Dagegen könnte das Aufſchieben und ſpätere Leihen mißlich werden. Wer weiß auch, wie lange ich hier bleibe. . . .

Paris, 1. Mai 1814.

Ich ſchreibe täglich, wann und ſo viel ich kann, aus dem lateiniſchen Reinardus ab, weil aus dem Leihen ſpäter nichts werden würde, wie ich deutlich abnehme. Das Manuſkript iſt ganz verwünſcht fein, mit Abbreviaturen und Fehlern geſchrieben, daß es platterdings untunlich iſt, den Zuſammenhang zu überſehen, ohne das Detail Schritt vor Schritt zu verfolgen, ſonſt würde ich viele moraliſche Nutzanwendungen gerade auslaſſen; darüber fürchte ich einiges aus der Fabel im Stich laſſen zu müſſen. Das Gedicht iſt wenigſtens aus dem 13. Jahrhundert und es enthält eine ganz neue Anordnung der Fabel mit vielen neuen Namen. Daher iſt es fürs Ganze gar wichtig und beſtimmt ein Vorteil für unſer Werk, der ohne das Opfer meiner jetzigen Reiſe nicht erlangt worden wäre. Denn kein Menſch weiß davon. . . .

Am 29. [April] war ich in einer Sitzung der keltiſchen Akademie, die ihren Namen wieder ändern will. Es ging daſelbſt erbärmlich her. Man ſaß um eine lange Marmortafel von abends 7 bis 9½ Uhr, es wurden ſchlechte Aufſätze geleſen und nicht über ihren Inhalt, ſondern, was ich doch hier nicht erwartete, über die Wahl der franzöſiſchen Wörter hin und wieder nach dem Stil des Akademie-Wörterbuchs diskutiert. Ich ſaß neben Le Gonidec, der die bretagniſche Grammatik geſchrieben hat und ein unterrichteter Mann ſcheint. Der Präſident ſchellte, ſobald jemand heimlich ſprach, was aber doch nicht aufhörte. Die halbe Feierlichkeit bei der entſchiedenen Langweiligkeit des Aktus war mir höchſt merkwürdig und letztere fühlten auch gewiß die Mitglieder, meinen aber doch, das gehöre ſich ſo. . . . .

Siegreicher Einzug der Verbündeten in P

Gezeichnet von L. Wolf, gestochen von Jügel

UNIV. OF MICH.

. März 1814 (durch die Porte St. Martin)

(Körnermuseum in Dresden)

Um das hiesige französische Wesen fange ich an mich nicht mehr zu bekümmern und denke selbst bis Donnerstag den Einzug des Königs gar nicht einmal zu sehen, sondern am Reinardus zu kopieren. Sparens wegen war ich nur einmal im Theater (aux variétés). Viele Orgeln in den Straßen spielen das alte Lied von Henri IV. mit seiner alten Nationalmelodie, die etwas Eigenes hat, besonders im Eingang, und dazu gesungen klagend lautet.

3. Einzug Ludwigs XVIII. in Paris am 3. Mai 1814. (Malachowski.)

Français, Français, après vingt ans d'alarmes,
De sang versé, de combats et d'erreurs,
Un bras divin vient suspendre nos armes.
Et le ciel prend pitié de nos malheurs!
Nous cessons de combattre . . .
L'héritier d'Henri quatre,
Fier de régner sur le cœur des Français,
Reprend son trône et nous donne la paix.

Strophe des französischen Bänkelsängers Duverny, der seine Gedichte im Jahre 1814 auf der Place des Victoires vortrug.

Endlich erschien der große Tag, an dem der König ankommen sollte. Vom frühen Morgen an war alles auf den Beinen und in Bewegung; les maisons étaient joliment décorées, les tapis et les draps étaient mis, alle Behörden, Unterpräfekt, Maire usw., waren in gespannter Erwartung auf dem Marktplatz versammelt. Mein General und ich ritten dem Könige entgegen; auf der ersten Station erfuhren wir jedoch, daß er erst abends ankommen werde, kehrten also zur Stadt zurück. Hier wurde ich mit tausend Fragen bestürmt, Fragen, wie sie nur Franzosen und Juden tun können: le roi viendra-t-il? vous l'avez déjà vu? a-t-il bonne mine, était-il aimable? usw. In einem augenblicklichen Anfall von übermütiger Laune tat ich ganz erstaunt und sagte endlich: Mais mon Dieu, il paraît que vous ne savez encore de rien? — Quoi donc, quoi donc? — Le roi ne viendra pas, c'est Napoléon qui viendra, les souverains alliés se sont réconciliés avec lui, c'est lui qui arrivera ce soir.

Bestürzt stierten mich alle an, mancher zupfte schon leise an der Schärpe und an der décoration du lis — um den Scherz nicht zu weit zu treiben, sagte ich die Wahrheit, worauf ich die mir unvergeßliche Antwort erhielt: Ah bah! c'est égal, pourvu qu'il en vient un, tout est arrangé!

Endlich erschien der König, eskortiert von polnischen Lanciers. Auch unsre Truppen standen unter den Waffen. Vor der Kathedrale stieg er aus dem Wagen; es war ein alter schöner Mann von würdigem Äußern, der aber gewaltig an Podagra litt, so daß er in des Wortes eigentlicher Bedeutung in die Kirche und vor den Altar geschleppt werden mußte. Unwillkürlich mußten Zweifel darüber aufsteigen, ob diese Persönlichkeit wohl imstande sein werde, unter den schwierigen Verhältnissen Frankreich zu regieren.

In der überfüllten Kirche herrschte keine Spur von Andacht; ein wildes Sausen und Brausen erfüllte den großen Raum, in einem Seitengange entstand

ſogar Streit und Prügelei. Ich eilte mit Mannſchaften hinzu; von zwei eifrigen Royaliſten rief der eine: vive le roi, der andere: vivent les Bourbons; ſie hatten ſich über ihre Anſichten nicht einigen können, und es war zu einer Schlägerei

Ludwig XVIII.
Stich von Bolt. 1814 (Berliner Kupferſtichkabinett)

gekommen. Schnell wurden beide ergriffen und auf die Straße expediert, wo ich ihnen ſagte: A présent, Messieurs, ne vous gênez pas, et tâchez de vous arranger.

Der König verließ bald die Kirche und begab ſich zu dem von der Stadt angebotnen ſplendiden Diner. General Röder, ich als commandant de place

ihm zur Seite, saß dem Könige gegenüber; freundlich unterhielt er sich mit uns, schenkte uns selbst die Gläser ein und forderte zum Trinken auf: Buvez, buvez, Messieurs, il est excellent, c'est ma bonne ville d'Abbeville qui me le donne, je ne pourrais vous en offrir de tel dans les Tuileries.

XXXVI

Der Pariser Frieden vom 30. Mai 1814

Sonst bin ich durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasiert, höhnisch, von der Narrheit fast aller andern und meiner eigenen nicht Weisheit, aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit mehr als erlaubt ist durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen.

Gentz am 21. April 1814 aus Paris an Rahel Varnhagen.

Wir sind mit leeren Händen wieder abgezogen. Man wollte die Franzosen gewinnen! Törichte Hoffnung! Ihren Spott haben wir wohl gewonnen, aber nicht ihre Dankbarkeit.

Gneisenau am 19. November 1814 an Gibsone.

1. Görres' Artikel: Der Frieden von Paris im Rheinischen Merkur. (Beilage vom 11. Juni 1814.)

Worauf seit geraumer Zeit die Welt geharrt, das ist eben offenkundig worden. Der Frieden von Paris wird immer eine merkwürdige Urkunde in der Geschichte bleiben, selbst wenn er sich historisch nicht bewähren sollte. Es ist überall schwer, entgegengesetzte Ansprüche zu befriedigen und auszugleichen; diesmal fürchten wir, ist es keinem Teile zu Dank gemacht. Den Franzosen begreiflich nicht, weil man, was ihnen zukömmt, die Herrschaft der Welt von ihnen weggenommen; den Deutschen, weil man ihnen alles abgesprochen, was sie zu erwarten sich berechtigt hielten. Freilich hätte man besser getan, wenn man Englands Beispiel sich zum Muster vorgesetzt, das mitten in der Großmut gar wohl seines Vorteils wahrgenommen und im Schenken Maß gehalten. Während man recht rühmlich und gütig der Schwarzen in Afrika sich angenommen, hätte man mit den Deutschen an der Grenze auch einiges Erbarmen haben, und fremder Sklaverei sie nicht hingeben sollen. Die man zur Landwehr und den Waffen aufgerufen, durfte man dem Feinde nicht überliefern; man befährt, daß, wenn die Not etwa wieder drängt, die andern auch sich säumig finden lassen, weil sie keinen Glauben haben auf Beteuerung und Wort und Angelöbnis. Die Statistiker mögen Gewinn und Verlust ausgleichen, sie mögen rechtfertigen, daß man an der Saar den besten und unentbehrlichsten Teil mit den Kohlengruben sich eigens herauspräparieren lassen; das alles sind uns sehr geringe Betrachtungen; aber in einem Volke sollen alle stehen für einen, und einer gilt uns Tausende und tausend sind tausendmaltausend. Es war gar wohl erlaubt zu hoffen, nachdem man die Räuberhöhle aufgebrochen, daß man unsere Schätze, die dort mit unserm Blute befleckt herumgestanden, wieder mit nach Hause nehmen werde. Man hat alles behutsam wieder zugeschlossen, und Liquidationskommissionen sollen zwei dunkle, vieldeutige Artikel

in langen Jahren auslegen, damit die Gläubiger mit langen Fristen auf den Nimmertag vertröstet werden, weil man kein Pfand behalten. Das und ein Mehreres läßt sich von der deutschen Seite über diesen Frieden reden; aber alles sind eitle, leere Worte, weil was unwiderruflich fest abgeschlossen, mit unwilligen Reden anzugreifen, eine Torheit ist. . . . . .

Darum so laßt uns ruhig erwarten die Fügungen, die der Himmel über uns verhängen wird; wie wir so oft gesehen, wird auch das, war wir in blödem Sinne für nachteilig und unglücklich gehalten, als das Beste und Zuträglichste sich bewähren. Mögen unsere Grenzen offen stehen; Volkssinn, Einigkeit, Liebe zum Vaterland und entschlossene, mutige Gesinnung sind ein Geisterbann, der besser abhält als ein tot Gemäuer, und die beste Landwehr ist der starke Arm. Mögen sie sich unserer Schätze freuen: in dem wilden Sinne, den sie angenommen, wird der Raub ihnen gar wenig gedeihlich sein; unser Reichsschatz aber liegt da, wo sie nimmer hingelangen. Es ist gar zuträglich und erwünscht für uns, daß uns eine Furcht überblieben; wie wir uns kennen, wäre ohne so heilsamen Trieb in kurzer Frist alles gar leicht wieder eingeschlafen und verdumpft. So aber sind wir immer wach gehalten und auf uns selber angewiesen; was künftig werden soll, ist uns in unsere eigne Hand gegeben. Muß, was man bisher versäumt, billig fremdem Einfluß zugeschrieben werden, dann ist fortan unser Schicksal uns selber anvertraut; wir sind uns allein verantwortlich, und wie wir das Gute uns nur selbst verdanken sollen, so werden wir auch das Böse nicht auf andere schieben können. Unsere inneren Verhältnisse sind noch einzurichten: daran laßt uns zeigen, was wir wert sind, was wir vermögen, daran soll die Welt uns achten und fürchten lernen. Wie wir miteinander Kriegsbrüderschaft gemacht, so laßt uns auch im Frieden einträchtig miteinander sein. Keinen fremden Einfluß sollen wir dabei dulden, die da von außen kommen mit ihren Absichten, auf daß sie uns Zwist und Halbheit bringen, die sollen verschlossene Türen finden. In unserm Hause sind wir allein Herren und Gebieter; keiner soll uns dort in unserm Beginnen irren. Deutschland hat große Erwartungen von diesem Kriege gehabt; wir wollen glauben, daß es gut gewesen, daß sie von außen nicht in Erfüllung gegangen sind. Aber von innen soll auch nichts im Wege stehen, daß gerechte Forderung befriedigt werde. Deutschland will eine Verfassung, die sichere, was das Volk mit seinem Blut erworben; nicht Teilung will es sehen, denn kein Sterbhaus ist nach diesem Krieg das Reich geworden, wo lachende Erben in die Verlassenschaft sich teilen, sondern ein Haus des Lebens und der Wiedergeburt, wo für lange Zeiten Freiheit, Glück und Ruhe gegründet werden sollen. Es ist wenig daran gelegen, wer diesen oder jenen Strich beherrsche, wenn übrigens nur die Eigentümlichkeit der verschiednen Völkerschaften dabei geachtet wird; aber worauf die ganze Nation steht, ist die Weise, in der geherrscht werden soll, und was man tun wird, um sie immer frei und glücklich und außen stark und geehrt zu machen. Man soll nicht glauben, daß es getan ist mit gewöhnlichen Traktaten und leeren Worten; die Völker haben in der Tat geleistet, in der Tat wollen sie den Lohn empfangen. Auch Zwist und Streit wollen wir nicht erleben, er wird uns ein sicheres Zeichen sein, daß schmutziger

Privatvorteil sich geltend machen will; denn wenn alle nur das Eine und das Gute wollen, dann kann kein Zwist unter ihnen sich erheben. Für jenes wird niemand einen Finger regen wollen, während um das andere alle stehen für einen Mann. Etwas Ganzes und Rechtes soll da werden, und man soll dabei die Stimme des Volks befragen, die vernehmlich und deutlich allerorten spricht; und nicht soll man ihm verhehlen, was sein Heil und sein Glück betrifft, damit guter Rat noch beizeiten komme und nicht hintennach in leere Luft verhalle. Die Schlachten bei Ulm und Jena und was darauf gekommen sollen auch die Diplomaten vorsichtig machen, und sie sollen bedenken, daß der Geist, der bei Leipzig gesiegt und anderwärts, auch aus den Kabinetten den alten jämmerlichen Spukgeist von der Gottschedischen Schule vertreiben muß, der schon so oft zu Falle und zu Schimpf und Schande gekommen ist. Sie sollen bedenken, wie das Schwert immer noch an einem Haare über dem Haupte unseres Volkes droht, und daß, wenn man seine Rechte ehrt, es dafür auch, wenn die Gefahr wirklich herangekommen, sich willig finden wird. Ist uns aber geworden, was uns billig zukommt, dann mag der alte Feind immerhin Land und Gut behalten; wir sind reicher doch als er und haben den besten Teil im Streit gewonnen.

2. Das Ende der deutschen Ausländerei. (Anselm von Feuerbach.)

> In der Literatur wie in der Politik haben die Deutschen zuviel Sinn für das Ausland und nicht genug nationales Vorurteil. Selbstverleugnung und Achtung anderer ist bei Individuen eine gute Eigenschaft, aber der Patriotismus der Völker muß egoistisch sein. Das Selbstbewußtsein der Engländer kommt ihrer politischen Existenz sehr zustatten; die gute Meinung, die die Franzosen von sich selber haben, hat immer viel zu ihrem europäischen Aufstieg beigetragen; der vornehme Stolz der Spanier hat sie einst zu Herren eines Teiles der Welt gemacht. Die Deutschen sind Sachsen, Preußen, Bayern, Österreicher; aber der germanische Charakter, auf den sich die Stärke aller gründen müßte, ist zerstückelt wie das Land selbst, das soviel verschiedene Herren hat.
>
> Frau von Staël in ihrem Buche: De l'Allemagne. (London 1813.)

Wir Deutsche, welche deswegen den Vorwurf hinnehmen mußten, ihr Charakter bestehe bloß darin, keinen zu haben (aber mit uns auch die meisten andern, von diesem Vorwurfe nicht betroffenen europäischen Völker), hatten uns schon lange freiwillig alle Mühe gegeben, unserer Selbstheit loszuwerden. Als Frankreichs Affen waren wir schon seit länger als einem Jahrhunderte darauf vorbereitet, ihre Knechte zu werden. Wir waren Frankreich moralisch einverleibt, ehe noch das Kriegsrecht über unsere Untertänigkeit entschieden hatte; unser Geist, unsere Herzen, unsere Zungen waren Frankreich leibeigen, ehe ihm noch unsere Leiber dienstbar geworden waren. Alle Torheiten dieses Volkes galten uns für Weisheit; ihre Laster für nachahmungswerte Tugenden. Unsern deutschen Ernst gaben wir hin für französische Leichtfertigkeit; unserer Väter

Sitten für französische Geckerei. Franzosen lehrten uns die Gesetze des Anstandes; Franzosen bestimmten uns die wechselnden Formen unserer Kleider; Französinnen erzogen und bildeten unsere deutschen Töchter, und deutsche Männer und Frauen durften sich um so vornehmer dünken, je mehr sie sich ihrer herr-

Frau von Staël

(Josische Sammlungen in Leipzig)

lichen kräftigen Landessprache schämten, um die fremden Töne einer geistig armen, dem Ohr gefälligen Sprache zu stammeln.

Zu der Zeit, wo deutsche Höfe und überhaupt die vornehme Welt das Französische als die Sprache diplomatischer Verhandlungen und des geselligen Umgangs aufnahmen, konnte die Armut, Rauheit und Ungelenkigkeit der deutschen Sprache als Entschuldigung gelten. Jetzt, wo diese ihre Kraft, ihren

Reichtum, ihre Schönheit durch unsterbliche Geisteswerke auf das herrlichste entwickelt hat, wo ein Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe, Wieland, Herder, Müller deutsch gesprochen haben: — wer darf jetzt noch, ohne sich zu schämen, der Französin vor der Sprache Hermanns den Kranz des Vorzugs bieten? Um deutsch zu denken, muß man deutsch sprechen, und wer die Sprache seines Volkes gering schätzt, der bezeugt Verachtung diesem Volk und seinem Geiste. Wohin die Entdeutschung uns geführt hat, das haben wir erfahren und empfinden es noch. Jetzt ist es Zeit ernstlich zu trachten, daß wir ganz wieder Deutsche werden, um mit der Gesinnung uns die Macht zu erhalten, Deutsche zu bleiben.

XXXVII

Die Rückkehr des Königs nach Berlin am 7. August 1814

Ihr, die mein Lied nicht nennen kann beim Namen,
Weil ihr, zwar fechtend, keinen habt erfochten;
Ihr, auch mit Herzen, welche Feuer kochten,
Doch stumme Spieler in des Schicksals Dramen!

Ihr, ausgestreut als ungezählter Samen,
Ihr, hingebrannt gleich unbemerkten Dochten:
Ihr habt doch mit am großen Kranz geflochten,
Den eure Brüder auf das Haupt jetzt nahmen.

Namlose Vaterlandes-Mitbefreier!
Euch lad' ich ein, derweil im Feierzuge
Ich meine Helden lasse ziehn vorüber;

Weil ihr nicht mit könnt gehn im Zug der Feier,
O seid gebeten, schwebt mit Geisterfluge
Auf euren Fitt'chen rauschend oben über.

Rückerts Sonett „An die Unbesungenen" im „Kranz der Zeit".

1. Berlin im Festschmuck. (Rellstab.)

Lebendig steht mir der Augenblick vor der Seele, wo der König Friedrich Wilhelm der Dritte als ruhmgekrönter Sieger, umjauchzt von der Liebe seines treuen, mutigen Volkes, heimkehrte nach Berlin! Er kam von Charlottenburg. Der Weg vom Brandenburger Tor bis zum Schloß war in eine lange Triumphstraße verwandelt. Weiße Kandelaber, in Gips geformt, standen, durch Kränze verbunden, auf beiden Seiten der Linden und sollten abends zur Illumination dienen. An der Brücke des Kupfergrabens, die Opernbrücke genannt, waren zwei hohe, runde Türme, die in Abstufungen emporstiegen, aus Waffen errichtet, dergestalt, daß die unteren Absätze als die tragenden, von aufrecht stehenden Kanonenrohren gebildet wurden, während die oberen mit Gewehrläufen, Lanzen, Säbeln und dergleichen bekleidet waren. Fahnen weheten von allen Abstufungen herab und zierten die Turmspitzen. Schinkel hatte die Zeichnungen dazu gemacht. Vor dem Brandenburger Tor war ein Halbrund von Säulen gebildet, auf dem die Gestalt der Viktoria (die so berühmt gewordene Figur Rauchs) stand. Kränze und Festons schmückten und verbanden die schlanken

Säulen. Alle diese Einrichtungen erschienen mir zauberhaft, prachtvoll! — Rohe Nichtswürdigkeit betätigte sich aber auch hier, indem man noch vor dem festlichen Tage die Kandelaber beschädigte, die Fußgestelle zerschlug und dergleichen mehr! — —

Doch an dem Festtage selbst vergaß sich dies alles. Als der König, umgeben von Hunderten von Offizieren, in seine Hauptstadt einritt, nach so langer Entfernung, nach Kämpfen und Gefahren, als der Jubelruf des Volkes die Lüfte teilte, alle Glocken läuteten, die Kanonen — nicht mehr dumpf, schauerlich, wie am Tage von Großbeeren, sondern mit prachtvollem Donner — die Lüfte erschütterten, da war kein Herz, das nicht in Entzücken, kein Auge, das nicht in seligen Tränen schwamm. — Abends war die Stadt ein Lichtmeer. Unzählige glänzende Lampenfronten wetteiferten miteinander. Allein den Sieg über alles gewann die Beleuchtung der katholischen Kirche, auf deren Kuppel ein einfaches Kreuz errichtet und mit Lampen bedeckt war, das, da das sonst unbeleuchtete Gebäude im Dunkel dem Auge entschwand, wunderbar und hehr in den Lüften zu schweben schien mit seinem milden Glanz. Ein Symbol des Friedens, das Gott selbst aufgerichtet zu haben schien in seinem reinen Himmel.

Wer hätte geglaubt, daß diese Friedensfeier nur einer so kurzen Dauer gelten würde, daß schon im nächsten Halbjahr wieder ganz Europa in lohen Kriegsflammen aufleuchten sollte!

2. Die Viktoria auf dem Brandenburger Tor. (George.)

Daß die Viktoria auf dem Brandenburger Tore wieder aufgestellt und sinnreich verziert war, wußte man, noch aber war sie mit einer zeltähnlichen Verhüllung umhangen, die in dem Augenblick fallen sollte, wenn die Truppen nahe genug waren, um die Gruppe sehen zu können. Dies wußte man, und jeder, der in der Stadt war, behielt daher fortwährend das Auge auf diesen Punkt gerichtet.

Ein feiner Regen, der in der Morgenstunde fiel und die ganze Freude zu vereiteln drohte, wich bald der Sonne, welche durchbrach und bis zum Untergange in ungetrübtem Glanze schien, nachdem der Regen den übermäßigen Staub getilgt hatte.

Endlich erschien das erwartete Zeichen. Im Nu fiel die Verhüllung der Siegesgöttin, und sie zeigte sich, strahlend im Sonnenlichte, und im vermehrten Schmuck durch das ihr beigegebene eiserne Kreuz, Bezug auf den letzten glorreichen Krieg.

Ein allgemeiner Beifallsruf ertönte; zugleich hörte man die Trommeln der anrückenden Garden und wandte die Augen begierig nach dem Eingange des Tors. Da zeigten sich die roten Büsche der Spielleute, und der König zu Pferde, umgeben von seinen Prinzen und einer glänzenden Generalität, ritt durch das mit der Siegesgöttin verzierte Tor, empfangen vom unaufhörlichen Jubelruf des Volks, dem er freundlich dankte. Er führte seine Truppen bis zum Lustgarten, wo ein feierliches militärisches Dankfest gehalten ward. . . .

Herabnahme des Standbildes Napoleons (von C

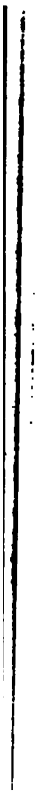
Gezeichnet und radiert von G. Opiz

OMIE OF

von der Vendomesäule in Paris am 8. April 1814

(Josische Sammlungen in Leipzig)

UNIV. OF MICH.



Die Viktoria auf dem Brandenburger Tor
Stich von Jügel
(Berliner Kupferstichkabinett)

Der König und seine Prinzen waren im Opernhause, wo ein Festspiel: Asträas Wiederkehr, und ein großes militärisches Ballett: Die glückliche Rückkehr, gegeben wurde. Mit donnerndem Vivat ward der geliebte Monarch empfangen, und die aufgeführten Stücke, besonders das Ballett, in dem alte Krieger der verbündeten Heere erschienen, oft durch den wiederholten Beifallsruf unterbrochen. Nachher nahm der Hof einige ausgezeichnete Straßen in Augenschein.

Es hatte sich gleichsam ein neues Band der Liebe zwischen König und Volk gebildet, und enthusiastisch war die Freude, mit deren Ausbrüchen jetzt der erstere, wo er sich sehen ließ, empfangen wurde.

Napoleons Abschied von der Garde (20. April 1814)
Pariser Napoleon-Andenken aus dem Todesjahre des Kaisers
(Josische Sammlungen in Leipzig)

Fünfter Abschnitt

Der Wiener Kongreß

Der Verlauf des Wiener Kongresses stellt sich, äußerlich betrachtet, so dar: Die Verhandlungen werden von der polnischen Frage beherrscht. Alexanders Wunsch ist ein durch Personalunion mit Rußland verbundenes Königreich Polen, allein er findet mit diesem Programm bei Preußen und Österreich Widerstand. Noch mehr aber sucht England eine solche Stärkung des russischen Einflusses zu verhindern. Alexander kommt dadurch in die Gefahr völliger Isolierung. Da tritt Friedrich Wilhelm gegen Hardenbergs Willen auf seine Seite (5. November), und ein Widerspiel der Ost- und Westmächte entsteht. Ende des Jahres drohen kriegerische Verwicklungen. Am 3. Januar 1815 schließen England, Österreich und Frankreich ein Verteidigungsbündnis gegen Preußen und Rußland, und Talleyrand, der französische Staatsmann, der durch alle persönlichen Wandlungen und Perfidien eine im Sinne seines Vaterlands klare nationale Politik verfolgt hat, schiebt sich in den Mittelpunkt des Kongresses. Doch schon in den ersten Monaten des Jahres 1815 nimmt die Spannung ab, und im Februar wird in der schwierigen polnisch-sächsischen Angelegenheit ein Ausgleich erzielt. Preußens Ostgrenze wird in der Weise festgelegt, wie sie noch heute läuft, d. h. aus der polnischen Konkursmasse gibt Preußen litauische, masovische und westgalizische Stücke auf (Warschau) und wird für den Verlust durch rheinisch-westfälische, sächsische und vorpommersche Erwerbungen entschädigt. Österreich wird im alten Umfange wiederhergestellt und vergrößert sich nach Südwesten: in Oberitalien. Der Zar endlich kommt mit dem Verzicht von Thorn und Krakau seinen beiden westlichen Nachbarn entgegen. Rein rechnerisch hat Preußen eine Einbuße von etwa 500 Quadratmeilen gegenüber dem Besitzstand von 1806; was es aber erhält, ist erheblich wertvoller, als das an Rußland überlassene slawische Gebiet.

Man darf mithin der vom Könige herbeigeführten Schwenkung der preußischen Politik für die Entwicklung der Ereignisse nicht zu viel Wert beimessen. Im Grunde genommen ist die politische Lage so, wie sie Bismarck vor fünfzig Jahren beurteilt hat (30. Mai 1857 an Gerlach),

daß wir nämlich in Wien nur deshalb schlecht abgeschnitten haben, „weil unsere physische Schwäche im Vergleich mit den andern Großmächten nicht gefürchtet wurde“. Es erging uns ähnlich, wie es in neuester Zeit den Japanern in Portsmouth und Schimonoseki gegangen ist, und wie es jedem Staate nach übergroßen militärischen Leistungen in diplomatischen Schlußverhandlungen ergehen wird: wir wurden niedergehalten. Allein England hat damals in russenfeindlicher Absicht ein starkes Preußen wirklich gewünscht.

Schlimmer, unendlich schlimmer als der territoriale Mißerfolg war es, daß Preußen die Führung der nationalen Bewegung aus den Händen ließ. Zwar ist von den preußischen Staatsmännern in Wien ernsthafter an einer befriedigenden Lösung gearbeitet worden, als damals in die Öffentlichkeit drang. Besonders Wilhelm von Humboldt hat lange einen Plan vertreten, der ein innerlich freiheitliches, militärisch aktionsfähiges Deutschland unter preußischer und österreichischer Leitung begründen wollte. Preußens Zusammengehen mit Rußland hat gewiß den Widerstand gegen solche Ideen verstärkt, aber in letzter Linie wird der Fortschritt dadurch verhindert, daß schon früh, besonders deutlich seit der Leipziger Schlacht der legitimistische Gedanke den volkstümlichen mehr und mehr zurückdrängt. Das geschieht auch in Preußen selbst. Boyens Wehrgesetz vom 3. September 1814 war die letzte bedeutende Reform. Dann werden im Leben dieses Staates, und in Deutschland überhaupt, die Bedenken, die Widerstände, die rückläufigen Strömungen so fühlbar, so zwingend, daß der Einfluß der Führer von 1813 nahezu ausgeschaltet ist.

XXXVIII

Die Sehnsucht nach einem neuen deutschen Reich

Dieses Postulat von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates, darzustellen, sind die Deutschen berufen, und dazu da im ewigen Weltplane. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: — von der Persönlichkeit, gebildet fürs erste vor allem Staate vorher, gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind, und welche, als bloßes Mittel zum höheren Zwecke, sodann wegfallen müssen.

Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen; — ein anderes Element für diese Entwickelung ist in der Menschheit nicht da.

Aus Fichtes Staatslehre (1813).

Das alte Reichsgerumpel ist völlig unbrauchbar für die Zukunft.

Friedrich Schlegel am 20. Oktober 1813 an seinen Bruder August Wilhelm.

1. Reichsregierung und ständische Verfassung. (Görres Mitte August 1814 im Rheinischen Merkur.)

Damit der öffentliche Geist, wie er sich jetzt glücklicherweise in Deutschland entzündet hat, nachwirken und die Fürsten halten, tragen und in allem Guten unterstützen, im Bösen abmahnen und ihm entgegenstreben könne, muß ihm in innerer ständischer Verfassung eine verfassungsmäßige Stimme und eine Einwirkung in das Getriebe der Staatsverwesung gestattet werden. Während die Fürsten sich selbst in höherer Würde als Reichsstände und Stimmführer ihrer Völker, aber untergeordnet dem Gesetz, erkennen, werden sie abwärts Vertreter dieser ihrer Völker anerkennen, und dieselbe Freiheit, die sie politisch nach oben hin in Anspruch nehmen, auch bürgerlich nach unten hin gestatten. Starke Völker allein können starke Fürsten machen, und nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die am gemeinen Wesen teilgenommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergang, und er sinkt und steigt mit ihnen; wo die Gesamtheit aber ihm ihre Teilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüstlich immer sich verjüngend Leben. In dem gleichen Gemeinsinn, womit die Fürsten sich zusammenschließen, werden darum auch die Völker sich um die Fürsten drängen, und also, durch solche Doppelkraft gebunden, wird mit wachsender Gefahr die Vereinigung immer enger werden und genauer und fester geschlossen stehen.

Um aber auch mit sichtbaren Bändern das Ganze zu knüpfen, und damit die Einheit, wo sie von der Eigensucht verachtet wird, auch gebieterisch sich geltend machen könne, muß eine Anstalt ausgefunden werden, die das Ganze von oben herab leitet und das Einzelne in seinem Bestande schützt. Von seinen Flüssen und Bergen begrenzt, liegt das weite Reich zwischen Meer und Alpen ausgebreitet und umhegt in seinen Marken den reichen bunten Flor

der verschiednen Völkerschaften. Im Lauf der Zeiten hat es also sich geordnet, daß Fürstenhäuser seines Stammes zugleich mit Reichslandschaften über andere beträchtlich große Ländermassen herrschen und zugleich in ihm sind und außer ihm. Diese Ordnung, die zugleich große, mächtige, reichsverwandte und doch nicht in ihm befangene Massen bildet; die, während sie dem Schwächern Ehrfurcht gebieten, ihn zugleich auch stärken durch ihre Macht, leitet am natürlichsten in die Mitte der Verfassung hinein. Diesen Mächten werde die Gewähr der Einheit anvertraut; sie sollen mit starkem Arm das verknüpfende Band zusammenhalten, das Reich vertreten vor dem Ausland, handhaben seine Kriegsmacht, alle Kräfte leiten zum gemeinen Ziel der Selbsterhaltung, wachen über die Reichsgesetze und jede zerstörende Willkür im Innern niederhalten. Ein Rat, den die Fürsten zu bestimmten Zeiten in eigner Person besuchen, übe unter ihrem Vorsitz die gesetzgebende Gewalt und bringe fortschreitendes, sich immer selbst ergänzendes Leben in die Verfassung, damit diese, als bleibend gesetzt, nicht erstarre, und wenn wir den Franzosen gleich sie jedes Jahr ändern wollen, nicht zum Gespötte werde. Von diesem Rate möge dann des Reiches neue innere Ordnung ausgehen, daß alle nach dem gleichen Rechte gerichtet werden, daß mit gleichem Maß gemessen wird, daß die Abgaben unter alle in gleicher Verteilung umgelegt werden, daß alle Waffenfähige zur Verteidigung des Vaterlandes und alle Verständige zu seinem Dienst berufen sind. Und wenn die Fürsten also auf gemeinem Reichstag beisammen sind, dann werden sie fühlen und erkennen, daß nun der Geist des gesamten Volkes über ihnen ruht; daß aber jeder für sich nur einen Strahl davon in sich trägt, den er hegen und pflegen muß in frommer Liebe und nicht verraten und verkaufen fremden Völkern. Jeder wird einsehen, daß er für sich keinen Verkehr mit dem Auslande haben darf, und daß der Geist seines Volkes im Zorne von ihm weicht, wie er sich verräterisch zu demselben wendet, und daß das entseelte Glied sogleich von dem lebendigen Leibe des Ganzen geschieden werden muß. Denn nicht mehr soll das Ausland zwischen die Ringe und Schienen des Harnisches seine Dolche bohren; alles soll fest und eng geschlossen aufeinanderliegen, damit jede drohende Gefahr an der schirmenden Wehr abgleitet. Darum wird des Reiches Rechte das Schwert des Angriffs führen, die Linke den Schild des Schirmes, und so wird beschützt sein das Haupt, das unter dem gekrönten Helme geborgen ruht, und alle Gliedmaßen, die der Stahl umfängt und das gesamte reisige Volk ruht fest und sicher auf seiner angestammten Erde; und die Nachbaren, denen es bisher ein Gespötte war, werden mit scheuer Achtung zu ihm hinübersehen.

Und wie des Reiches erlauchte Stände also gewappnet unter der alten heiligen Eiche um die Obergewalt im Kreise sich sammeln, so werden sie zu Hause selbst in Mitte eines solchen Rundes ihre Stelle haben, wo die Stimmführer ihres Volkes, seine Erwählten und Erlesenen, sie umstehen. Zur Zeit unserer babylonischen Gefangenschaft, als die Empörung aller Glieder gegeneinander ausgebrochen, und sie sich von der gemeinsamen Lebensmitte losgesagt, und der Despotismus nach oben hin von allen Pflichten sich entbunden, hat er sie dafür alle nach unten hin den Völkern aufgelegt und alle ihre Rechte

weggeſchlungen. Da iſt die ſtändiſche Verfaſſung, auf deren Säulen die Väter das Staatsgebäude gegründet hatten, abgebrochen worden; und es ſteht der Thron nun einſam auf dem Markte in Mitte des Volksgetümmels, und der

Görres, der Herausgeber des Rheiniſchen Merkurs
Gezeichnet und geſtochen von Ludwig Grimm, Koblenz den 12. September 1815
(Körnermuſeum in Dresden)

Fürſt ſieht nur Diener um ſich her und keinen, der ihm die Wahrheit ſage, und die ganze drückende Laſt der Verantwortlichkeit iſt auf ſein einzig Haupt gewälzt. Welcher Regent wollte noch länger dieſe Laſt ertragen? Wer noch länger erdulden dieſe Verlaſſenheit in der Not und dem Drange dieſer Zeit, und in Mitte eines würdigen Volkes, das noch mitten durch den Jammer liebt und ehrt?

Es sind aber die drei Säulen, auf welche alle ständische Verfassung gegründet ist, Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, dieselben, welche weise, wenn auch nicht vollkommen, in der Reichsstandschaft der alten Verfassung, durch die geistlichen Fürsten, die weltlichen samt der Reichsritterschaft und die Reichsstädte dargestellt wurden. Auf dieser dreifachen Grundlage, die so alt ist wie die Geschichte, und in ihren Uranfängen und in tiefster Wurzel schon also geteilt erscheint, wird auch der neue Staatsvertrag errichtet werden. Die Häupter der drei Stände werden um den Fürsten stehen als Teilnehmer seiner Verantwortlichkeit, Beistand ihm und Räte, antreibend, wo die Herrscherkraft nachläßt, hemmend, wo sie allzu scharf sich spannt: Vermittler zwischen dem Volk und der Regierung. . . . . .

Also hat die bürgerliche Gesellschaft, nachbildend den innerlichen Gegensatz in den verschiedenen Kräften und Verrichtungen des öffentlichen Lebens, in drei Formen sich gegliedert, die wieder in ebensoviele Gliedesglieder sich abteilen, je nachdem jede bloß in sich ist, oder teilnimmt an der Natur der beiden andern. Denn geschlossen soll jede in sich sein, wie es die Bestimmung eines Ganzen fordert, geöffnet aber zugleich auch eine der andern, wie es dem Teil eines in sich einigen Lebens gebührt. Nicht trennend und scheidend soll die Abteilung der Stände im Staate wirken; nicht soll jeder ein unabhängiges Leben bloß in sich selber leben: sondern wie die Glieder des Körpers, obgleich jedes für sich scharf bezeichnet, doch alle durch Nerven und Blutadern miteinander in dem ununterbrochensten Wechselverkehr stehen, also soll auch hier alles vereinigt sein, äußerlich durch Staatseinrichtungen, innerlich durch die Eintracht, die aus einem starken Vaterlandsgefühle hervorgehen muß. Und damit diese Eintracht sich ankündige schon im Baue der Verfassung, so wird eine einzige Körperschaft, erlesen aus den drei Ständen, das gesamte Volk vertreten, und was also in sich getrennt ist durch verschiedene Beziehungen, wird wieder vereinigt erscheinen durch das Verständnis zum gemeinen Wohle. Und diese Ständeversammlung, wie sie aus dem Schoße des Volkes hervorgegangen, wird wohl ihrem Begriffe nach bleibend und ständig sein, aber wechselnd in den Personen, damit in dem Kampfe der Macht mit dem Rechte, das sie vertreten soll, die Eigensucht zum Mißbrauch sich nicht verleiten lasse und für Privatvorteil und Erlangung von Privilegien mit der Macht kapituliert, die zu beschränken und anzutreiben ihr Beruf geworden. Darum wird es ratsam sein, durch wiederkehrende Wahl die Körperschaft aus den drei Ständen immerfort zu erneuern und zu ergänzen, damit sie jedesmal erfrischt und neubelebt, wie das Geschlecht durch die Folge der Geburten, zu aller Zeit die Blüte des Volks in sich beschließe.

Was im mechanischen Getriebe das Pendul, das wird im Staate diese Anstalt sein, wenn es erlaubt ist, vom Toten ein Bild dem Leben zu entlehnen; hemmen wird sie, wo es das Bedürfnis fordert, und beschleunigen, mäßigen und erheben und also ausgleichen alle innerlichen Ungleichheiten. Unterhalten wird sie im öffentlichen Leben den Wechselverkehr gegenseitiger Leistungen in Pflichten und Rechten, und jene freie Wirkung und Gegenwirkung, die wie der Atem des Lebens durch die sonst tote Masse geht. Gekräftigt wird sie immer-

dar vom Volke, das seine Sprecher dort gefunden, die, was in der Menge zum lärmenden Tumulte wird, in die bestimmte, verständige Rede fassen, und aus deren Munde mithin die öffentliche Stimme spricht. Wie ihre Stelle ist zwischen dem Volke und dem Throne, also werden sie geben und empfangen nach oben und nach unten und durch ihre Einstimmung die Banden der Liebe fester ziehen, durch ihren Widerspruch gegen jeglichen Mißbrauch aber das Vertrauen der Bürger in die Regierung gründen und rechtfertigen und so in Liebe und gesichertem Vertrauen den rechten Gemeingeist wecken. Die Bedürfnisse und die Klagen des Volks werden durch sie vor den Thron gebracht, und die Opfer, die des Staates Wohl erheischt, mit kluger Weisheit abgewogen, dem Volke aufgelegt. Daß der Eigenwille sein Maß habe, und der Gesamtwille das seinige, wird alles durch sie geregelt und dadurch allein möglich gemacht, daß alle Kräfte freien Spielraum gewinnen, und das Ganze nicht wie eine leblose Masse durch tote Kräfte getrieben wird, sondern den Grund der freiesten Bewegung in sich selber hat. Nur indem man dem Volke seinen billigen Teil an seiner eignen Regierung gestattet, kann ihm auch allein jene lebendige Teilnahme an dem allgemeinen Wohle angemutet werden, die zum ferneren Bestande Deutschlands schlechterdings erfordert wird.

2. Über deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände. (Anselm v. Feuerbach.)

> Nur der Landtag kann das Volk — so wie der Bundestag Deutschland — zu Gemeinsinn erhöhen und durch ihn verknüpfen; denn unter allen geistigen Erhebungen des Volks gibt es, außer dem Kriege für das Vaterland, nichts im Frieden außer der Presse, welche einmal in einem größeren Königreiche beinahe die Landstände ersetzte, nichts weiter als diese selber frei, vollständig und ausgewählt. So wird das Volk seine Verfassung, nicht bloß den persönlichen Fürsten lieben und wird sein Glück nicht bloß in Abwesenheit der Kriegs- und der Friedensübel und persönlicher Lasten, sondern im Genusse allgemeiner Rechte suchen lernen.
>
> Jean Paul: Nachsommervögel gegen das Ende des Jahres 1816.

> Ergreife ja nur überhaupt jede Gelegenheit, der Aufrechterhaltung oder Wiedereinsetzung der Landstände in allen deutschen Ländern auf das kräftigste das Wort zu reden; denn das ist die eigentliche Grundlage deutscher Verfassung und deutscher Lebenseinrichtung.
>
> Friedrich Schlegel an seinen Bruder August Wilhelm, Wien, den 20. Oktober 1813.

Wenn eine Feuersbrunst unsre Wohnung bis auf den Grund zerstört hat, so werden wir, ehe an die Betreibung unsrer ordentlichen Geschäfte, an die Vermehrung unsrer Kundschaften, an die Verschönerungen und Bequemlichkeiten des Lebens zu denken ist, vor allem dahin trachten, wieder unter Dach und Fach zu kommen, den Schutt von dem Brandplatze abzuräumen und auf der leeren wüsten Stätte eine dauerhafte, unsern Bedürfnissen bequeme Wohnung

wieder aufzuführen. So auch jetzt mit den Staaten. Sollen auf dem Felde der Verwüstung wieder Ernten der Freude und des kräftigen Lebensgenusses aufgehen, soll eine beglückende Ordnung der Dinge wieder von neuem begründet, sollen die locker gewordenen Bande zwischen den Völkern und ihren Fürsten wieder angezogen und durch Liebe und Vertrauen auf immer festgeschlungen werden, soll wieder mit der Gerechtigkeit die Zufriedenheit und die öffentliche Treue unter den deutschen Völkern wohnen: so bedarf es vor allem der Wiederaufrichtung der zerfallenen Staatsgebäude, der Wiederherstellung, und, wo es dessen bedarf, der Verbesserung und Veredelung derjenigen Einrichtungen und Formen, welche der Deutsche von jeher als das Palladium seiner eigentümlichen Würde heilig geachtet hat, ohne welche er sich eine auf Recht und Ordnung gegründete Regierung nicht zu denken vermag. Gerechtigkeit findet der Deutsche bloß in dem Heiligtume gesetzmäßiger Freiheit und eine seiner würdige öffentliche Ordnung nur da, wo diese Freiheit anerkannt und durch eine Verfassung gesichert ist. . . . .

Wenn von Wiederherstellung der alten Freiheit deutscher Völker, von Wiedereinrichtung stellvertretender Verfassungen geredet wird; so können damit nicht die alten Formen unserer ehemaligen Landstände gemeint sein. Es gilt nicht der Form, sondern dem Wesen, und jene hatte, als sie unterging, größtenteils ihre Zeit überlebt. Vieles war unter Voraussetzungen entstanden und war nur unter Voraussetzungen recht und zweckmäßig, welche schon längst nicht mehr vorhanden sind. Das Alte darf daher nicht mit seinen alten Gebrechen, sondern es muß gereinigt, geläutert, in einem neuen kräftigen Körper wieder auferstehen. Alle Stände im Staate, der Adel wie der Bürger, der Besitzer des freien Grundeigentums wie der freie Besitzer des unfreien Guts (der Bauer), müssen nach gleichem Recht vor dem Souverän vertreten sein, wenn die Nation als vertreten betrachtet werden soll. Wo der grundbegüterte Adel entweder ausschließend oder überwiegend die ständische Versammlung bildet, da ist nicht das Volk, sondern nur ein einzelner Stand im Volke vertreten, und zwar ein Stand, dessen Interesse von dem der übrigen Staatsbürger größtenteils verschieden, diesem nicht selten in schneidendem Widerspruche entgegengesetzt ist. Die Beschwerden und Bedürfnisse der übrigen Stände, welche gleichwohl den größten und bedeutendsten Teil der Nation ausmachen, sind dem Adel fremd oder unbekannt; mit Ernst wird er sich derselben nur da annehmen, wo sie zufällig mit seinem eignen Standesinteresse zusammentreffen, und wenn es gilt, auf Kosten anderer Stände seine besonderen Standesvorteile zu wahren oder zu erweitern, da wird geschehen, was gewöhnlich geschieht, wenn eines Menschen eigner Vorteil mit dem fremden in Widerstreit gerät. Kein Stand im Staate darf dem andern aufgeopfert, keiner zum Nachteile des andern begünstigt werden: — ein Grundsatz, welcher allgemein wahr, gerecht und notwendig, besonders in unsern Tagen ganz vorzüglich zu beachten ist. Was durch die Rettung Deutschlands gewonnen wurde, das ist ein Gemeingut, worauf allen gleicher Anteil gebührt, weil er nicht von diesem oder jenem Stande allein, sondern von der Gesamtheit, von allen Ständen, von allen Staatsbürgern mit gleicher Teilnahme, mit gleichen Aufopferungen gewonnen worden ist.

3. Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts. (Der Heidelberger Rechtslehrer Thibaut 1814.)

Die Deutschen sind in dem letzten Jahre aus einem langen Schlummer erwacht. Alle Stände haben der guten Sache mit einer Kraft und Eintracht gedient, welche fast beispiellos genannt werden kann, und unsre Fürsten haben ein Übermaß von Gründen erhalten, um sich zu überzeugen, daß die Deutschen ein edles, kräftiges, hochherziges Volk sind, welches nicht bloß auf die Gerechtigkeit, sondern auch auf die Dankbarkeit seiner Regierungen lauten Anspruch machen darf, also auch darauf, daß man diesen herrlichen Augenblick benutze, um endlich alte Mißbräuche zu zerstören und durch neue weise bürgerliche Einrichtungen das Glück des einzelnen fest zu begründen. Aber grade in diesem Augenblick, und nachdem die zahllosen Gebrechen unsrer früheren bürgerlichen Verfassung von vielen unsrer ersten Rechtsgelehrten längst anerkannt waren, grade in diesem Augenblick hat man an vielen Orten nichts eiliger zu tun gehabt, als das krause Gemisch des alten Wirrwarrs gegen das eingeführte neueste Recht mit einem schneidenden Machtwort wiederherzustellen, jeden kleinen Staat zu organisieren, als ob er mit der ganzen Welt durch keinen Faden zusammenhänge, und den kleinen eignen Kräften unbesorgt das Unglaubliche zuzutrauen. Die Theorie ist dabei denn auch nicht müßig geblieben, und aus dem Munde eines geistvollen, edeln Schriftstellers haben wir laut vernehmen müssen, daß es genüge, wenn man den Deutschen zu seinen alten Gewohnheiten zurückführe und sich allenfalls da und dort eine Besserung im einzelnen vorbehalte.

Ich bin dagegen der Meinung, daß unser bürgerliches Recht (worunter ich hier stets das Privat- und Kriminalrecht, und den Prozeß verstehen werde), eine gänzliche schnelle Umänderung bedarf, und daß die Deutschen nicht anders in ihren bürgerlichen Verhältnissen glücklich werden können, als wenn alle deutschen Regierungen mit vereinten Kräften die Abfassung eines, der Willkür der einzelnen Regierungen entzogenen, für ganz Deutschland erlassenen Gesetzbuchs zu bewirken suchen.

Denn wenn auch politische Interessen gewisse Scheidungen hervorgebracht haben, so ist doch der Stamm überall derselbe; überall der gleiche treue Sinn; überall unter den Besseren gleicher Abscheu gegen Verzerrung, Ziererei und Falschheit; und die kräftigen, freundlichen Norddeutschen werden gewiß stets die brüderliche Liebe zu rühmen wissen, womit sie überall das tüchtige, heitere Volk der Süddeutschen in den letzten Zeiten an seinem Herde empfangen hat.

4. Die Unvermeidlichkeit und die Vorteile des Partikularismus. (Thibaut.)

Ach, das Sehnen wird so laut!
Wollt ihr keinen Kaiser küren?
Kommt kein Ritter heimzuführen
Deutschland, die verlass'ne Braut?

Schenkendorf.

So viel ist auf allen Fall schon jetzt entschieden, daß Deutschland nach wie vor den Vorteilen einer unbedingten Einheit zu entsagen hat und sich in

eine Reihe bloß äußerlich verbundener kleiner Staaten auflösen wird. Darüber zu klagen wäre wahrlich unüberlegt und ungerecht. Denn wenn man nicht die überspannte Forderung machen will, daß alle andern Völker, im unbedingten Vertrauen auf die Rechtlichkeit unsrer Regierung, alle menschlichen Nebenrücksichten dem Abstrakten opfernd, bloß im Interesse der Deutschen handeln sollen, so erscheint jene Vereinzelung und Zerstückelung als fast notwendig; auch verspricht sie auf den möglichen Fall so viele bedeutende Vorteile, daß schwerlich ein Politiker imstande sein wird, zu beweisen, die volle Einheit nutze den Deutschen mehr, als jene Vereinzelung. Der Zustand großer Staaten ist immer eine Art unnatürlicher Spannung und Erschöpfung. Ein warmes Leben nur an einem Punkt; ein einförmiges Streben nur zu einem Ziele; ein stetes Unterdrücken des Individuellen, Mannigfaltigen einer einzigen gemeinen Sache wegen; und im Grunde keine ganz innige Verbindung zwischen dem Regenten und Untertanen! In einem Bunde kleiner Staaten hat dagegen die Eigentümlichkeit des Einzelnen freien Spielraum, das Mannigfaltige kann sich ins Unendliche ausbilden, und die Verbindung zwischen dem Volk und Regenten ist weit inniger und lebendiger. Auch lege man nicht zu viel Gewicht darauf, daß große einfache Staaten den kriegerischen Mut des einzelnen besonders heben. Denn wenn ein kleines Volk sittlich erzogen, weise regiert und seiner Verfassung geneigt gemacht wird, so hat es sich immer durch kriegerische Rüstigkeit und Kraft ganz vorzüglich ausgezeichnet, und die überwiegende Macht großer Staaten lag dann immer nur in der Überzahl ihrer Streitenden. Ohnehin dürfen die Deutschen nicht vergessen, wie sehr jene Zersplitterung ihrem Charakter anpaßt, wenigstens wie jetzt die Nation sich ausgebildet hat. Überall widerstreitende Elemente, welche verbunden sich aufreiben könnten, aber nebeneinandergestellt sich wetteifernd zu dem Höheren treiben und unendlich viel Mannigfaltiges, Eigentümliches wecken und nähren werden! Mit diesem Reichtum des Mannigfaltigen werden die Deutschen stets einen ausgezeichneten Platz unter den Völkern behaupten, während leicht alles zur Plattheit und Stumpfheit herabsinken könnte, wenn es der allmächtigen Hand eines einzigen gelänge, die deutschen Völker zu einer vollen politischen Einheit zu stimmen.

5. Preußen oder Österreich? Reflexionen über die Vorherrschaft in Deutschland. (Karl Müller.)

> Es gibt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen, als eine gute Konstitution. Überdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann. Gneisenau an Arndt, Eilsen, den 28. August 1814.

Wer wird die Deutschen zu einem Volke konsolidieren? Möglich, daß mancher hier im stillen antwortet „die Revolution". Aber noch gibt es einen unblutigeren Weg, den Weg der Ordnung durch eine der Dynastien selbst.

Zwei Häuser ragen hier vor allen vor: Hohenzollern und Habsburg-Lothringen. Welches von beiden die Einheit Deutschlands als Strebeziel zuerst fest ins Auge faßt und dann für diesen Zweck die konsequenteste Politik in seinem geheimsten Zivil- und Militärkabinett dauernd organisiert, das wird es sein.

Habsburg aus den Bergen kommend, von woher man immer nach den Niederungen leichter geht, als umgekehrt, hatte Vorteile voraus. Wäre Prag, wie es österreichisch wurde, Hauptstadt der Monarchie geworden; hätten sie die Lausitz, mit der sie schon über den Bergen hinüber waren, nicht weggegeben, es wäre an Preußen, wie es nun dasteht, nicht zu denken. Auch die deutsche Kaiserkrone konnte anders benutzt werden. Aber Österreich wollte nie ein Volk, sondern immer nur einen Staat. Es hat vergessen, seine Völker zu amalgamieren. Donau, Weichsel, Elbe, Po fallen nach divergenten Richtungen ab; und da die Völker immer ihrer Schwerkraft und ihrem Grundgewicht stromabwärts zu folgen streben: so muß dorthin endlich die österreichische Monarchie auseinanderfallen. Vielleicht geschieht dies nach Jahrhunderten erst beim trägen Laufe der Zeit; vielleicht auch früher durch ein rasches Einschneiden in die leicht zu erkennenden Hauptfäden und Kraftzüge des lose zusammenhängenden Staaten-Aggregats.

Preußen hat einen schweren Stand; denn schwieriger wachsen Völker und Staaten stromauf. Aber Preußen darf es wagen, nach der Vereinigung Deutschlands zu streben, weil die Intelligenz es mit dem bloß physischen Gewicht Österreichs schon aufnehmen darf; und Preußen muß es wagen, weil es, bei dem Streben nach Konsolidierung in den deutschen Völkerschaften und bei der Stellung seiner und der habsburgschen Dynastie gegeneinander nur die Wahl hat, ob es wachsen oder untergehen will. Wird Preußen fortfahren die Intelligenz auch aus dem Süden an sich zu ziehn, und wird es den Kern seiner Lande, die unter allen deutschen Staaten, selbst Österreich nicht ausgenommen, schon jetzt die meisten deutschen Bewohner zählen, im Innern gehörig zu stärken und zu festigen suchen: so dürfte der entscheidende Kampf nicht einmal große Schwierigkeiten haben und könnte unter Umständen fast ganz unblutig abgehn.

XXXIX

Das gesellschaftliche Leben des Wiener Kongresses

Nun weiß ich, was ein Kongreß ist: eine große Gesellschaft, die vor lauter Amüsement nicht scheiden kann.
Rahel Varnhagen.

1. Einzug Alexanders und Friedrich Wilhelms. Das Praterfest am 18. Oktober 1814. (Karoline Pichler.)

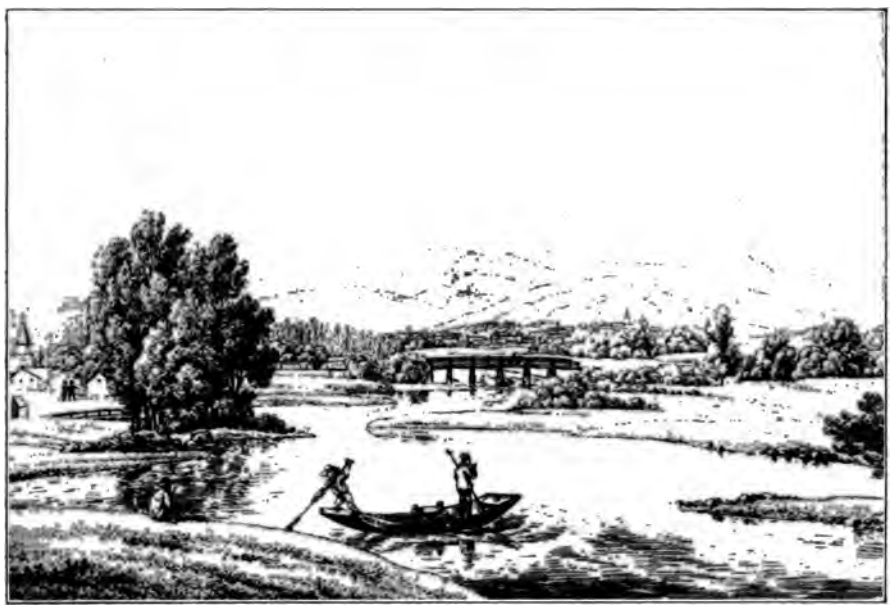
Vom September d. J. 1814 an kamen beinahe täglich einer oder mehrere, größere oder kleinere Monarchen, Großfürsten, Herzoge usw. an — jene durch Glockengeläut und Kanonendonner dem Volke verkündigt, die übrigen bloß durch das Gerücht bekanntgegeben. Endlich kam der Tag, an welchem die zwei mächtigsten unter allen, Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelm

von Preußen, die eigentlichen Alliierten unſers Kaiſers, ihren Einzug zu Pferde unter lautem Jubel des Volkes zu beiden Seiten unſers Monarchen hielten. Zwei edle Geſtalten, ſchlank, hoch, kräftig — doch jede in Ausdruck und Farbe ganz von der andern verſchieden, und beide wieder ebenſoweit von der Perſönlichkeit unſers Kaiſers entfernt, der wie ein ehrfurchtgebietender und doch wohlwollender Vater zwiſchen kräftigen Heldenſöhnen ritt.

Anſicht vom Leopolds- und Kahlenberg bei Wien
Stich von Johann Adam Klein
(Berliner Kupferſtichkabinett)

Nun wimmelte die Stadt von hohen und bedeutenden Fremden, nun wohnten in der Kaiſerburg ſelbſt mehrere der höhern Monarchen, und die andern, ſowie die Geſandten derjenigen, welche nicht ſelbſt erſchienen, ringsherum in der Stadt und den Vorſtädten, wo eben anſtändige Quartiere nach dem Bedürfnis eines jeden aufzutreiben waren; denn dieſe Zuſammenkunft ſo hoher Perſonen und die Wichtigkeit des Zeitpunktes überhaupt hatte eine Menge Neugieriger ſowohl als bei den bevorſtehenden Verhandlungen Beteiligter in Wien verſammelt. Die Feſte begannen — und eines der ſchönſten, das ſchönſte meiner Meinung nach, nicht bloß in dieſem merkwürdigen Jahre, ſondern für lange Zeit, das Praterfeſt, die Jahresfeier der Leipziger Schlacht am 18. Oktober eröffnete die Reihe und ward von keinem folgenden übertroffen.

Das angenehmste Herbstwetter begünstigte die im Freien veranstaltete Festlichkeit. Am frühen Morgen war alles in Wien in Bewegung, und wer nur irgend konnte, schloß sich an Offiziere und deren Familien an, um Platz und Gelegenheit zu erhalten, alles zu sehen. So hatten mich meine vieljährigen Freundinnen, die Gemahlin und Schwägerin des Landwehrobersten Baron von Richler samt meiner Tochter unter ihren Schutz genommen, und wir fuhren zeitig in den Prater hinab, wo rechts von der Allee das Kapellenzelt auf einer



Aussicht vom Prater gegen Döbling
Stich von Johann Adam Klein
(Berliner Kupferstichkabinett)

eigens dazu errichteten Erderhöhung aufgeschlagen war. Ein dichter Nebel lag, wie das im Herbste gewöhnlich ist, auf der Gegend. — Die Monarchen — gleichviel von welcher Konfession, denn sie waren ja hier versammelt, um dem allgemeinen Vater, Schöpfer und Erhalter zu danken und ihn, der für alle derselbe ist, im Geist und der Wahrheit anzubeten — also alle diese hier versammelten Großen der Erde befanden sich auf jener Erhöhung, wo die feierliche Messe gehalten wurde. Kanonenschüsse donnerten bei den wichtigsten Teilen derselben, und ihre Erschütterungen zerteilten die Nebel und zeigten uns die helle Sonne am klaren Himmel; ein schönes Bild des erheiterten Himmels über Europas Schicksalen, der, auch von Kampf und Kanonendonner gereinigt, uns wieder lichte Hoffnungen und ruhige Klarheit zeigte.

Mich hatte schon diese Feierlichkeit sehr erhoben, meine Begleiterinnen teilten mein Gefühl, wir waren alle so vergnügt! Daß wir mehrere Bekannte fanden, mit ihnen sprachen, ihre Ansichten vernahmen, erhöhte das Vergnügen des Tages. Endlich war es Zeit uns nach dem Lusthaus und der Simmeringer Heide zu begeben. Hier war der Ort der Mahlzeit für die ganze damals in Wien anwesende Garnison — eine unabsehbare Menge von Tafeln war im Freien aufgeschlagen, an denen mehrere tausend Krieger, meist solche, die den Freiheitskampf mitgestritten, bewirtet wurden. Im Lusthaus selbst waren die Tafeln für die Souveräne und was zu den respektiven Höfen gehörte. Alles war Leben, alles Fröhlichkeit, heiterer Mut und selige Hoffnung einer bessern Zukunft. Die Offiziere speisten meistenteils an demselben Tische mit ihren Gemeinen, und so sah man zunächst dem Lusthaus die Tafeln für Offiziere und Gemeine des berühmten Regiments, einst Dampierre, dann 1809 Hohenzollern, 1813 Großfürst Konstantin — und den Prinzen mitten unter seinen Kürassieren, ihr Mahl teilend.

Aber dieses Mahl war gar nicht schlecht. Wir hielten uns zu dem Oberst von Richler, der an diesem Tage unser aller Haupt und Schirmer war, und so wurde uns an der Tafel, an der er mit seinen Leuten aß, ein freilich etwas schmaler Platz gemacht, denn wir waren ja Eindringlinge, und uns von den für alle recht gut, recht schmackhaft und genügend bereiteten Speisen mitgeteilt, so daß wir hinlänglich gesättigt waren. Hier nun, mitten unter gemeinen Kriegern, an einem Tage allgemeiner Freude bei ungewöhnlich guter Speisung, wo Wein und mitgeteilte Lust und das erhebende Gefühl in jedes Soldaten Brust, auch das Seinige an Mühe, Gefahr und Blut zu dem nun errungenen glänzenden Sieg und beglückenden Frieden beigetragen zu haben, den Mut eines jeden steigerte, wodurch selbst ein lärmenderer Ausbruch dieser Gefühle entschuldigt gewesen wäre — hier wurde kein unziemliches Wort laut, kein roher Ausdruck innerer Lust bemerkbar. Einer fühlte sich in allen geehrt, erhoben — alle bewachten den einzelnen, und so schienen diese Tausende von Geladenen und Zusehern eine einträchtige geordnete Familie, die sich um ihren Vater versammelt und ein gemeinschaftliches Fest beging.....

Auch schien sich der Himmel unserer Freude zu freuen. Die heiterste Sonne strahlte über den Glücklichen, und einzelne Ausbrüche lauter Anerkennung, gleichsam Episoden in dem schönen Ganzen, wie z. B. der Jubel, mit welchem Fürst Aloys von Liechtenstein von seinem Regimente empfangen wurde, trugen bei, Vergnügen und Begeisterung unter dem zahlreich anwesenden Volke zu unterhalten. Erst mit dem sinkenden Tage trennte man sich, und eine schöne Erinnerung an dieses Fest blieb gewiß in aller Herzen.

2. Die drei Monarchen. (Karoline Pichler.)

Die glänzendsten Feste schienen mir stets jene, bei welchen das gar so schöne Lokal des Reitschulsaales in Anspruch genommen wurde, z. B. jene bals parés, bei welchen die Räume dieses und der beiden Redoutensäle sowie der dazugehörigen Zimmer, kaum für die geladene Menge hinreichte, und der Hof nebst allen seinen hohen und niedern fürstlichen Gästen, im größten Staat,

Franz I.

Nach dem Gemälde von Gerard, gestochen von Jügel
(Berliner Kupferstichkabinett)

durch die ehrerbietig weichende und ebenfalls glänzend geputzte Versammlung in einer Polonäse daherschritt, der Kaiser von Rußland unsre Kaiserin, unser Kaiser die russische Kaiserin führend, dann die Könige von Preußen, Dänemark, Württemberg, Bayern usw. nebst zahlreichen Großfürsten, Herzogen, Prinzen usw. Unstreitig waren Figur, Anstand, Haltung und sogar auch die Jahre viel vorteilhafter bei den beiden mächtigsten Monarchen, die unserm Kaiser damals am nächsten zur Seite standen, und auch mit ihm die Hauptpersonen des großen geschichtlichen Dramas waren, das sich damals vor den Augen der bewundernden Mitwelt entrollte. Dennoch fühlten nicht bloß wir Österreicher, sondern auch die Fremden gestanden es zu, daß in der schmächtigern Person, in der einfachern Haltung unsers Kaisers eine Art von fürstlicher, ja wahrhaft kaiserlicher Würde mit väterlichem Wohlwollen vereint, sich zeigte, welche ihn in einem geziemendern Licht als seine beiden jüngern wohlgebildeten Gefährten erscheinen ließ, wovon der eine, Kaiser Alexander, zu viel vom modernen Elegant, der andre, Friedrich Wilhelm von Preußen, zu viel von steifer Soldatenhaltung hatte.

3. Politisches Straßenleben. (Varnhagen von Ense.)

Nicht bloß der Abend, fast jede Tageszeit hatte ihre besondere Schaulust. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei sehr oft die Monarchen selbst in zahlreicher Begleitung erschienen und durch ihre Beeiferung gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem sie ganz persönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserlesensten Musikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichsten Hilfsmittel, sowie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunst, sich hervortat. Solange das Wetter günstig blieb, war die Bastei der allgemeine Versammlungsort zum Spazierengehen. Hier sah man Arm in Arm den Kaiser Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürsten von Metternich mit dem Herzoge von Koburg, in Haltung und Benehmen die schönsten Erscheinungen, die man sehen konnte. Dagegen schritten Lord und Lady Castlereagh am hellen Sonnenlichte wie zum Maskenball einher, nicht merkend, wie sehr sie bemerkt wurden. Die beiden Großfürstinnen, Katharina, verwitwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, geliebte Schwester des Kaisers Alexanders, gewährten das schönste Bild der mit herrscherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit, und nicht ohne freudigen Anteil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürstin Katharina die seltenste Begabung geistigen Hochsinns und leuchtenden Verstandes näher zu würdigen imstande waren, daß diese Prinzessin aufs neue eine deutsche Landesmutter zu werden bestimmt sei. . . . . Ferner sah man den zwar im letzten Kriege nicht zur Befehlführung berufenen, aber darum nicht minder in Ruhm strahlenden Erzherzog Karl; den tapfern, so ritterlichen als freisinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen; den in frischestem Kriegsruhme ausgezeichneten Kronprinzen von Württemberg mit dem Freiherrn von Stein; den schon früh für das Vaterland wie für Kunst und Bildung erglühten Kronprinzen von Bayern mit dem Sieger von Hanau, dem Feldmarschall Fürsten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünstig angesehen und

Friedrich Wilhelm III.
Gemälde von Gerard. (Ausſchnitt)
(Kopie im Hohenzollernmuſeum)

Alexander I.
Nach einer Büſte geſtochen von Bolt 1814
(Berliner Kupferſtichkabinett)

wie zum Opfer vorherbeſtimmt; die Herzogin von Sagan nebſt ihren Schweſtern; den Grafen und die Gräfin von Bernſtorff, letztere eine der erſten Schönheiten des Kongreſſes; die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo; den Kardinal Conſalvi und an ſeiner Seite Bartholdy, der ihm die Menſchen und Verhältniſſe erklärte; den jungen Marquis von Cuſtine mit dem Grafen von Noailles;

den Großherzog von Sachsen-Weimar, auch hier der leutselige Fürst voll geistiger Aufmerksamkeit und menschenfreundlichen Sinns — doch jedes Aufzählen ist hier ein törichter Versuch, und mit einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß flossen hier in bunter Mischung durcheinander, und man konnte die Bastei eine diplomatische Börse nennen, wo auch die Geschäfte gar sehr zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt, bemerkte man, wurden niemals dort gesehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen versuchte der badische Forstjunker von Drais, in diesem bunten Gedränge seine fußgetriebenen Wagen und seine damals neuerfundenen Draisinen, welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterschaft unsrer Tage nannte, und in denen der Doktor Jassoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung sehen wollte.

4. Glossen über das gesellige Leben in Wien. (Karl von Nostitz.)

15. Januar 1815.

Der Kaiser Alexander ergibt sich mit einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit dem Umgange der hiesigen Damen, so daß die russischen sogar unzufrieden scheinen. Eine sultanische Auszeichnung findet aber nicht statt, und man muß durchaus sagen, daß die Sitten der Wiener durch die Russen nicht verdorben werden. Die aimables vainqueurs haben zwar unter dem Vortritt von Tschernitscheff oft angesetzt, aber mit nur wenig Erfolg, und mancher Siegesruf geht ganz an den Wiener Damen zugrunde. Am genügsamsten ist wohl der Kaiser; Wort und Blick scheinen ihm zu genügen. Seine Galanterie hat sechs Schönheiten hier bezeichnet: la beauté coquette, Karoline Szecheny; la beauté triviale, Sophie Zichy; la beauté étonnante, die Esterhazy Rosine; la beauté céleste, Julie Zichy, la beauté du diable, Gräfin Saurma; la beauté, qui inspire seule du vrai sentiment, Gabriele Auersperg.

Außer diesen Damen, die wohl zu den hübschesten gehören, gibt es noch andere genug, die fähig sind, Gefühle einzuflößen, nach gegenseitigem Wunsch und Bedürfnis. . . . . .

Januar 1815.

Der Tanz ist langweilig und verändert wie ganz Wien. Sonst schwebte alles im Taumel des Walzers bunt durcheinander, und man erholte sich nur an Quadrillen und Ekossaisen; jetzt fast nichts als Polonäsen, die von alten Damen mit den großen Herren durch die Reihen der Zimmer abgetanzt werden.

Auf dem Theater hat die Pantomime ihre Meisterin in der Bigottini hier gehabt: der höchste Stil im Ausdruck der Leidenschaft, die edelste Haltung und zugleich der gefühlvollste Ausdruck. Nina ist ihr Triumph; um nun den Sinn ihres Spiels zu erheben, sagt man, sie habe diese Wahnsinnige aus Liebe in dem Affekt wegen Durocs Tod so meisterhaft gegeben. Wer aus Leichtsinn und Gewinnsucht so viele Wechsel in der Liebe gemacht, den erschüttert der Tod nicht so sehr. . . . .

20. Januar 1815.

Die Neigung des Kaisers Alexander für die junge Gräfin Auersperg wird immer lebhafter, vielleicht durch den Reiz des reinen Gemütes, auf das

sie gefallen. Der Kaiser fragte mich auf dem Ball der Fürstin Bagration, „si je connaissais d'ancienne date la Princesse." — „Je l'ai beaucoup vu chez son père, lorsqu'elle était encore enfant; elle s'appèle Gabrièle, et elle est digne d'un Henri IV."

23. Januar 1815.

Das Unbeachtetste in Wien sind die Fürsten, weil man so sehr an ihren Anblick gewöhnt ist.

Der Kaiser Alexander ist einfach glänzend und vornehm zuvorkommend. Sein Hang für die Frauen spricht sich so deutlich aus, daß die russischen Damen manchmal ungehalten sind über die Aufmerksamkeit, welche ihr Monarch den Wienerinnen bezeigt. Doch bleiben, so viel man weiß, alle Gunstbezeigungen in den Schranken des öffentlich gesellschaftlichen Lebens.

Der König von Preußen sieht immer aus wie Groll und Zorn; wenn er auch von dieser Kongreßkost sich zuweilen nährt, so täuscht das Ansehen doch gar sehr. Er ist im Gegenteil sehr empfänglich und bezeigt eine romantische Beständigkeit für Julie Zichy, die man auch für Gewöhnung auslegen möchte. Die Frau weiß, wie in Potsdam die Parade sich stellt, wie sonst und jetzt die Preußen angezogen waren usw. und regaliert dafür die courtoisierende Majestät mit Erhabenheit und Religion. Diese Gespräche dauern oft ganze Abende, in traulichen, doch scheinbar finsteren têtes-à-tête.

24. Januar 1815.

Unter den Zerstreuungen, die es hier gibt, gehörte auch das Seelenamt, welches man am zweiundzwanzigsten Jahrestage der Guillotinierung Ludwigs XVI. [21. Januar] hier gehalten hat. Talleyrand hatte es in der St. Stephanskirche bereiten lassen, und es war wie eine schlechte Theaterdekoration anzusehen.

Ist es doch manchmal, als drücke unwillkürlich ein mächtiger Geist den Stempel auf menschliche Handlungen, um an der wahrhaften Währung den eigentümlichen Sinn zu zeigen. Talleyrand war gewiß stolz, diesen Tag mit geretteter Ehre begehen zu können, und ich glaube, er gab das Fest mehr sich selber. Freilich votiert hat er nicht mit, davor haben ihn die Umstände gerettet, die viel Gutes an ihm gemacht; doch erkennt man den Menschen an seinen Werken und nicht an seinen Worten, so sehe man auf die Grundsätze, nach denen der Autun [Talleyrand] gehandelt, und man wird Ludwigs Kopf nicht für gesicherter halten, wenn er diesem Richterspruch wäre übergeben gewesen.

Zu den mauvaises plaisanteries über den jetzigen König von Frankreich gehört: „Les Anglais ont nourri un cochon, les Français l'ont acheté pour XVIII Louis, mais il ne vaut pas I Napoléon.

Ende Januar 1815.

Gentz ist alt und grau geworden; Seele und Körper zittern ihm in ewigem Fieberfrost vor moralischer und physischer Erkältung. Die Gemütlichkeit der Jugend erwacht wohl noch zuweilen, doch ist sie stets geregelt und erlaubt durch Zwang keine Gegenseitigkeit der Hingebung. Zudem ist der alte Diplomat eingeengt in die Beschränkung seines jetzigen Vaterlandes und erschrickt vor dem Geiste, der ihn sonst bewegte; darum ist es ihm auch nicht wohl

in der Umgebung seiner Freunde von ehedem, wenn er sie nicht genau auf seinem Wege findet. Doch was geschrieben steht, gehört der Welt, und der Gentz von Berlin ist ein anderer als der von Wien; man lese nur, was jener damals geschrieben.

Februar 1815.

Werfe ich noch zum Abschied einen Blick auf die Phantasten und Beutelschneider des Kongresses, so gehört zu denselben außer denen, die sich jeder selbst vor Augen stellen wird und kann, Friedrich Schlegel und Werner.

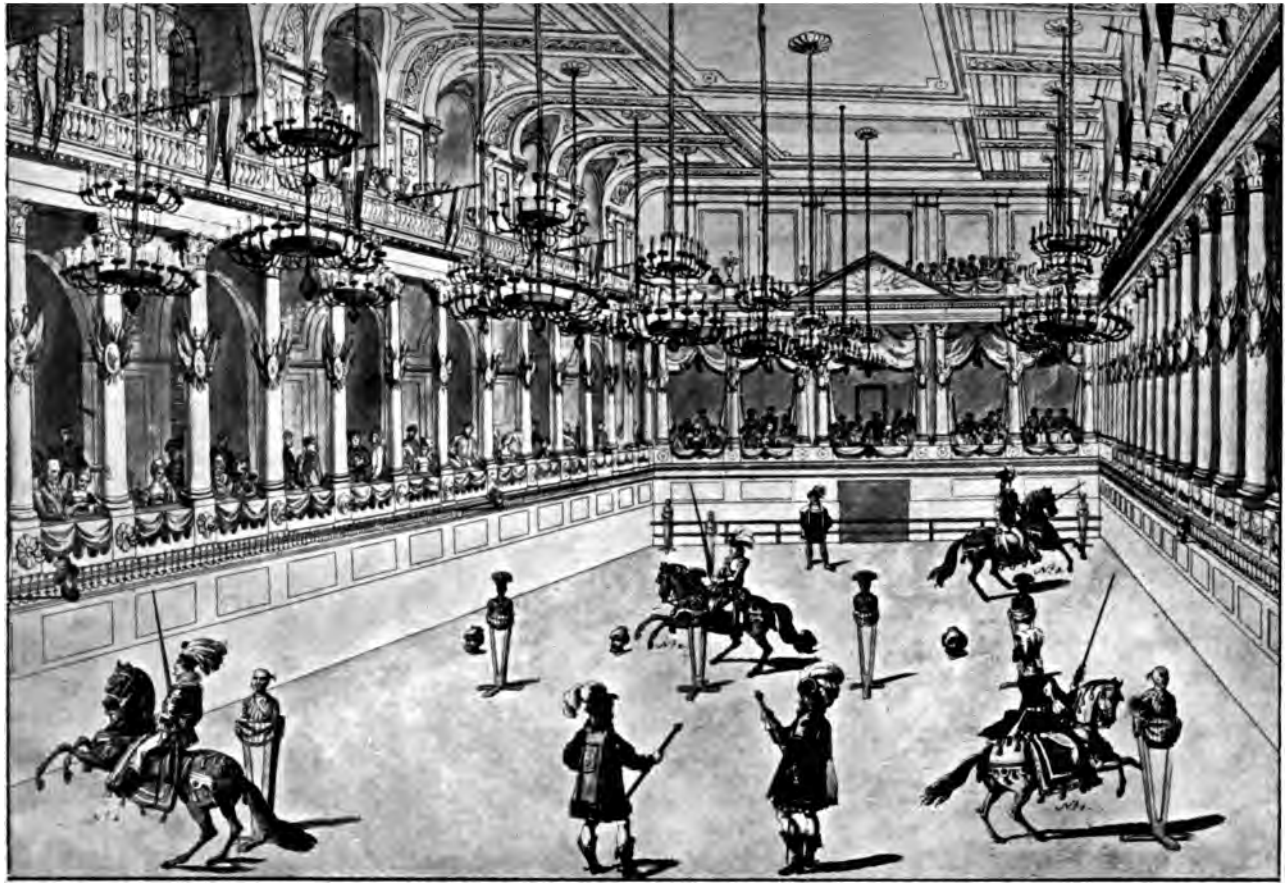
Schon seit Jahren von Berlin nach Wien versetzt, hat Friedrich Schlegel eine Anstellung in der Staatskanzlei gefunden und ist nun ein Abtrünniger von seinem Glauben und seiner ehemaligen Lehre. Er verdient den Schimpf eines Apostaten, denn es ist nicht Überzeugung, was ihn zum Katholiken gemacht, vielleicht höchstens geistige Schwelgerei, bei der er jedoch in keiner Beziehung der weltlichen entsagt. Er hat sich den Katholizismus auf eigene Art zurecht gemacht, bis auf die äußeren Formen, indem der heilige Mann ganz freigeisterisch sagt: „Kriechen tue ihm weh." Neben der Orthodoxie des christlichen Glaubens hat er auch eine große politische, die er ausspricht: Neulich sagte er: „Friedrich II. hätte müssen den Kopf verlieren, denn er war ja in der Acht." Darauf hat ihm eine Dame geantwortet: „Nehmen Sie sich besser mit Ihren Reden in acht, sonst gibt darauf kein Mensch mehr acht, und das bringt Sie in die Acht."

Eben so gleißnerisch beschränkt sind auch seine Vorlesungen jetzt über Geschichte und Kunst, in denen er sich so widerspricht, daß er über Goethe den kleinen Collin setzt, nicht einmal den Tragiker, sondern den Dichterling. . . .

Werner, der Verfasser der Weihe der Kraft, dieser antikatholische Dichter, erscheint hier auf einmal als Geistlicher auf allen Kanzeln und predigt den katholischen Glauben. Er tobt wie ein Narr, spricht populär wie ein Fiaker und freut sich, einen Ort gefunden zu haben, wo ihm niemand widersprechen darf. Ein Ärgernis der katholischen Geistlichkeit, wird er durch den Erzbischof und Fürsten Metternich aufrecht erhalten, mag es aber sonst wohl, wie ein Schwärmer, ganz redlich meinen. Lebt übrigens auch still und ohn' Ärgernis wie ein guter Pfaffe. Eine unglückliche Liebe hat den Werner zum Narren gemacht.

5. Jahn in Wien. (Varnhagen.)

Als eine neue Gestalt in dem bunten Gedränge von Wien mußte in dieser Zeit der Turnmeister Jahn auffallen, der von Berlin zum Besuch gekommen war. Auffallen mußte der berühmte Deutschtümler schon durch seinen Bart, seine langen Haare, seine altdeutsche Tracht, nicht weniger aber durch die Entschiedenheit und den Trotz seiner Meinungen, den rücksichtslosen baren Ausdruck seiner kurzen Rede. Bei dem Fürsten von Hardenberg zur Tafel geladen, erschien er in seiner ganzen Turndeutschheit, in gewohnter Lässigkeit des Anzuges, der einzige in Stiefeln, und bei dem trockensten Wetter in kotigen, so daß man glauben konnte, er halte das zum Kostüm gehörig, und habe sich mühsam eigens beschmiert, wie andre sich blank machen. Aber man konnte



Karussell (spätmittelalterliches Ritterspiel)
in der K. K. Winterreitschule gegeben in Gegenwart der hohen Alliierten im Jahre 1814
(Körnermuseum in Dresden)

nicht leugnen, er war ein Mann auf eignen Füßen und hatte durch sein Wesen großen Einfluß. Dem Finanzminister Freiherrn von Bülow, der sich gutwillig zur Verhandlung einiger Fragen und mehr als nötig hergab, sagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er merkte, daß er durfte, einige Grobheiten. Humboldts Eifer, sich durch mich ihm vorzustellen, verleitete den Kraftmann, auch hier sein Spiel zu versuchen, das aber schlecht gelang, der überlegene Geist hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken und Jahn blieb zuletzt in einer Fassung stehen, als wisse er selbst nicht recht, ob er gefoppt worden. Nachdem er noch eine Weile in Wien sich umhergetrieben und genug erkannt hatte, daß dort kein Boden sei, auf dem er mit seinem Wesen Glück machen könne, kehrte er nach Berlin zurück, um daselbst, wo er auf seinem Platze war, das Kriegsfeuer in der Turnjugend anzuschüren.

	XL	
Das diplomatische Intrigenspiel		

Was hat Herr Kongreß in Wien getan?
Er hat sich hingepflanzt
Und hat nach einem schönen Plan
Anstatt zu gehn getanzt;

Frau Deutschheit war die Tänzerin,
Umtanzen mußte sie her und hin,
Was war ihr Gewinn?
Im Schwung französischer Tänze
Verlor sie vom Haupt die Kränze. Rückert: Herr Kongreß.

Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas. Prince de Ligne.

1. Unterredung Talleyrands mit Kaiser Alexander über die polnische und sächsische Frage. (Talleyrand an Ludwig XVIII. am 25. Oktober 1814.)

Da der Kaiser also im voraus wußte, inwieweit er hoffen dürfe, mich seinen Absichten willfährig zu finden und inwieweit nicht, so hatte ich den Vorteil, daß ich gleich aus dem Empfange seine Stimmung erkennen und ermessen konnte, ob er beabsichtige, bei der mir bewilligten Unterredung Mittel zur Ausgleichung vorzuschlagen oder nur seinen Willen zu verkündigen.

Er kam mit einer gewissen Verlegenheit auf mich zu; ich drückte ihm mein Bedauern aus, ihn nur erst ein einziges Mal gesprochen zu haben. Ich sagte ihm: er habe die Gnade gehabt, sonst, wenn ich das Glück hatte, mich mit ihm an demselben Orte zu befinden, mich nicht an eine derartige Entbehrung zu gewöhnen. Er antwortete, daß er mich immer mit Vergnügen sprechen werde; es sei mein Fehler, wenn ich ihn nicht gesprochen hätte, warum ich nicht zu ihm gekommen wäre? Er fügte die seltsame Äußerung hinzu: „Ich bin ein Mann der Öffentlichkeit und bin stets zu sprechen.“ Es ist dabei zu bemerken, daß seine Minister und diejenigen unter seinen Dienern, die ihm am vertrautesten sind, sich ihm oft mehrere Tage lang nicht nähern können. „Sprechen wir von Geschäften“, sagte er mir dann.

Ich werde Ew. Majestät nicht mit den müßigen Einzelheiten einer anderthalbstündigen Unterredung ermüden. Ich darf mich um so mehr auf das Wesentliche beschränken, als Ew. Majestät die Äußerungen des Kaisers von Rußland, wie sehr ich sie auch abkürzen möge, vielleicht doch noch für unglaublich halten werden.

„In Paris," sagte er zu mir, „waren Sie für ein Königreich Polen; wie kommt es, daß Sie Ihre Ansicht geändert haben?" „Meine Ansicht, Sire, ist noch die nämliche: in Paris handelte es sich um die Wiederherstellung von ganz Polen. Ich wollte damals und ich will noch jetzt die Unabhängigkeit Polens. Aber jetzt handelt es sich um etwas ganz anderes: die Frage ist einer Feststellung der Grenzen untergeordnet, durch die Österreich und Preußen gesichert werden." „Diese Staaten brauchen sich nicht zu beunruhigen. Übrigens habe ich 200 000 Mann in dem Herzogtum Warschau; man vertreibe mich doch! Ich habe den Preußen Sachsen gegeben, Österreich ist damit einverstanden."*) „Ich weiß nicht", entgegnete ich, „ob Österreich damit einverstanden ist. Ich kann es kaum glauben, so sehr widerspricht es seinem Interesse. Allein kann das Einverständnis Österreichs Preußen zum Eigentümer von dem machen, was dem König von Sachsen gehört?" „Wenn der König von Sachsen nicht abdankt, wird er nach Rußland gebracht und dort sterben. Es ist schon ein anderer König dort gestorben". [Stanislaus II.] „Ew. Majestät wollen mir gestatten, daran nicht zu glauben; der Kongreß ist nicht versammelt worden, um ein solches Attentat zu erleben." „Wieso ein Attentat? Ist nicht Stanislaw nach Rußland gegangen? Warum soll der König von Sachsen nicht ebenfalls hingehen? Der eine ist in dem Falle des andern. Für mich gibt es keinen Unterschied." Was hätte ich nicht alles antworten können! Ich gestehe, Ew. Majestät, daß ich kaum meine Entrüstung beherrschen konnte. Der Kaiser sprach schnell. Eine seiner Äußerungen war: „Ich glaubte, daß Frankreich mir etwas verdanke. Sie sprechen immer von Ihren Prinzipien: Ihr öffentliches Recht existiert für mich nicht; ich weiß nicht, was das ist. Welchen Wert soll ich auf alle Ihre Pergamente und Ihre Verträge legen? (Ich hatte ihn an den Vertrag erinnert, in welchem die Verbündeten die Teilung des Großherzogtums Warschau unter den drei Höfen vereinbart hatten.) Für mich gibt es etwas, das mir über allem steht: das ist mein Wort. Ich habe es gegeben und ich werde es halten. Ich habe dem König von Preußen in dem Augenblicke, wo wir uns wieder verbündeten, Sachsen versprochen." „Ew. Majestät haben dem König von Preußen 9 bis 10 Millionen Seelen versprochen; Sie können sie ihm geben, ohne Sachsen zu zerstören." (Ich hatte eine Übersicht von den Ländern bei mir, die man Preußen geben könnte und die, ohne Vernichtung Sachsens, die Anzahl Untertanen ausmachen, welche die Verträge jenem Staate zusichern; der Kaiser nahm dieselbe an sich und behielt sie.) „Der König von Sachsen ist ein Verräter." „Sire, die Be-

*) Tatsächlich schreibt Metternich drei Tage vor der Unterredung — freilich unter Vorbehalt — an Castlereagh: L'Empereur consent à l'incorporation de la totalité de la Saxe à la monarchie prussienne usw.

zeichnung — Verräter — kann niemals einem Könige gegeben werden, und es ist von Wichtigkeit, daß sie ihm nie gegeben werden kann." Ich legte vielleicht etwas Ausdruck in diesen letzten Teil meiner Äußerung. Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte der Kaiser: „Der König von Preußen wird König von Preußen und Sachsen sein, wie ich Kaiser von Rußland und König von Polen sein werde. Die Gefälligkeiten, die Frankreich in diesem Punkte mir erweist, werden der Maßstab sein für die Gefälligkeiten, die ich ihm in allem erweisen werde, woran es beteiligt ist."

Im Laufe dieser Unterredung überließ der Kaiser sich nicht, wie bei unserer ersten [1. Oktober], den Aufwallungen der Leidenschaft; er war ruhig und bestimmt, verriet aber innere Gereiztheit.

2. Unterredung Steins mit Kaiser Alexander über die polnische Frage. (Aus Steins Tagebuch.)

Bei dieser Unterredung [am 5. November] begann der Kaiser aus eigener Bewegung über die polnischen Angelegenheiten zu sprechen. Er wußte, daß ich gegen die Herzogin von Oldenburg [3. Nov.] mißbilligend über sein Benehmen gesprochen und sagte: Vous vous êtes aussi rangé du côté de mes ennemis, à quoi je ne m'attendais pas. Ich antwortete, seine Nachbarn hätten Ursache, beunruhigt zu sein über den königlichen Titel, über seine Konstitution und über die Grenze. Er antwortete hierauf mit der Erzählung, was er für Europa getan, einen gefährlichen Krieg fortgeführt, sein Leben ausgesetzt, die Vergrößerung Österreichs in Italien zugelassen, Sachsen an Preußen überlassen; auf ein solches uneigennütziges, vertrauensvolles Verfahren habe er die Festigkeit der Allianz gebaut; nunmehr aber sehe er sich einen Gegenstand des Mißtrauens, der Eifersucht und bestreite man ihm die billigsten Forderungen. Er bedürfe Krakaus und Thorns, um seine polnischen Besitzungen auf dem linken Weichselufer zu decken. Alles vereinige sich gegen ihn; England trete auf, das die Sache gar nichts angehe; ich sollte meinen Einfluß anwenden, um Hardenberg zu bewegen, die Sache allein mit Rußland zu behandeln und nicht mit Österreich gegen ihn gemeinschaftliche Sache zu machen. Ohnehin habe ihm Österreich anbieten lassen, es wolle in allen polnischen Angelegenheiten nachgeben, wenn er Sachsen Preußen entziehe. Man wolle überhaupt eine Koalition gegen ihn bilden, er habe dieses schon in Paris bemerkt und müsse seine Maßregeln danach nehmen.

Durch diese polnische Angelegenheit ist der Geschäftsgang auf dem Kongreß zerrüttet und gelähmt und der Same der Eifersucht zwischen den Mächten ausgestreut worden, der seine verderblichen Folgen auf alle Verhältnisse verbreitet, besonders zwischen Österreich, Preußen und Rußland eine Kälte verursacht, die ein nachdrückliches Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten verhindert und Bayern und Württemberg gestattet, ihre selbstsüchtigen Absichten zu befördern. Der Kaiser erscheint in dem Licht, das Vertrauen, welches ihm seine Bundesgenossen geschenkt, mißbraucht zu haben, um die Entscheidung der polnischen Angelegenheiten bis zu einer Zeit auszusetzen, wo er alles zu seinem Vorteil vorbereitet und eine drohende und entscheidende Stellung angenommen

habe. Er erregt Mißtrauen in Europa, zieht den König von Preußen von dem allgemeinen europäischen Interesse ab, und er kränkt sein eigenes Volk, indem er Polen Vorrechte einräumt und die Einheit der Verwaltung zerrüttet.

3. Österreichische Klagen über die preußischen Ansprüche. (Aus dem Tagebuch des Erzherzogs Johann.)

[November] 29. [1814]. .... Wie geht es bei dem Kongresse? Daß Gott erbarm! Rußland beharrt, Preußen, König und Humboldt, auf dem Freßsystem; auf diese ist nicht zu rechnen. Wir Österreicher schwanken und sprechen: Ja und nein zugleich statt einer edeln, festen Sprache. Engelland spricht, wird aber nicht unterstützt. .... Ich höre, wie Metternich stündlich im Ansehen sinkt, und wie eine vollkommene Geringschätzung die Folge seiner Schritte ist. Ich verdamme ihn nicht und spreche noch, er muß souteniert werden, bis die Sachen im reinen sind, dann wird die Folge zeigen, was wahr ist.

Dezember 4. .... Sachsens König hat protestiert [4. Nov.], kräftig, edel; wenn es auch ohne Erfolg sein sollte, so hat er wenigsten seine Rolle als König gespielt, der nicht befugt ist, seine Untertanen zu geben, noch auch vom Throne abzutreten.

Es ist ein jämmerlicher Handel der mit Ländern und Menschen! Napoleon haben wir und seinem System geflucht, und mit Recht; er hat die Menschheit herabgewürdigt, und eben jene Fürsten, die dagegen kämpften, treten in seine Fußstapfen. Also kämpfte man bloß gegen seine Person und nicht gegen sein System. Rußland drängt nach Westen, darf das sein?

Preußen strebt nicht dagegen; es läßt sich befriedigen mit Sachsen und tritt in die alte habsüchtige Politik, noch nicht belehrt durch die schweren Lektionen, die es erst überstanden, fähig, um seinen Raub zu halten, wenn es sein sollte, mit Rußland gemeinsame Sache gegen die anderen zu machen und gegen das Österreich, welches redlich immer die Teilung vorgeschlagen, dem es [nur] ein Ja gekostet hätte, um, mit Rußland und Napoleon vereint, Preußen aus der Zahl der Reiche zu löschen, gegen das Österreich, was bloß die allgemeine Rettung beachtend auftrat und die so mißlichen Umstände wiederherstellte, das nichts begehrte, nichts festsetzte (leider ungeschickt genug, denn es hätte nie vergessen sollen, daß man nie trauen soll, sondern die Leute hindern, etwas zu tun, was nicht sein soll, wenn man es kann; in Gitschin war der Augenblick; später nicht mehr) trauend, es würden die andern so denken und handeln wie Kaiser Franz.

Preußen, verblendet, blickt nicht in die Zukunft und wird es bitter bereuen, Rußland würde ihm nichts danken ... Preußen will Deutschland bis an den Rhein und Main besitzen; es ist der Staat, der die Nation trennt; nicht entwurzelt ist der Gedanke worden, Deutschland zu besitzen. Dahin strebt es ... Fest halte Österreich, England, Frankreich. Dazu schließen sich alle deutschen Fürsten und Holland und zeigen die Zähne den andern, und keiner wird es wagen, einen unpopulären Krieg zu beginnen, bei dem erschöpften Zustande ihrer Länder; in Rußland könnte es dem Kaiser das Leben kosten; in Preußen möchten die Stände erstehen und den König fragen, warum? und

ihn in seiner Allmacht beschränken. Jetzt oder nie! Es gilt das nächste halbe Jahrhundert unsere und unserer Nachkommen Ruhe, darum Festigkeit, wenn man Sieger bleiben will!

4. Metternich. (Aus Steins Tagebuch.)

Metternichs Frivolität zeigte sich ohnerachtet der Krisis der großen Angelegenheiten unvermindert. Er beschäftigte sich mit Anordnung der Hoffeten, Tableaus usw. bis ins kleinste Detail, sah dem Tanz seiner Tochter zu, während Castlereagh und Humboldt zu einer Konferenz auf ihn warteten, legte den Damen, die bei den Tableaus erscheinen mußten, Rot auf. Metternich hat Verstand, Gewandtheit, Liebenswürdigkeit; es fehlt ihm an Tiefe, an Kenntnissen, an Arbeitsamkeit, an Wahrhaftigkeit. Er liebt Verwicklungen, weil sie ihn beschäftigen und es ihm an Kraft, Tiefe und Ernst fehlt zur Geschäftsbehandlung im großen und einfachen Stil. Er bringt auch oft durch seinen Leichtsinn, seine Geschäftsabneigung, seine Unwahrheit, welche hervor, ohne es zu wollen. Er ist kalt und daher abgeneigt, die edleren Gefühle im Menschen anzusprechen. Daher kam es, daß dem österreichischen Heer alle Begeisterung fehlte, die allein zur Selbstaufopferung und zur Ausdauer im Unglück führt. Seine Fehler verhindern, daß er nicht den großen Einfluß, die feste Stellung gegen seinen Herrn und gegen das Publikum erlangt hat und behauptet, den er brauchen würde, um die Schwäche, das Vorurteil des ersteren unschädlich zu machen, die mannigfaltigen, geheimen Einwirkungen zu vernichten und um das letztere kräftig zu beherrschen. Er muß mit dem einen und dem andern unterhandeln und Mittelwege einschlagen, die äußerst verderblich sind.

5. Die Sprengung der Koalition. (Talleyrand an Ludwig XVIII. am 4. Januar 1815.)

Diese glückliche Nachricht [Friede zwischen England und den Vereinigten Staaten] war nur der Vorläufer eines noch weit glücklichern Ereignisses.

Der Geist der Koalition und die Koalition selbst hatten den Pariser Frieden überdauert. Meine Berichte bis zum heutigen Tage haben Ew. Majestät vielfältige Beweise dafür gegeben. Wären die Entwürfe, die ich bei meiner Ankunft hier vorfand, verwirklicht worden, so hätte Frankreich ein halbes Jahrhundert lang allein in Europa dagestanden ohne irgendeine gute Verbindung. Alle meine Anstrengungen gingen darauf aus, einem solchen Unglück vorzubeugen; aber auch in meinen kühnsten Hoffnungen schmeichelte ich mir nicht, das vollständig erreichen zu können.

Heute, Sire, ist die Koalition aufgelöst, und sie ist es für immer. Nicht allein ist Frankreich nicht mehr isoliert in Europa, sondern Ew. Majestät haben schon ein Bundessystem, wie man es kaum als Ergebnis der Unterhandlungen eines halben Jahrhunderts hätte erwarten dürfen. Sie sind im Einverständnis mit zwei Großmächten, mit drei Staaten zweiten Ranges und bald mit allen den Staaten, die nicht revolutionäre Grundsätze und Maximen befolgen. Sie werden in Wahrheit das Haupt und die Seele dieses Bundes sein, der die Grundsätze verteidigen soll, die Sie zuerst verkündigt haben.

Eine so große und glückliche Wendung kann nur dem Schutze der Vorsehung zugeschrieben werden, die sich durch die Zurückführung Ew. Majestät so sichtbar gezeigt hat.

Nächst Gott sind die wirkenden Ursachen dieser Wandlung gewesen:

Meine Schreiben an Metternich und Castlereagh und der Eindruck, den sie hervorgebracht haben.

Die Andeutungen, die ich dem Lord Castlereagh über eine Vereinbarung mit Frankreich gemacht hatte.

Meine Sorge für Beschwichtigung seines Mißtrauens, indem ich im Namen Frankreichs die größte Uneigennützigkeit zeigte.

Der Friede mit Amerika, der ihm alle Besorgnisse von jener Seite nahm, ihm mehr Freiheit zu handeln und mehr Mut verlieh.

Castlereagh Hardenberg Metternich
Stich von Bollinger

Endlich die Ansprüche Rußlands und Preußens, die in dem russischen Entwurfe, von dem ich mich beehre eine Abschrift beizufügen, enthalten sind, und besonders der Ton, in dem diese Ansprüche in einer Konferenz zwischen ihren Bevollmächtigten und denen Österreichs vorgetragen und verteidigt wurden. Der anmaßende Ton, der in diesem unziemlichen und verworrenen Schriftstück angeschlagen wird, hatte Lord Castlereagh so sehr verletzt, daß ihn seine gewöhnliche Ruhe verließ und er erklärte, daß die Russen Gesetze vorschreiben wollten, daß aber England sich das von niemand gefallen lasse.

Alle diese Vorfälle hatten ihn in eine günstige Stimmung versetzt, die ich benutzte, um auf die Vereinbarung zu dringen, von der ich seit langer Zeit mit ihm gesprochen habe. Er geriet so weit in Feuer, daß er mir selbst vorschlug, seine Gedanken darüber zu Papier zu bringen. Am Tage nach dieser Unterredung besuchte er mich und ich war angenehm überrascht, als ich sah, daß er seine Gedanken in die Form von Artikeln gebracht hatte. Ich hatte ihn bisher wenig an Lobsprüche gewöhnt, was ihn um so empfänglicher für die Schmeicheleien machte, die ich ihm über seinen Entwurf sagte. Er sprach die Bitte aus, daß Metternich und ich denselben mit Aufmerksamkeit lesen möchten. Wir trafen Abrede für den Abend, wo wir noch einige leichte Änderungen an dem Wortlaut machten und dann den Entwurf in Form einer Konvention annahmen. Bei einigen Artikeln hätte der Wortlaut sorgfältiger sein können; aber mit Leuten von so schwachem Charakter mußte man eilen, zum Abschluß

zu kommen: wir haben die Konvention heute nacht unterzeichnet. Ich beeile mich, sie Ew. Majestät zu übersenden. Sie hatten mich durch Ihre Schreiben im allgemeinen und durch die besondern Weisungen vom 25. Oktober noch ausdrücklich ermächtigt, Österreich und Bayern Ihre tatkräftige Mitwirkung zu versprechen und demgemäß zugunsten dieser beiden Mächte die Hilfe vertragsmäßig festzustellen, welche durch die ihnen im Falle eines Krieges gegenüberstehenden Streitkräfte wahrscheinlich notwendig würde. Sie hatten mich dazu ermächtigt, selbst unter der Voraussetzung, daß England neutral bliebe; heute wird England mitwirkender Teil und mit ihm Holland und Hannover; Frankreich gewinnt dadurch eine herrliche Stellung.

6. Unterredung Steins mit Wellington über die deutsche Verfassung. (Steins Tagebuch.)

24. Februar. Meine Unterredung mit Lord Wellington begann mit seiner Äußerung, daß es nötig sei, die deutschen Angelegenheiten zu ordnen. Da Deutschland keine Einheit habe, so müsse diesen Mangel die Einigkeit zwischen Preußen und Österreich und die Beschaffenheit der öffentlichen Meinung ersetzen. Deutschland sei hauptsächlich nur durch Sprache und Sitte gebunden, es sei in sich durch Religion, selbst durch politisches Interesse geteilt. Die föderative Institution, so man beabsichtige, müsse durch beide Mächte und die öffentliche Meinung aufrechtgehalten werden. Diese habe sich deutlich ausgesprochen für die gesetzliche Verfassung.

Ich antwortete ihm: ich halte die deutsche Angelegenheit in ihrer gegenwärtigen Lage für verschoben. Sie sei dahin gebracht durch das System, so die Österreicher anfangs gehabt, Deutschland in viele Teile zerstückeln zu lassen; alsdann seien durch eine Menge teils verderblicher, teils hinderlicher Friedensschlüsse die Resultate des Rheinbundes sanktioniert worden. Gegenwärtig habe man einen Plan der Föderation gemacht, der nicht gehn könne, da fünf dirigierende und divergierende Höfe sich nach verschiedenen Verhältnissen in den Einfluß teilten;*) es wäre vielleicht möglich, diesem Übel durch die Bestellung eines Bundesoberhauptes abzuhelfen, da eigentlich das wahre politische Interesse Preußens und Österreichs nicht in Widerspruch stehe.

Er erwiderte: Die Bildung eines solchen Oberhauptes sei jetzt nicht möglich; es müsse jedoch etwas geschehn zur Erfüllung der Verabredungen, welche sämtliche Mächte wegen der deutschen Angelegenheit genommen, und zur Befriedigung der Gemüter. Alles sei gespannt, und besonders in Preußen zeige sich ein militärisch republikanischer Geist.

Ich bemerkte, daß es allerdings nötig sei, in einem Land, wo eine Verfassung bestanden, wo die Menschen an einen gesetzlichen Zustand gewöhnt

*) Die zwölf Artikel vom 14. Oktober 1814, die nach einem Hardenbergschen Entwurfe von Metternich, Humboldt und dem hannöverschen Vertreter vereinbart worden waren, sehen einen Rat von fünf Kreisobersten (Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Württemberg) vor. Vgl. Schmidt, Geschichte der deutschen Verfassungsfrage 1890 S. 210 und Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann 2,133.

aren, einen ähnlichen wiederherzustellen, der Willkür ein Ende zu machen. Inarchie sei übrigens dem ganzen Wesen und Geist der Deutschen zuwider. Bolle man diese Verabredungen der Mächte in der genommenen Art endigen, müsse man die unterbrochenen Konferenzen über die deutsche Angelegenheit ieder aufnehmen, weshalb der Staatskanzler Hardenberg bei Fürst Metternich ngetragen.

Georg III. von England
Stich von Bolt. 1792
(Berliner Kupferstichkabinett)

Er antwortete: dieses werde er sich angelegen sein lassen; Metternich habe m von einem preußischen Plan in 120 Artikeln gesprochen, der zu weitläufig heine.*)

Die Möglichkeit seiner Abkürzung räumte ich ein. In diesem Fall müsse an nur die wesentlichsten Elemente ausheben und die weitern Entwicklungen uf einen besondern Bundestag verweisen. Es sei überhaupt die Beschleunigung er Angelegenheiten, die den Kongreß beschäftigten, sehr zu wünschen, da die lbreise der Monarchen nötig sei.

*) Gemeint ist Wilhelm von Humboldts Entwurf vom November 1814. Vgl. Bilhelm von Humboldts Politische Denkschriften 2, 234/68. (2 Fassungen des Entwurfs.)

	XLI	
Die politischen Ergebnisse des Kongresses		

Der guhte wiener Congreß gleicht einem Jahrmargt in einer kleinen stadt, wo ein jeder sein vih hintreibt es zu verkaufen oder zu vertauschen, wir haben einen tüchtigen Bollen hingebracht und einen Schebiegen ochsen eingetauscht, sagen die Berliner.

Blücher an Rüchel, Berlin, den 27. Februar 1815.

1. Talleyrands Triumph. (Bericht an Ludwig XVIII.)

Talleyrand
Gestochen von Bollinger

Mißtrauen Sie diesem Menschen. Ich gehe seit sechzehn Jahren mit ihm um; ich habe ihn sogar begünstigt; aber es ist ganz gewiß der größte Feind unseres Hauses, jetzt, seitdem das Glück es seit einiger Zeit verläßt.

Napoleon über Talleyrand
(am 8. Februar 1814 an Joseph).

Ich sprach mit Talleyrand, welch interessanter Mann! Ein wurmstichiges Herz, aber ein trefflicher Kopf. Aber das Vergangene spricht er aufrichtig . . .

Erzherzog Johann am 22. Oktober 1814
in seinem Tagebuche.

Am 3. Januar wurde zwischen Frankreich, Österreich und England ein Allianzvertrag unterzeichnet, dem auch die Niederlande, Bayern und Hannover beitraten. Damit war die Koalition völlig aufgelöst und Frankreich brauchte nicht mehr jenen eisernen Ring zu fürchten, in den man es wie einen Gefangenen einzuschließen gedacht hatte.

Selbst wenn Frankreich keinen andern Gewinn von seiner Teilnahme an dem Kongresse gezogen hätte, so wäre dies schon viel gewesen. Aber alles änderte sich für die französische Botschaft: von allen Seiten drängte man sich an sie heran. Die, welche sie zurückgestoßen hatten, verlangten ihre Ratschläge oder ihren Beistand, so daß sie sich bald im Besitze der Rolle befand, die Rußland, wenn es uneigennützig gewesen wäre, oder England, wenn es gewollt hätte, übernehmen konnten, die sie aber sich hatten entgehen lassen, wie man dem Lord Castlereagh im englischen Parlament zum Vorwurf machte.

Hätte Lord Castlereagh weniger sehnlich gewünscht den Frieden zu erhalten und wäre Österreich weniger furchtsam gewesen, so hätte der Vertrag vom 3. Januar die Wiederherstellung Polens und die ungeschmälerte Erhaltung des Königsreichs Sachsen zur Folge haben können.

Immerhin aber hat Rußland die Hälfte seiner Ansprüche auf das Herzogtum Warschau fallen lassen müssen. Sachsen ist wie aus dem Grabe wieder

hervorgezogen, zwar nicht vollständig, aber doch immer noch so groß wie das Königreich Hannover und Württemberg, und ohne Zweifel verdankt es dies Frankreich.

Es war der französischen Botschaft vorgeschrieben worden, alles anzuwenden:

1) daß die preußische und französische Grenze einander nicht berühren: sie stoßen an keinem Punkte zusammen;*)

2) daß Preußen Luxemburg und Mainz nicht erhalte: es bekommt weder das eine noch das andere, beide Plätze werden Bundesfestungen;

3) daß sein Einfluß in Deutschland nicht ausschließend oder zu überwiegend werde: dafür hatte man hauptsächlich durch die Bundesverfassung gesorgt, die jedoch aus Mangel an Zeit noch nicht vollendet ist;

4) daß die Organisation der Schweiz in ihrer frühern Form erhalten bleibe: sie ist so erhalten worden;

5) daß ihre Unabhängigkeit gesichert werde: das ist geschehen;

6) daß sie bei den dereinstigen europäischen Kriegen beständig neutral bleibe, was für Frankreich nicht minder nützlich ist als für die Schweiz selbst; diese Neutralität ist ihr verbürgt worden.

2. Aus der Wiener Bundesakte. (Vom 8. Juni 1815.)

Artikel I.

Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands mit Einschluß Ihrer Majestäten des Kaisers von Österreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Niederlande, und zwar

der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, beide für ihre gesamten vormals zum Deutschen Reich gehörigen Besitzungen

der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für das Großherzogtum Luxemburg vereinigen sich zu einem beständigen Bunde, welcher der Deutsche Bund heißen soll.

Artikel II.

Der Zweck desselben ist Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten.

Artikel XI.

Alle Mitglieder des Bundes versprechen sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und garantieren sich gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen.

---

*) Das ändert sich noch, da Preußen im zweiten Pariser Frieden das Saargebiet erhält.

Bei einmal erklärtem Bundeskrieg darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen.

Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art; verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären.

Die Bundesglieder machen sich ebenfalls verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob die Vermittlung durch einen Ausschuß zu versuchen, falls dieser Versuch fehlschlagen sollte, und demnach eine richterliche Entscheidung notwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägal-Instanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Teile sich sofort zu unterwerfen haben.

Artikel XIII.

In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.

Artikel XVI.

Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebieten des Deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen.

Die Bundesversammlung wird in Beratung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Übernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne; jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten.

Sechster Abschnitt

Die hundert Tage

Schon die zeitgenössischen Beobachter der Wiener Vorgänge empfanden es als Gunst des Schicksals, daß der wiederkehrende Napoleon die auseinanderstrebenden Mächte zusammenzwang. Niemand indes hätte damals den überraschenden Erfolg des wagehalsigen Unternehmens voraussehen können. Die Bourbonenherrschaft wird von einer Militärrevolte hinweggefegt, und kaum drei Wochen, nachdem der Kaiser wieder Frankreichs Boden betreten, am 20. März, zieht er in die Hauptstadt ein und versucht, in dem ermüdeten Lande durch politische Konzessionen eine kriegerische Stimmung zu wecken.

Inzwischen entwerfen seine Gegner einen gewaltigen Angriffsplan, der das westliche Frankreich in seiner ganzen Ausdehnung mit viel Methode bedroht. Er wird in Wirklichkeit gegenstandslos, da schließlich nur der rechte Flügel ins Feuer kommt.

Noch ehe die immer hinausgeschobenen Operationen programmmäßig ihren Anfang nehmen, ist der Zusammenstoß da.

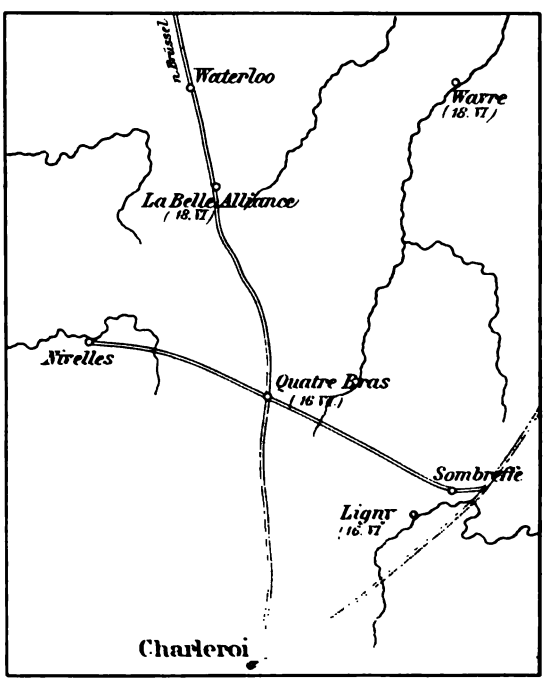
Am 15. Juni überschreitet Napoleon die belgische Grenze, an der Wellington und Blücher Wache halten. Er stößt auf Charleroi vor: den Punkt, in dem die Linien der verbündeten Armeen sich schneiden; und er überrascht den Feind durch diesen Vormarsch. Am folgenden Tage wird bei Ligny und bei Quatrebras um die Verbindungsstraße zwischen dem englischen und preußischen Heere gestritten. Wellington behauptet sich gegen Ney, zieht sich aber trotzdem auf Brüssel zurück. Blücher dagegen, der von dem Korps Bülow im Stich gelassen wird, und den Wellington nicht in dem erwarteten Maße zu unterstützen vermag, wird geschlagen. Nun besteht die Gefahr, daß die beiden Armeen getrennt und dann einzeln vernichtet werden. Es ist Gneisenaus Verdienst, daß er in der Hoffnung auf eine neue gemeinsame Schlacht das preußische Heer an Wellingtons Truppen heranzieht.

Am 18. findet der Entscheidungskampf von Belle-Alliance statt. Stundenlang müht sich die militärische Unternehmungslust Napoleons

an Wellingtons Defenſivkunſt ab, dann bringt — ſpät, aber nicht zu ſpät — der preußiſche Flankenangriff vorwärtsdrängende Bewegung in die engliſche Armee, und zuletzt treibt die offenſive Energie Gneiſenaus zu jener raſtloſen Verfolgung, die das franzöſiſche Heer vernichtet. —

Am Schluſſe des Napoleondramas liegt eine ſechs Jahre währende Zeit, die der Kaiſer weltabgeſchloſſen auf Sankt Helena zubringen muß. Das politiſche Ungeſchick aber ſeiner Bezwinger läßt ſchon bald in den Köpfen der Menſchen die Legende entſtehen, einer ihrer gewalttätigſten Beherrſcher ſei ihr Freund und Wohltäter geweſen.

Überſichtsſkizze zu dem Feldzuge von 1815.



XLII

Napoleons Rückkehr

Mir erschien die Entweichung des Napoleon von Elba gleich anfangs als das höchste von Europa eigentlich unverdiente Glück. Auch nach dieser unerwarteten Rettung ist der Himmel noch bei weitem nicht klar; indessen ist die Gefahr des Krieges doch nicht mehr so nahe, wie sie mir damals schien, da ich dir zum letzten Male schrieb. Friedrich Schlegel an seinen Bruder August Wilhelm am 26. August 1815.

Kurz nachdem die Nachricht von Napoleons Wiedererscheinen in Frankreich in Wien bekannt geworden war, wurde im Theater an der Wien die Operette „Das Hausgesinde" gegeben, worin der berühmte Komiker Hasenhuth die Rolle des Jocrisse spielte. In der kaiserlichen Loge waren mehrere Monarchen gegenwärtig, denn sie wollten trotz der alles erschütternden Kunde vor dem Publikum Unbefangenheit markieren. Als nun die Hausfrau in der Komödie den Jocrisse derb ausschalt, daß er nach so vielen schon begangenen Unschicklichkeiten endlich sogar ihr teures Vögelchen aus dem Käfig habe entwischen lassen, so extemporierte Hasenhuth folgende Antwort:

„Nun, was ist es denn weiter, daß das Vögerle entwischt ist? Diese da (auf die Monarchen deutend) haben ja den großen Vogel entkommen lassen!" Ein unauslöschliches Gelächter des Publikums konnte natürlich nicht ausbleiben; der arme Schauspieler aber wurde sofort arretiert und nach der Wache gebracht.

Aus den Memoiren des Generals Freiherrn Ludwig von Wolzogen.

Vortrefflich! Das gibt Bewegung.

Wilhelm von Humboldt bei der Nachricht von Napoleons Rückkehr.

1. Die erste Kunde von Napoleons Rückkehr. (Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns.)

[Spätere Aufzeichnung Erzherzog Johanns:] Es war am 5. März, als alle bei dem Kongreß Anwesenden bei Hofe versammelt waren, um einer Vorstellung von Tableaus beizuwohnen, daß Kaiser Alexander die Nachricht erhielt und mitteilte: Abfahrt Napoleons von Elba.

[Etwa am 10. März 1815] Den 26./27. [Febr.] brach Napoleon mit 1200 Mann und 6 Kanonen von Elba auf. Obrist Campbell von Seite Englands sollte über ihn wachen; er war auf das Festland gegangen, Anstalten zu machen! Keine Schiffe aufzutreiben. Ich hatte längst gesagt, man solle sich in acht nehmen; er bereite etwas vor. Alle sahen mich als einen Schwarzseher an. Ich bewundere nur die Großmut der Sieger, die ihm 1000 Mann Garde und 1 Bataillon und mehrere Schiffe gelassen. Er schiffte nördlich zu, man sah ihn bei Capraja und Korsika vorüberseglen. Murat 70000 Mann auf den Beinen, und Frankreich wollte gegen ihn, darum hatte Soult es eingeleitet, daß 60000 Mann sich bei Lyon versammeln sollten. Er hatte nach Paris sein Armeekorps gezogen, alle übrigen Truppen entfernt, alles dies zu einem Zeitpunkte, wo Napoleon sich rührt; das ist sehr gefährlich. Talleyrand, den ich bei Hofe sprach, fand die Sache unbedeutend, doch leuchtete die Angst heraus, weil er auf eine Erklärung der Konföderierten drang; er meinte, er (Napoleon) ginge nach Genua.

Wellington, der sehr einfach und richtig sieht, meinte, er ginge nach Südfrankreich; dort habe er zwar nicht viele Anhänger, aber das Heer sei ganz

für ihn. Schwarzenberg hielt im Reden nicht ſtand, denn auf dem Hoffeſte war zu viel Zerſtreuung; wie wenig gibt es Menſchen, die nur einen Gedanken haben und ganz bloß dieſem nachhängen, alles übrige vergeſſend. Und jetzt wäre es ſo notwendig.

Metternich machte einen Spaß daraus; mich ärgerte dies, denn ich fand darin keinen Spaß, ſondern ziemlich viel Ernſthaftes. Vorläufig wurde dem Bellegarde befohlen, wenn Napoleon in Italien lande, das, was er bei der Hand hätte, zu ſammeln und auf ihn loszuſchlagen. Hier iſt meines Erachtens keine Zeit zu verlieren.

2. Mahnruf an die Fürſten. (Görres im Rheiniſchen Merkur vom 19. März.)

Die Zeit iſt von neuem aus ihren Fugen herausgewichen. Wehe denen, die geboren ſind, ſie wieder einzurichten! So mag die Zaghaftigkeit reden: wir aber müſſen ohne Verzug zum Werke gehen, ſoll nicht alle Vorkehr unmöglich werden, und das Verderben uns im Herzen unſeres eigenen Landes überraſchen.

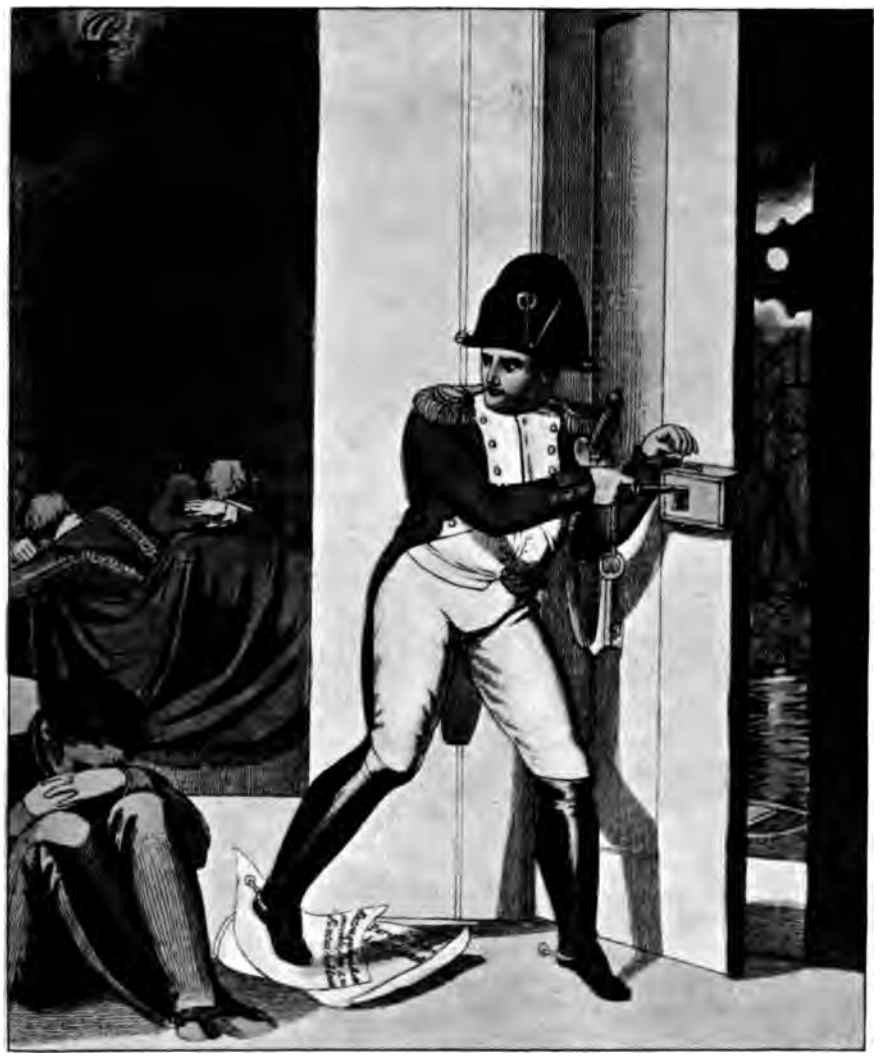
Darum, ihr unſere Fürſten, eint euch ſchnell und raſch! Laßt ihr euch noch einmal ſäumig finden, in einem Jahre ſind die zehn Jahre abgelaufen, nach deren Verfluſſe er geſagt, daß ſeine Dynaſtie die älteſte in Europa ſein werde.

Es iſt entſetzlich, daß es dahin hat kommen müſſen. Der Entſchloſſenſte bebt zurück vor dem neuen Abgrund, der vor dem lebenden Geſchlecht der Menſchen von neuem ſich eröffnet hat! Es iſt ſchwer, ja unverantwortlich gefrevelt worden an Gott und dem Glücke und an den Völkern; aber verliert nicht die Zeit mit Hadern und Vorwürfe zu machen: jeder, der mit unheilſamem Rat ſich eingedrungen, mag mit ſeinem eignen Gewiſſen zu Gerichte gehen. Es gilt die Wehr, und nicht die Umkehr, die ſehen will, wie es gekommen, und zürnen darum, daß es nicht unterblieben. Vorwärts, vorwärts ſoll jeder blicken, nur damit kann geholfen werden.

Eine Verſchwörung iſt angelegt worden, wie ſie nicht die Geſchichte kennt. Über ganz Frankreich hat ſie ſich verbreitet, und Paris iſt ihr Feuerherd geweſen; die Flamme läuft ſchnell von Süden heran, und mit einem Schlage iſt die neue Ordnung in die Luft geſprengt, und der Vertriebene hat ſich wieder in den Mittelpunkt der ganzen Kraft des Landes hineingeſchwungen und die Hölle iſt wieder aufgegangen. Mit einer Hohnlache wird er die Welt begrüßen, und darauf zerſchmettern, was er nicht wohl gerüſtet trifft.

Darum ſollt ihr einen Diktator euch erwählen, der die ganze Kraft des Lebens in ſeiner Hand vereinigt, ein dux fortissimus, der die unbeſchränkte Macht für die Wohlfahrt des Ganzen in ſich umſchließt, damit alle Maßregeln zum gemeinen Zwecke führen, und keiner es wagen dürfe, aus dem Vereine herausgetreten, ne respublica detrimentum capiat.

Wahret euch wohl, daß jene Verſchwörung ihre Zweige nicht in unſere eigne Mitte ſelbſt hinein verbreite, und das Verderben uns aus eignem Schoße geboren werde! Ihr kennt ſie, die gefährlich ſind, Deutſchland kennt ſie nicht weniger, darum ſorgt, daß es euch nicht wie den Bourbonen ergehe.



Karikatur auf Napoleons Entweichung von Elba
(Josische Sammlungen in Leipzig)

UNIV. OF MICH.

Auch die Verfassung werde in Schnelle danach eingerichtet, wie es die dringende Not der Zeit verlangt, kurz energisch, kraftvoll in wenig Formen und Behörden: aber ruft das Volk hinzu und gewinnt dem Werke ferner sein Vertrauen, denn ihr werdet es nur allzusehr nötig haben.

Ruft alle auf zur Wehr, was Waffen tragen mag, es ist nicht gemeine Not, die andringt, auch ist sie nicht mit gemeinen Mitteln zu bezwingen, dem Ungeheuern muß das Ungeheure entgegentreten, soll es gebändigt werden. Sie lassen nicht ab, wenn nicht ganz Europa in Waffen steht; sinnt ihr aber, und zagt und zögert, dann überfällt er euch wieder mitten in euren Plänen, und Europa ist verloren auf immerdar.

Glaubt ihm auch nicht, wenn er mit Mäßigung kömmt, wenn er nur Billiges zu verlangen scheint, wenn er Ruhe verspricht auf Lebenszeit. Ihr habt es so oft erfahren und erprüft, in diesem Abgrund, in dem alle Höllenflammen brennen, wohnt die Ruhe nimmer.

Völker, es ist erschrecklich, nach so harter Mühe und so schwerer Arbeit das Werk wieder von vorne zu beginnen! Aber es ist, wie es scheint, verhängt, dem jetzt lebenden Geschlecht soll so leicht nicht Ruhe werden. So finde es sich denn nach Möglichkeit schnell in sein Geschick, dann wird es am ersten noch desselben Meister werden. Findet der Sturm euch selber stürmend, dann brechen sich entgegengesetzte Kräfte, und um euch her ist Sicherheit.

Glaube keiner, daß es ihm gelingen werde, sich den hereinbrechenden Ereignissen durch Unterkriechen zu entziehen; streitet ihr nicht gegen ihn, dann reißt er euch mit auf seinem Wege, und ihr müßt mit ihm streiten. Die Opfer sind zum Voraus schon gezählt, der Sieg ist in die Mitte gestellt, der Tätigste wird ihn gewinnen.

	XLIII	
Vorbereitungen zum Kampfe		

Die Mächte erklären, daß Napoleon Bonaparte sich außerhalb des bürgerlichen und gesellschaftlichen Rechts gestellt hat und daß er als Feind und Friedensstörer der Welt der allgemeinen Rache verfallen ist.

Aus der Achtserklärung der Mächte vom 13. März 1815.

Die Wiederherstellung des kaiserlichen Throns war für das Glück der Franzosen notwendig. Mein liebster Gedanke ist, sie zu gleicher Zeit zur Befestigung der Ruhe Europas nützlich zu machen. Genug Ruhm hat abwechselnd die Fahnen der verschiedenen Nationen umstrahlt; die Wechselfälle des Schicksals haben großen Niederlagen große Siege folgen lassen. Ein schönerer Kampfplatz ist jetzt den Fürsten eröffnet, und ich bin der erste, ihn zu betreten.

Napoleons Zirkularschreiben an die Souveräne. Paris, den 4. April 1815.

1. Der Moniteur über Napoleons Fortschritte. (Reiche.)

Während man sich in Wien noch nicht einigen konnte, vielmehr ernsthafte Zerwürfnisse unter den Alliierten drohten, brach ein schweres, ganz unerwartetes Ungewitter los. Es war am Abend des 26. Februar 1815, als Napoleon

nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte die Insel Elba verließ und auf einer Brigg von 20 Kanonen und auf mehreren kleinen Fahrzeugen mit 400 Mann seiner Garden und 500 Mann Truppen verschiedener Waffen, darunter 100 Mann polnischer Lanciers, am 1. März bei Cannes, unweit Antibes, landete und hier den französischen Boden betrat, ohne weder bei seiner Überschiffung noch bei seiner Landung das geringste Hindernis zu erfahren.

Im ersten Augenblicke fand man Napoleons Unternehmen tollkühn und abenteuerlich, wie er aber dennoch Fortschritte machte und seine Macht mit jedem Tage wuchs, wurden die Stimmen immer kleinlauter und besorglicher, wovon die damaligen französischen Tagesblätter einen deutlichen, dabei komischen Gradmesser abgaben. Sie lauteten:

Der Unhold ist aus seiner Verbannung entronnen, er ist von Elba entwischt.

Der korsische Wehrwolf ist bei Luz-Juan ans Land gestiegen.

Der Tiger hat sich zu Gap gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endet damit, als elender Abenteurer in den Gebirgen umherzuirren; entrinnen kann er nicht.

Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht, durch welche Verräterei, nach Grenoble entkommen.

Der Tyrann hat in Lyon verweilt; Entsetzen lähmte alles bei seinem Anblicke.

Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf 60 Stunden zu nähern.

Bonaparte nähert sich mit starken Schritten, aber niemals wird er bis Paris gelangen.

Napoleon wird bis morgen unter den Mauern von Paris sein.

Der Kaiser ist in Fontainebleau.

Am 20. März, also am zwanzigsten Tage nach seiner Landung, und nach Zurücklegung einer Wegstrecke von über 100 Meilen, langte Napoleon in Paris an.

2. Napoleon in Paris. (Aus dem Rheinischen Merkur vom 28. März.)

> Ich bin nur ein Atom vor dem großen Manne; ich bin eine geladene Flinte, der Kaiser befiehlt, und der Schuß geht los. Ney 1813 zu dem weimarischen Kanzler Müller.

Aus Paris vom 21. März. Napoleon ist gestern hier angelangt und mit ganz unglaublichem Jubel empfangen worden. Die Bourbons haben ihr Spiel dadurch auch bei der Masse der Nation verloren, daß sie sich als eine Kolonie von Fremden in Frankreich ansahen und in ihren engern Zirkeln nur Emigranten und Engländer zuließen. Die Zeitungen der letzten vierzehn Tage logen noch unverschämter, als alles, was vorher in dem Fache geschehen war. Der Ausgang schien in Paris niemand zweifelhaft, nur fürchteten die Pariser, da sie über die Nähe der Armee Napoleons in Ungewißheit waren,

Gneiſenau

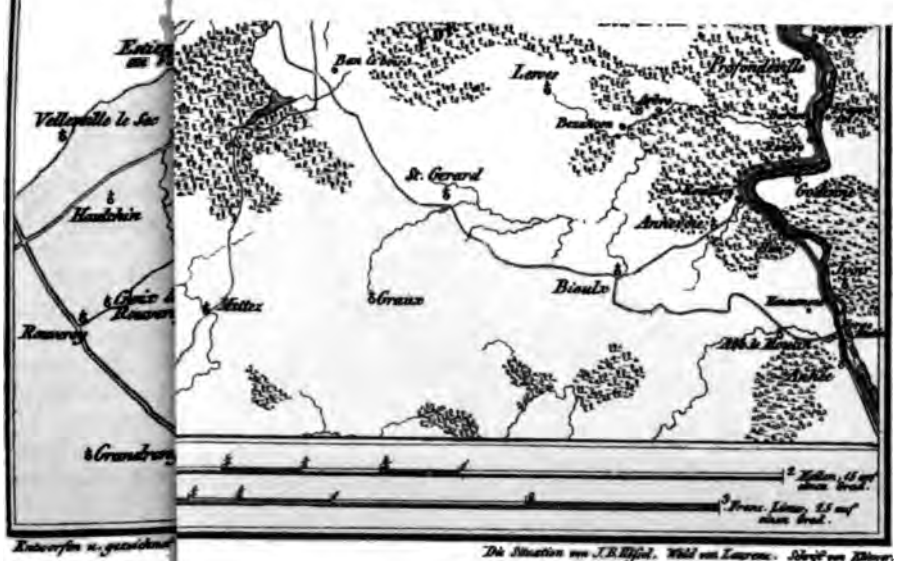
Gemälde von Gebauer

(Hohenzollernmuſeum)

französische Armee

Karten."

UNIV. OF



französische Armee

Karten."

Mit der bayrischen und russischen Armee darf die österreichische Armee sich auf ein und derselben Operationslinie nicht vereinigen. Wir könnten dann im Mangel umkommen, wie Napoleon in seinem Zuge nach Moskau. Aber die österreichische Armee verlöre dann auch die Sicherung ihrer linken Flanke. In dem Fall eines erzwungenen Rückzuges würde der Feind durch eine Unternehmung gegen unsere linke Flanke die österreichische Armee mit unabwendbaren Verlusten bedrohen, denn unsere so wesentliche Verbindung mit der Armee von Italien wäre unterbrochen, und die Schweiz, dieses Bollwerk der österreichischen Monarchie würde preisgegeben sein.

	XLIV	
	Ligny	

Bonaparte greift uns nicht an, da vor könnten wihr hir noch ein Jahr stehn, seine Angelegenheiten stehn so Brilliant nicht.

Blücher an seine Frau; Namur, den 3. Juni 1815.

in diesen augenblick erhallte ich die melldung, daß Bonaparte meine gantze vor Posten angegriffen ich breche sogleich uf und rücke meinen gegner entgegen, mit Freuden will ich die Schlacht annehmen

Blücher an seine Frau; Namur, den 15. mittags 1 Uhr.

1. Blüchers und Wellingtons Zusammenkunft vor der Schlacht bei der Windmühle von Brye. (Reiche.)

Mittags 1 Uhr erschien Blücher auf der Höhe bei dem Moulin de Bussy, wo auch der Herzog von Wellington zu Pferde bald darauf anlangte. Er trug einen einfachen blauen Überrock ohne Abzeichen, einen gewöhnlichen dreieckigen Hut mit drei Kokarden nebeneinander, einer schwarzen und zwei roten, der spanischen und der portugiesischen, mit einem weißen, unten roten Federbusch, nach damaliger englischer Art zwischen den beiden Hutkrempen niedergebogen, außerdem war er ganz unscheinbar gekleidet. In diesem Aufzuge sah niemand von unsern Truppen ihn für das an, was und wer er war. Da ich ihn von der Revue bei Grammont her kannte, konnte ich Auskunft über ihn geben, worauf sich natürlich gleich alle Blicke der ihm Nahestehenden auf den berühmten Kriegshelden richteten.

Nach seinen Äußerungen war er mit uns überzeugt, daß die Hauptmacht des Feindes gegen uns und nicht gegen Quatrebras sich gewandt habe, mithin über die Angriffsdirektion des Feindes keine Ungewißheit mehr obwalten könne.

Von der Höhe aus übersah er unsere Stellung nach allen Richtungen und informierte sich von den getroffenen und beabsichtigten Maßregeln. In diesem Augenblicke sah man in der Entfernung einen feindlichen Trupp, bei welchem man Napoleon deutlich unterscheiden konnte. Vielleicht waren in dem Moment die Blicke der drei größten Feldherren dieser Zeit aufeinandergerichtet.

Wellington

Nach einem Gemälde von William Beechey, geschabt von Tielker

(Körnermuseum in Dresden)

2. Gneiſenaus Schlachtbericht.

Wenn der Feind nicht bei Nivelles zugleich angreift, ſo wird der Herzog [Wellington] morgen mit ſeiner ganzen Macht in der Gegend von Nivelles ſein, um Euer Durchlaucht zu unterſtützen, oder im Fall der Feind Höchſtdieſelben bereits angegriffen hätte, nach einer zu nehmenden Abrede gerade in ſeine Flanke oder in ſeinen Rücken zu gehn.

. . . Ich hoffe, daß wir am 17. Viktoria ſchießen können.

Müffling in Wellingtons Auftrage an Blücher; Brüſſel, den 15. Juni 1815, 7 Uhr abends.

Herr Marſchall! Der Kaiſer trägt mir auf, Sie zu benachrichtigen, daß der Feind ein Truppenkorps zwiſchen Sombreffe und Brye vereinigt hat [1., 2. und 3. Korps Blüchers], und daß der Marſchall Grouchy um $2^1/_2$ Uhr dasſelbe mit dem 3. und 4. Korps angreifen wird.

Der Wille Sr. Majeſtät iſt, daß auch Sie dasjenige angreifen, was Sie vor ſich haben, und nachdem Sie den Feind kräftig zurückgeworfen, kehrt machen und in Verbindung mit uns das Korps umfaſſen, von dem ich ſoeben geſprochen habe. Sollte dieſes Korps ſchon vorher geſchlagen ſein, ſo wird Se. Majeſtät in Ihrer Direktion manövrieren, um in gleicher Weiſe ihre Operationen zu beſchleunigen. Unterrichten Sie den Kaiſer ſogleich von Ihren Dispoſitionen und was ſich auf Ihrer Front zuträgt.

Napoleons Befehl a Ney; Vorwärts Fleurus, den 16. Juni 1815.

Die preußiſche Armee ſtand auf den Höhen zwiſchen Brye und Sombreffe, und über Sombreffe hinaus, die Dörfer Ligny und St. Amand in der Front ſtark beſetzt haltend. Drei Armeekorps waren indes nur verſammelt; das 4. [Bülow], welches zwiſchen Lüttich und Hannut geſtanden hatte, war in ſeiner Bewegung durch allerlei Zufälligkeiten etwas verſpätet worden, und nicht herangekommen. Nichtsdeſtoweniger entſchloß ſich der Feldmarſchall zu ſchlagen, da Lord Wellington bereits eine ſtarke Abteilung ſeines Heeres, ſowie alle ſeine bei Brüſſel ſtehenden Reſerven, ihm zur Unterſtützung in Marſch geſetzt hatte, und das 4. Armeekorps erwartet wurde.

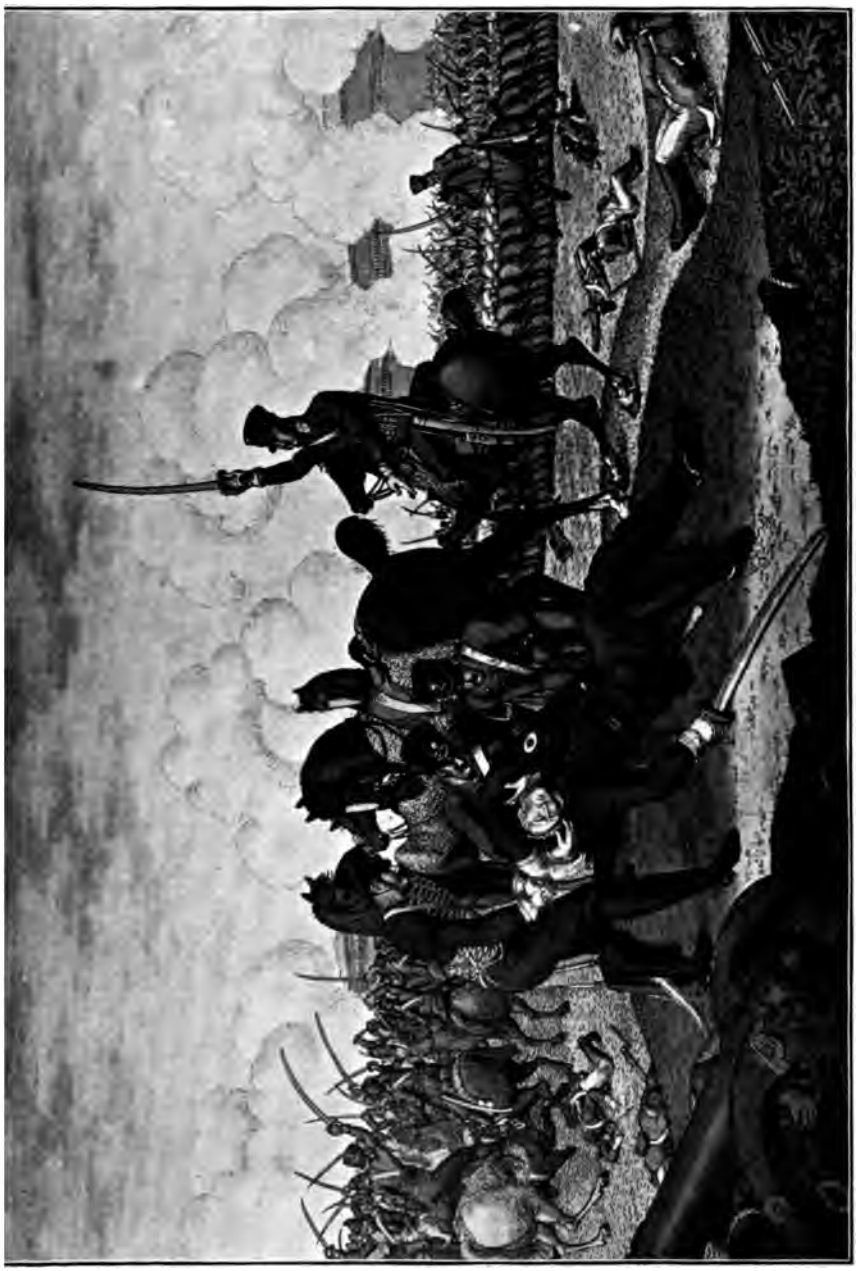
Um 3 Uhr nachmittags begann die Schlacht. Der Feind entwickelte über 130 000 Mann. 80 000 Mann war das preußiſche Heer ſtark.*) Das Dorf St. Amand ward zuerſt vom Feind angegriffen und nach heftiger Gegenwehr genommen. Hierauf wandte ſich der Feind gegen Ligny. Ligny iſt ein ſehr großes maſſiv gebautes Dorf längs des Ligny-Bachs. Hier nun begann ein Kampf, der unter die hartnäckigſten gehört, die je gekämpft worden ſind. Sonſt werden Dörfer genommen und wieder genommen, hier aber dauerte das Gefecht 5 Stunden lang im Dorfe ſelbſt, und bewegte ſich

*) Tatſächlich hatten die Preußen die Übermacht, und die Zahl der im Gefecht entſcheidend verwendeten Truppen war ungefähr gleich, zirka 65 000 Mann auf beiden Seiten.

Blüchers Heldenschlacht den 16. Juni 1815
Bilderbogen (Stich von G. Böttger senior 1816)
(Josische Sammlungen in Leipzig)

nur durch geringe Räume vor- oder rückwärts. Unaufhörlich rückten von beiden Seiten frische Truppen ins Gefecht. Jeder hatte hinter derjenigen Abteilung des Dorfes, die von ihm besetzt war, große Massen Infanterie aufgestellt, die das Gefecht ununterbrochen nährten und ihrerseits wieder unaufhörlich von rückwärts her ergänzt wurden, und von dies- und jenseits liegenden Höhen herab war das Feuer von beinahe zweihundert Geschützen beider Armeen gegen das Dorf gerichtet, das an vielen Orten zugleich in Brand geraten war. Nach und nach hatte sich das Gefecht längs der ganzen Stellung ausgedehnt, denn auch gegen das 3. Armeekorps [Thielmann] bei Sombreffe hatte der Feind viele Truppen entwickelt; bei Ligny indes lag die Entscheidung. Manches versprach den preußischen Waffen eine günstige Wendung, denn ein Teil des Dorfes St. Amand war von einem Bataillon unter persönlicher Anführung des Feldmarschalls den Franzosen wieder entrissen, und eine Höhe wieder genommen worden, die nach dem Verluste von St. Amand unsererseits verlassen worden war. Bei Ligny jedoch stand die Schlacht mit gleicher Wut. Jetzt war der Augenblick, wo das Erscheinen der Engländer, oder die Ankunft des 4. Armeekorps entschieden haben würde; denn kam das 4. Armeekorps an, so hätte der Feldmarschall unverzüglich einen Angriff mit dem rechten Flügel gemacht, der seinen Erfolg nicht verfehlt haben würde. Doch es ging die Nachricht ein, daß die zu unserer Unterstützung bestimmte Abteilung des englischen Heeres selbst von einem französischen Armeekorps heftig angegriffen worden sei, und sich nur mit Anstrengung in seiner Stellung bei Quatre bras behauptet habe; das 4. Armeekorps blieb ebenfalls aus, und so waren wir denn angewiesen, der großen Übermacht allein zu widerstehen. Es war bereits weit in der Dämmerung, und immer noch wütete die Schlacht bei Ligny gleich mörderisch und gleich unentschieden fort. Es wuchs die Not unter vergeblichem Sehnen nach Hilfe. Alle Truppenabteilungen waren im Gefecht, oder hatten gefochten, und keine frischen Truppen waren mehr zur Hand. Plötzlich griff eine Abteilung feindlicher Infanterie, die unter Begünstigung der Dämmerung sich auf der einen Seite um das Dorf herumgeschlichen hatte, während auf der andern einige Kürassier-Regimenter durchbrachen, unsere hinter dem Dorfe aufgestellten Massen im Rücken an. Diese Überraschung entschied, doch ward sie nur dann erst entscheidend, als unsere Kavallerie, die hinter dem Dorfe auf den Höhen aufgestellt war, in wiederholten Angriffen von der feindlichen Kavallerie zurückgeschlagen worden war.

Unsere hinter Ligny aufgestellte Masse Infanterie, wennschon sie sich zum Rückzuge genötigt sah, ließ sich jedoch durch die Überraschung des Feindes in der Dunkelheit, die dem Menschen jede Gefahr vergrößert, sowie dadurch, daß sie von allen Seiten umringt war, nicht irremachen. In Massen gestellt, schlug sie alle Kavallerieangriffe kaltblütig ab und zog sich mit Ruhe auf die Höhen zurück, von wo der weitere Marsch gegen Tilly langsam fortgesetzt wurde. Durch das plötzliche Vorbrechen der feindlichen Kavallerie hatten mehrere unserer Geschütze im schnellen Abziehen Richtungen eingeschlagen, wo sie in Defileen gerieten, in welchen sie sich verfuhren. 15 Stück fielen auf diese Art dem Feinde in die Hände. Eine Viertelmeile weit vom Schlachtfelde stellte sich die Armee wieder auf; der Feind wagte nicht zu folgen. Das Dorf Brye blieb die Nacht



Tod des Herzogs von Braunschweig bei Quatrebras
Gezeichnet und gestochen von G. A. Lehmann
(Soltsche Sammlungen in Leipzig)

über noch von uns besetzt, ebenso Sombreffe, wo der General Thielmann mit dem dritten Armeekorps gefochten hatte, und sich mit anbrechendem Tage langsam nach Gembloux zurückzog, wo das 4. Armeekorps unter dem General Bülow in der Nacht eingetroffen war. Das erste und zweite Korps ging am andern Morgen hinter das Defilee von Mont St. Guibert. Unser Verlust an Toten und Verwundeten war groß, an Gefangenen hatten wir nichts als einen Teil unserer Verwundeten verloren.

3. Bericht des Leutnants von Wussow über seine Sendung an Wellington.

Als Major von Winterfeldt von dem Feldmarschall Blücher bereits nach Quatrebras abgeschickt worden war, rief mich General v. Gneisenau und befahl mir, eiligst zum Herzog Wellington zu reiten, um demselben „über den gegenwärtigen Stand der Schlacht Bericht zu erstatten."

Es war ein Glück, daß ich dem Verlauf der Schlacht mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war, das große Vertrauen Gneisenaus ehrte mich, und so stand ich keinen Augenblick an, meinem Pferde im vollen Lauf die Direktion von Brye bei Marbais vorüber auf Thyle und Quatrebras zu geben. Mein Pferd wechselte ich mit Pferden der Kavallerie-Detachements, welche von Wagnelée bis Quatrebras die Verbindung mit dem Herzoge unterhielten. Bei dem Dorfe Thyle tritt der Wald (Bois de la Hutte) bis dicht an die Chaussee. Der hier stehende Führer des Kavalleriepostens machte mir die Mitteilung, daß die Chaussee jenseits des Waldes bereits von den bis Piraumont vorgedrungenen Franzosen besetzt und an jener Stelle der Major von Winterfeldt von feindlichen Tirailleurs schwer blessiert worden sei. Ich überzeugte mich von der Richtigkeit dieser Warnung und wandte mich deshalb rechts von der Chaussee zwischen Thyle und Ahyle, um dann möglichst bald in die Hauptstraße nach Quatrebras wieder einzubiegen. Freilich mußte ich auch an der Chaussee das feindliche Gewehrfeuer passieren, aber es gelang mir, wohlbehalten die englischen Truppen bei Quatrebras zu erreichen. Dort fand ich den Herzog Wellington, der zu Fuß, mit dem Fernrohr in der Hand, den Angriff und die Bewegungen des Feindes beobachtete. General v. Müffling stand an seiner Seite; ihm machte ich zuerst Meldung von dem Auftrage, der mir erteilt worden war. Der Herzog wandte sich zu mir und ich berichtete ihm:

„Zur Zeit meines Abreitens vom Schlachtfelde waren sämtliche Dörfer der von uns besetzten Stellung hinter dem Lignebach von Sombreffe über Ligny, St. Amand la Haye und Wagnelée trotz der unausgesetzten Angriffe der Franzosen und des wechselnden Verlierens und Wiedergewinnens von uns behauptet worden. Indessen stelle es sich je länger je mehr heraus, daß die Verluste sehr wüchsen, und da die Aussicht auf eine Unterstützung durch das Korps Bülows gänzlich geschwunden sei, so werde es höchstens möglich sein, das Schlachtfeld bis zum Eintritt der Nacht zu behaupten: ein größerer Erfolg stehe nicht zu erwarten. — Vielleicht könne die kräftige Offensive der Engländer

den Kaiser Napoleon verhindern, seine Streitkräfte nachhaltig gegen die preußische Armee zu verwenden." Der Herzog hörte mich mit der ihn charakterisierenden Gemütsruhe und Kaltblütigkeit an, trotzdem die feindlichen Kanonenkugeln in allen Richtungen um uns her einschlugen — sprach darauf einige freundliche Worte des Dankes für diese Meldung aus, und da um diese Zeit auf der Brüsseler Straße neue Truppen eingetroffen waren, so gab er Befehle zum erneuerten Vorgehen.

Mich beauftragte der Herzog, dem Feldmarschall Blücher zu sagen, „daß es ihm bis jetzt zwar sehr schwer geworden sei, dem heftigen Angriff der überlegenen Franzosen Widerstand zu leisten, daß er aber mit der jetzt eingetroffenen Verstärkung — er glaube zirka 20000 Mann zur Stelle zu haben — doch eine kräftige Offensive zugunsten der preußischen Armee versuchen werde."

Ich sah noch den Erfolg der englischen Offensive bis zur Wiedereroberung von Piraumont und kehrte dann so schnell zurück, als ich gekommen war. An der Windmühle von Bussy [bei Brye] meldete ich mich bei dem General v. Gneisenau und überbrachte die Antwort des Herzogs. Es geschah dies zu der Zeit, als Ligny noch nicht verloren war.

4. Blüchers Rettung bei Ligny. (Reiche.)

Als es dem Feinde gelungen war, bei Ligny durchzubrechen, drang er unverzüglich mit zahlreicher Kavallerie nach. Kaum gewahrte dies Blücher, als er sich persönlich an die Spitze eines ihm zunächststehenden Kavallerie-(sechstes Ulanen-)regiments setzte und dem Feinde entgegen auf ihn einstürmte. Die Attacke mißlang, und Blüchers Pferd, von einer Kugel getroffen, stürzte nieder, seinen heldenmütigen Reiter zu Boden werfend. Der Adjutant, der ihn begleitet hatte, der damalige Major Graf Nostitz, gegenwärtig Generalleutnant und Generaladjutant des Königs, auch seit dem Tage, an welchem Blücher vor 100 Jahren geboren war, Chef des nunmehrigen Blücherschen Husarenregiments, sprang sogleich vom Pferde, seinem Feldherrn aufzuhelfen, als die feindliche Kavallerie der unsrigen im Siegesrausche nachstürzte, aber ebenso schnell wieder geworfen wurde.

All dies Hin- und Herjagen von beiden Seiten ging um und neben Blücher vorbei, als Nostitz noch mit ihm beschäftigt war. Zum Glück wurden beide nicht erkannt, auch nicht weiter bemerkt, wozu ihr schlichter Anzug im einfachen Uniformrock und in gewöhnlicher Dienstmütze bei der Schnelligkeit, womit sich alles das zutrug, nicht wenig beigetragen haben mag. Blücher wurde gerettet zur Freude der Armee und der Nation und zum Verderben des Feindes.

Wenn es auch nicht so weit kam, daß Nostitz unsern Feldherrn mit seinem Körper und mit den Waffen in der Hand gegen die auf denselben geführten Streiche hätte decken oder beschützen müssen, so ist doch so viel ausgemacht, daß Blücher ohne Nostitz' Beistand wahrscheinlich verloren gewesen sein würde.*)

*) An Blüchers Rettung war außerdem Major von dem Busche-Ippenburg stark beteiligt. Er sagt in seinem (von Nostitz anerkannten) Berichte, daß seine beiden Schwadronen durch ihren Ansturm „dazu beigetragen" hätten, „Se. Durchlaucht zu

5. Rückzugsszenen. (Friccius.)

> Es ist wichtig, daß Sie die Absichten des Feindes erforschen. Entweder Blücher trennt sich von Wellington, oder beide wollen sich doch wieder vereinigen, um Brüssel und Lüttich zu decken und von neuem die Entscheidung durch eine Schlacht zu versuchen.
>
> Napoleon am 17. Juni nachmittags an Marschall Grouchy.

Da am Morgen des Schlachttages bekannt wurde, daß Wellington bei Nivelles stehe, so glaubte der Verfasser [Kommandant des ostfriesischen Landwehr-Infanterie-Regiments], daß der Rückzug dorthin gerichtet werden müsse und bemühte sich, den Weg dahin zu erfahren. In einem Dorfe, wo wir durchkamen, wurde, da die Einwohner geflüchtet waren oder sich versteckt hielten, ein junger Bauer aus einem Keller hervorgezogen, der uns versicherte, daß wir uns auf der großen Straße nach Nivelles befänden, der aber auch dieselbe Straße als nach Brüssel und Wavre führend bezeichnete. Er wurde als Bote beibehalten, bis der Oberst v. Reiche, Chef des Generalstabes unseres Armeekorps [I. Zieten], herankam und uns eröffnete, daß der Rückzug nach Wavre gehe und wir auf dem rechten Wege wären. So ging der Rückzug in wilder Unordnung bis zum Dorfe Tilly, wo der Fürst Blücher in der Nacht blieb*) und wo befohlen wurde, daß halt gemacht werden sollte. Es war bereits dunkle Nacht, und der Befehl konnte bei der eingerissenen Unordnung und dem großen Lärm wenig bekannt gemacht, noch weniger ausgeführt werden. Der große Zug bewegte sich also fort. Da das Terrain hinter dem Dorfe flach und eben war, so ersah ich mir hier ein Kornfeld links neben dem großen Wege, wo die Truppenmasse vorbeikam. Hier hielt ich mit meinem Adjutanten, jeder auf einer Seite des Weges, und wir beide riefen, so lange das Gewühl dauerte, mit starker Stimme: „Ostfriesen, links heraus!“

Diese Maßregel hatte guten Erfolg und auf dem Kornfelde sammelte sich bald ein bedeutender Haufen Ostfriesen. Jeder war froh, wieder zu den Seinigen zu kommen; alles beeiferte sich, der Maßregel zu dienen und in wenigen Stunden waren die 3 Bataillone des Regiments, wenn auch jedes nur ungefähr 400 Mann stark war, wiederum formiert. Soweit ich die Lage der Sache übersehen und erfahren konnte, glaube ich, daß, wenn der Feind uns hier in der Nacht angegriffen hätte, das ostfriesische Regiment das einzige gewesen wäre, welches schlagfertig war und geordneten Widerstand hätte leisten können. Bei Tagesanbruch ging der Rückzug in besserer Ordnung weiter nach Wavre.

Nach der Schlacht bei Ligny hat sich übrigens gezeigt, was ein guter Geist und Sinn in einem Heere wert ist. Tritt an die Stelle der Disziplin, wenn diese aufgehört hat, nicht Liebe zum Vaterlande und treue Anhänglichkeit

---

retten, als dessen Pferd totgeschossen war, um Zeit genug zu gewinnen, denselben hervorzuziehen und sich auf ein andres Pferd zu setzen.“ S. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften 6, 96 f.

*) Das ist ein Irrtum. Blücher blieb die Nacht über in Mellery.

an die Regierung, so kann alles verloren gehen. Von einigen Regimentern waren, wie sich später ergab, Hunderte direkt vom Schlachtfelde ihrer Heimat zugeeilt und selbst die späteren günstigen Nachrichten hatten sie nicht zur Rückkehr bewogen. In den Rapports waren sie größtenteils als tot aufgeführt, woher die ganz unverhältnismäßige Zahl der Gebliebenen gegen die Verwundeten entstand; nur als ihr Name auf der in der Kirche aufzuhängenden Gedächtnistafel ehrenvoll erwähnt werden sollte, kam die Sache zur Sprache, und es ergab sich, daß sie sich bisher in der Heimat wohlbefunden hatten.

Als wir nebst anderen Truppen vor Wavre am Wege ausruhten, kam der Feldmarschall Blücher mit seinem Gefolge an, machte in unserer Nähe halt und äußerte im Gespräche so laut, daß es über seine nähere Umgebung hinaus sehr wohl verstanden wurde: „Die Infanterie hat sich brav geschlagen, und ich bin mit ihr zufrieden, mit der Kavallerie aber nicht. Nun, die Scharte wollen wir wohl wieder auswetzen, das wollen wir ihm (Napoleon) bald wieder bezahlen."

6. Briefe Blüchers und Gneisenaus an ihre Frauen am Tage nach der Schlacht.

Wavre den 17. Juni 1815.

Napoleon hat mich gestern nachmittag um 3 Uhr mit 120000 man linien Truppen angegriffen daß gefecht dauerte bis in die nacht, beide armeen haben ville menschen verlohren, ich habe mich heutte neher an den lord Wellington gezogen, und in einigen tagen wird es wahr scheinlich wider zur Schlacht kommen alles ist voll muht und wenn Napoleon noch einige solcher Schlachten liffert, so ist er mit seine armeh fertig vorgestern ist ein Divisions-Generall nahmens Bourmont mit seinen gantzen stabe zu mich über gegangen und gestern wider ein obriste und mehrere offizier, ich bin in der afair damit weggekommen, daß sie mich einen schönen Englischen Schimmel erschossen haben, Gneisenau hat daßselbe Schicksahl gehabt, wihr sind beide von den Fallen mit den Pferden etwaß mitgenommen sonst bin ich und meine umgebung gesund, nur mein adjutant major von Winterfelld ist schwer Blessirt, Gebhard [Blüchers zweiter Sohn] ist gantz gesund und mein kreuz braffer Nostitz hat mich einen großen Dienst getahn, da er mich unter dem Pferde herauß geholffen.

Du kanst diesen briff in Berlin bekannt machen und nuhr sagen, daß sie negstens mehr erfahren sollten, den schlagen werden wihr uns nun öffter bis wihr wider in Paris sind meine Truppen haben wie löwen gefochten, aber wihr wahren zu schwag, den 2 von meine Corps wahren nicht bey mich, nun habe ich alles an mich gezogen. lebe wohl und grüße alles waß dich umgibt

Blücher.

Wavre, unweit Brüssel, den 17. Juni 1815.

Wir haben gestern eine Schlacht geliefert, die von uns mit einem großen Mißverhältnis gegen die feindlichen Kräfte, das heißt mit etwa 80000 Mann gegen eine Macht von 120000 Mann, die Bonaparte gegen uns brachte, zur

größten Ehre unserer braven Infanterie bis 9 Uhr abends durchgefochten wurde. Da die versprochene Hilfe nicht kam und Mißverstehungen stattgefunden hatten, so waren wir genötigt, den Rückzug anzutreten, um uns mit der Armee des Herzogs von Wellington näher zu vereinigen. Wir gingen 1½ Stunden zurück und haben durch den heutigen kleinen Marsch der britischen Armee uns genähert und wollen eine erneute Schlacht suchen.

Die Tapferkeit der Truppen, die gefochten haben, und die Vortrefflichkeit ihrer Offiziere und Bataillons- und Regiments-Anführer sind über alles Lob erhaben. Der Tag ist indessen sehr blutig gewesen.

Der Fürst Blücher hat sich persönlich ungemein ausgesetzt. Er führte selbst ein Bataillon in ein vom Feinde besetztes Dorf; bei einem Kavallerieangriff, der unglücklich ausfiel, wurde ihm sein Pferd durchschossen, er stürzte, kam unter dasselbe und wäre beinahe in Gefangenschaft geraten.

August ist gesund, denn ich weiß, daß sein Regiment wenig Gefahr zu bestehen hatte und nur 4 Mann eingebüßt hat.

Freunde und Kinder wolleſt Du herzlich grüßen und dabei den kleinen Fritz nicht vergessen. Gott erhalte Euch Gneisenau.

	XLV	
Belle-Alliance		

Hier sank der größte und kein schlechter Mann!
Gemischt aus Gegensätzen, wandt' im Nu
Sein Geist dem höchsten Ziel und wieder dann
Dem kleinsten sich mit gleicher Stärke zu,
Extrem in allem! Dein, bei Maß und Ruh,
Wär' heut' noch — oder war nie der Thron;
Durch kühnes Wagen stiegst und fielest du! . . .

Byron: Childe Harolds Pilgerfahrt, 3. Gesang (1816).

Bonaparte und Wellington zeigten sich dadurch als Feldherrn erster Größe, daß sie in ihren Entwürfen den wahren Gesichtspunkt auffaßten und auf verschiedenen Wegen zwar, aber beharrlich verfolgten.

Mit kühnem Ungestüm, alles wagend, ergriff der Franzose immer den kürzesten; mit kalter Berechnung ging der Engländer den sichersten, selbst wenn er länger war.

Zur Vernichtung des Gegners hat sich Bonaparte oft der eigenen ausgesetzt; Wellington suchte jene nicht und begab sich nie freiwillig in die Gefahr, gänzlich zu unterliegen. Erzherzog Karl in den Aphorismen.

1. Nostitz und General Toll am 17. Juni in Wavre. (Aus Nostitz' Tagebuch.)

Gegen Mittag ließ sich der russische General v. Toll melden, er kam von Brüssel und wollte nach dem Hauptquartier seines Kaisers.

Mit stolzem Selbstgefühl des eigenen Wertes verband der General eine oft verletzende Überschätzung der Allmacht des Russischen Reiches und des entscheidenden Einflusses, welchen sein Kaiser als Chef der Koalition auf alle übrigen Monarchen ausüben müsse.

Der Fürst hatte seit der Schlacht bei Brienne diesem General einen gewissen innern Groll bewahrt; er wollte ihn nicht sehen und trug mir auf, während

dessen zweistündigen Aufenthalts für seine Unterhaltung zu sorgen. Wie es schien, hatte der General sich hier die Aufgabe gestellt, mir und durch mich zugleich dem ganzen Hauptquartier tröstende Worte sagen und frischen Mut einflößen zu wollen. Er fing also damit an, die Verfassung zu loben, in welcher er die Truppen unserer Armee gesehen, bei welchen keine solche Auflösung, keine solche Entmutigung sichtbar sei, wie sie so oft den Tag nach einer verlorenen Schlacht selbst bei den besten Truppen einzutreten pflegten; dem Feldmarschall würden daher immer noch hinlängliche Kräfte zu Gebote stehen, das weitere Vordringen des Feindes zu erschweren; im allgemeinen müsse man aber auch berücksichtigen, daß wir und die Engländer doch eigentlich nur die Avantgarde der großen Armee bildeten, welche in Eilmärschen herbeieile und gewiß nicht versäumen werde, vor dem Feinde die errungenen Vorteile zu entreißen.

Nachdem er in diesem Sinne mit großem Aufwande von Worten und schönen Phrasen gesprochen, fügte er die Versicherung hinzu, daß er sich nach Möglichkeit beeilen werde, das große Hauptquartier zu erreichen, um daselbst allen wahrscheinlich übertriebenen Gerüchten von der erlittenen Niederlage der preußischen Armee widersprechen zu können.

Ich hatte den Fluß der Rede mit keiner Silbe unterbrochen, es auch nicht unternommen, ein treues Bild der Ereignisse des vorigen Tages zu entwerfen; nachdem der General aber geendet, fühlte ich mich notgedrungen, seine Ansichten in der Art zu berichtigen, daß ich ihm die Versicherung gab, wie sich unsere Armee in einer Verfassung befände, jeden Augenblick eine neue Schlacht annehmen zu können; daß weder der Herzog Wellington, noch Fürst Blücher Männer wären, welche aus Unentschlossenheit oder Kleinmut einer solchen ausweichen würden, es daher nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß sei, daß in den nächsten Tagen und bevor er seinen Kaiser erreicht haben würde, eine zweite Schlacht stattfinden werde. „Wenn wir diese verlieren," setzte ich hinzu, „so wird die englische Armee sich nach Antwerpen, die preußische über den Rhein zurückziehen. Was in diesem Fall die Monarchen tun werden, wenn sie ihre beiden größten Feldherren aus dem Felde geschlagen sehen, wage ich nicht zu beurteilen, glaube aber, daß ein solches Resultat einen mächtigen Einfluß auf ihre ferneren Entschlüsse ausüben würde."

Sollten wir aber in dieser zweiten Schlacht Sieger bleiben, dann, könnte ich ihm die Versicherung erteilen, würden wir der Mitwirkung der großen Armee nicht bedürfen, um durch die Einnahme von Paris unseren Monarchen eine abermalige Gelegenheit für die Abschließung eines ehrenvollen Friedens zu bereiten.

Dem General schien diese Äußerung etwas kühn, vielleicht anmaßend, ich aber glaubte nichts gesagt zu haben, als was die Würdigung beider Feldherren und ihrer Armeen mir in den Mund gelegt.

Als der General abgereist war und ich dem Fürsten die mit ersterem gehabte Unterredung wiederholte, sagte er:

„Wir bedürfen weder des guten Rats, noch des Trostes dieses weisen Herrn, bin ich erst mit den Engländern vereinigt, wollen wir die Sache schon ohne ihn und seine Russen zu Ende führen."

2. Blücher und Gneisenau am 18. früh 1/2 10 Uhr an Müffling.

Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen es wieder ausbessern. Blücher zu Gneisenau nach Ligny.

Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich, namens meiner dem Herzog Wellington zu sagen, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, sobald Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt. Sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen.

Ich trage Ew. Hochwohlgeboren auf, dies als Resultat meiner innigen Überzeugung dem Herzog mitzuteilen und ihm vorzustellen, daß ich diesen Vorschlag für den besten und zweckmäßigsten in unserer gegenwärtigen Stellung halte.

(gez.) Blücher.

Der General Gneisenau ist mit dem Inhalt dieses Briefes einverstanden, bittet aber Ew. Hochwohlgeboren, genau zu erforschen, ob der Herzog wirklich den festen Vorsatz hat, sich in seiner Stellung zu schlagen, oder ob es vielleicht bloße Demonstrationen sind, welche für unsere Armee nur höchst nachteilig sein können. Ew. Hochwohlgeboren werden wohl die Gnade haben, mir dero Ansichten darüber mitzuteilen, da es von der höchsten Wichtigkeit ist, von dem, was der Herzog tun wird, genau unterrichtet zu sein, um darauf unsere Bewegungen basieren zu können. Graf Nostitz.

3. Gneisenaus Schlachtbericht.

Von Bonapartes und Wellingtons Siegen erscheinen jene von Marengo und Waterloo als die glänzendsten und folgenreichsten; und doch sind diese unter allen, welche sie erkämpften, gerade diejenigen, welche sowohl in Rücksicht der vorhergegangenen Operationen, als der Anordnungen des Gefechtes selbst dem meisten Tadel unterliegen.

Den höchsten Ruhm, der beiden Feldherren wegen ihrer Taten gebührt, ernteten sie dort, wo sie ihn am wenigsten verdienten.

So spielt das Schicksal mit den Menschen; und jeder Schritt in der Geschichte beweist ihnen, daß ihr Wirkungskreis beschränkt und stets einer höheren Leitung untergeordnet ist.

Erzherzog Karl in den Aphorismen.

Der Herzog von Wellington ist in der Führung von Truppen mir ebenbürtig und besitzt außerdem den Vorzug größerer Vorsicht. Napoleon 1815 zu Bertrand.

Unser Plan ist ganz einfach: die Preußen oder die Nacht. Aushalten bis auf den letzten Mann.

Wellington bei Waterloo.

Es war halb 5 Uhr nachmittags. Das sehr schwierige Defilee von St. Lambert hatte den Marsch der preußischen Kolonnen beträchtlich aufge-

halten, so daß vom 4. Armeekorps erst zwei Brigaden in ihrer verdeckten Aufstellung angekommen waren. Mit Tagesanbruch brach die preußische Armee auf; das vierte und das zweite Armeekorps [Bülow und Pirch I] wurden über St. Lambert hinaus in Marsch gesetzt, wo sie sich in dem Walde vor Frichemont verdeckt aufstellen sollten, um im günstigen Augenblicke in des Feindes Rücken vorzubrechen. Das erste Armeekorps [Zieten] erhielt seine Richtung über Ohain in des Feindes rechte Flanke; das dritte Armeekorps [Thielmann] sollte zur Unterstützung langsam folgen. Um 10 Uhr vormittags begann die Schlacht. Die britische Armee stand auf den Höhen von Mont St. Jean, die französische auf den Höhen vorwärts Plancenoit; die englische Armee war gegen 80 000 Mann stark, die feindliche zählte über 130 000. — Es dauerte nicht lange, so war die Schlacht allgemein auf der ganzen Linie. Napoleon schien die Absicht zu haben, den englischen linken Flügel und das Zentrum zu werfen und so die Trennung der englischen von der preußischen Armee, die er gegen Maastricht im Rückzuge glaubte, zu vollenden. Er hatte deswegen den größten Teil seiner Reserven im Zentrum gegen seinen rechten Flügel aufgestellt und bestürmte hier die Engländer mit unglaublicher Heftigkeit. Die britische Armee focht unübertrefflich, an der Tapferkeit der Schotten scheiterten die wiederholten Angriffe der alten Garden, und bei jedem Zusammentreffen wurde die französische Kavallerie von der englischen geworfen und zerstreut. Doch Napoleons Übermacht war zu groß, er drückte fort und fort mit gewaltigen Massen gegen die Engländer, und so standhaft auch diese sich noch immer in ihrer Stellung behaupteten, so mußten so große Anstrengungen doch ihre Grenze endlich erreichen. Der Augenblick der Entscheidung war eingetreten und keine Zeit zu verlieren. Die preußischen Feldherren ließen den Augenblick nicht entschlossen ungesäumt den Angriff mit dem, was zur Hand war, und so brach General Bülow mit zwei Brigaden und einem Korps Kavallerie plötzlich vor, gerade im Rücken des feindlichen rechten Flügels. Der Feind verlor die Besonnenheit nicht. Er wandte auf der Stelle seine Reserven gegen uns, und es begann ein mörderischer Kampf. Das Gefecht stand lange Zeit und ward mit gleicher Heftigkeit gegen die Engländer fortgesetzt.

Ungefähr um 6 Uhr abends traf die Nachricht ein, daß General Thielmann mit dem 3. Armeekorps bei Wavre von einem beträchtlichen feindlichen Korps angegriffen sei und daß man bereits um den Besitz der Stadt schlage. Der Feldmarschall ließ sich jedoch hierdurch nicht erschüttern; vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo; nur ein gleich heftiger, mit immer frischen Truppen fortgesetzter Kampf konnte allein den Sieg gewinnen, und wenn hier der Sieg gewonnen ward, so ließ sich jeder Nachteil bei Wavre leicht verschmerzen. Daher blieben alle Kolonnen in Marsch. Es war halb 8 Uhr, und noch stand die Schlacht; das ganze vierte Armeekorps und ein Teil des zweiten unter dem General Pirch waren nach und nach angekommen. Die Franzosen fochten wie Verzweifelte; allmählich bemerkte man jedoch schon Unsicherheit in ihren Bewegungen und sah, wie mehreres Geschütz schon abgefahren ward. In diesem Augenblick erschienen die ersten Kolonnen des Armeekorps vom General Zieten auf ihrem Angriffspunkte beim Dorfe

Smouhen in des Feindes rechter Flanke und schritten auch sogleich frisch ans Werk. Jetzt war's um den Feind geschehen. Von drei Seiten ward sein rechter Flügel bestürmt; er wich; im Sturmschritt und unter Trommelschlag ging's von allen Seiten auf ihn ein, indem zugleich die ganze britische Linie sich vorwärts in Bewegung setzte.

Einen besonders schönen Anblick gewährte die Angriffsseite des preußischen Heeres. Das Terrain war hier terrassenartig gebildet, so daß mehrere Stufen Geschützfeuer übereinander entwickelt werden konnten, zwischen denen die Truppen brigadenweise in der schönsten Ordnung in die Ebene hinabstiegen, während aus dem hinten auf der Höhe liegenden Walde immer neue Massen sich entfalteten.

Mit dem Rückzug des Feindes ging es noch so lange erträglich, bis das Dorf Plancenoit in seinem Rücken, das die Garden verteidigten, nach mehreren abgeschlagenen Angriffen und vielem Blutvergießen endlich mit Sturm genommen war. Nun wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald das ganze französische Heer ergriff und immer wilder und wilder alles mit sich fortriß. Es war 9½ Uhr. Der Feldmarschall versammelte jetzt die höheren Offiziere und befahl, daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werden sollte. Die Spitze der Armee beschleunigte ihre Schritte. Rastlos verfolgt, geriet das französische Heer bald in eine völlige Auflösung. Die Chaussee sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art wie besäet; aus mehr als 9 Biwaks wurden diejenigen, die sich einige Ruhe hatten gönnen wollen und keine so schnelle Verfolgung erwartet hatten, vertrieben; in einigen Dörfern versuchten sie zu widerstehen; doch sowie sie die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen sie oder warfen sich in die Häuser, wo sie niedergemacht oder gefangen wurden. Der Mond schien hell und begünstigte ungemein die Verfolgung. Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes in den Dörfern und Getreidefeldern.

In Genappe hatte sich der Feind mit Kanonen, umgeworfenen Munitionswagen und Fahrzeugen verbarrikadiert; als wir uns näherten, hörten wir plötzlich ein Lärmen und Fahren im Orte und erhielten sogleich vom Eingange her ein starkes Gewehrfeuer; einige Kanonenschüsse, ein Hurra, und die Stadt war unser! Hier ward unter vielen andern Equipagen Napoleons Wagen genommen, den er soeben erst verlassen*), um sich zu Pferde zu werfen, und in welchem er in der Eile seinen Degen zurückgelassen und beim Herausspringen seinen Hut eingebüßt hatte. So ging es bis zu Anbruch des Tages rastlos fort. Im wildesten Durcheinander haben kaum 40000 Mann als Rest der ganzen Armee, zum Teil ohne Gewehre, sich durch Charleroi gerettet mit nur 27 Geschützen ihrer ganzen zahlreichen Artillerie.

Bis weit hinter seine Festungen ist der Feind geflohen, der einzige Schutz seiner Grenzen, die jetzt unaufhaltsam von unseren Armeen überschritten werden.

---

*) Napoleon hat die Flucht zu Pferde gemacht (s. auch S. 319).

Das Schlachtfeld und Gasthaus La Belle-Alliance
Gezeichnet von C. F. Gräfe am 27. September 1815, geätzt von Buchhorn
(Berliner Kupferstichkabinett)

Um 3 Uhr nachmittags hatte Napoleon einen Kurier nach Paris vom Schlachtfelde mit der Nachricht abgefertigt, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei; einige Stunden später hatte er keine Armee mehr. Eine genaue Kenntnis des feindlichen Verlustes hat man noch nicht; es ist genug, wenn man weiß, daß zwei Drittel der Armee erschlagen, verwundet und gefangen wurden, unter andern die Generale Mouton, Duhesme und Compans, und daß bis jetzt schon 300 Geschütze und über 500 Patronenwagen in unseren Händen sind. Selten ist solch ein vollkommener Sieg erfochten worden, und beispiellos gewiß ist es, daß eine Armee den zweiten Tag nach einer verlorenen Schlacht einen solchen Kampf unternommen und so glänzend bestanden hat. Ehre dem Heer, in welchem solche Standhaftigkeit und so frommer Mut sich dartun.

Im Mittelpunkt der französischen Stellung, ganz auf der Höhe, liegt eine Meierei, la Belle-Alliance genannt; wie ein Fanal ringsumher sichtbar, war der Marsch aller preußischen Kolonnen dorthin gerichtet. Auf dieser Stelle befand sich Napoleon während der Schlacht; von hier aus gab er seine Befehle; von hier aus wollte er den Sieg erringen, und hier entschied sich seine Niederlage; hier endlich trafen in der Dunkelheit durch eine anmutige Gunst des Zufalls der Feldmarschall und Lord Wellington zusammen und begrüßten sich gegenseitig als Sieger*).

Zum Andenken des zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren, befahl der Feldmarschall, daß diese Schlacht die Schlacht von Belle-Alliance genannt werden sollte.

Hauptquartier, Merbes le Chateau, den 20. Juni 1815.
Auf Befehl des Feldmarschalls Fürsten Blücher.

Der General
Graf von Gneisenau.

4. Die Verfolgung nach Belle-Alliance. (Reiche.)

Hätte ich mehr Cosaken und leichte Cavallerie bei mich gehabt, so sollte von den Franzosen wenig übrig geblieben sein. Blücher am 22. Juni an Stein.

Je näher man Genappe kam, diesem ominösen Defilee, wo Napoleon noch einen Versuch mache, seine Scharen zu ordnen, um einigen Widerstand zu leisten, und durch Gneisenaus rastlose Verfolgung und die braven Füsiliere des 15. Infanterieregiments daran verhindert ward, desto mehr nahmen die Schrecknisse einer aufgelösten in wilder Flucht begriffenen Armee zu. Kanonen, Fuhrwerke aller Art waren hier ineinandergefahren und lagen oder standen zerstreut umher. Hier war es, wo die genannten Füsiliere 80 Geschütze und eine

*) Nicht ganz richtig. Die Feldherrn trafen sich in einem Gehöft jenseit von Belle-Alliance.

Menge Munitionswagen, den Wagen Napoleons und seine übrigen Equipagen, sowie die seiner Marschälle, Generale und höheren Militärbeamten erbeuteten, auch über 2000 Gefangene machten, darunter mehrere Generale. Alles, was bei dieser Gelegenheit von Beute gemacht wurde, erklärte Gneisenau für ausschließliches Eigentum des genannten Füsilierbataillons. Dasselbe ließ hierauf Mannschaften zurück, um die Beute zu beschützen. In jeder Kutsche saß ein Füsilier, was sich komisch genug ausnahm.

Bei dem Wagen Napoleons fanden sich die meisten Liebhaber und Neugierigen ein. Nachdem es nicht gelungen war, sich bei den Defileen von Genappe zu setzen und der Verfolgung der Preußen Einhalt zu tun, hatte sich Napoleon eben in seinen Wagen gesetzt, um sich zu entfernen, als unsere Truppen mit einem Hurra eindrangen und den Feind vor sich hertrieben. Unvermögend in diesem Gedränge, wo jeder Zuruf, Platz zu machen, umsonst war, mit einem Wagen durchzukommen, sah Napoleon sich veranlaßt, aus dem Wagen zu springen und auf seine Rettung Bedacht zu nehmen. Den eben abgeschnallten Degen ließ er in der Eile im Stiche, sowie ihm auch im Herausspringen aus dem Wagen sein Hut abfiel, den er, um keine Zeit zu verlieren, auf der Erde liegen ließ, wo er nachher gefunden wurde.

Beide Gegenstände, Trophäen der seltensten und einzigsten Art von der Welt, schenkte König Friedrich Wilhelm III. dem Kadettenkorps zu Berlin, wo sie als Andenken und Siegeszeichen aufbewahrt werden, zugleich die militärische Jugend an die große Zeit des Befreiungskrieges zu erinnern und den Nachwuchs im Offiziersstande für die Taten ihrer Vorgänger zu begeistern und zur Nacheiferung bei vorkommenden Gelegenheiten, die Gott verhüten wolle, anzufeuern.

Die Beute war unermeßlich; mancher Füsilier trug 2—3000 Napoleondor mit sich fort. Eine kostbare Agraffe in Diamanten mit Solitären in seltener Größe fand sich in Napoleons Wagen vor, die das Bataillon durch seinen Kommandeur, den damaligen Major von Keller, Sr. Majestät dem Könige ehrfurchtsvoll zu Füßen legte, und welche von Allerhöchstdemselben huldvollst angenommen und darauf dem Kronschatze einverleibt wurde. Außerdem fanden sich in dem Wagen eine große Menge ungefaßter Diamanten, deren Geldwert nicht anzugeben ist, indem viele Hände dabei beschäftigt waren, auch manche umhergeworfen und zum Teil vertreten wurden. . . . .

Außer dem vielen Gelde und Geldeswert in dem Wagen befand sich darin auch ein inwendig mit violettem Sammet ausgeschlagener, auswendig schön verzierter Kasten, worin alle Ordenssterne, die Napoleon besaß, nebeneinanderlagen. Außer den englischen und den altfranzösischen (bourbonischen) fehlte gewiß keiner. Die dabei befindliche Dekoration des preußischen Schwarzen Adlerordens verlieh der König als eine besondere Auszeichnung dem General Gneisenau neben der Beförderung zum General der Infanterie. (Generalfeldmarschall wurde er bekanntlich 1825, am Tage der zehnjährigen Jahresfeier.)

Viele drängten sich zu dem Wagen Napoleons, fast ein jeder wünschte ein Andenken daraus mitzunehmen. Ich für meine Person hätte mich auch wohl

bereichern können, verschmähte es aber nach dem altpreußischen Grundsatze, demgemäß es einem Offizier nicht zusteht für sich Beute zu machen, und nahm aus Napoleons Necessaire nichts als eine kleine Schere.

5. Der Name der Schlacht. (Aus einem Briefe des Feldmarschalls Müffling an den Dichter Christian Friedrich Scherenberg vom 8. April 1849.)

Als die Schlacht beendet war, ritt Wellington nach Waterloo zurück, um (wie er mir sagte) einen Kurier an den König der Niederlande zu senden, dem er die gute Nachricht von dem Gewinnst der Schlacht sobald als möglich zu senden die Verbindlichkeit habe. Ich ritt mit Blücher weiter bis Genappe und erhielt von diesem den Auftrag, dem Herzoge zu eröffnen: er, Blücher, werde die Schlacht „Belle-Alliance" nennen und hoffe, der Herzog werde dasselbe tun. Um Mitternacht traf ich beim Herzog ein, und nachdem die wichtigsten Bewegungen für den nächsten Tag verabredet waren, richtete ich meinen Auftrag aus. Der Herzog schien mir durch den Gedanken angenehm überrascht, sah jedoch vor sich nieder und antwortete mir nicht, und am andern Morgen hieß die Schlacht in der ganzen englischen Armee Waterloo. Mir tat das leid. Das preußische Hauptquartier war zornentbrannt und hat es dem Wellington nie vergeben können. Ich wendete in meinem Kopfe alle Gründe hin und her, welche für Wellington, der mit großer und wahrhaft rührender Dankbarkeit von den Diensten seines edlen Freundes und der tapferen preußischen Armee sprach, bestimmend gewesen sein mochten, diesen Wunsch nicht zu erfüllen, der abgeschlagen mehr als schmerzen, kränken konnte. Aber ich suchte midi à quatorze heures. Drei Stunden vor meiner Ankunft war ein Kurier abgefertigt, der, wie schon hervorgehoben, dem König der Niederlande zuvörderst Meldung machend, von diesem aus die Nachricht weiter nach England schaffte. Bis dahin hatte der Herzog seine Schlachten stets nach seinem Hauptquartier genannt — das Wort Waterloo war also gesprochen.

6. Blücher an Metternich.

Catillon sur Sambre, d. 22t. Juny [1815].

wen Euer Lbd. mit mich zu Friden sind, so vermährt es meine Freude.

Der größte Sig ist erfochten, und die glückligen vollgen da von ergeben sich täglig.

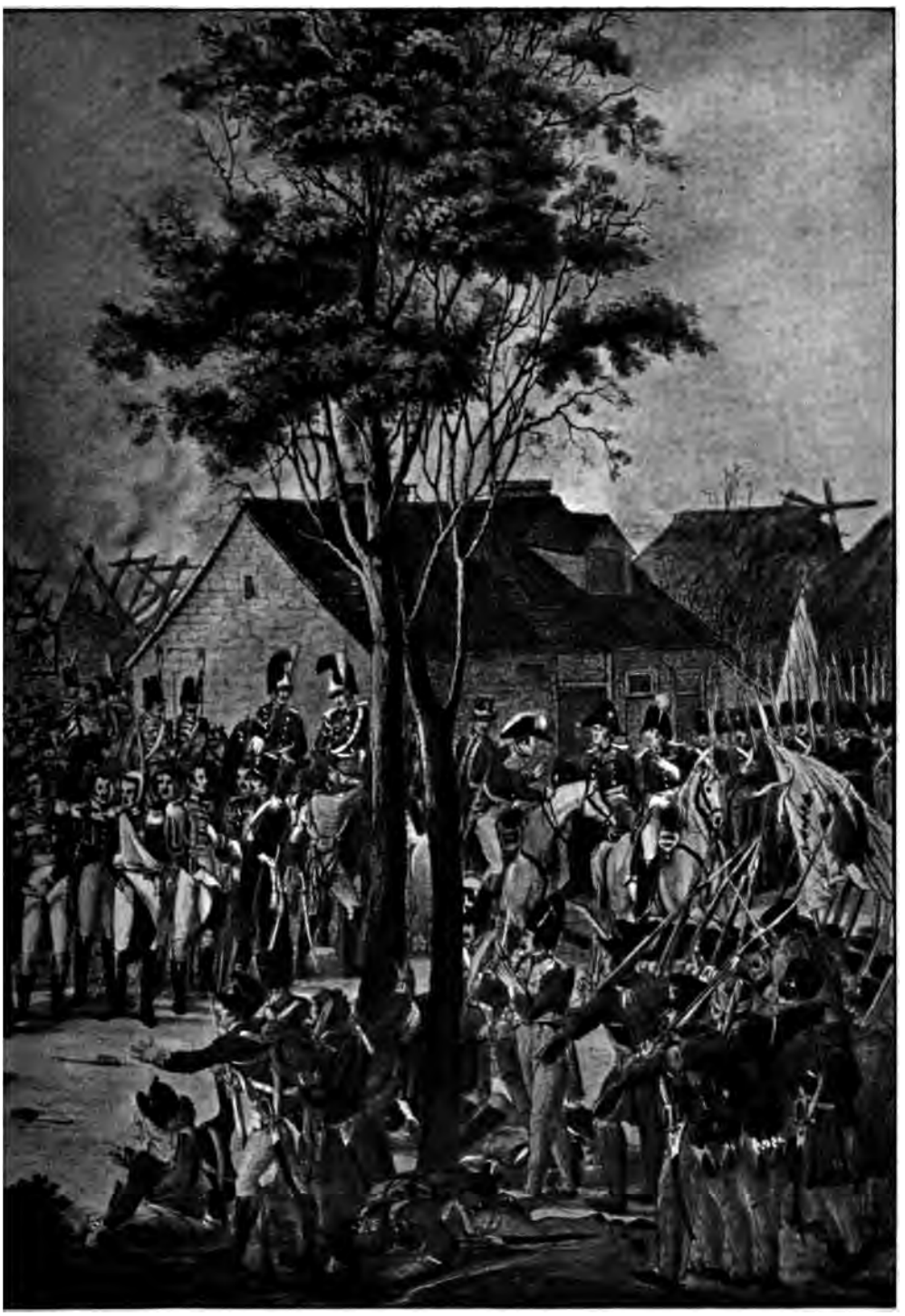
Fridrich der große schrib alles ist verlohren nur die Ehre nicht. Napoleon kan sagen alles ist verlohren und die Ehre auch, zwahr hatte er nicht vihl.

Die gantze Artillerie ist in unsern Henden, die armeh ist uf gelöst, die bewohner des Landes Empangen uns freundlig, vom Land Stuhrm hat er nichts zu erwahrten. Gestern liß ich avesnes beschißen ein granate zündete ein Pulver Magazin die vollge wahr daß der Comandant sich ergab, mit 47 Piecen so mich zu theill wurden werde ich morgen Landerie [Landrecies] und Maubeuge zu beschißen anfangen.

Da diese Festungen ein geschlossen, und der HErzog Wellington Valancien heutte einschließt, so helld unsre operation nichts uf, es heißt daß Napoleon die

Szene

Kolorierter Stich von J. L. Rugendas



t bei Belle-Alliance

(Joistsche Sammlungen in Leipzig)

Trümmer seines Heers in die Linie von Laon samle, aber es soll mich wenig kummer machen, bringen die Pariser den thirann nicht um bevor wihr nach Paris kommen so wollen wihr die Pariser umbringen es ist ein Eidbrüchiges volk.

Erhalten Eu. Libd. mich ihr güttig andenken, u sein von seiner HErtzligen Ergebenheit versichert. Blücher.

7. Gneisenau an Hardenberg.

So hab' ich wohl im Knabentraume
Die alte Ritterschaft gesehn,
Ich sehe gleich dem Eichenbaume
Im Waffenschmuck den Feldherrn stehn.

Schenkendorf: Die Tafel am Rhein, zu der General Graf von Gneisenau seine Freunde eingeladen hatte. Koblenz 1816.

Châtillon sur Sambre, 22. Juni 1815.

. . . Es gibt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht, als die von Belle-Alliance, entscheidend ebensowohl durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde selbst, als durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Koalition werden mit allen ihren Kongreßerinnerungen?

Das Schicksal Preußens liegt nun in Ihren Händen, verehrter Fürst. Jetzt ist der Moment vorhanden, wo dessen Schicksal und Sicherheit auf die Dauer gegründet werden kann.

Es erregt in der Armee die höchste Indignation, zu erfahren, daß die verbündeten Mächte mit den Bourbons einen Traktat geschlossen haben, worin ihnen sogleich die Verwaltung der eroberten Länder übergeben wird. Man sagt sogar, es sei ihnen die Integrität Frankreichs garantiert!! Sie, mein verehrter Fürst, stehen unter allen Diplomaten in der Meinung der Welt hoch; was ich also zu sagen im Begriff bin, kann ich mir erlauben, da es keinen Schatten auf Sie wirft. Aber die übrige diplomatische Sippschaft ist durch ihre Mißgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit Verachtung belastet, daß ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn eintreten wollte. Es ist Zeit, daß Sie, edler Fürst, dieses Geschmeiß abstreifen und in Ihrem Glanze allein dastehen.

Die Welt fordert, daß sie in Sicherheit gesetzt werde gegen den unruhigen Geist eines schlechten, aber fähigen und tapferen Volks, und fordert dies mit Recht. Wehe denen und Schande ihnen, wenn diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen wird, um Belgien, Preußen, Deutschland zu sichern auf ewige Zeiten.

Die französischen Festungslinien gegen Belgien müssen diesem gegeben werden, dagegen muß Luxemburg nebst dem deutschen Gebiet dieses Namens uns verbleiben nebst Mainz.

Das französische Luxemburg kann dem Hause Nassau gegeben werden und uns dagegen die Länder dieses Hauses am rechten Rheinufer.

Ansbach und Bayreuth muß uns erworben werden, und wir dagegen Bayerns Entschädigung im Elsaß erobern. Die Festungen der Mosel und des

Rheins müssen von Frankreich abgerissen werden, nebst Lothringen, und alles Land, dessen Flüsse sich in die Maas ergießen.

Geringeres, als hier steht, darf nicht geschehen, oder die Verachtung der Völker gegen ihre Regierungen wird gesteigert.

Welche Sprache jetzt Preußen führen kann und muß, wissen Sie, verehrter Fürst, besser als ich. So hoch hat noch nie Preußen gestanden. Gott sei mit Ihnen, mein edler Fürst.

XLVI

Aus Dahlmanns Rede zur Feier des Siegs vom 18. Juni 1815.

(Gehalten am 7. Juli bei der Festlichkeit der Kieler Universität.)

Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen.

Goethe zu Eckermann, am 24. November 1824.

Warum erzählen, was in dem Gedächtnis eines jeden meiner Hörer tief eingegraben ist, was uns zuerst mit dem tiefsten Schmerze, dann mit der reinsten Freude erfüllt hat! Wollen wir die Tage des 15. und 16. Junius jetzt noch traurig nennen, weil an ihnen das edelste Blut in der Niederlage verströmte, oder nennen wir sie nicht vielmehr die herrlichsten, weil hier im tiefsten Unglück es sich offenbarte, was gereinigte Menschenkraft und eine gerechte Sache vermöge? Die Sache muß schon gut sein, zu der sich zwei Feldherrn verschiedener Völker so getreu verbünden, daß sie für ein einziges Haupt zählen und der eine sein Heil nur in dem Heile des andern sucht. Was es aber auch galt, ist alles in den Worten enthalten, die Blücher, der Mann des Volks, der echte Held der Deutschen, zu seinen Waffengefährten nach dem Siege spricht:

„Die Stunde der Entscheidung sollte schlagen und kundtun, wer ferner herrschen sollte, ob jener ehrsüchtige Abenteurer, oder friedliche Regierungen."

Nie ist ein schönerer Sieg erfochten worden, als der vom 18. Junius. Er weicht den großen Leipziger Tagen um etwas in dem Ungeheuren des Erfolges, bei der ängstlich gespanntesten Erwartung; in dem unbezwinglichen Heldenmut aller Truppen, in der Leichtigkeit der Ausführung, in der raschen Verfolgung aller errungenen Vorteile geht er ihnen voran; unleugbar ist Deutschland durch ihn zum zweiten Male gerettet worden. Dieser Sieg belehrt uns, daß deutsche Macht und Kraft seit der Leipziger Schlacht fortgeschritten sind; an der Grenze selber wird der Feind empfangen und durch eine Schlacht, durch ein unaufhaltsames Vordringen nach dem Siege auf seine Hauptstadt zurückgeworfen. Das Geheimnis der revolutionären Kriegskunst ist entlarvt, ihr Vollender, „der

Universalerbe der französischen Revolution", wird mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Was er nur immer von Siegsruhm errungen hat, wenn ihn der volle Strom seines Glückes in die deutschen Kaiser- und Königsstädte trug, haben Blücher und Wellington nicht nur erreicht, sondern übertroffen, denn sie haben diesen Siegsruhm nicht über schlecht geführte Heere, sondern über ihn selber, den gepriesensten Feldherrn, davongetragen. Die Schande aber seines Unterganges darf mit den Leiden jener von ihm ehedem vertriebenen Fürsten gar nicht verglichen werden; diesen blieb ihre Hauptstadt treu in Herz und Sinn, wiewohl sie dem Feinde hingegeben war, den Thronräuber verspotten seine Bauern, bevor er noch mit wenigem Gefolge fliehend Paris erreicht; hier verlassen ihn seine Pairs, seine Gemeinen, die ersten Anführer seiner Heere, das Volk stößt ihn aus — bevor noch ein Feind die Türme der Hauptstadt sah. Und warum wird er aufgeopfert? Weil er eine Schlacht verlor, in der er doch fürwahr, wie sein großer britischer Gegner selbst versichert, alle militärische Wissenschaft aufbot und, gleich als sei er wieder angehender Feldherr, sein Leben für den Siegspreis in jede Gefahr stürzte. Zum erstenmal ist ihm, der stets Unrecht übte, unrecht geschehen; denn für die verlorene Schlacht verdiente er von seinem Volke die Entsetzung nicht.

Das gerade gehört aber auch zu dem Schönen dieses Sieges, daß sich das Gute immer bestimmter von dem Bösen und Argen scheidet; wer nur sehen *will*, *kann* jetzt nicht mehr irren. Wer unter uns in Zukunft noch Franzosen und Deutsche bloß als zwei feindliche Parteien betrachtet, die mit gleichem Rechte hadern, wer noch vernünftelt, daß wenn er als Franzose geboren wäre, er es eben so machen würde, — wer noch dieses von einer bessern Vorzeit so schmählich entartete, dieses meineidige, gottesleugnerische, raubbegierige Volk dem edeln aufopfernden Sinne der Deutschen vergleicht, der ist ein Franzose neuester Art, wo er auch geboren worden, und verdient in Deutschland als ein solcher geachtet zu werden. Keine der schadenfrohen Weissagungen dieser Menschen ist in Erfüllung gegangen; kein Verrat der Brüder gegen Brüder ist eingetreten; auch keine einzige deutsche Regierung ist dem Bunde untreu geworden und dem Feinde der Welt zugefallen; keine würde es gekonnt haben, wenn sie auch so schlechten Willen hegte; sie hätte damit eine ewige Kluft zwischen sich und ihrem Volke befestigt. Denn die deutschen Stämme, wie zersplittert sie auch dastehn, sind sich einig geworden in den Hauptsachen, in der gemeinsamen Behauptung der Freiheit, der Volkstümlichkeit und des Rechts. Mag dann im einzelnen noch manches Störende sein, mag der Zwiespalt und das alte gehässige Treiben der Kabinette vieles noch verwirren, *Deutschland ist da durch sein Volk*, das sich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutschland ist da, bevor noch jene Bundesakte ausgefertigt wird; wehe dem, der was das heiligste Gefühl vereinigt hat, frevelnd voneinander reißen wollte!

XLVII

Die zweite Kapitulation von Paris

Königliche Hoheit! Den Parteiungen, welche mein Vaterland zerreißen, und der Feindschaft der europäischen Mächte preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn beendigt, und ich komme wie Themistokles, um mich am Herd des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Ew. Königlichen Hoheit als dem mächtigsten, beständigsten und edelmütigsten meiner Feinde in Anspruch nehme.

Napoleon an den Prinzregenten von England, Insel Aix, den 14. Juli 1815.

1. Der Marsch nach Paris. (Aus einem Briefe Clausewitzens an seine Frau.)

Dammartin bei Paris, 29. Juni 1815.

Da sitze ich und schreibe Dir aus einem sehr hübschen Kabinett eines Landhauses, im Angesichte der großen Stadt, die jetzt wohl nicht in der besten Stimmung den morgenden Tag erwartet. Die beiden Korps von Vandamme und Gérard, welche unter Grouchys Oberbefehle sich am 19. mit uns (dem dritten Korps) geschlagen haben, hatten an der Schlacht am 18. wenig Anteil genommen und waren daher den 20. noch in einem ziemlich guten Zustande zwischen 30 und 40000 Mann. Der gerade Rückzug war ihnen zwar abgeschnitten, allein bei der Nähe der Grenze und der vielen Festungen war es nicht möglich, sie ganz von Soissons und Paris abzuschneiden. Die unerhörte Geschwindigkeit aber, mit der wir auf Paris marschiert sind, hat auch diese Korps so aufgelöst, daß sie heute zwar Paris kurz vor uns erreicht haben, aber in einer sehr traurigen Verfassung. Dies macht eine Verteidigung von Paris um so unwahrscheinlicher und wir werden also morgen wohl, anstatt den Montmartre zu stürmen, ruhig einziehen. Ganz kann man aber auch dies nicht verbürgen, da in dieser tollen Stadt fünf tolle Jakobiner [Fouché, Carnot, Grenier, Quinette, Caulaincourt] jetzt das Ruder in den Händen haben. Wehrt sich Paris, so wird die Welt ein greuliches Schauspiel sehen.

Unser Zug durch Frankreich ist mit unendlichen Anstrengungen des armen Soldaten geschehen. Seit dem 20. sind wir fünfzig Meilen marschiert; das will bei einem gänzlichen Mangel an Brot, beständigem Biwakieren und unaufhörlichem Regen sehr viel sagen.

Die Straße, wo wir gezogen sind, hat durch die Korps selbst im Grunde nur wenig gelitten; die Häuser, welche geplündert wurden, sind sehr einzeln; aber freilich die Trains und Traîneurs, welche uns nachziehen, sollen fürchterlich wirtschaften.

Die Stimmung der Einwohner habe ich völlig dumpf gefunden. Keine Spur eines entschiedenen Hasses gegen Bonaparte und noch weniger von Anhänglichkeit für die Bourbons. Am liebsten hätten sie eine republikanische Verfassung oder den Sohn Bonapartes oder allenfalls auch einen Orleans (der Teilnahme an der Revolution wegen). Mir ist diese Verstocktheit der Ansicht wahrhaft ekelhaft gewesen. . . .

2. Die Übergabe der Stadt. (Blücher an seine Frau.)

St. Clou d. 3. Juli 1815.

hir sitz ich in diesen Augenblick und erwahrte die französischen Generale und die 5 Deputirte der französischen kamer um die capitulation von Pariß

Napoleon überliefert sich den Engländern
Stich von Meno Haas
(Berliner Kupferstichkabinett)

abzuschlissen, noch gestern nach mittag wurde ich vom Feinde angegriffen und nach einen hartnedigen gefegte wurde der Feind zurückgeworffen, heutte frühe um 3 Uhr erneuerte der Feind seinen angriff und es erginf ihm wie gestern, um 8 Uhr kam ein französischer General, mit dem antrag daß die Stadt sich uf condition ergeben wolle ich habe den HErtzog Wellington zu dieser unterhandlung ein geladen, wen die Conferenz beendigt sein wird will ich diesen briff weitter schreiben, in meinen letzten briff sagte ich daß du den negsten auß

Pariß erhallten ſolſt du ſihſt daß ich wohrt halte, aber ich habe geſtern und heutte wider gegen 3000 man verlohren ich hoffe zu gott es ſollen die letzſten in dieſen krige ſein, ich habe daß morden zum überdruß ſahtt.

Meudon den 4. Juli 1815.

Paris iſt mein, daß franzöſiſche militair marchirt hinter der loire und die Stadt wird mich übergeben die unbeſchreiblige Bravoure und beyſpihlloſe auß dauer nebſt meinen Eiſernen willen verdanke ich alles, an vorſtellungen und lamentiren über entkreftung der leutte hat es nicht gefehlt, aber ich wahr taub und wußte auß erfahrung daß man die Früchte eines ſiges nur durch un auß geſetztes vervollgen recht benutzen muß ich kan dich heutte nicht mehr ſchreiben, ich bin zu ſehr beſchefftigt, und zu matt, mach dieſen briff gleich in Berlin bekannt, gott ſey gedankt, daß bluth vergiſſen wird ufhören.

Blücher.

3. Die Rückkehr der Bourbonen. (Clauſewitz.)

> Sämtliche Franzoſen ſind mit Ernſt und mit Kälte zu behandeln, aber jede mutwillige Beleidigung von unſerer Seite ſoll ſtreng beſtraft werden. Ich erwarte, daß ſich die Armee nicht durch Übermut entehren, ſondern auch als Sieger menſchlich und beſcheiden betragen werde.
>
> Aus Gneiſenaus Tagesbefehl für den 7. Juli 1815.

Den 8.*) zog das erſte Korps unter General Zieten ein. Es wurde ſtill und kalt empfangen. Einige Exzeſſe, die gegen einzelne Preußen vom Pöbel begangen wurden, ſowie die Beſchimpfung unſerer am 2. gefangenen Huſaren (à la rivière avec ces coquins), welche einige Tage vorhergegangen war, überzeugte uns, daß wenigſtens der Pöbel nicht für uns ſei. Noch waren die Kammern beiſammen, noch deklarierten ſie, daß ſie ſich durch keine Gewalt vertreiben laſſen würden, noch wehte die trikolore Fahne von den Türmen. Aber die Preußen wollten ja die Kammern nicht vertreiben, die Preußen wollten ja die weiße Fahne nicht aufſtecken, die Preußen wollten imponieren, wollten ſich bereichern und durch einige Trümmer ihre Siegesbogen rächen! War das gegen Ludwig XVIII., war es gegen die proviſoriſche Regierung, war es gegen das Volk? Kein Menſch konnte darauf eine beſtimmte Antwort geben.

Zieten hatte kaum die Tuilerien, den Luxembourg und einige andere Plätze mit Infanterie und Kanonen ſtark beſetzt, ſo erklärte Sebaſtiani in den Kammern, jetzt, umgeben von fremden Bajonetten, wären ſie keine freie Verſammlung der National-Repräſentation mehr; ſie müßten jetzt den Bajonetten weichen bis zu einem günſtigeren Zeitpunkt. So löſte ſich die Regierung auf. — Bei allem unſerem mürriſchen Weſen gegen die Bourbons hatten ſie uns doch nicht angemerkt, daß wir noch unentſchloſſen und ungewiß waren über das, was in Frankreich nun geſchehen ſollte; und die frühere Proklamation Blüchers, worin er mehr-

*) Tatſächlich am 7. Juli, auch weiter unten iſt 9. in 8. Juli zu verbeſſern.

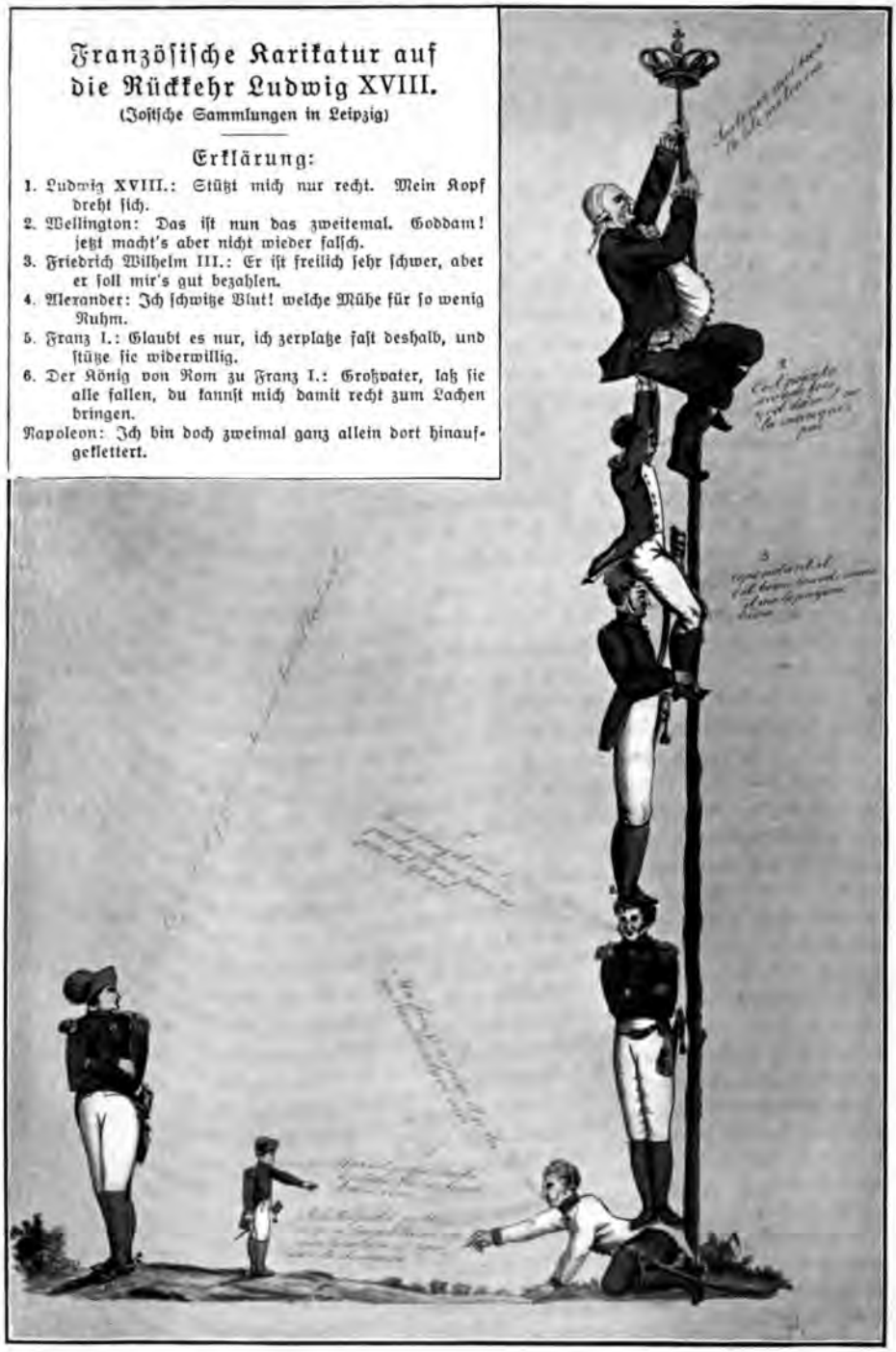
Franzöſiſche Karikatur auf die Rückkehr Ludwig XVIII.

(Joſtſche Sammlungen in Leipzig)

Erklärung:

1. Ludwig XVIII.: Stützt mich nur recht. Mein Kopf dreht ſich.
2. Wellington: Das iſt nun das zweitemal. Goddam! jetzt macht's aber nicht wieder falſch.
3. Friedrich Wilhelm III.: Er iſt freilich ſehr ſchwer, aber er ſoll mir's gut bezahlen.
4. Alexander: Ich ſchwitze Blut! welche Mühe für ſo wenig Ruhm.
5. Franz I.: Glaubt es nur, ich zerplatze faſt deshalb, und ſtütze ſie widerwillig.
6. Der König von Rom zu Franz I.: Großvater, laß ſie alle fallen, du kannſt mich damit recht zum Lachen bringen.

Napoleon: Ich bin doch zweimal ganz allein dort hinaufgeklettert.



mals versichert, es sei nicht die Absicht, den Franzosen irgendeinen Souverän aufzudringen, müssen sie für bloße Phrase gehalten haben. Genug, sie verließen das Schlachtfeld trotz des in der Konvention enthaltenen Punktes, daß wir die jetzige Regierung respektieren würden tant qu'elle durera. So wie die Jakobiner geräumt hatten, entstand ein Vakuum, und die Bourbonen drangen, wie leicht sie auch sein mögen, nach dem bloßen Gesetze der Schwere hinein. Nämlich, obgleich höchstwahrscheinlich die große Majorität von Paris gegen die Bourbonen ist, so kann es doch nicht fehlen, daß sie eine Partei darin hatten, selbst unter der Nationalgarde. Sobald nun diese Partei, welcher die andere schon durch eine heimlich vorbereitete Revolution gedroht hatte, sah, daß jene das Schlachtfeld willig räumte, übernahm sie das Heft, bekümmerte sich wenig um die schläfrige Majorität, zog dem Könige mit einigen tausend Mann Nationalgarden nach St. Denis entgegen, versammelte alle übrigen Volkshaufen auf den Straßen, die der König durchziehen mußte, und füllte die Luft mit dem Geschrei: vive le roi! So zog Ludwig XVIII. den 9. in Paris ein, ohne daß die Preußen es gewollt hatten, ohne daß die Engländer etwas anderes dafür getan hatten, als es ganz heimlich zu begünstigen, und ohne daß Paris selbst es eigentlich wollte.

4. Die versuchte Sprengung des Pont de Jéna. (Reiche.)

Die Arbeit zum Sprengen bestand darin, daß die Pfeiler dicht über dem Wasserspiegel nach bergmännischer Art, wie beim Steinsprengen, in gewissen Entfernungen voneinander auf eine gewisse Tiefe angebohrt wurden, worauf die Bohrlöcher mit Pulver geladen und durch eine sogenannte Zündschnur unter sich in Verbindung gebracht werden sollten.

Bei der Festigkeit der Brücke und dem großen Gewichte des abzuhebenden und umzuwerfenden Teils derselben kam mir die in Anwendung gebrachte Methode hinsichtlich ihres Erfolges etwas problematisch vor. Da mir indessen ein Geschäft oder eine Mitwirkung dabei in keiner Art zuteil geworden war, so befaßte ich mich auch in keinerlei Weise damit, sehr zufrieden, daß ich aller Verantwortung dabei überhoben war, um so mehr als ich die ganze Maßregel in meinem Innern nur mißbilligen konnte.

An lebhaften Verwendungen für die Erhaltung der Brücke fehlte es nicht. Hohe und höchste Personen interessierten sich dafür und man erzählte sich sogar, daß Ludwig XVIII., als seine Reklamationen ohne Erfolg geblieben, geäußert habe, wenn es soweit wäre, sich selbst auf die Brücke stellen zu wollen, hoffend, daß man ihn soviel achten würde, um ihn nicht mit in die Luft zu sprengen. Indessen ließ sich Blücher dadurch nicht irremachen.

Als nun am 10. vormittags die Arbeit soweit fertig war, daß die Sprengung vor sich gehen konnte, fanden sich Gneisenau und Grolman ein, diesem Akte beizuwohnen. Viele Zuschauer hatten sich versammelt, deren Annäherung durch eine verstärkte bewaffnete Macht verhindert wurde.

Als der Befehl zum Zünden gegeben war, erfolgte in dem Augenblick ein Lauffeuer und ein Getöse, als wenn Hunderte von Böllern losgingen. Die Brücke war in Rauch gehüllt und aller Augen waren unverwandt auf diesen

Schleier gerichtet, das kommende Schauspiel anzusehen. Der Rauch verzog sich und mit Verwunderung sah man die Brücke durchschimmern, bis sie bald klar und dem schwachen menschlichen Willen Trotz bietend, noch mauerfest dastand. Des Frohlockens und des Jubelns der Zuschauer, allerdings auch des Hohngelächters, nahm kein Ende.

Der die Arbeit leitende Offizier wies die ihm gemachten Vorwürfe mit der Behauptung ab, daß das ihm von der Artillerie gelieferte Pulver nichts getaugt habe, was der anwesende Kommandeur derselben durchaus nicht zugab. General Grolman war aufs höchste aufgebracht und wollte mich zur Verantwortung ziehen, daß ich mich nicht der Beaufsichtigung und obern Leitung dieses Unternehmens angenommen habe. Nur die erhärtete Versicherung, daß mir weder direkt noch indirekt irgendeine Veranlassung dazu gegeben sei, konnte ihn besänftigen.

Zu einer Erneuerung dieses mißlungenen Versuchs kam es nicht und die Brücke steht heute [im Jahre 1845] noch, jedoch mit dem veränderten Namen als Pont des Invalides.

5. Die Rückgabe der Kunstschätze. (Gustav Parthey.)

Diesmal wurde in Paris besser aufgeräumt, als im Jahre 1814. Aus einer unerklärlichen Galanterie hatte man damals alle geraubten Kunstwerke in Paris gelassen. Die politischen Erfolge, die man erreicht, waren so groß, daß die geringeren Forderungen der Gerechtigkeit davor in den Hintergrund traten. Man schrieb diese unerlaubte Nachsicht dem Kaiser von Rußland zur Last, der freilich nichts zurückzufordern hatte, ja sogar 40 Kisten mit den aus Kassel geraubten Gemälden per fas et nefas an sich brachte und nach Petersburg führte, wo die Bilder trotz aller Reklamationen noch immer in der kaiserlichen Galerie sich befinden. Jetzt verwandte sich Wellington für die Niederländer, der Kaiser Franz forderte die aus Florenz, Mailand und Venedig geraubten Stücke, der Papst Pius VII. und die Spanier blieben auch nicht zurück. So ward der Raub vieler Jahre den rechtmäßigen Herren zurückgestellt. Den Franzosen wollte es anfangs durchaus nicht einleuchten, daß gewaltsam weggeführte Kunstwerke nicht als wohlerworbenes Eigentum gelten können. Sie sträubten sich so lange, als es irgend anging. Der greise Denon, Napoleons Begleiter in Ägypten, Direktor der Pariser Sammlungen, ein feiner Kenner in allen Kunstfächern, war bei Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern besonders tätig gewesen. Unter andern hatte er im Jahre 1806 die Berliner Kunstkammer und das Münzkabinett geplündert; man kann sich also wohl denken, daß die Preußen nicht gut auf ihn zu sprechen waren. Er erhob bei der verlangten Rückgabe die größten Schwierigkeiten. Anfangs wollte er die Sache bloß für einen Scherz halten und schien den Gedanken im Ernst gar nicht fassen zu können. Dann machte er die lächerlichsten Ausflüchte und hielt die preußischen Kommissäre von einem Tage zum andern hin. Bald war er unwohl oder nicht zu Hause, bald konnte er die Schlüssel nicht finden, bald fehlten die betreffenden Inventarien. Endlich riß den Preußen die Geduld, und der Leutnant Dieterici (später Geheimrat und Direktor des statistischen

Bureaus in Berlin) erhielt den Auftrag, mit 16 Mann seiner uckermärkischen Kompagnie bei dem Baron von Denon die Exekution zu vollstrecken. Als er eines schönen Morgens mit seinem kleinen Kommando einrückte, fand er nur die alte Haushälterin in der Wohnung. Eine ganze Reihe von bequemen Entresolstuben war mit dem raffinierten Luxus eines reichen alten Junggesellen eingerichtet; man fand weiche Teppiche und noch weichere Sofas, goldne Spiegel und kostbare Stutzuhren, Ölgemälde und Kupferstiche, Majoliken und etruriſche Vasen. Kinder, sagte Dieterici nach seiner humanen Art zu den rauhen Söhnen der märkischen Ebne, setzt eure Gewehre vorsichtig zusammen, macht es euch auf den Kanapees bequem, aber zerbrecht mir nichts! Mir ahnet, daß wir nicht lange hierbleiben werden. Darauf ward der Haushälterin bedeutet, sie habe auf Kosten des Barons von Denon ein sehr gutes Diner und sehr guten Wein für 16 Mann von dem nächsten Traiteur zu besorgen. In dem großen eleganten Salon ward eine fröhliche Tafel aufgeschlagen. Während noch der treffliche Chablis die Runde machte, schickte Denon die verlangten Schlüssel zu den Museen, und die Exekution ward zum Leidwesen der Exekutoren sofort aufgehoben.

6. Blücher an Friedrich Wilhelm III. wegen Aussetzung der rückständigen Soldzahlungen.

Ew. Königliche Majestät haben allergnädigst befohlen, daß dem Heere der rückständige Sold ausgezahlt werden soll. Da aber in Frankreich noch nichts eingegangen ist, so hat der Staatskanzler Fürst Hardenberg durch den Finanzminister von Bülow die nötigen Summen aus dem Vaterlande zu ziehen befohlen. Ew. Majestät erlauben, daß ich meine Meinung und Bitte und die des Heeres offen und unverhohlen aussprechen darf. Bei unserm Vordringen in Frankreich beseelte uns der Wunsch, nichts für uns zu erwerben als Ehre, dagegen aber dem bedrängten Vaterlande aufzuhelfen und Ew. Majestät in die Lage zu setzen, die Wunden zu heilen, die ein langes Unglück und feindlicher Übermut dem Vaterlande und jeder einzelnen Familie geschlagen haben; aus diesem Grunde forderte ich die Kontribution von 100 Millionen aus Paris, und nur von dieser Summe wünsche ich einen Teil für die Armee zu verwenden und trug Ew. Majestät eine zweimonatliche Soldzahlung für die Armee vor, die auch allergnädigst bewilligt wurde. Da aber die veränderten Umstände dies unmöglich machen, so wird die ganze Armee nicht allein freudig auf diese zweimonatliche Zahlung Verzicht leisten, sondern wir bitten Ew. Majestät untertänigst, nur soviel Gelder uns verabfolgen zu lassen, als wir für die Verwundeten und die unumgänglichste Notwendigkeit bedürfen.

Wir wollen uns lieber auf das Äußerste einschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen unseres Landes nach Frankreich ziehen und so dieses verruchte Land bereichern, um das wieder aufkeimende Leben unseres Vaterlandes zu vernichten.

Hauptquartier Chartres, 12. August 1815. (gez.) Blücher.

Die für die Kriege in den Jahren 1812—1815 gestifteten Ehrenzeichen und Denkmünzen

1. Das Eiserne Kreuz. 2. K. K. österreichisches Kriegsdenkzeichen. 3. K. russische Kriegsdenkmünze. 4. Kgl. preußische Kriegsdenkmünze.
5. Großherzogl. weimarische Kriegsdenkmünze. 6. Großherzogl. oldenburgische Kriegsdenkmünze. 7. Hanseatische Kriegsdenkmünze.
8. Kriegsdenkmünze der Freien Reichsstadt Frankfurt.

XLVIII

Der Streit über den zweiten Pariser Frieden

Nicht nur die Franzosen, auch die Verbündeten hatten von dem schönen, gebildeten, kunstreichen Lande der Franzosen, und daß ihr Staat zum Heil des übrigen Europas mächtig und stark sein und bleiben müsse, uns die Ohren vollgeklungen; daß Deutschland aber vor allen andern, daß Deutschland eben als der Mittelpunkt des Weltteils, an welchem sich die wilden Wogen aller Völkerbewegungen und Weltaufruhre brechen müßten, stark und mächtig erhalten oder gemacht werden müsse, wer hat es ausgesprochen?

Arndt in den Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

1. Gentz über den zweiten Pariser Frieden. (Im Österreichischen Beobachter vom 5. Dezember 1815.)

Um einen wahren Friedensstand mit Frankreich insoweit, als er unter den obwaltenden Umständen denkbar ist, zu stiften, müßte Europa auf Schadloshaltung für die Vergangenheit und Sicherheit für die Zukunft dringen. Beides haben die gegenwärtigen Friedensschlüsse in reichem Maße gewährt. Aus dem Standpunkte der Schadloshaltung betrachtet, übersteigt der vereinte Wert der Territorialabtretungen und Geldleistungen, die Frankreich durch diese Friedensschlüsse aufgelegt wurden, bei weitem den Aufwand des letzten Feldzugs, der ohnehin größtenteils auf Frankreichs Kosten geführt ward. Dieselben Geldleistungen aber und dieselben Länderabtretungen bieten zugleich, aus einem andern und höhern Standpunkte betrachtet, allen benachbarten Staaten neue und sehr wirksame Bürgschaften ihrer künftigen Sicherheit dar. Denn ein beträchtlicher Teil der von Frankreich zu entrichtenden Summen ist vermöge einer bestimmten Übereinkunft zwischen den Höfen der Errichtung neuer Festungen auf verschiedenen Punkten der Grenze gewidmet; und in militärischer, wie in jeder andern Rücksicht sind die Zurückgabe der im vorigen Friedensschluß von den Niederlanden getrennten Distrikte — die namhafte Erweiterung der deutschen Grenzlande an der Saar und Lauter — die Abtretung von Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau — die Zerstörung der Festungswerke von Hüningen und ein Zuwachs von Gebiet für die Schweiz — endlich die Wiedervereinigung von ganz Savoyen mit dem sardinischen Staate — wohl nicht als unbedeutende Vorteile zu betrachten. Auf bessere Bedingungen als diese — die Sicherstellung so vieler Privatforderungen, die bisher nur sehr unvollkommen gedeckt waren, mit eingerechnet — konnte niemand Ansprüche machen, der nicht den Entschluß gefaßt hatte, Frankreich ganz und auf immer zugrunde zu richten. . . .

Der innere Zustand Frankreichs ist noch nicht von der Art, daß man die von vielen Seiten geäußerten Besorgnisse für grundlos erklären dürfte. Zum Glücke aber sind diese Besorgnisse, insofern die übrigen Staaten ein Interesse dabei haben, in sehr enge Grenzen beschränkt. Auf eine lange Reihe von Jahren hinaus ist Frankreich unfähig, seine Nachbarn zu bedrohen, und wenn es nicht in andern Rücksichten für Europa von äußerster Wichtigkeit wäre, daß dies unglückliche Land zu einer festen und dauerhaften Ordnung zurückkehre, so könnte man es, in der heutigen kraftvollen Stellung des europäischen Staatensystems,

ohne Gefahr seinem Schicksal überlassen. Ein solcher Entschluß wäre aber mit den Grundsätzen der hohen verbündeten Souveräns unvereinbar gewesen. Die Maßregeln, die sie ergriffen haben, sind ihrer Weisheit und Großmut gleich würdig. Die Aufstellung einer zahlreichen Armee, die sich auf die französischen Grenzfestungen stützt, muß auf einer Seite jeden Überrest von Unruhe, die bei irgendeiner neuen Bewegung im Innern von Frankreich die Nachbarn ergreifen könnte, verbannen, und auf der andern Seite die königliche Gewalt, so viel als es geschehen kann, ohne sie selbst in ihrem Wirkungskreise zu hemmen, durch ihre bloße Gegenwart kräftig unterstützen. . . . Wenn aber auch auf diesem Punkte des Weltschauplatzes der Himmel noch mit Wolken bedeckt ist, so glänzt er auf allen übrigen desto heiterer. In keinem Zeitpunkte seit der Stiftung der europäischen Allianz war die Harmonie zwischen den Hauptmächten vollkommener und inniger als heute. Mit ihr ist die Dauer des allgemeinen Friedens von allen Seiten verbürgt. Die Verhandlungen von 1814 ließen noch manches zu wünschen und manches zu fürchten übrig. Die Verhandlungen von 1815 haben das große Werk vollendet. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die Aussicht auf ein goldenes Zeitalter in Europa nicht mehr unter die leeren Träume gehört!

2. Aus Görres Antwort: Nach Wien hinüber! (Im Rheinischen Merkur vom 16. Dezember 1815.)

Diese zarte feinsinnige Politik, die neben der Wiedergeburt Afrikas so emsig für die des benachbarten Volkes sorgt, das für Deutschland besser nicht geboren wäre, hat aber gar nicht nachgefragt, ob denn die Wiedergeburt des eignen Vaterlandes möglich sei, nachdem Rußland in Polen, und England in Hannover und Belgien den scharfen Keil hineingetrieben, und hat vielmehr, nachdem sie notdürftig uns eine Anarchie statt einer Verfassung bereitet und übergeworfen hat, sich, ohne umzusehen, davongemacht. Das Basiliskenei, das der französische Hahn gelegt, und das die deutsche Einfalt auszubrüten sich bemüht, wird früh genug ausgehen; und jene zarte Politik soll nur keine Sorge tragen, sofern sie fortfährt, wie sie guten Anfang zu machen sich willig zeigt, das alte Schlaraffenleben in Deutschland wieder einzuführen, wird das goldne Jahrhundert nicht halb vergangen sein, und diese wiedergebornen Franzosen, in deren Geburtswerk sie so erbarmend und zutätig Hebammendienst geleistet, werden wieder dies- und jenseits des Rheines brennen und sich sodann nach Wien auf die Reise begeben. Es wird gesagt, alle Abtretungen und Geldleistungen überstiegen bei weitem den Aufwand des letzten Feldzugs, als ob es sich von selbst verstanden, daß die Einbuße aller früheren Kriegsjahre, wo seit 1800 Frankreich immer angreifend gewesen, einmal für allemal aufgegeben werden müsse, weil man sie im vorigen Jahre, ohne auf den lauten einstimmigen Zuruf der Nation zu hören, zu fördern außer acht gelassen. Es wird gerühmt, mit welcher Gewissenhaftigkeit man selbst die Forderungen der Privatpersonen beachtet. Ohne zu verkennen und verkümmern zu wollen, was an diesem Lobe wirklich wahrhaft und gegründet ist, müssen wir doch bemerken, daß, da man, ohne Rücksicht auf

die Heiligkeit der den Franzosen anvertrauten oder von ihnen erpreßten Depositen, zu ihren Gunsten alle ihre Gläubiger dieser Art, wenige der allerunbedeutendsten ausgenommen, genötiget hat, Renten im Kurse von 60 und 75 zum vollen Nennwert anzunehmen, und dadurch ein reines Dritteil oder Vierteil ihrer ganzen ihnen das vorige Mal vollständig gewährten Forderung mit einem Federstrich entzogen, man dadurch ihrem guten Rechte, mehr als erlaubt, vergeben. Wieviel besser war außerdem vorgesorgt, hätte man, da man z. B. weiß, daß Preußen ungefähr 300 Millionen zu fordern hat, und so jeder andere deutsche Staat ungefähr überschlagen kann, wieviel seine Forderung beträgt, die Franzosen genötigt, diese Summe sogleich zu inskribieren, und alsdann die Liquidation eintreten lassen, um auszumitteln, welche Summe sie zu viel bezahlt. Dann dürfte man jetzt nicht mit ihnen um jeden Franken streiten, den sie bezahlen müssen; es wäre ihr eigner Vorteil gewesen, die Liquidation sobald als möglich zu beendigen, statt daß sie jetzt dringendes Interesse haben, das Geschäft in die Länge hinauszuziehen, damit die Zahlungen auf den Nimmertag geschehen, wodurch all der mühsame Fleiß zunichte wird, der auf den Traktat verwendet worden.

Fort also mit all dieser politischen Schönfärberei, die in Frankreich erfunden und mit Fertigkeit getrieben, nimmer bei uns zünftig werden soll! Die Nation weiß zu ehren, was damals gut und tüchtig gemacht ist worden; sie wird in Hoffnung besserer Zeiten und im Vertrauen auf Gott ihr abermaliges Unglück zu tragen wissen. Sie ist ganz und einstimmig des Sinnes gewesen, der hier als leidenschaftlicher Übermut getadelt worden; das wissen die Minister, sonst durften sie ja nur die Stimmen, die öffentlich im Namen aller gesprochen, und die hier zurechtgewiesen werden, als hätten sie es aus sich geredet, zum Stillschweigen bringen, um des Beifalls aller gewiß zu sein. Wer aber, er sei wer er wolle, darf so kühn sein, vor sein Volk zu treten, und er tue so bescheiden als er immer mag, es der Anmaßung bezichtigen, wenn es sein Recht verlangt.

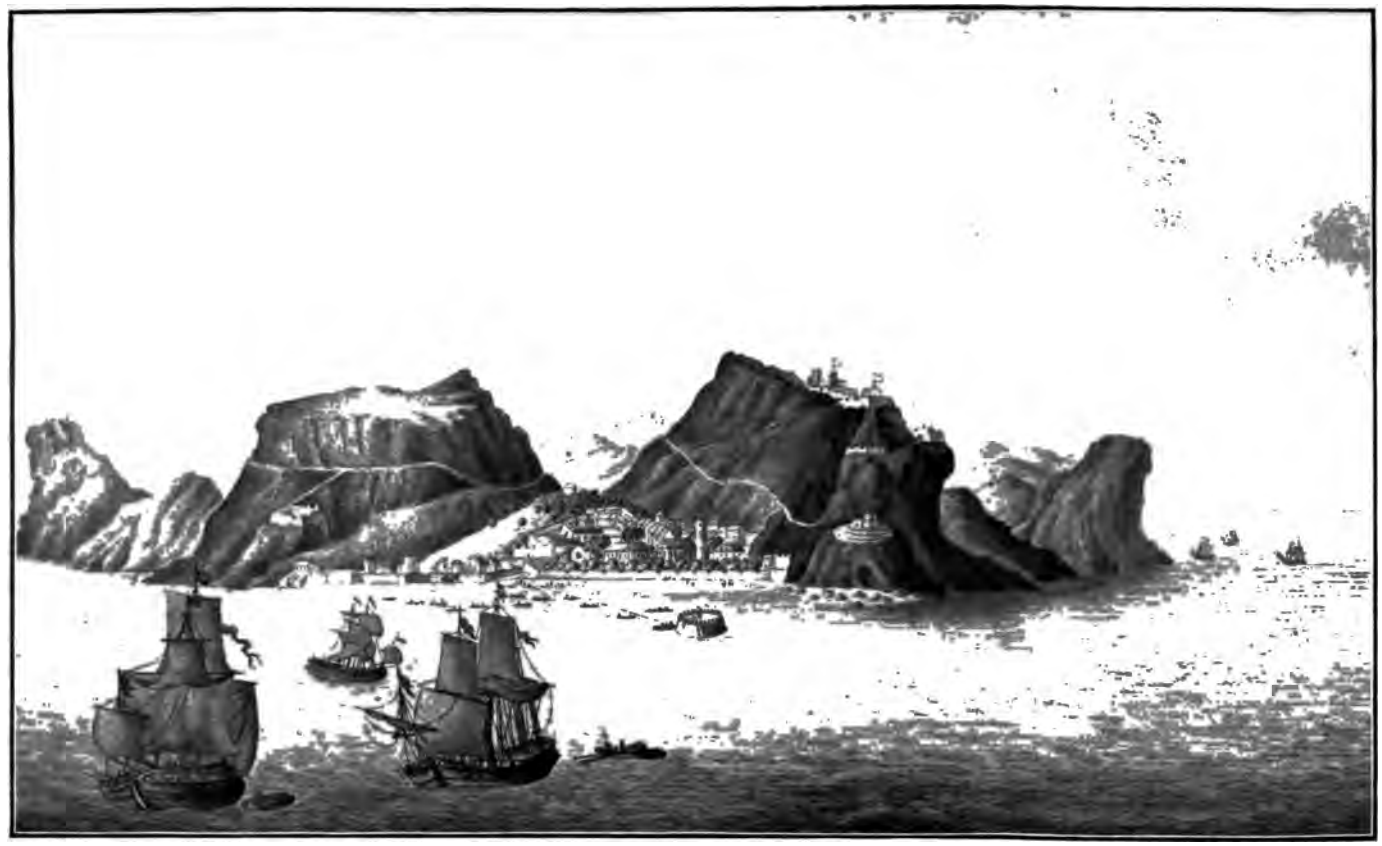
	XLIX	
Ausklänge		

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich —

Aus Ludwig Uhlands Gedicht „Am 18. Oktober 1816".

1. Aus Görres' Sylvesterartikel: Die Reaktion in Preußen.

Preußen geht aus diesem Streite, in dem es Wunder der Kraft getan, wie einer, der auf der Folter gelegen, dem alle Glieder auseinandergereckt, dabei innerlich zerrissen, zerfetzt und zerschlagen sind. Es hat keine leibliche Basis, keinen festen gediegnen Zusammenhang, keine innerliche Sättigung und sich selbst genügende Gehaltenheit; seine Glieder sind weithin ausgestreut wie die Gebeine, die das Wort des Propheten, der die Winde aus allen vier Weltgegenden zusammenruft, beleben soll. Was ist dies lebendige Wort, sicher



Ansicht von James Town auf der Insel St. Helena

Kolorierter Kupferstich

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

nichts als der Geist, mit dem Preußen steht und fällt; nicht der alte böse Dämon, der es so lange besessen hatte, sondern der frische, rege Lebensgeist, der von seiner Jugend ausgegangen. Diesem Geist haben die Besseren sich allerwärts ergeben, in ihm hat Preußen die Verständigen sich gewonnen, während die Unverständigen rund umher in bitterem Hasse entbrannt erscheinen; nur allein, indem es diesen hegt und pflegt, kann es hoffen, sich gegen so viel andringende Feindschaft zu behaupten. Nun kommen aber diese und bringen ihr verjagtes Gespenst wieder herbeigeschleppt: ihr Altpreußentum in seiner ganzen Herbheit und der widerwärtigen Schärfe, als solches nicht etwa dem wackern Stamme angehörig, sondern als der Inbegriff aller fiskalischen, kameralistischen, militärisch despotischen sogenannten Tendenzen der letzten Zeit trachtet, wollen sie der Welt von neuem aufdringen, die es in innerster Seele haßt und es überall von sich abgetrieben. Wie hat Polen sich dagegen gebäumt, wie ist es in Hannover in so kurzen Tagen so gründlich gehässig worden, wie haben die Sachsen sich neuerdings im Nachgefühle noch dagegen aufgelehnt, wie war das System ehemals den Rhein entlang den Kindern zum Schrecken und den Alten zum Abscheu geworden. Und solcher Unrat sollte wieder mit Fleiße zusammengeschaufelt werden, nachdem ihn der Himmel mit seinen Zornruten kaum ausgefegt? Soll der gewaltige Geist, der das große Werk vollbracht, nun sie es in ihrer blöden Kurzsichtigkeit beendigt glauben, sich in ihre Dienstbarkeit begeben, und in ihrem Spinnhause knechtische Arbeit tun, und etwa Ohren in die Nadeln schlagen, durch die sie Hirsekörner zu werfen, nicht ohne lange Übung, sich die schätzbare Kunst erworben? Aus der Mitte der Völker ruft eine Stimme unaufhörlich in denselben ernsten, dunkeln, tiefen Tönen nach Recht und Verfassung; die Fürsten haben sie gehört und wohl verstanden und sind sogleich willig worden, nach ihrem gerechten Begehr zu tun; nur diese Augendiener suchen sie unaufhörlich zu beschwatzen: aber die Stimme ruft fort und fort und wächst immer an und nimmt immer zu an Kraft und Stärke, und das Murren der Wenigen wird bald gänzlich unhörbar werden. So groß ist die Armut und die Not im Volke geworden, daß man erfreut sein müßte, daß es an Ideen seines Elends sich getröstet und für seine reellen Opfer in ideeller Münze die Bezahlung nimmt; nicht einmal der Klugheit will die verblendete Partei einräumen, was sie zuvor der Gerechtigkeit versagt. Österreich mag sich, doch aber auch nicht ungestraft, wenn es nicht Maß zu halten weiß, dem Geist verschließen, sein Wesen ruht mehr auf dem Glauben, und es hat in schwergediegener runder Masse einen Mechanism ausgebildet, der auf lange hinhalten kann; bei Preußen aber gebietet es schon gemeine Politik, daß es für seine Selbsterhaltung des Geistes Meister werde, nicht durch Hoffart, wie wohl schon eher geschehen, sondern durch die freie Unterwerfung unter das ewige Weltgesetz, das von ihm ausgegangen. Ein festes standhaftes Vertrauen muß es sich erwerben, damit seine fiktiven Wechsel auf einen bloß idealen Besitz im gemeinen Verkehr wie bare Münze gelten: dazu bedarf es von innen einer freien, festen Verfassung, auf Gerechtigkeit und ja nicht auf lügenden Schein gebaut, die eine Gewähr gebe, daß nicht Leichtsinn oder Gewalt in einem Tage niederreißt, was Vernunft in langer Frist gebaut; dann nach außen,

daß es immerwährend strebe, in allen Verhältnissen sich zu einer deutschen Macht hinaufzuheben, und nicht, wie früher alles Bestreben hingegangen, Deutschland zu einer preußischen Macht hinabzuziehen. Nur wenn dort die Gewalt sich selber bindet, und hier alle Gewalttätigkeit unterlassen wird, kann Preußen in der Liebe des gesamten Volkes groß, stark und mächtig werden, anders wird es, früher als das Jahrhundert abgelaufen, in seinem Hasse untergehen. Die nur raten gut, die zum Ersten stimmen, das aber sind die gefährlichsten Feinde der Regierung, die sie zum andern Unheil in blinder Betörung und Raserei zu treiben sich bemühen.

2. Gentz über Volk und Jugend in den Befreiungskriegen. (1818 anläßlich des Wartburgfestes.)

Der Feldzug von 1813 und 1814 war eine der Unternehmungen, die durch Tapferkeit und Enthusiasmus allein unmöglich gelingen können, und bei welchen selbst das glänzendste Verdienst der Ausführung dem höhern Verdienst der Einleitung und Anordnung nachstehen muß. Die Fürsten und ihre Minister, und ihre Feldherren, die an ihren Ratschlägen teil hatten, haben das Größte verrichtet. Sie haben getan, was alle Volksredner und Pamphletschreiber der Welt und Nachwelt ihnen nicht streitig machen können. Sie haben den Augenblick erkannt und benutzt, an dessen glückliche Wahl das Schicksal von Europa geknüpft war. Sie haben den Krieg vorbereitet, gegründet, geschaffen. Sie haben mehr als dieses getan: sie haben ihn auch geleitet, genährt und belebt. Ohne die Gegenwart der Monarchen, ihre begeisternde Tätigkeit, ihre wundervolle Eintracht, ihre kühnen und weisen Operationspläne säße Napoleon noch jetzt auf seinem Throne. Die, welche heutiges Tages in jugendlicher Vermessenheit wähnen, sie hätten den Tyrannen gestürzt, hätten ihn nicht einmal aus Deutschland getrieben.

Allerdings konnten die Völker bei einem Kriege, wie dieser, nicht müßig oder neutral bleiben; allerdings mußte auf ihre treue und kräftige Mitwirkung gerechnet werden können. Mehr oder weniger ist dies bei allen Kriegen der Fall. Der Krieg von 1813 hatte aber das Eigentümliche, daß er nicht allein für das Interesse der Völker (welches jedem rechtlichen Kriege zugrunde liegen soll), sondern auch für ein von den Völkern selbst einstimmig anerkanntes, einleuchtendes, unmittelbares, dringendes Interesse geführt ward. Die Frage in diesem Kriege war, ob sie lieber ihren angestammten Regenten und vaterländischen Gesetzen, oder einem fremden Eroberer gehorchen wollten, und diese Frage war in allen Gemütern entschieden. Es bedurfte weder des Zwanges, noch künstlicher Überredung, um die Völker für ihre eigene Sache zu bewaffnen. Daß es sich so verhielt, benimmt ihrer kindlichen Zuversicht und Bereitwilligkeit, ihren preiswürdigen Anstrengungen, ihren heldenmütigen Aufopferungen nicht das Geringste von ihrem bleibenden Wert. Wir haben es hier überhaupt (was nicht oft genug erinnert werden kann) keineswegs mit den Völkern, die besser wissen, was wahr und gerecht ist, sondern bloß mit ihren eigenmächtigen, geschäftigen, oft sehr unklugen Freunden zu tun; denn von diesen unbevoll-

mächtigten Organen allein hören wir sagen: „Wir haben den Fürsten ihre Kronen wiedererobert, und was ist unser Lohn?“ uff.

Gehen wir von der Vorbereitung, dem wahren Ursprunge, dem Zweck und den Mitteln des Krieges, zu der eigentlichen Führung desselben über, so ergibt sich, daß der Lieblingstext der Demagogen, das Volk allein habe alles getan, nicht weniger grundlos ist. Zu dem Volke — in *ihrem* Sinne des Wortes — können sie unmöglich die stehenden Heere rechnen. ... Das Volk, welches sie meinen, welches unmittelbaren Anteil am Kriege gehabt hat, und welches den Krieg, wo nicht ausschließend geführt, doch ausschließend entschieden haben soll, kann also nur auf die Klasse beschränkt sein, die man unter dem allgemeinen Namen der Freiwilligen begriff. Dieser Name erweckt rühmliche Erinnerungen; in der Klasse, die er bezeichnet, haben, besonders im nördlichen Deutschland, Männer und Jünglinge aus allen Ständen geglänzt. Zu dieser Klasse gehörte dann auch jene kampflustige Jugend, die, von Vaterlandsliebe beseelt, aus Universitäten, Erziehungsanstalten und Schulen unter die Waffen eilte. Daß sie ihre Dienste freudig anbot, war edel und lobenswert; daß man sie annahm, kann nur durch den äußersten Drang der Not — denn welche weise Regierung würde sie sonst nicht abgelehnt haben — gerechtfertigt werden. Wenn dies nun, wie wir glauben, „die heilige Schar“ ist, von der es in deutschen Zeitschriften heißt, „die Regierungen, die sie später verkannt hätten, würde sich künftig in der Stunde der Gefahr vergebens nach ihrem Beistande umsehen“ — so denken wir darüber ungefähr folgendermaßen. Wir lassen es mit der Drohung dahingestellt sein; die Gefahr aber, welche sie voraussetzt, nehmen wir nicht einmal in unsere Wahrscheinlichkeitsberechnungen auf. Die Wiederkehr eines so verzweifelten Zustandes, wie der, welcher im Jahre 1813 die Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung erzeugte, liegt glücklicherweise so sehr außerhalb aller gegenwärtigen Konstellationen und Kombinationen, daß es uns unzeitig, unnütz, und gewissermaßen mit der den sämtlichen europäischen Souveräns schuldigen Achtung unvereinbar scheint, sich mit dergleichen Schreckbildern ernsthaft zu beschäftigen.

In welchem Verhältnis die Zahl der akademischen Streiter zu der Zahl der Freiwilligen überhaupt, und diese wieder zu der Gesamtmasse der kriegführenden Heere stand, wollen wir ununtersucht lassen. Wer die Geschichte des Krieges nur einigermaßen kennt, wird sich diese Frage leicht beantworten. Daß an den Tagen der Schlacht bei Leipzig wenigstens 200 000 Mann regulierter Truppen im Gefechte waren, ist gewiß; daß man sie eine Völkerschlacht genannt hat, kann die Wahrheit und die Natur der Dinge nicht ändern.

Die Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 haben an einem ewig denkwürdigen Beispiel gezeigt, was unter guter Leitung die Riesenkraft einer harmonischen Bewegung in allen Gliedern des gesellschaftlichen Körpers vermag. Vom Monarchen bis auf den Bauern herab hat jeder das Seinige getan, und insofern war der Sieg ein gemeinsames Gut, dessen alle sich zu erfreuen berechtigt sind. Diese Ansicht ist die gerechteste, die großmütigste, die wohltätigste; sie würde auch in Deutschland nie gestört worden sein, wenn nicht leidenschaftliche

Schriftsteller versucht hätten, sie durch die ihrige zu verdrängen. Sobald einmal getrennte und ausschließende Ansprüche laut werden, muß es jedem erlaubt sein, auch die entgegengesetzten geltend zu machen, und wenn diese vollends die überwiegenden sind, so wäre es unwürdige Nachgiebigkeit, eitlen Deklamatoren ohne Widerspruch das Feld zu überlassen. Ob Napoleon durch regelmäßige Streitkräfte allein, ohne Freiwillige, ohne Volksbewaffnung gestürzt worden wäre, ist ein Problem, worüber unter Sachverständigen die Meinungen geteilt sein können; die Möglichkeit liegt außer allem Zweifel. Daß aber umgekehrt alle Aufgebote, alle Landstürme und alle „heilige Scharen" von Deutschland, und allenfalls von Europa ohne die erhabenen Entschließungen der Fürsten, die Weisheit und Eintracht ihrer Kabinette, das Genie ihrer Feldherren und die Tapferkeit ihrer regelmäßigen Heere ihn nicht bezwungen haben würden — das leuchtet dem gemeinsten Verstande ein. In diese einfache Gestalt gekleidet, scheint uns die Frage, wenn sie einmal verhandelt werden mußte, für immer entschieden.

Pariser Napoleon-Andenken aus dem Todesjahre des Kaisers

(Jostsche Sammlungen in Leipzig)

Nachweis der Fundorte und Bewertung der Quellen*).

Erster Teil.

I. Der preußische Parolebefehl in der Leipziger Zeitung vom 5. Februar 1806.

1. Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 1806. Anonym. [In der Steinschen Buchhandlung, deren Inhaber Johann Philipp Palm war, erschienen und bei Hessel in Altdorf gedruckt.] S. 130/31, 133, 134/35 des mit der Originalausgabe übereinstimmenden Neudrucks von Graf Du Moulin Eckart. Der Verfasser der Flugschrift ist nie genau ermittelt worden. Es war vielleicht der Altdorfer Rektor Adler, vielleicht auch der Fürther Privatlehrer und ehemalige Konsistorialrat Christian Gottlieb Yelin. Palms Mitarbeit an der Broschüre ist nicht ausgeschlossen. Du Moulin Eckart (S. XL) vermutet, daß die Beteiligten Mitglieder eines Geheimbunds waren. — Für Napoleons Entscheidung kommt in Betracht, daß die Schrift das Verhalten der in Süddeutschland stehenden französischen Truppen angreift. Sie wird demgemäß von ihm in einem Briefe an Berthier als hochverräterisch bezeichnet. — Die Beurteilung Hardenbergs (s. auch III, 1) ist für die damalige Zeit zu günstig. Hardenberg tritt im Sommer 1805 für ein Bündnis mit Frankreich ein und führt erst im Herbst infolge Bernadottes Marsch durch Ansbach eine entschiedenere, aber keineswegs kriegerische Sprache, durch die er sich Napoleons Haß zuzog.
2. Arndts Geist der Zeit. Abgedruckt aus der 2. Auflage des 2. Bandes von S. 110/11, London 1813 bei Th. Boosey, tatsächlich in Berlin bei Georg Reimer. Der Band enthält eine Charakteristik der politischen Lage von 1806—1808. Die 1. Auflage erschien 1809. S. auch II, 1 und im folgenden Teil XIII, 1.
3. Aus der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges 1843 1, 147/48. — Rüchel stand vom November 1805 bis Februar 1806 in Gotha.

II. 1. Aus dem 1. Band des „Geistes der Zeit. 1806. [Altona bei Hammerich] S. 425/26. Dieser Band behandelt die europäische Lage bis in den November 1805.
2. Wieder abgedruckt in den Münchener Neuesten Nachrichten vom 16. April 1906.
3. Sibyllinische Blätter. 1807. S. 48 f. Franzosenfreundliche Flugschrift: radikal, aber antirevolutionär. Leider sind die Verfasser solcher Flugschriften meist nicht festzustellen.
4. Aus Schleiermachers Leben. In Briefen 2, 63 f. — Magischer Spiegel S. 53 f. Dazu vgl. im 2. Teil I, 1. Der Verfasser ist Patriot im Sinne des 18. Jahrhunderts und betont vor allem die Kulturmission der Deutschen.

III. Die Ludwig-Ferdinand-Anekdoten hat jemand aus der näheren Umgebung des Prinzen zur Abwehr der Angriffe Cölln's in den „Vertrauten Briefen" zusammengestellt. Das Geschichtchen (S. 83) müßte sich im Februar 1806

*) Für Stellen, die ohne jede Schwierigkeit zu finden sind, z. B. Zitate aus Dichtern der Befreiungskriege, wird der Fundort nicht angegeben.

zugetragen haben. — Aus (Lombard) Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807 dédié aux Prussiens par un ancien compatriote. A Francfort et à Leipsic 1808 S. 71.

1. Aus dem Nachlasse F. A. v. Marwitz'. Berlin 1852, 1, 168/70. Ich mußte leider noch die alte, von Marcus Niebuhr und dem Obersten Schulz veranstaltete Ausgabe benutzen, die, wie Friedrich Meusel nachweist, sowohl Kürzungen wie zahlreiche Änderungen enthält. Jedoch werde ich die Neuausgabe in diesen Notizen berücksichtigen. — Marwitz ist Altpreuße, ein unbeugsamer Konservativer, der den Einfluß modernen französischen Geistes noch in den berechtigsten Reformen bekämpft. S. auch III 1, VIII 2, XV 3, XVI 2, XXVI 5 und im 2. Teile VI 4. — Die vorliegende Stelle ist 1836 verfaßt. Die Ausgabe von 1852 hat an einigen Stellen gekürzt und vor allem bei dem Strafgericht über die Kriegspartei den charakteristischen Satz weggelassen: „Denn dies war eine Gelegenheit, wo Friedrich Wilhelm durch bloßes Neinsagen seine Autorität bewahren konnte — und diese ließ er nie berühren." — Scharnhorst hat die Eingabe der Kriegspartei nicht unterzeichnet.
2. (Rühle von Lilienstern,) Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der 1806 unter Fürst Hohenlohe gestandenen Truppen. Tübingen 1807 S. 1—4.
3. 1805—1815. Erinnerungen eines Preußen aus der napoleonischen Zeit. Von George, Grimma 1840. S. 9f. — George war damals neunjährig.

IV. Motto aus Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Mittler 1906. S. 336.

1. Soldatenleben: Verpflegung und Disziplin sowie die wirtschaftliche Lage der Offiziere stammt aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. von Wachholtz herausgegeben von Bechelde. Braunschweig 1843. S. 59/60, S. 63/66 und S. 54/58. — Die übrigen Abschnitte des Soldatenlebens aus den Jugenderinnerungen Karl Friedrich von Klödens (1874) in der Neuausgabe der Wiesbadener Volksbücher. S. 29/31, 39/40, 42/43, 48/50. Klöden war der Gründer der ersten Berliner Gewerbeschule und ein auf praktischem und wissenschaftlichem Gebiete ungemein tätiger, vielseitiger Mann.
2. Die Offiziere: Memoiren des Generals Ludwig von Reiche 1842—45 niedergeschrieben, 1857 von Weltzien herausgegeben. S. 144/45. Reiches Memoiren nannte Poten früher „eine der besten militärischen Selbstbiographien, welche Deutschland besitzt", jetzt ist nachgewiesen, daß Reiche bei den militärischen Ereignissen von 1813 und 1815 zu sehr sich selbst in den Vordergrund stellt, worüber in späteren Abschnitten. Vgl. auch Historisches Jahrbuch 24, 581/82 (Pflugk-Harttung). — Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen, herausgegeben von Nippold. Leipzig 1889/90. 3 Bde. Sie sind in der Zeit von 1833—1840 entstanden und, obwohl von Gedächtnisfehlern nicht frei, von seltener Wahrhaftigkeit und Weite des Blickes. — Müffling, Aus meinem Leben. Berlin 1855. S. 7/8. Auch Müfflings Denkwürdigkeiten wurden früher zu hoch geschätzt, sie leiden an demselben Fehler wie die Memoiren Reiches. — Aus Karl von Rostitz, Leben und Briefwechsel. Herausgegeben von J. Dresden und Leipzig 1848. S. 74/78.

V. Motto aus Blaſendorffs Blücherbiographie. (Berlin 1887.) S. 83f.

1. Schwartz, Leben des Generals Carl von Clauſewitz. Berlin 1878 1, 220/22.
2. Rühle von Lilienſtern S. 9/10. Es iſt zu berückſichtigen, daß Rühle ganz auf Seiten Hohenlohes ſteht und an dem Herzog von Braunſchweig nur zu tadeln findet.
3. Müffling, Aus meinem Leben S. 13/14.
4. Rühle S. 42. 43/44.
5. Clauſewitz, Nachrichten über Preußen in ſeiner großen Kataſtrophe. 1823/24 niedergeſchrieben, aber erſt 1888 in den Kriegsgeſchichtlichen Einzelſchriften veröffentlicht. 10, 487ff.
6. Gentz, Schriften herausgegeben von Schleſier 1838. 2, 216f., 245. (Das Tagebuch von Gentz über ſeine Erlebniſſe im Jahre 1806 iſt franzöſiſch abgefaßt, es erſchien zum erſtenmal im Jahre 1836 in engliſcher, dann in deutſcher Überſetzung. Das Original wurde 1841 von Schleſier in den Mémoires et lettres inédits veröffentlicht.) Haugwitzens Worte über die zu erwartende ruſſiſche Unterſtützung beziehen ſich auf den preußiſch-ruſſiſchen Vertrag vom 1. Juli 1806.
7. Valentini, Das Gefecht bei Saalfeld an der Saale. Germanien 1807. S. 10/13. Unrichtig iſt die Anſchauung Valentinis, daß der Herzog von Braunſchweig nur die Defenſive habe ergreifen wollen.

VI. Motto: Stägemanns Gedichte ſind zitiert nach den Hiſtoriſchen Erinnerungen in lyriſchen Gedichten von Friedrich Auguſt Stägemann. Berlin 1828.

1. Alwin Thümmel, Kriegstage aus Saalfelds Vergangenheit. Berlin 1882. S. 66/68.
2. Boyen, Erinnerungen 1, 156/57. Die Szene fand noch am 10. Oktober ſtatt.
3. Reiche, Memoiren 1, 161f. (13. Oktober abends. An der Schlacht vom 14. nahm die Avantgarde nicht teil.)

VII. Motto: Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano S. 197. Von Weckhrlins Schlachtlied hatte Goethe eben in ſeiner Beſprechung des Wunderhorns geurteilt: „in künftigen Zeiten zu ſingen“.

1. Rühle S. 88/89, 91.
2. Motto: Karl Hegel, Briefe von und an Hegel. Leipzig 1887. 1, 68. — Danz, Anſicht der Stadt Jena in den Oktobertagen 1806. Jena 1809. S. 62/63.
3. Ebenda S. 75/77, 78/79.

VIII. Motto: Napoleon an Joſephine. Wiener Verlag 1906. S. 45. — Clauſewitz, Nachrichten S. 512f. — Pertz, Gneiſenau 1, 127. (Aus der „Denkſchrift über den Krieg von 1806“, Graudenz Anfang November 1806.)

1. Aus der Kreuzzeitung vom 31. Mai 1906.
2. Marwitz, Nachlaß 2, 24/36 (nach gleichzeitigem Tagebuch verfaßt). Gneiſenau, der Marwitz' Tagebuch über 1806/07 las und mit 17 Randbemerkungen verſah, meint in einem Briefe an Marwitz (vom 11. Dezember 1807), daß unter den vielen Erzählungen von der Schlacht bei Jena nur die Marwitzſche ein klares Bild von dieſer Weltbegebenheit gäbe. Freilich ſind die weiteren Ausführungen des Briefes unzutreffend. (Voſſiſche Zeitung 1908, Sonntagsbeilage Nr. 10.)
3. Aus der Kreuzzeitung Nr. 198, 28. September 1906.

IX. Motto: Boyen, Erinnerungen, 1, 197.

1. Boyen, Erinnerungen 1, 164/7. 169/70.
2. Schilderung der merkwürdigſten Kriegsbegebenheiten bei Auerſtädt. Von einem Augenzeugen und Führer des Herzogs von Braunſchweig, Johann Adam Krippendorf, Bauer in Auerſtädt. 3. Auflage. Sulza 1888. S. 28—32.
3. u. 4. Paul Bailleu in Bd. 101 der Deutſchen Rundſchau (1899) S. 387/88 und 396/98. Bailleu ſagt zu der „Relation" S. 383: „Nie wohl hat ein Fürſt die Schlacht, deren Verluſt mehr als die Hälfte ſeines Reiches ſogleich den Feinden überlieferte, mit größerer Objektivität, mit kälterer Ruhe geſchildert. König Friedrich Wilhelm ſchreibt nur für ſich, nicht für irgendeine Öffentlichkeit; nur ſich ſelbſt gibt er Rechenſchaft von dem, was er ſelbſt geſehen, was er ſelbſt erlebt hat. Er ſchreibt eine Relation, keine Anklage, keine Verteidigung."

X. Motto: Spazier, Jean Paul Friedrich Richter 1833 5, 77. Dort ſinnwidrig: Der die Franzoſen ganz aufs Trockene geſetzt. — Mundt, Knebels Literariſcher Nachlaß 2, 424.

1. Riemer, Mitteilungen über Goethe 1, 365/69. Goethe notiert in ſeinen Tagebüchern (III, 3, 174 Weimariſche Ausgabe): 14. Oktober. Um 1/2 6 Einzug der Chaſſeurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, ſchreckliche Nacht. Erhaltung unſeres Hauſes durch Standhaftigkeit und Glück. 15. Marſchall Lannes im Quartier und General Victor. Bei Hofe wegen Ankunft des Kaiſers. 16. Lannes ab. Gleich darauf Marſchall Augereau.
2. Motto: Goethes Werke. Weim. Ausg. IV, 19, 337. — (Ludw. Wilh. Gottl. Schloſſer.) Erlebniſſe eines ſächſiſchen Landpredigers in den Kriegsjahren 1806—1815. Leipzig (1846) S. 38/40. — Einen Beſuch Goethes auf dem Schlachtfelde mit Knebel und Major Hendrich finde ich in den Tagebüchern unter dem 23. Mai 1807 (Sonnabend). — Die Darſtellung der Schlacht, die Goethe in den Mund gelegt wird, hat zwar keinen hiſtoriſchen Wert, iſt aber in ihrem Urteil über das Verhältnis der preußiſchen Führer zueinander recht intereſſant. Rüchels Verſpätung iſt übrigens auch jetzt noch nicht genügend erklärt. Goethes (?) Auffaſſung würde ſich mit der Maſſenbachs decken.

XI. Motto: Boyen: 1, 218. — Schlacht aus: Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeſchrieben von Henrich Steffens (10 Bde. Breslau 1841/44.) 5, 190 bis 195. Steffens war ein Schüler Schellings und ein Mann, der ebenſo im politiſchen wie im geiſtigen Leben ſeiner Zeit ſtand. Sein Werk iſt eine unſerer reichſten Selbſtbiographien, wenngleich es der romantikerfeindliche Johannes Scherr ein „breitmäuliges Nebelbuch" nennt, und ſoll im folgenden noch mannigfach benutzt werden. — Das Datum der Schlacht iſt korrigiert.

XII. Löſcheimer (der Name erklärt ſich aus dem Gegenſatz zu Cöllns „Feuerbränden") 2. Heft, 1807, S. 98—100. Die Zeitſchrift will über das Vergangene zu einem ſachlich-kritiſchen Urteil gelangen und Richtlinien für die Gegenwart geben. Sie geht aus ähnlicher Stimmung wie der Tugendbund hervor. S. auch XVI, 1 und VIII, 1 im 2. Teil. Die Zahl der Befreiten iſt nach Lettow-Vorbeck (2, 89) auf 4000 herabzuſetzen, ferner iſt die Schlußbemerkung falſch: die Leute zerſtreuten ſich nach ihrer Befreiung. — Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847 S. 166/68.

XIII. Karl von Raumers Leben von ihm selbst erzählt. Stuttgart, 1866 S. 61/64.

XIV. Friedrich von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813 zuerst 1851) Hamburg 1906 S. 39, 19/20, 31/4.

XV. 1. Rellstab, Aus meinem Leben 1860, 1, 46f. Dazu Keßler, Der alte Heim 1846 S. 345. Heim schreibt unterm 17. Oktober in seinem Tagebuch: „Mich selbst, der ich lange genug die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge kennen gelernt habe, hat dieser Unfall nicht aus der gewöhnlichen Fassung gebracht. Darum beklage ich aber nicht weniger unsern braven, ehrlichen und rechtschaffenen König und die Witwen und Waisen unserer gebliebenen Soldaten."
2. George, S. 18/21.
3. Boyen, 2, 222. Marwitz 1, 190/92. Bei Meusel S. 320/23 noch eine kurze Geschichte über La Garde und die Namen der Minister Goldbeck, v. Reck, v. Massow, v. Thulemeyer.
4. Erlebnisse von F. W. Gubitz. Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen Berlin 1869 1, 114/18. Gubitz wurde 1805, erst 19jährig, Mitglied der Berliner Kunstakademie als Lehrer der Holzschneidekunst. — Zur Charakteristik der Finanzlage s. S. 176.
5. Aus Schadows „Tagebuch" in: Friedländer, Gottfried Schadow. 2. A. Stuttgart 1890 S. 79f.

XVI. Motto aus den Lichtstrahlen, Hamburg und Leipzig 1807 S. 568.
1. Löscheimer 4. Heft S. 70/75. Als Datum ist im Original der 27. Oktober angegeben. Ebenso in 4.
2. Marwitz 2, 52/55.
3. Schwartz, Clausewitz 1, 55/59.
4. Aus der Chronik des Dorfes Flieth von Pastor Wagner (1741—1823), veröffentlicht von Pastor Manger im „Uckermärker" (Sonntagsbeilage der „Prenzlauer Zeitung") von 28. Januar 1906.

XVII. 1. (Carl von Malachowski,) Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet von D. von Malachowski. Leipzig 1897 S. 41/43. 1844 niedergeschrieben.
2. Reiche, Memoiren 1, 180/81, 183/84.
3. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges 58 (1843) S. 31/35.

XVIII. 1. Boyen, Erinnerungen 1, 221/2. Die Namen sind vervollständigt.
2. Wachholtz, Tagebuch S. 131/33.
3. Hitzig, Chamissos Leben. S. 175/79.

XIX. Motto: Pertz, Gneisenau, 1, 133 (aus der Graudenzer Denkschrift). —
1. Tagebuch während des Krieges zwischen Rußland und Preußen einerseits und Frankreich andrerseits, in den Jahren 1806 und 1807. Geschrieben von Carl von Plotho Berlin 1811, S. 12, 33, 35/36. Plotho war als preußischer Offizier beim Stabe des russischen Divisionsgenerals Ostermann. Im Gegensatz zu Boyen urteilt er günstig über die russische Kriegführung.
2. (Hans von Gagern,) Mein Anteil an der Politik 1 (1823), S. 173f.

XX. Hufelands Selbstbiographie in „Autobiogrophien". Männer der Wissenschaft. Berlin 1882 S. 240/41. — Das zweite Datum ist korrigiert.

XXI. Motto: Boyen 2, 112.
1. Vierzig Jahre von Karl von Holtei. 1. Berlin 1843. S. 68—77.
2. Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Von August Knötel. Leipzig 1896. S. 119/21. Ignaz Knötel leistete dem Grafen Götzen wichtige Dienste.

XXII. 1. Kriegstagebuch des Freiherrn Reinhold von Vietinghoff: Baltische Monatsschrift 1899. S. 6/7. Grammatikalische Verstöße sind beseitigt.
2. Pertz, Gneisenau 1, 154/55.

XXIII. Motto: Briefwechsel des Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg mit König Friedrich VI. von Dänemark, herausgegeben von Hans Schulz 1908, S. 315. — Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges 58, 155/59. (Eisenhart.)

XXIV. 1. Boyen 1, 246/48, 274/75. Boyen wurde damals (Anfang Mai 1807, dem Generalstab des russischen Korps am Narew zugewiesen. Das Gespräch mit Bennigsen fand im Hauptquartier Bartenstein statt.
2. Bodelschwingh, Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke 1 (1853) S. 301/04.

XXV. Motto: Boyen 1, 273.
1. Plotho S. 136/7.
2. Baltische Monatsschrift 1899 S. 14/16.
3. Plotho S. 145/46.
4. Plotho S. 163/7, 170.
5. Baltische Monatsschrift 1899 S. 26/28.
6. Der Telegraph. Ein Journal der neuesten Kriegsbegebenheiten. Von Karl Julius Lange. Nr. 172 (Berlin, am 17. Juni 1807). Der Telegraph ist von einer französischen Zeitung inhaltlich nicht zu unterscheiden.

XXVI. Motto: Pertz, Gneisenau 1, 219.
1. und 2. Pertz, Gneisenau 1, 163/65 und 235/36; dazu Delbrück 1, 88.
3. und 4. Joachim Nettelbecks Lebensgeschichte, Kollektion Spemann 2, 176/2, 171/72, 176/77.
5. Marwitz, Nachlaß 1, 266/67; dazu Meusel 1, 439/41. Der ältere Abdruck ist hier leider arg gekürzt. Die unverstümmelte Erzählung ergeht sich über alles sehr viel schroffer. Nettelbeck ist für Marwitz nur eine von den Demokraten geschaffene Modeberühmtheit. Die Schillschen sind eine völlig disziplinlose Gesellschaft. Selbst von Gneisenau wird gesagt: „Die bisherige Herzlichkeit von seiner Seite ließ schon sichtbar nach, wie späterhin mehr und mehr."

XXVII. Motto: Pfaffs Neudruck der Tröstein samkeit. Freiburg u. Tübingen 1883. S. 216.
1. Lebenserinnerungen und Briefwechsel von Friedrich von Raumer 1861. 1, 82/83.
2. Baltische Monatsschrift 1899 S. 34.
3. Sophie Marie Gräfin Voß, 69 Jahre am preußischen Hofe. 2. A. (1876) S. 307 und 308. Es sei auf Bailleus Bemerkung („Deutsche Rundschau" 1906 I S. 36) hingewiesen: Es kann hier nicht nachdrücklich genug davor gewarnt werden, das Buch „Neunundsechzig Jahre" als Quellenwerk zu benutzen.
4. Motto: Goethes Werke, Weimarer Ausgabe IV, 19, 377. — Fichtes Leben und Briefwechsel 2. A. 1, 396/97.

Zweiter Teil.

I. Motti: Schiller, Cottasche Jubiläumsausgabe 2, 388. (Unvollendetes Gedicht, von Suphan „Deutsche Größe" betitelt.) — Arndt, Geist der Zeit 3, 356.
1. Magischer Spiegel S. 29f. Vgl. II, 4 im ersten Teil.
2. Fichte, Der Patriotismus und sein Gegenteil. Nachgelassene Werke 3, 233/34. Wenn man diese Stelle (Juli 1806) mit XXVII, 4 (Juli 1807) vom 1. Teil und II, 3 (Anfang 1808) vergleicht, erhält man einen tiefen Einblick in Fichtes damalige Entwicklung.

II. Motto: Hempelsche Jean-Paul-Ausgabe 35, 110.
1. Arndt, Geist der Zeit 2, 217/20.
2. Motto: Schiller, Jubiläumsausgabe 2, 387. — Jahns Werke, herausgegeben von Euler II, 1 S. 12/13 (aus der deutschen Turnkunst. 1816).
3. Motto aus dem Preußischen Correspondenten vom 31. Januar 1814, abgedruckt bei Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano. S. 324. — Fichtes Reden an die deutsche Nation herausgegeben von Theodor Vogt, Langensalza 1881. S. 227/28, 229, 232/33.
4. Motto: Gentz, Schriften herausgegeben von Schlesier 4, 344/45. — Pertz, Gneisenau 1, 301/02.

III. 1. Görres, Sämtliche Schriften 1, 135/36, 143/46, 166/69. Der Aufsatz ist 1810 geschrieben und war ursprünglich für Friedrich Perthes' „Vaterländisches Museum" bestimmt.
2. Motti: Arnim, Halle und Jerusalem, herausgegeben von Lemmermayer. S. 129. Brentano, Märchen, herausgegeben von Guido Görres 1, 233. Hempelsche Jean-Paul-Ausgabe 34, 24/25. (Aus der Friedenspredigt an Deutschland gehalten von Jean Paul.)

IV. Motti: Historische Zeitschrift. N. F. 25, 443 (Max Lehmann). — Eylert, Charakterzüge und historische Fragments aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Magdeburg 1845 1, 107ff.
1. Boyen, Erinnerungen 2, 13/21. Boyen hatte 1810/12 den militärischen Kabinettsvortrag beim König. Die Charakteristik wurde im Mai 1835 verfaßt und ist nach Meineckes Ansicht (Boyen-Biographie 1, 209) „im wesentlichen zutreffend, durch viele andere Zeugnisse und durch des Königs eigene Niederschriften bestätigt, aber um eine Nuance zu dunkel gefärbt; eine Folge der späteren Entfremdung Boyens vom Könige und der Verschärfung von dessen Schattenseiten im späteren Alter."
2. Hoher Empfang, würdige Einholung des Monarchen bei seiner Heimkehr ins Brennenland. Berlin, bei Johann Friedrich Weiß. 1808. S. 33ff. Die Schrift ist ein gemäßigtes Reformprogramm.

V. Motti: Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin. Berlin 1892 S. 151. — Pertz, Stein 2, 331/32.
1. Denkwürdigkeiten Beguelins S. 169/72. Kurz nach den Ereignissen niedergeschrieben.
2. Beguelin S. 128/30. Über Steins Wirtschaftspolitik vergl. den 2. Bd. von Lehmanns Stein-Biographie: Zur Indultfrage (Moratorium) S. 271, 292/95 wegen des Zwangkurses der Tresorscheine S. 163ff. Die Idee zu dieser zuletzt genannten Maßregel stammt von Niebuhr. — Die Immediatkommission war eine auf Hardenbergs Vorschlag aus den fünf Geheimen

Finanzräten: Klewitz, Altenstein, Schön, Stägemann und Niebuhr gebildete provisorische Geschäftsführung für Finanzen und innere Administration. Sie hat dann an der Vorbereitung der Reformgesetze stark mitgearbeitet.

VI. Motti: Boyen, Erinnerungen 1, 204f., 200, 317.
1. (Gutschmid), Die wahrscheinlichen Hauptursachen der Unglücksfälle bei den deutschen Waffen im Jahre 1806. Jena 1807. S. 41/42.
2. Motto: Lichtstrahlen 1807 S. 384. Hempelsche Jean-Paul-Ausgabe 35, 68. — Der Adel, was er ursprünglich war, was er jetzt ist, und was er künftig sein soll. Berlin 1808. S. 49/50.
3. Motto: Schwartz, Clausewitz 1, 121. Boyen, Erinnerungen 1, 293/95. 1835 verfaßt.
4. v. d. Marwitz, Nachlaß 1, 233/35, vergl. Meusel 1, 399/400. 1836 niedergeschrieben. Bei Meusel findet sich zu dem vorletzten Abschnitt die charakteristische Anmerkung Marwitzens: „Der König hatte immer eine Deferenz gegen die gehabt, die älter im Dienst waren, als er. Es mußte schon hart kommen, bevor er solchen etwas sagte. Seitdem er selbst aber der älteste im Dienst ist in der ganzen Armee, darf niemand mehr aufducken."
5. Pertz, Gneisenau 1, 288f.
6. Motto: Ausgewählte Schriften des Erzherzogs Karl. Wien 1894. 6, 569. — Pertz, Gneisenau 1, 385/87. Der Aufsatz erschien in der Zeitung des Tugendbundes: Bärsch' „Volksfreund" vom 9. Juli 1808 (Nr. 6).

VII. Motto: Pertz, Stein 2, 184. — Bemerkt sei, daß 1831 in der revidierten Städteordnung die Kompetenzen der Stadtverordneten zugunsten der des Magistrats eingeschränkt wurden. Das Beschlußrecht in Finanzsachen wurde teilweise an die staatliche Zustimmung geknüpft (§ 109). — Später stellte sich noch das Dreiklassenwahlrecht ein.

VIII. Zweites Motto: Lehmann, Stein 2, 76. Man vergleiche damit Pertz 1, 414f, und man wird sich nach diesen und ähnlichen Stichproben überzeugen, daß der von Pertz gegebene Wortlaut nicht immer zuverlässig ist.
1. Löscheimer 6. Heft S. 13/17. Aus einem Artikel „Was will die öffentliche Meinung in Teutschland?"
2. Motto: Schwartz, Clausewitz 1, 329. — Bodelschwingh, Vincke S. 393/95. Aus einem Aufsatz Vinckes vom 8. August 1808 „Zwecke und Mittel der preußischen Staatsverwaltung."
3. Görres, Sämtliche Schriften 1, 127/30. 1810 in Perthes' Vaterländischem Museum erschienen.

IX. 1. Ureus (= Krug), Meine Lebensreise. Leipzig 1825. S. 157/59.
2. Boyen, Erinnerungen 1, 350/51.
3. Motto: Agronomische Briefe erschienen 1812 im Februarfest von Friedrich Schlegels Deutschem Museum. — Ureus, Lebensreise, S. 147/49. Kraus war bereits 1807 gestorben. 1808 wurden seine staatswissenschaftlichen Schriften von dem ostpreußischen Kammerpräsidenten Hans von Auerswald herausgegeben.

X. 1. Boyen, Erinnerungen 1, 320/24 (1835). — Der Tugendbund wurde im April 1808 gegründet und am 15. Januar 1810 aufgelöst. Nach den Freiheitskriegen brach der Streit um seine angeblich gefährlichen politischen Tendenzen recht eigentlich los. — Boyen war $^1/_2$ Jahr, vom Juli 1808 bis

Anfang 1809, Mitglied des Tugendbundes. — Die Chronologie ist verwirrt. Stein faßt erst im Herbst 1808 eine politische Mitarbeit des Bundes ins Auge.

2. Urceus, Lebensreise S. 156/57.
3. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges 1843, 2, 232/33.

XI. 1. Goethes Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe 30, 412/15. Am 15. Februar 1824 abgefaßt.

2. Friedrich von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813, S. 142/47. — Über die Jenaer Entschädigung, die am 12. Oktober 1808 dekretiert und Ende 1810 ausgezahlt wurde, vergl. Ernst Devrient im Katalog der Jenaer Hundertjahrausstellung S. 77/110.
3. Deutsche Rundschau 1899, Bd. 101. S. 154/56. Brief von Ende Oktober 1808.
4. Steffens, Was ich erlebte 6, 167, 170/71, 171/73. — Die Darstellung Müfflings (Aus meinem Leben, S. 25) wird von Pertz (Gneisenau 1, 442) bestritten, und so wird wohl trotz Scherrs Verdikt (Blücher und seine Zeit 2, 531) Steffens' Erzählung als die bessere zu gelten haben. — Freilich ist das Datum falsch: am 7. Oktober, nicht am Jahrestage der Schlacht war Napoleon auf dem Jenaer Schlachtfelde.

XII. Motto: Geist der Zeit 2, 413. Pertz, Stein 2, 231. Rückübertragung aus der französischen Übersetzung im Moniteur vom 9. September 1808. Das Original des Briefes fehlt, s. Lehmann, Stein 2, 570.

1. Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten. Eingeführt durch J. W. v. Goethe. 2. A. 1846 1, S. 26, 27/29. Der ungenannte Verfasser ist Johann Christian Mämpel. — Das Soldatenlied stammt von Schubart (1787; „Klagelied" oder auch „Das heiße Afrika" betitelt). Es war aber bald so verbreitet (s. auch Klödens Jugenderinnerungen), daß es 1806 in „Des Knaben Wunderhorn" als Volkslied aufgenommen werden konnte. Die erwähnte Strophe lautet vollständig:

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie — das sei der Dank
Für deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!

2. (Mämpel), Der junge Feldjäger 1, 152/54.
3. (Mämpel), Der junge Feldjäger 1, 242/44.
4. Steffens, Was ich erlebte 5, 332/34.

XIII. 1. Geist der Zeit 2, 425/26, 427/29, 435/37, 441.

2. Kleists Werke. Bibliographisches Institut. 4. Bd. herausgegeben von Reinhold Steig. — Daß es wirklich ein spanisches Urbild des Katechismus gibt, das Kleist irgendwie vorschwebt, hat zuerst Arno Eichhorn entdeckt. („Münchener Allg. Zeit." vom 22. Dez. 1905.) Dieser spanische Katechismus wird in de Naylies' Mémoires sur la Guerre d'Espagne (1817) im Auszuge mitgeteilt.
3. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges 57 (1843), S. 213/14, 217/21. Die Chronologie ist verwirrt: der Friede zwischen Rußland und Schweden wurde am 17. September 1809 in Fredrikshamn geschlossen.

XIV. Motto: Erzherzog Karl, Ausgewählte Schriften. Wien 1894. 6, 583.
1. Motto: Collins sämtliche Werke 4, 298. — Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844. 2, 137/38, 140/42.
2. Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Mannheim 1837. 2, 194/96.
3. Erzherzog Karl, Ausgewählte Schriften 6, 356/57.
4. Reinhold Steig, Achim von Arnim und die ihm nahestanden 1, 272/74.
5. Anselm von Feuerbachs Leben und Wirken, veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Leipzig 1852. 1, 184f.
6. Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten 2, 145/47, 149/51. Pichlers wohnten in der Alservorstadt.

XV. Motti: Allgemeine deutsche Biographie 12, 560 (Heigel) und „Zeitschrift für den Deutschen und Österreichischen Alpenverein." 1899. S. 59. (Zwiedineck-Südenhorst.)
1. u. 2. Kirchliche und politische Ereignisse in Tirol unter der bayrischen Regierung. Nach schriftlichen Aufzeichnungen des Marteller Frühmessers Josef Eberhöfer herausgegeben von Professor Dr. Adelgott Schatz, 2. A. Innsbruck 1901, Vereinsbuchhandlung, S. 75/77, 78/83, 84, 85/86, 88/89, 91/94, 95. Eberhöfer lebte von 1786 bis 1864. Sein Frühmesserbuch ist zwischen 1841 und 1864 verfaßt. Schatz hat es leicht überarbeitet (S. 16). — Vergl. Hormayr, Geschichte Andreas Hofer 2. A. 1, 248/60. H. läßt bezeichnenderweise alles Tumultuarische weg.

XVI. 1. George, 1806—1815, Erinnerungen eines Preußen aus der napoleonischen Zeit. S. 76/78.
2. Steffens, Was ich erlebte 6, 193/96, 197/99. Vergl. Hertzberg, Halle 3, 406.
3. Ferdinand von Schills Zug und Tod im Jahre 1809. Zur Erinnerung von Dr. Georg Bärsch, vormaligem Sekondeleutnant und Adjutanten im 2. Brandenburgischen Husarenregiment von Schill. Leipzig 1860. S. 49/52.

XVII. 1. Erzherzog Karl, Ein Beitrag zur Geschichte des Krieges zwischen Österreich und Frankreich im Jahre 1809. Ausgewählte Schriften 6, 368/71.
2. Motto: Kleists Werke, Bibliographisches Institut 5, 388 (Adressat ist unbekannt). — Pertz, Gneisenau 1, 503/04. Der Minister, von dem im Schlußabschnitt die Rede ist, könnte nach Pertz Graf Dohna sein.

XVIII. 1. Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften 1. A. 2, 208/09, 212/17. Johannes Scherr hält Varnhagens „klassisch-künstlerische Beschreibung" von Wagram für „eines der anschaulichst gezeichneten und sauberst gemalten Schlachtstücke der europäischen Literatur" (Blücher und seine Zeit 2, 538). — Varnhagen stand auf dem linken österreichischen Flügel als Fähnrich der ersten Kompagnie im Regiment Vogelsang unter Hauptmann von Marais.
2. Albrecht Adam, Aus dem Leben eines Schlachtenmalers, herausgegeben von Dr. H. Holland. Stuttgart 1886. S. 87/90.

XIX. Springer, Dahlmann 1870 1, 456/59. Die Stelle aus der Hermannsschlacht ist ungenau zitiert. Zu der Ansicht über Österreichs Scheu vor dem Volkskrieg vergl. Boyens ähnliches Urteil, Erinnerungen 1, 367 und oben S. 278.

XX. 1. Pater Joachim Haspingers Tagebuch herausgegeben von Hauptmann Pallua Gall. Mitteilungen des K. und K. Kriegsarchivs, 3. Folge, 2, 234/36 Wien 1903. L. W. Seidel & Sohn. — Haspinger hat sein gleichzeitig mit

den Ereignissen geführtes „Alltagsbüchel" im November 1809 aus Vorsicht verbrannt, das vorliegende Tagebuch ist 1810 aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben.

2. u. 3. Journal des Landschützenmajors und Defensionskommandanten Jakob Sieberer in Hormayr, Andreas Hofer S. 386/88, 390/94.

XXI. Erzherzog Karl, Ausgewählte Schriften 6, 537. Schwartz, Clausewitz 1, 408.

1. Boyen, Erinnerungen 1, 367/68.
2. Pertz, Stein 2, 386 und Guglia, Gentz 231.
3. Pertz, Gneisenau 1, 581/82.

XXII. Reiche, Memoiren 1, 211/13.

XXIII. Motto: Jean Paul, Herbstblumine 1, (1810) S. 190/91.

1. Georg Wilhelm Keßler, Der alte Heim. Leipzig 1846, S. 361 f.
2. Gräfin Voß, 69 am preußischen Hofe, S. 379/80.

XXIV. Motto: Fichtes Reden, herausgegeben von Th. Voigt. S. 229.

1. Hinterlassene Schriften des Dr. Carl Friccius, herausgegeben von Beißke. S. 302/4, s. auch Pertz, Gneisenau 1, 79.
2. Bruno Gebhardt, Die Einführung der Pestalozzischen Methode in Preußen 1886. S. 18, 39/40, 42/43. — Die beiden andern Motti in Fichtes Reden, herausgegeben von Voigt, S. 68, 203.
3. Selbstbiographie von August Friedrich Wilhelm Crome. Stuttgart 1833. S. 374/77. Crome war von 1778—1783 Lehrer am Dessauer Philanthropin gewesen; 1813 dozierte er Nationalökonomie und Statistik an der Gießener Universität, mußte aber von den Verbündeten flüchten, weil er kurz zuvor eine rheinbündlerisch gesinnte Schrift „Krise und Rettung von Deutschland" veröffentlicht hatte.
4. Ebenfalls aus Bruno Gebhardt S. 21/24. Dazu Lehmann, Stein 2, 535. Die Zusätze zu den einzelnen Punkten sind meist weggelassen.

XXV. Motto: Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe S. 303/05 aus den Berliner Abendblättern vom 15. Oktober 1810.

1. Motto: Jean Paul, Werke Hempel 35, 109. — Steffens, Was ich erlebte 6, 271/74, 274/76. Die feierliche Eröffnung der Universität war für den 15. Oktober bestimmt, sie hat jedoch überhaupt nicht stattgefunden.
2. Ludwig Enneccerus, Friedrich Carl von Savigny S. 62/63, 64, 65.

XXVI. Motto: Jahn, Deutsches Volkstum. Reclam S. 153.

1. Jahns Werke herausgegeben von Euler 2, 1, S. 3 u. 4 (aus der deutschen Turnkunst 1816).
2. u. 3. George, 1806—1815 Erinnerungen eines Preußen S. 93/94, 73/74.
4. Das Turnlied aus „Concordia", herausgegeben und bearbeitet von F. L. Schubert. S. 61. Jahns Werke, herausgegeben von Euler 2, 1, S. 124. Das siebente Turngesetz hat Anlaß zu allerlei Verdächtigungen des Turnwesens gegeben.

XXVII. Motto: Aus Mulerts Schleiermacher-Auswahl „Harmonie" S. 49.

1. Steffens, Was ich erlebte 6, 45/52. Galls Anwesenheit in Halle fällt in den Sommer 1805. Steffens bekämpfte in drei Vorträgen die neue Lehre.
2. Johann Friedrich Reichardt, Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten 1810. S. 161/66, 218/22.
3. Franz Kern, Ludwig Giesebrecht 1875. S. 14/17. Giesebrecht war von 1808—12 Schüler des Gymnasiums am Grauen Kloster in Berlin. S. Briefe der Königin Luise von Preußen, gesammelt von Adolf Martin. Berlin 1887.

S. 79/80. (Vom September 1809.) Nach Lonke, Königin Luise. Leipzig 1904. S. 301/302 wäre der Brief an Frau von Berg gerichtet.

XVIII. Motto: Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe S. 73 (nach der Handschrift im Geh. Staatsarchiv). Beachtenswert ist, daß der Text der Gesetzessammlung von „einer zweckmäßig eingerichteten konsulativen Repräsentation" spricht. Vergl. Wilhelm Steffens, Hardenberg und die ständische Opposition 1810—11. Leipzig 1907. S. 9.

1. Boyen, Erinnerungen 2, 63/64.
2. Friedrich von Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel 1861, 1, 154/56. Zur Kritik dieses Werkes vergl. Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe S 77/81. Motto: Ebenda 1, 152

XXIX. Motti: Raumer, Lebenserinnerungen 1, 160. Knapp, Bauernbefreiung. 1887. 2, 256.

1. Friedrich von Raumer, Lebenserinnerungen 1, 124/26. Dieser Entwurf ist ein Vorläufer des Finanzedikts vom 27. Oktober 1810, das Hardenbergs Programm zuerst der Öffentlichkeit kundgibt. — Nahezu alle zwölf Programmpunkte sind in den Edikten vom Herbst 1810 und vom September 1811 in Angriff genommen. Freilich bleibt bereits das bäuerliche Regulierungsedikt vom 14. September 1811 erheblich gegen die in 11 und 12 geplanten Bestimmungen zurück. Über die Finanzpolitik Hardenbergs vergl. die Einleitung.
2. Raumer, Lebenserinnerungen 1, 135/38.

XXX. Motto: F. v. Raumer, Lebenserinnerungen 1, 161.

1. Gubitz, Erlebnisse 1, 176/85. Cölln, der Verfasser der „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." und der Herausgeber der „Feuerbrände", wurde 1809 in Glatz gefangen gesetzt, entfloh aber nach Österreich. 1811 verschaffte ihm Hardenberg wieder eine preußische Anstellung. — Zur Kommentierung des Briefes ist zu bemerken: 1. Der erwähnte Theaterkrawall fand am 26. November 1810 bei der Aufführung von Weigls „Schweizerfamilie" statt und richtete sich gegen die Trägerin der Hauptrolle und gegen Ifflands Direktion. Vergl. Steig, Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe S. 229ff. 2. Kleists Berliner Abendblätter erschienen vom 1. Oktober 1810 bis zum 30. März 1811, sie waren Hardenberg feindlich, weil feudal gesinnt. Zu den eifrigsten Mitarbeitern gehörte der Nationalökonom Adam Müller. S. auch Steig, Berl. Kämpfe S. 265. — 3. Buchholz' Schrift: Freimütige Betrachtungen über die Verordnung vom 27. Oktober in betreff des Finanzwesens. 1810. 4. Der Staatsrat, der ursprünglich eine ganz entscheidende Bedeutung für das Staatsleben besitzen sollte, ist 1808 durch Steins neue Organisation der Oberbehörden geschaffen worden, er wurde aber von Hardenberg wieder beiseite geschoben.
2. Motti: Pertz, Stein 2, 491/92. Steffens, Hardenberg S. 44. — Boyen, Erinnerungen 2, 89/92. Die „Letzte Vorstellung der Stände von Lebus und Beeskow-Storkow an den König" ist mit den Randbemerkungen des Staatskanzlers in Kloses Leben Hardenbergs. 1851. S. 283/96 gedruckt. S. auch Meusel, v. d. Marwitz. S. 534.
3. Motto: Adam Müller, Theologische Grundlage der gesamten Staatswissenschaften in der Allgemeinen Bücherei der österr. Leogesellschaft, Heft 16, S. 19. — H. Steffens, Was ich erlebte 9, S. 38/41.

Dritter Teil.

I. Motto: Die Entstehungszeit steht nicht fest, möglicherweise 1809.
1. Schwartz, Clausewitz 1, 432/33, 476/77, 478/79.
2. Ernst Moritz Arndts Erinnerungen aus dem äußeren Leben (zuerst 1840 gedruckt) in den Werken bei Pfau 1892ff., 1. Bd., herausgegeben von Hugo Rösch. S. 109/13. Die Erzählung von dem Abschied der Offiziere (S. 343) kann in mehrfacher Hinsicht irreführen. Im ganzen sind etwa 30 Offiziere festgestellt, die damals den Abschied nahmen. Von einem stillen Einverständnis des Königs mit diesem Schritte kann keine Rede sein.
3. Motto: Hegel, Philosophie der Geschichte. Reclam S. 556/7. — Schwartz, Clausewitz 1, 516.

II. Motti: Napoleon von Hippolyte Taine. Deutsch von Luise Wolf, herausgegeben von Landsberg. Berlin 1907. S. 37. Pertz, Stein 3, 51/52. Feuerbach 1813 S. 25. — Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Ausgabe bei Langewiesche S. 106/09. Die Wohnung von Kügelgens Eltern war in der Neustadt.

III. Motto: Die Zitate aus Napoleon-Briefen stammen zum Teil aus der von Landsberg im Panverlag herausgegebenen Übersetzung 1907. Das vorliegende auf S. 369. — Albrecht Adam, Aus dem Leben eines Schlachtenmalers S. 203/05, 206/10. Adam war im Gefolge Eugen Beauharnais'.

IV. Motti: Krones, Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns von Österreich. Innsbruck 1891 S. 66. — Schwartz, Clausewitz 1, 530.
1. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 137/39.
2. Arndt, Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein (zuerst 1858), nach Meyers Volksbüchern 66/68.
3. u. 4. Motto: Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Magdeburg II, 2, S. 248. — Boyen, Erinnerungen 2, 249/51 und 252/58. 1836 niedergeschrieben. Alexander steht der Idee der Weichselgrenze nicht so fern, wie Boyen meint. (Vertrag mit Schweden vom 30. August 1812.) — Wittgensteins Hauptverdienst 1812 ist die Deckung Petersburgs. — Scharnhorsts Denkschriften: Lehmann, Scharnhorst 2, 463 u. 653/55. — Über Alexanders frühere Vorschläge an Preußen, s. Boyen, Erinnerungen 2, 143. Alexander ist 1811 bereit, Räumung der Festungen und Einstellung der Zahlungen für Preußen durchzusetzen. — Mit den spanischen Ständen, den Cortes, hatte Alexander kurz vorher Beziehungen angeknüpft s. Schiemann, Kaiser Alexander I., 81.

V. Motto: Helfert, Marie Luise S. 365. Napoleon-Briefe, herausgegeben von Landsberg S. 371. — Förster Flecks Kriegsfahrt und Gefangenschaft in Rußland 1812—1814. Wiederherausgegeben von August Tecklenburg. Hildesheim 1907 S. 26/29 (zuerst 1845 erschienen).

VI. Motto: Auf Jahns Anregung von einem Berliner Gymnasiasten gedichtet.
1. Kügelgen, Jugenderinnerungen S. 118/20.
2. Denkwürdige Neuigkeiten jüngstvergangener und gegenwärtiger Zeit. Von ***r (Becker) 1. Heft, Leipzig 1814, S. 52/54.

VII. Motti: Lehmann, Scharnhorst 2, 475. Napoleon-Briefe 382/83.

1. Tagebuch des Königlich Preußischen Armeekorps unter dem Befehle des Generalleutnants von York im Feldzuge von 1812. Von dem Generalmajor von Seydlitz, damals Adjutanten des Generalleutnants von York. Berlin, Mittler, 1823, 2, 242/49. — Nach Droysen lag das Tagebuch der militärischen Zensur vor, die bei einigen Stellen die Entscheidung des Königs einholte. Es gibt eine eigenhändige Bemerkung Friedrich Wilhelms dazu: „Der Nichtexistenz geheimer Instruktionen für den General York darf keine Erwähnung geschehen." — In der Tauroggenfrage wird man wohl allgemein im Anschluß an die Untersuchungen Max Lehmanns und seiner Schüler wieder zur alten Droysenschen Auffassung zurückkehren müssen. Zippels Versuch (1874), die Frage im Dunckerschen Sinne zu lösen, ist schon längst veraltet, aber auch die neueren Einwände sind gegenstandslos geworden, da die von Thimme ans Licht gezogenen Wrangelschen Aufzeichnungen, die von königlichen Befehlen an York berichten, keinen Wert besitzen. Damit erledigt sich ein großer Teil der Kontroversen der letzten Jahre. Vgl. besonders Max Lehmanns Abhandlung: Major von Wrangel, der angebliche Urheber der Konvention von Tauroggen im laufenden Jahrgang der „Preußischen Jahrbücher" S. 428/42. Weitere Literatur Delbrück, Gneisenau 1, 278. 3. A.
2. Motto: Schwartz, Clausewitz 1, 503. — Droysen, York 1851, 1, 492/93.

VIII. Motto: Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann [Frankfurt. Körner.] 1814 S. 37.

1. Arndt, Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. Meyers Volksbücher S. 80/102. (Abdruck der Originalausgabe.) Arndts autobiographische Schriften sind trotz einzelner kleiner Irrtümer (Steins Ministerzeit!) und trotz des ein wenig ephoral klingenden Superlativstiles von unvergänglichem Werte. Lehmann konstatiert, daß Arndts Schilderung von der enthusiastischen Aufnahme Steins in Königsberg nicht zutrifft. (S. 49, s. Lehmann, Stein 3, 233f.) — Zu S. 57: Der Landwehrplan stammt in seiner ursprünglichen Form aus dem Ideenkreise Scharnhorsts. Er wird auf Steins Anregung von Clausewitz eingereicht, dann von Alexander Dohna umgearbeitet und vielleicht von Stein mit Korrekturen versehen. In dem Ausschuß der ostpreußischen Stände werden wesentliche Änderungen (Freiwilligkeit und Möglichkeit der Stellvertretung) daran vorgenommen, die Scharnhorsts Widerspruch herausfordern. Vgl. Lehmann, Kneseбeck und Schön. 1875 S. 214ff.
2. Boyen, Erinnerungen 2, 308/09. Zu Hardenbergs Verhalten im Frühjahr 1813 vgl. auch Meusel, v. d. Marwitz 1, 543.
3. Steffens, Was ich erlebte 7, 71/80.

IX. Motto: Blasendorffs Blücher-Biographie S. 178.

1. Arndt, Was bedeutet Landsturm und Landwehr. S. 21/22. Die Arndtsche Schrift ist im Januar 1813 entstanden und in den Jahren 1813 und 1814 in allen Gegenden Deutschlands aufgelegt und verbreitet worden. Vgl. darüber den Aufsatz von Dr. Rudolf Müller, Geschichte von Arndts Schrift: Was bedeutet Landsturm und Landwehr? (in „Nord und Süd" November 1907), der einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Agitation während dieser Jahre darstellt. Dazu: Lebensnachrichten von Niebuhr 2, 103f. (Niebuhr regt eine Gratisverteilung von Arndts „klassischer Schrift" in Hamburg

und eine Übersetzung ins Holländische an.) — Die tatsächliche Einrichtung Landsturm und Landwehr weicht von den Arndtschen Vorschlägen ab.

2. Motti: Schemann, Schopenhauer-Briefe S. 70. Otto Eduard Schmidt, Fouqué, Apel und Miltitz S. 125. — Lebensnachrichten über Niebuhr 1, 539/40, 540/41, 542/45 und Enneccerus, Savigny S. 66/67.
3. Motto: Arnims Schaubühne 1813 = Sämtliche Werke 5, 309 (1840). — Jugenderinnerungen von Gustav Parthey 1, 360.
4. Karl von Raumer, Leben von ihm selbst erzählt. Stuttgart 1866 S. 162, 163/64.
5. Boyen, Erinnerungen 3, 69/71.
6. Harnisch, Mein Lebensmorgen S. 319/20.

X. 1. Boyen, Erinnerungen 3, 13/14, 17.
2. Steffens, Was ich erlebte 7, 135/38.

XI. Motto: Colomb, Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815. Stuttgart 1876 S. 16.

1. [Böttiger], Die beiden Elbbrücken von Meißen und Dresden seit dem 12. und 19. März 1813 S. 3/4.
2. Motto: Wanderungen und Wandelungen S. 118. — Steffens, Was ich erlebte 7, 120/24.
3. Boyen, Erinnerungen 3, 32/33.
4. Ernst Rietschel, Jugenderinnerungen, herausgegeben von Adolf Stern. Hesses Volksbücher S. 28/29, 30/31.

XII. Motti: Colomb, Blücher in Briefen S. 29. Napoleon-Briefe S. 391/92. Wigger, Blücher S. 137f. Dieselbe Rede findet sich dem Sinne nach in Boyens Denkwürdigkeiten 3, 43/44. Blüchers natürliche Feldherrnberedsamkeit rühmen alte Zeitgenossen, selbst Goethe. Vgl. Karl von Raumers Leben S. 250/51. Steffens 7, 169/71.

1. Memoiren des königlich preußischen Generals der Infanterie Ludwig Freiherrn von Wolzogen. Leipzig 1851 S. 170/2.
2. Friedrich Arnold Brockhaus' Leben 1, 365/66.
3. Selbstbiographie von Gustav Nieritz. 1872. S. 119/20, 122, 126/27.
4. Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von Carl Gustav Carus. 1865. S. 120/22.

XIII. 1. Steffens, Was ich erlebte 7, 189/99.
2. Reiche, Memoiren 1, 287/89.

XIV. Motti: Napoleon-Briefe 395/96. Colomb, Blücher in Briefen S. 34.

1. Lebensgeschichte des Baron de la Motte-Fouqué. Halle 1840 S. 323/24.
2. Lebensnachrichten über Niebuhr 1, 563.
3. Motto: Feuerbach, Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit. Nürnberg 1814 S. 50. — J. C. Groß, Erinnerungen aus den Kriegsjahren. Leipzig 1850 S. 81/89. August Mahlmann, der Redakteur der Leipziger Zeitung, wurde verhaftet, weil er folgendes Inserat aufgenommen hatte: Dank. Dem Hrn Rittmeister v. Colmb. [Colomb] unsern innigen Dank, daß er sein uns gegebenes Wort so schön gehalten. Wir haben von Ihm und Seinen Begleitern gehört!!! [Überfall bei Zwickau am 29. Mai]. Der biedere Mann halte einst auch sein zweytes Versprechen, und besuche mit dem edelmüthigsten E. [kardt?] unsere schönen friedlichen Berge. D. [orf] W. [ehlen], den 5. Jun. 1813. Die Familie S. [chuberth].

(Leipziger Zeitung vom 14. Juni 1813. Vgl. Witzleben, Geschichte der Leipziger Zeitung S. 101, 104. Aus dem Tagebuch des Rittmeisters von Colomb. Berlin 1854 S. 14 u. S. 44ff. Groß S. 74.)

4. Schwartz, Clausewitz 1, 479. — Karl Müllers Leben und kleine Schriften herausgegeben von Varnhagen. Berlin 1847 S. 150/52.
5. Arndt, Wanderungen und Wandelungen S. 131/39. Stein war vom 7. Juni bis 13. August in Reichenbach. Theodor Körner hielt sich vom 19. bis zum 31. Juli beim Grafen Geßler auf.

XV. 1. Arndts Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann 1814 (Frankfurt a. M., Körner) S. 52/55. (Dieses und das folgende Stück in originaler Orthographie.)
2. Arndts Geist der Zeit. 3. Teil. London 1813. Th. Boosey (= G. Reimer, Berlin) S. 366/74.

XVI. 1. Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von Toll 3, 80/82 (übersetzt).
2. (Heller v. Hellwald), Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky. Eine biographische Skizze von einem österreichischen Veteranen. Cotta 1858 S. 159/60, 160/61. Dazu Oncken, Österreich und Preußen 2, 429.
3. Motti: Klein-Hattingen, Napoleon I. 1, 84 u. 82. — Correspondance de Napoléon I. 26, 155 (übersetzt).
4. u. 5. Boyen, Erinnerungen 3, 98f. — 3, 104/06.

XVII. Motti: Correspondance de Napoléon 26, 7. — Wiehr, Napoleon und Bernadotte S. 62/64 (nach einer schwedischen Publikation von 1838). —
1. George, 1806—1815 S. 179/81.
2. Wiehr, Napoleon und Bernadotte S. 483/85.

XVIII. 1. Colomb, Blücher in Briefen S. 39/40.
2. Delbrück, Gneisenau. 3. Auflage 1, 346/49.
3. Johann Jakob Röhrig, Unter der Fahne des ersten Napoleon, herausgegeben von Karl Röhrig, Altenburg. Stephan Geibel 1907 S. 75/77.

XIX. Motto: Krones, Tagebuch des Erzherzogs Johanns S. 112.
1. Ludwig von Wolzogen, Memoiren S. 192.
2. Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, herausgegeben von Heinrich Richter. 8. A. Frankfurt a. M. 1895 (Johannes Alt) S. 20/25.

XX. 1. Malachowski, Erinnerungen aus dem alten Preußen. S. 84/86.
2. Ludwig von Wolzogen, Memoiren S. 201/02. Die beiden Berichte behandeln dasselbe Ereignis, schildern es aber von dem Standpunkt Kleists und von dem des Hauptheeres aus.

XXI. Motti: Correspondance de Napoléon 26, 162. — Goltz, Von Roßbach bis Jena S. 339.
1. Reiche, Memoiren 1, 312/14, 315/16. Dazu Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte 7, 167/68. (Meinecke.)
2. Aus Otto Eduard Schmidt, Lieder der Deutschen aus den Zeiten der Freiheitskriege. Leipzig 1895 S. 52/53.

XXII. Motti: Gentz Schriften, herausgegeben von Schlesier 1, 152. Colomb, Blücher in Briefen S. 48. Steffens, Was ich erlebte 7, 270.

1. Schwartz, Clausewitz 2, 44/45.
2. Motti: Boyen, Erinnerungen 3, 181. Wigger, Blücher S. 162. Steffens, Was ich erlebte 7, 273/74. 275.
3. Droysen, York Berlin 1852 3, 479/80.
4. Steffens, Was ich erlebte 7, 276 77.

XXIII. Motti: Delbrück, Gneisenau 1, 381. 3. A. Pertz, Gneisenau 3, 450/51. — L. Hussel, Leipzig während der Schreckenstage der Schlacht im Monat Oktober 1813. Neudruck der Ausgabe von 1813, Leipzig 1896 S. 20—27. Zu S. 162: Der Kaiser quartierte sich für die Nacht vom 14./15. und vom 15./16. im Betterschen Landhaus in Reudnitz ein.

XXIV. 1. Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen Wien 1863. S. 151/53.

2. Friedrich Rochlitz, Schriften. Züllichau 1822, 6, 223/29. Rochlitz' Wohnung war in der Klostergasse.
3. Ludwig von Wolzogen, Memoiren S. 216.
4. Motto: Steig, Arnim und Brentano S. 326. Der Kraftspruch war zum Abdruck im „Preußischen Correspondenten" bestimmt, wurde aber von Zensor gestrichen. — Karl von Raumer, Leben S. 187/88. Über Steffens' Sendung ins schwedische Hauptquartier s. Was ich erlebte 7, 281/85.

XXV. Motto: Delbrück, Gneisenau. 3. A. 1, 396. (Ortsname Wetterwitz ist verbessert.) — Steffens, Was ich erlebte 7, 293/302.

XXVI. Motti: Delbrück, Gneisenau. 3. A. 1, 405. Schwartz, Clausewitz 2, 49. Colomb, Blücher in Briefen S. 60. Wolzogen, Memoiren S. 233. —

1. Friccius, Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814, 1. (einziger) Teil. Altenburg 1843 S. 519/23. Dazu Mirbachs Bericht in Eduard Bachmanns Aufsatz: Die Erstürmung des Äußeren Grimmaischen Tores durch Major Friccius oder durch Major von Mirbach. Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 6, 153/94 (S. 160/61). Bachmann führt gegen Friccius die Erzählung eines Leipzigers und verschiedener Offiziere an, von denen einzelne an der Erstürmung des Tores beteiligt waren. Er schließt: „Da kein Augenzeuge die Angaben Friccius' bestätigt, da kein Mitkämpfer mit seiner Ehre für ihn eintritt, so wird sich nicht länger bestreiten lassen, daß Friccius selbst in starkem Irrtume sich befand" (S. 193). Friccius' Bericht ist in der Tat durch den Aufsatz stark erschüttert, doch scheint mir das Ereignis noch nicht genügend aufgehellt.
2. Motto: Blasendorff, 50 Blücher-Briefe, Historische Zeitschrift 54, S. 396. — Reiche, Memoiren 1, 351 f.
3. Motto: Krones, Tagebuch Erzherzog Johanns S. 120/21. Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten 1, 130/34.

XXVII. Motto: Deutsche Blätter vom 29. November 1813 (Nr. 40).

1. Naumann, Völkerschlacht 1863 S. 356/57.
2. Leipzigs Schreckensszenen im September und Oktober 1813. Von *r, einem Augenzeugen (Becker, vgl. Goedekes Grundriß 6, 413). Leipzig 1813, bei Wilhelm Engelmann, S. 43/49, 52/53. — Über den Kampf am 2. Mai vgl. Kneschke, Leipzig seit 100 Jahren. 2. A. 1870 S. 225.
3. (J. J. Röhrig), Unter der Fahne des ersten Napoleon S. 96 (s. XVIII, 3).

XVIII. Von den Zeitungen sind zwei infolge der Zeitereignisse entstanden: Die „Deutschen Blätter" und der „Preußische Correspondent". Die „Deutschen Blätter" erschienen zuerst am 13. Oktober in Altenburg als offizielles Organ des Hauptquartiers, vom 21./24. Oktober gab es nebeneinander eine Leipziger und eine Altenburger Ausgabe, dann siedelte die Redaktion nach Leipzig über. Dr. Hains Brief, s. Friedrich Arnold Brodhaus 1, 319/20. — Der „Preußische Correspondent" wurde am 1. April 1813 von Niebuhr begründet; zur Zeit der Schlacht war Arnim Redakteur. — Die Aarauer Miszellen werden von den „Deutschen Blättern" (in Nr. 52) und später vom Rheinischen Merkur (Görres' Schriften 2, 7) als franzosenfreundlich bezeichnet und scharf angegriffen. — Zur Verbreitung der Siegesnachricht: In Kassel hört man am 24. oder 25. Oktober zuerst von der Schlacht (Steig, Arnim u. J. u. W. Grimm S. 280); die „Schlesische Zeitung" bringt Nachrichten über die einzelnen Schlachttage am 23. Oktober, die erste Kunde vom vollständigen Siege am 25. Oktober.

XXIX. 1. Motto: Tagebücher von Friedrich von Gentz. Leipzig 1873 1, 269. Luden, Rückblicke in mein Leben S. 119/22.
2. Motto: Görres, Schriften 1, 298. — Arndt, Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze S. 38/39. (Meyers Volksbücher.)
3. Blasendorff, 50 Blücher-Briefe. Historische Zeitschrift 54, S. 395/96, 397.
4. Delbrück, Gneisenau 2, 9/10. Brief G.'s an seine Frau.

XXX. Motti: Uhlands Leben von seiner Witwe 1874 S. 39f. Schwartz, Clausewitz 2, 57.
1. Karl von Raumers Leben S. 205/07.
2. Motto: Colomb, Blücher in Briefen S. 91. — Die von Gneisenau (deutsch und französisch) ausgearbeitete Nancyrede Blüchers nach Bieskes Niederschrift aus Wiggers' Blücher-Biographie S. 184/85. Der Text bei Colomb (S. 84/86) weicht stilistisch ab und stimmt mit dem Wortlaut des „Rheinischen Merkur" (25. Januar 1814. Nr. 2) überein.
3. Motto: Thielen, Erinnerungen S. 218. (Heller von Hellwald), Graf Radetzky 1858 S. 250/53. Thielen, Erinnerungen S. 171 u. Droysen, York 3, 486/88.

XXXI. Motto: Colomb, Blücher in Briefen S. 88. Napoleon-Briefe S. 403.
1. Thielen, Erinnerungen S. 184/85, 185, 186/87. Metternich-Winneburg u. Klinkowström, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen 1887 S. 803.
2. Motto: Blasendorff, 50 Blücher-Briefe. Hist. Zeitschrift 54 S. 402. — Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Weimar 1881 S. 235/36, 238, 239/40.

XXII. Motti: Napoleon-Briefe S. 399. Thielen, Erinnerungen S. 218. Napoleon-Briefe S. 408.
1. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm S. 243/45, 245/46.
2. Steffens, Was ich erlebte 8, 13/19.
3. Blasendorff, Blücher S. 267.
4. Thielen, Erinnerungen S. 220, 225.
5. Blasendorff, Blücher S. 271/72. Durchgesehen nach dem Faksimile in Meinecke Zeitalter der deutschen Erhebung S. 126/27.
6. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm S. 257/59.

XXXIII. Motto: Schmidt, Fouqué, Apel und Miltitz. S. 119. Miltitz ist bei der Schwarzenbergschen Armee.
1. Malachowski, Erinnerungen aus dem alten Preußen S. 105/106.
2. Karl von Raumers Leben S. 223/5.
3 u. 4. Motto: Colomb, Blücher in Briefen S. 98. — Steffens, Was ich erlebte 8, 23/4, 40/41.
5. Rheinischer Merkur vom 11. Juni 1815.

XXXIV. Erzherzog Karl, Ausgewählte Schriften 6, 585.
1. Malachowski, Erinnerungen aus dem alten Preußen S. 108/10.
2. Ferdinand von Rostitz, Tagebuch: Kriegsgeschichtliche Einzelschriften 1884. Heft 5. S. 127/28.
3. Pertz, Gneisenau 4, 211/12. Thielen, Erinnerungen S. 246/47. Ollech, Reyher 2, 447 und 441.
4. Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg 3, 255/56.
5. Malachowski, Erinnerungen S. 113/14.
6. Pertz, Gneisenau 4, 228.
7. Blasendorff, 50 Blücher-Briefe. Historische Zeitschrift 54, 403/04.
8. Napoleon-Briefe S. 410, 415, 411, 413/14.

XXXV. 1. Steffens, Was ich erlebte 8, 115/19. Vgl. auch die Theaterszene bei Malachowski S. 116. Das Lied von Heinrich IV. beginnt:
Vive Henri quatre, vive ce roi vaillant,
Ce diable à quatre, qui a le triple talent,
De boire et de battre, et d'être un ver galant.
2. Motti: Brentano, Märchen 1, 94/95. Schmidt, Fouqué, Apel und Miltitz S. 145. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm S. 302, 311, 312, 313.
3. Motto: Brockhaus' Deutsche Blätter Nr. 176 vom 27. August 1814 (= 5, 31). — Malachowski, Erinnerungen aus dem alten Preußen S. 119/21.

XXXVI. Motti: Gentz, Schriften 1, 172. — Pertz, Delbrück 4, 289.
1. Görres, Schriften 1, 448/49, 451/53. (Rheinischer Merkur, Beilage vom 11. Juni 1814.) Ein interessantes Urteil über den Rheinischen Merkur findet sich in einem Brief Wilhelm Grimms an Arnim (Kassel, 21. Juni 1814). Steig, Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm S. 309: Daß Du die Zeitung von Görres nicht liest, tut mir leid, es ist wohl noch nie eine solche in Deutschland geschrieben worden, und so wenig in manchem Ausdruck und Gleichnis, so ist sie doch ein vollkommenes Volksblatt. Er ist oft ungemein glücklich in der Aufstellung der Dinge, und die Wahrheit erscheint recht siegend und alles Schlechte niederwerfend in solcher Freiheit; eins nur ist mir nicht recht drin und mag aus seiner besonderen Lage folgen, das zu Finstere, das er allzeit in den Hintergrund stellt, ich bin ganz seiner Meinung im großen, nur glaube ich, daß es besser ist und besser wird, als er darstellt. Diese Zeitung, die schon nicht mehr kann unterdrückt werden, ist eine Stütze deutscher Freiheit und kann noch herrliches wirken: ich glaube, daß sie ihn völlig unabhängig macht. S. auch Gentz, Schriften 1, 174, und Jahns Werke 1, 500.
2. Motto: Madame de Staël, De l'Allemagne, Paris, Garnier S. 19 (übersetzt). Das Buch sollte bereits 1810 in Paris erscheinen, wurde aber auf Befehl Napoleons unterdrückt. Die ersten 15 Bogen dieser konfiszierten

Ausgabe besitzt die Wiener Universitätsbibliothek, s. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vom 19. Februar 1908. — Anselm von Feuerbach, Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit (1814) = Kleine Schriften 1833 S. 40/41.

XXXVII. 1. Rellstab, Aus meinem Leben 1861 S. 216/17.
2. George, Erinnerungen eines Preußen S. 216/17.

XXXVIII. Motti: Fichte, Staatslehre (1813) = Werke 4, 423/24. Briefwechsel August Wilhelms und Friedrich Schlegels, herausgegeben von Walzel S. 545.
1. Görres, Schriften 2, 97/100, 113/15 (= Nr. 105/06 des Rheinischen Merkurs; 20. u. 22. August).
2. Motto: Jean Paul, Werke 37, 127. Schlegel-Briefe S. 546. Feuerbach, Kleine Schriften (1833) S. 78/79, 120/21.
3. u. 4. Zivilistische Abhandlungen von A. F. J. Thibaut S. 411/12, 454 u. 407/09 (zuerst in den Heidelberger Jahrbüchern 1814).
5. Motto: Delbrück, Gneisenau 2, 149/50. — Varnhagen, Karl Müllers Leben und kleine Schriften S. 422/24 (aus „Rückblicke auf Teutschland" 1815).

XXXIX. Motto: Berdrow, Rahel Varnhagen S. 219.
1. u. 2. Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten 3, 32/36, 49/50.
3. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 1. A. 5, 42/44.
4. Aus Karl von Rostitz' Leben und Briefwechsel S. 143/44, 149, 153, 154/55, 159, 162/63, 175/76.
5. Varnhagen, Denkwürdigkeiten 5, 113/14 (Frühling 1815).

XL. Motto: Varnhagen, Denkwürdigkeiten 5, 46.
1. Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Kongresses, herausgegeben von Pallain, übersetzt von Bailleu. Paris-Leipzig 1881 S. 65/67.
2. Max Lehmann, Tagebuch des Freiherrn von Stein während des Wiener Kongresses. Historische Zeitschrift Bd. 60 S. 400/01.
3. Krones, Aus dem Tagebuch des Erzherzogs Johann von Österreich S. 184/85, 185/86, 205.
4. Historische Zeitschrift 60, 417.
5. Talleyrands Briefwechsel S. 185/87.
6. Historische Zeitschrift 60, 433/34.

XLI. Motto: Blasendorff, Blücherbiographie S. 310.
1. Motti: Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns S. 181. Napoleon-Briefe S. 404. — Talleyrands Briefwechsel S. 382/83. Vom Mai 1815.
2. Deutsche Staatsgrundgesetze, herausgegeben von Binding, 3. Heft, S. 23/31.

XLII. Motti: Schlegel-Briefe 551. Wolzogen, Memoiren S. 280.
1. Aus dem Tagebuch des Erzherzogs Johann S. 209/10.
2. Görres, Schriften 2, 471/73. (Rheinischer Merkur vom 19. März 1815).

XLIII. Motto: Napoleon-Briefe S. 425.
1. Reiche, Memoiren 2, 118/19.
2. Rheinischer Merkur Nr. 214 (28. März 1815).
3. Ollech, Feldzug von 1815 S. 55/56.

XLIV. Motti: Colomb, Blücher in Briefen 143, 144/45.
1. Reiche, Memoiren 2, 183/84. — Zur Kritik vgl.: Julius von Pflugk-Harttung, Zur militärischen Memoirenliteratur der Befreiungskriege, insbesondere des Jahres 1815. Historisches Jahrbuch (24). 1903. S. 575/82.
2. Motti: Delbrück, Gneisenau 2, 177. Ollech, 1815 S. 130/31. — Pertz-Delbrück, Gneisenau 4, 703/05 (aus Müffling).
3. Ollech, 1815 S. 139/40.
4. Reiche, Memoiren 2, 193.
5. Motto: Ollech, 1815 S. 177. — Friccius, Nachgelassene Schriften S. 290/91.
6. Colomb, Blücher in Briefen S. 146/47. — Pertz-Delbrück, Gneisenau 5, 522/23.

XLV. Motto: Erzherzog Karl, Ausgewählte Schriften 6, 566.
1. Nostitz' Tagebuch 2, 34/35.
2. Ollech, Reyher 3, 193.
3. Motti: Erzherzog Karl, Ausgewählte Schriften 6, 586. Rose, Napoleon 2, 534 (nach Maitland). — Pertz-Delbrück, Gneisenau 4, 706/07. Steffens (8, 184) nennt Gneisenaus Bericht „einen der meisterhaftesten Kriegsberichte der neueren Zeit."
4. Motto: Blasendorff, Blücher S. 334. Reiche, Memoiren 2, 225/27.
5. Theodor Fontane, Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. Berlin 1885 S. 74/76.
6. Metternich-Winneburg, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen S. 648 (Faksimile).
7. Delbrück, Gneisenau 2, 227/28 (aus der „Historischen Zeitschrift" 1887).

XLVI. Springer, Dahlmann 1, 466/68.

XLVII. Motto: Napoleon-Briefe S. 429.
1. Schwartz, Clausewitz 2, 146/47.
2. Colomb, Blücher in Briefen S. 160/61.
3. Motto: Delbrück, Gneisenau 2, 261/62. Schwartz, Clausewitz 2, 159/60.
4. Reiche, Memoiren 2, 294/95.
5. Jugenderinnerungen von Gustav Parthey 1868 2, 42/44.
6. Reiche, Memoiren 2, 311/12.

XLVIII. Motto: Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben (1840) Werke, herausgegeben von Rösch S. 241.
1. Gentz, Schriften 2, 406/7, 408/10.
2. Görres, Schriften 3, 316/18. (Nr. 345 des Rheinischen Merkurs vom 16. Dezember 1815.)

XLIX. 1. Görres, Schriften 3, 346/48. Im Rheinischen Merkur unter dem Titel: Die Rückwirkung in Preußen.
2. Gentz, Schriften 3, 39/44.

Erläuterungen zu einigen Bildern und Karten.

Zu folgenden seiner Bilder hat Schadow selbst ausführlichere Bemerkungen gemacht:

1. Hetman Platow mit Kosaken (II, S. 39).

(Das Blatt ist noch vor der Ankunft der Russen, gewissermaßen aus Spekulation, angefertigt.) Schadow sagt darüber in seiner Autobiographie: „Die Russen erregten Aufmerksamkeit. Kunsthändler trugen unsern Künstlern auf, Zeichnungen von ihnen zu machen. Es war mit Schwierigkeiten verbunden, solche darzustellen, indem sie noch in der Ferne waren. Preußische Offiziere gaben Rat, und des Hetman Platow Bildnis fand sich vor. Der frühere Aufenthalt in Rußland kam zustatten, und so entstanden einige Blätter, die zu der Zeit Anklang fanden, indem sie nicht ganz unrichtig befunden wurden."

2. Das Hallische Tor (farbiges Einschaltbild).

Der aufgerichtete Bär ist das Stadtwappen Berlins, er ist als Landwehrmann gewappnet und hat die Kreuzmütze auf. Darauf bezieht sich der Ausspruch der französischen Offiziere am andern Ende: wir hatten ihn gezähmt, aber er hat sein Naturell wieder. Das Hallische Tor kann nun wohl das Triumphtor heißen, denn was gegen den Feind zog, und was an Gefangenen und Beute ankam, ging durch dies Tor. Der Platz im Tore heißt das Rondeel, und ich habe kürzlich im kleinen das Modell einer Ehrensäule gemacht, die da soll oder sollte zu stehen kommen.

Im Tore sieht man ein paar Bürgergardisten vor dem Wachthause. Die drei Frauenspersonen sind in der Berliner Haube, der dicke Mann und diese sollten bloß die Ruhe der Leute an dem Tage bezeichnen. „Dat flufcht" ist eine uns Berlinern wohlbekannte Redensart. Der K. P. von Schweden frug einen Landwehrmann, warum sie beim Angriffe den Kolben statt des Bajonetts gebrauchten? und er antwortete: es flusche besser (es fördert, oder es gibt viel auf einmal), ich weiß nicht, ob das Wort bei Ihnen im Gebrauche ist. Der K. P. von Schweden hatte sein Zelt bei einer Mühle. Das übrige hat weiter keine Bedeutung, als daß ich die Eigentümlichkeiten der Franzosen in Stellungen und Physiognomien bezeichnen wollte, welches überhaupt hierbei meine Absicht war. Das übrige ist immer eine spöttische Anspielung über den Gebrauch der Silbe: Grand bei Ämtern und Würden und bei dem Namen der Nation.

Caspar Weiß heißt der Verleger dieser Blätter.

Am 1. Februar 1814 an Böttiger; veröffentlicht von Ludwig Geiger in Westermanns Monatsheften 77, 236.

3. Commencement du finale (Titelbild des zweiten Bandes).

Commencement du finale [Anspielung auf die Exklamation Talleyrands, der bei der ersten Nachricht von der Leipziger Schlacht gesagt haben soll: ha! c'est le commencement de la fin.] Soll wohl den Koncert der vier Fürsten gegen N., und das Theater den Abfall der Rheinbundfürsten andeuten: sie ziehn sich hinter die Kulissen: Redensart. Einer droht, hat den Degen gezogen und streicht mit der Hand unters Kinn, italienische Gebärde: von mir hast du nichts zu hoffen; — kann der H. von Bayern sein; der den Rockschoß aufhebt: H. von Württemberg. Der mit der Jagdflinte Fürst von Dessau, den mit dem Gebet-

buche errät man [Friedrich August von Sachsen] — übrigens muß man hinter dem arlechino nicht viel suchen. Der Künstler hat geglaubt, ein Puppenspiel müsse ihn haben, und das Brillenabnehmen ist hier der Übergang vom Künstlichsehen zum Natürlichsehen. Der fliegende Drache soll nicht mehr und nicht minder heißen als: le diable m'emporte. Zwei Marionetten, die sich zurückziehen in die Kulissen, haben schechterdings keine bestimmten Personen gemeint sein sollen.

Ebendaselbst aus dem gleichen Briefe veröffentlicht.

Zu der „Übersicht der Kriegsoperationen vom 15. bis 21. Junius 1815".

Erklärung der Zahlen.

1. Marsch der französischen Truppen den 15. und Angriff der preußischen Vorposten von Lobbes und Thuin.
2. Marsch des französischen Korps von Reille am 15.
3. Ein Teil dieses Korps sucht den Rückzug der preußischen Vorposten abzuschneiden.
4. Rückzug der 1. preußischen Brigade über Gosselies am 15.
5. Arrieregarden-Gefecht dieser Brigade bei Gosselies und Heppignies am 15.
6. Französische Angriffe den 15. auf Marchienne au pont, Drampremy und Charleroi; der Feind forciert die Sambre.
7. Arrieregarden-Gefecht der 2. preußischen Brigade bei Gilly den 15.
8. Marsch des französischen Korps von Gerard.
9. Biwak des 2. preußischen Korps (v. Pirch) am Abend des 15. bei Onoz.
10. Marsch des 3. preußischen Korps (v. Thielemann) nach Sombref, den 15.
11. Die englischen Vorposten werden den 15. bei Frasne angegriffen.
12. Marsch der französischen Korps v. Grouchy und Vandamme den 16. auf Fleurus.
13. Marsch des französischen Korps v. Ney, bestehend aus den Divisionen Erlon und Reille nebst einer zahlreichen Kavallerie, den 16., über Gosselies nach Quatrebras.
14. Marsch eines französischen Korps den 16., von Fleurus nach Frasne, und Rückmarsch desselben Korps am Abend desselben Tages.
15. Schlacht von Ligny und St. Amand, wobei:
16. Anfängliche Stellung des 1. preußischen Korps (v. Zieten).
17. Anfängliche Stellung des 2. preußischen Korps (Pirch).
18. Anfängliche Stellung des 3. preußischen Korps (Thielemann).
19. Ein preußisches Husarenregiment (1. Schles.) hält Verbindung mit der preußischen Armee und den Engländern bei Quatrebras.
20. Marsch des 4. preußischen Korps (Bülow) von Lüttich und Biwak desselben am Abend des 16. bei Basse-Bodée.
21. Biwak dieses Korps, den 17. abends bei Dion le Mont und Cabaret à touts Vents. Eine Brigade ist vorpoussiert bei Vieux Sart und hat Vorposten bis Mont St. Guibert.
22. Gefecht von Quatrebras den 16.
23. Biwak eines Teils der preußischen Armee nach der Schlacht von Ligny in der Nacht vom 16. zum 17. Die Dörfer Brie und Sombref bleiben von ihm besetzt, was die französische Armee im Verfolgen abhält.
24. Abmarsch des 3. preußischen Korps am Morgen des 17 von Sombref nach Wavre über Gembloux und Sart à Walhain.
25. Marsch des 1. und 2. preußischen Korps, den 17. nach Wavre. Beide Korps biwakieren daselbst, am Abend des 17.
26. Marsch der französischen Armee, den 17. über Quatrebras und Genappe.
27. Marsch der französischen Korps von Grouchy und Vandamme, über Tilly nach Wavre.

28. Gefecht bei Wavre, den 18. Der Feind forciert den Übergang bei Limale am 10. früh.
29. Marsch des 1. preußischen Korps von Bierge über Ohain zur Schlacht von Belle-Alliance, den 18.
30. Marsch des 2. und 4. preußischen Korps, den 18. zu dieser Schlacht.
31. Schlacht von Belle-Alliance, den 18., wobei:
32. Angriff des 1. preußischen Korps } in die rechte Flanke des Feindes.
33. Angriff des 4. preußischen Korps }
34. Angriff des 2. und 4. Korps und Sturm des Dorfes Planchenoit.
35. Stellung des französischen rechten Flügels nach dem Erscheinen der preußischen Angriffs-Kolonnen.
36. Flucht der französischen Armee am Abend des 18. über Genappe, Gosselies, Charleroi nach Beaumont, verfolgt durch die preußische Kavallerie.
37. Arrieregarden-Gefecht bei Genappe, am Abend des 18. Der Feind wird aus mehreren Biwaks aufgejagt.
38. Rückzug der französischen Korps v. Grouchy und Vandamme den 19. von Wavre, verfolgt durch das 3. preußische Korps.
39. Marsch des 2. preußischen Korps, um den Rückzug dieser beiden französischen Korps abzuschneiden.
40. Arrieregarden-Gefechte, welche diese beiden Korps den 20. auf der Straße nach Namur zu bestehen haben.
41. Gefecht vor und Sturm auf Namur durch das 2. preußische Korps, den 20.
42. Die französischen Korps v. Grouchy und Vandamme verlassen Namur den 20. abends und ziehen sich über Dinant nach Givet zurück.

Kombinierte englische Armee.

43. Marsch eines Korps über Nivelles, den 16. zum Gefecht von Quatrebras.
44. Marsch des Korps von Lord Hill, den 17.
45. Beobachtungs-Korps von Lord Hill, den 17.
46. Biwaks des Korps von Lord Hill, am Abend des 17.
47. Abmarsch der englischen Armee von Brüssel und Biwak derselben am 17. bei Waterloo.
48. Beobachtungskorps des Prinzen Friedrich von Oranien bei Wautier-Braine, den 18.
49. Die Verbündeten verfolgen den Feind den 19., 20. und 21. und brechen, in verschiedenen Richtungen, in Frankreich ein.

Hauptquartiere.

	den 15.	16.	17.	18.	19.
Lord Wellington . . .		Brüssel.		Waterloo.	Nivelles.
Fürst Blücher	Sombref	Hautheuval	Wavre	Genappe	Gosselies.
Napoleon Bonaparte .	Charleroi	Fleurus	Ferme de Caillou	auf der Flucht nach Paris.	

A. Ort, wo der Fürst Blücher sich während der Schlacht von Ligny und St. Amand aufhielt.
B. Ort, wo der Herzog von Braunschweig den 16. geblieben ist.
C. Ort, wo der Herzog v. Wellington sich während der Schlacht am 18. aufhielt.
D. Ort, wo dem Fürsten Blücher das Pferd bei der Kavallerie-Attacke getötet ward.
E. Ort, wo der Prinz von Oranien verwundet wurde, den 18.
F. Gerüst, welches Napoleon Bonaparte als Observatorium während der Schlacht am 18. benutzte.

Perſonenverzeichnis.

Adam, Albrecht, Schlachtenmaler I, 264/65; II, 15/19.
Adler, Rektor in Altdorf II, 340.
Aicher, bayriſcher Oberſt I, 275.
Alexander I., Kaiſer von Rußland I, 33, 103f., 114, 120, 142, 150, 167, 195, 208, 212/15, 216, 278; II, 3, 23, 25/28, (1812) 52, 90/92, (Großgörſchen) 107, 142, 147/48 (bei Culm) 173, 184, 192/94, 197, 218ff., (1814) 229, 240, 242, 244, 246 (in Paris), 259/60, 269/70, 279, 282/91 (Wiener Kongreß), 295, 312, 322, 329, 352. — Äußerungen II, 11, 25, (25/28, 282/85). Bild II. 277. Äußere Erſcheinung I, 214; II, 270.
Alexander von Württemberg II, 57/58.
Altenſtein, Karl Freiherr v. I, 281; II, 93, 347.
Alvensleben, Gendarmenrittmeiſter I, 28.
Alvensleben, Generalmajor, Brigadekommandeur in Magdeburg I, 99.
Ammon, Chriſtoph Friedr. v. I, 302.
Ancillon, Friedrich, Lehrer des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Staatsmann I, 302.
Anna Amalia, Herzogin von Weimar I, 207.
Anſtett, Johann Protaſius v., ruſſiſcher Diplomat II, 114.
Antonine, römiſche Kaiſer (Antoninus Pius 138—161, Marc Aurel 161—180 n. Chr.) I, 210.
Apel, Auguſt, Leipziger Advokat und Schriftſteller II, 66, 247.
Arioſt I, 222.
Arndt, Ernſt Moritz I, 8/9, 9/10, 67, 151, 152/54, 159, 215, 216, 225/26; II, 7/10, 47/58, 63/65, 74, 85, 113/23, 134, 192, 205, 222/23, 268, 332 (faſt nur Stellen aus Arndtſchen Flugſchriften und Erinnerungen) II, 353f. Bild I, 153.
Arnim, Achim v. I, 155, 163, 236, 297, 304, II, 72, 357.
Arnold, Müller in Sansſouci I. 334.
Auer II, 132/34, 198.
Auersperg, Gräfin Gabriele v. (la beauté, qui inspire seule du vrai sentiment) II, 278f.
Auerswald, Hans v., oſtpreußiſcher Kammerpräſident I, 199, II, 52/54, 57, 347.
Augereau, franzöſiſcher Marſchall II, 345.
Auguſt, C. F. I, 308.
Auguſt, Prinz von Preußen, Bruder Ludwig Ferdinands, Chef der Artillerie I, 14, 16, 90/92.
Auguſta, Prinzeſſin von Sachſen II, 195.
Auguſtenburg, Friedrich Chriſtian, Herzog zu A. I, 117.
Auguſti, Johann Chriſtian Wilhelm, Theologe, 1813 Rektor der Breslauer Univerſität (1771—1841) II, 62.
d'Auvray, Wittgenſteins Generalſtabschef II, 90.

Baden, Markgräfin v. I, 72.
Baden ſ. Karl.
Bärſch, Georg, Schills Adjutant, Mitglied des Tugendbunds I, 255/56.
Bagovout, ruſſiſcher General I, 105.
Bagration, Fürſtin II, 279.
Baldauf, Tiroler I, 277.
Bang, Pfarrer in Goßfelden I, 302.
Barbaroſſa I, 152, II, 119.
Barbier, franzöſiſcher General I, 144.
Barclay de Tolly, ruſſiſcher General I, 105/6, II, 3, 147.
Bardeleben, Heinrich v. I, 200.
Bartholdy, Jakob Salomon, Oberleutnant der Wiener Landwehr, preußiſcher Geſandtſchaftsſekretär in Wien, ſpäter preußiſcher Konſul in Rom I, 238; II, 277.
Baſſano ſ. Maret.
Becker, Gottfried Wilhelm, Leipziger Arzt und Schriftſteller II, 188/91, 356.
Beckers, Karl, Graf, bayriſcher General (1770—1834) I, 275.

Beethoven I, 316/17.
Beguelin, Heinrich v., preußischer Finanzrat I, 175/9, 323.
Behem, Tiroler I, 277.
Bekker, Immanuel, Philologe I, 298.
Bellegarde, Heinrich, Graf v., österreichischer Feldmarschall II, 296.
Belliard, Auguſtin Daniel Graf v., Murats Generalitabschef I, 70, 87.
Belling, Wilhelm Sebaſtian v., preußischer Huſarenführer (1719—79) I, 94.
Beneckendorf, v., Major, Kommandant von Spandau I, 71.
Bennigſen, Levin Auguſt Theophil Graf v., ruſſiſcher Feldherr I, 105/6, 119/20, 125/30, 142; II, 105, 124, 166. Bild I, 121.
Berenhorſt I, 117.
Berg, Frau v. I, 288; II, 351.
Béringuier, Berliner Stadtverordneter I, 80.
Bernadotte I, 66, 97, 263, 265; II, 105, 124, 128/30, 131, 132, 155, 157, 166, 174, 183, 184, 192, 194, 197, 199, 200, 217. 361. Bild I, 129.
Bernſtorff, Graf, Chriſtian Günther v., däniſcher Geſandter in Wien und Berlin II, 277.
Berthier, Alexander, Napoleons Generalſtabschef (Prinz von Neufchâtel und Fürſt von Wagram) I, 70/71, 117, 207, II, 28, 128, 340.
Bertrand, Graf I, 83; II, 134, 157/58, 194, 314.
Beſſières (Herzog von Iſtrien), franzöſiſcher Marſchall I, 70.
Beuth, Peter Chriſtian Wilhelm, preußischer Finanzbeamter I, 323.
Beyme, Karl Friedrich v., Kabinettsrat, dann Juſtizminiſter I, 16, 28, 30, 281.
Biener, Friedrich Auguſt, Juriſt (1787 bis 1861) I, 302.
Bieske, Blüchers Arzt II, 237.
Bigottini, Schauſpielerin II, 278.
Bismarck II, 259.
Blanc, reformierter Prediger I, 215.
Blanke, Dresdner Stiefelputzer II, 34.
Blücher, Haupterlebniſſe I, 92/98 (Ratkau), 117/19 (Fincenſtein), 202/3 (Tugendbund), 228/30 (1808/9), 261; II, 80/83, (Bedeutung 1813), 92 (bei Großgörſchen, 100/01 (bei Bautzen), 211 (Caub), 226/27 (Etoges), 237/38 (Laon), 302, 309 (Ligny). — Briefe und Ausſprüche I, 29, 83, 185, (militäriſche Anſichten) II, 63, 83, 89 (Großgörſchen), 107, 134 (Katzbach), 155, 156 (Wartenburg, 158), 174 (Möckern), 180, 184, 212/14 (Nancyrede), 218, 221, 228, 229, 232, 242/44, 311 (Ligny), 314, 320/21 (Belle-Alliance), 325/26 (Paris), 330. — Äußeres II, 7/9, 20. Beliebtheit II, 222, 234/36. Bilder I, 93; II, 8, 81. Karikaturen II, 210, 219, 339. — Söhne Blüchers: Franz I, 98, 202/03, Gebhard II, 311.
Boeckh, Auguſt, Philologe I, 298, 302.
Böhmken, v., Oberſt I, 88.
Böttiger, Karl Auguſt, Archäologe II, 83/4.
Boltenſtern v., Hauptmann II, 60.
Bonin, Otto Friedrich Fürchtegott v., Landſchaftsdirektor in Stargard, Freund Blüchers II, 184, 205, 221, 242/44.
Bora, Katharina v. I, 27/8.
Borgheſe, Camillo Filippo Lodovico, Prinz v., Napoleons Schwager I, 131.
Borſche I, 323.
Borſtell, Karl Heinrich Ludwig v., preußischer General II, 134, 149/50, 154.
Bourmont, franzöſiſcher General II, 311.
Boyen, Hermann v., 1810—12 Direktor der erſten Abteilung des Allgemeinen Kriegsdepartements unter Scharnhorſt. 1813/14 Generalſtabschef des Bülowſchen Armeekorps, 1814/19 preußischer Kriegsminiſter I, 150; II, 38, 63, 149, 240, 260. — I, 25/26, 36/39, 53/56, 64, 98/99, 110, 119/20, 125, 167/73, 179, 180/84, 199/202, 278/79, 319/20; II, 24/9, 58/9, 74/6, 78/80, 86/8, 128/30, 341, 347. (Ausſprüche und Schilderungen aus den Erinnerungen, näheres ſ. im Inhaltsverzeichnis.) Bild I, 186.
Brandenburg, Friedrich Wilhelm Graf v., 1813 Major II, 212.
Braun, Chef von Blüchers Artillerie II 98.
Braunſchweig ſ. Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm.
Brentano, Clemens, Romantiker I, 163, 236/39; II, 247.

Brinkmann, Guſtav v., ſchwediſcher Diplomat I, 158.
Brockhaus, Friedrich Arnold, Verlagsbuchhändler II, 94, 192/94.
Brünnow, Rittmeiſter v., I, 252.
Buchholz, Friedrich, napoleonfreundlicher Publiciſt, 327, 328; II, 351.
Bülow, Dietrich Freiherr v., Militärſchriftſteller II, 149.
— Friedrich Wilhelm Freiherr von, ſpäter Graf von Dennewitz, preußiſcher General, Bruder des Vorigen I, 203, 261; II, 38, 41, 131, 134, 149/155, 196, 197, 224, 229, 240, 293, 308, 315. Bild II, 151.
— Victor Hans Graf von, 1808/11 weſtfäliſcher, 1813/17 preußiſcher Finanzminiſter I, 98; II, 282, 330.
Burelch, öſterreichiſcher General I, 263.
Buſolt, Konſiſtorialrat I, 197, 292.
Busſche-Ippenburg, Major v. d. II, 309/10.
Buſſe, v., Leutnant im Füſilierbataillon v. Pelet I, 44.
Buttmann, Philipp Karl, Philologe I, 302.
Buxhöwden, Friedrich Wilhelm Graf v. I, 120.
Byron, Lord II, 312.

Caeſar I, 208, 211.
Calderon I, 222.
Cambacérès (Herzog von Parma), franzöſiſcher Erzkanzler II, 107.
Campbell, Oberſt II, 295.
Cams, ſchwediſcher General II, 128.
Canitz, Adjutant des Generals Horn II, 157.
Carnot, Lazare Graf v., 1815 Miniſter des Innern II, 324.
Carus, Karl Guſtav, Leipziger Arzt II, 96/7, 186/7.
Caſtlereagh, Marquis von Londonderry, engliſcher Staatsſekretär des Auswärtigen ſeit 1812 II, 114, 218, 274, 283, 286, 287, 290. Bild II, 287.
Caulaincourt (Herzog von Vicenza) 1814 u. 1815 franzöſiſcher Miniſter des Auswärtigen II, 218, 220, 222, 223, 324.
Cervantes I, 217, 222.
Chamiſſo I, 100/02.
Chaſot, Adolf v., 1807/09 Stadtkommandant von Berlin II, 7.
Chriſtus (Ausſpruch Napoleons) I, 211.
Clarke (Herzog von Feltre), 1806 franzöſiſcher Gouverneur von Berlin, dann franzöſiſcher Kriegsminiſter I, 80, 81/83.
Clauſewitz, Karl v., 1806 Stabskapitän und Adjutant des Prinzen Auguſt von Preußen, 1812 Oberſtleutnant in ruſſiſchen Dienſten, zuerſt bei der Arrieregarde, dann im Hauptquartier Wittgenſteins, 1813 bei der ruſſiſch-deutſchen Legion, 1815 Generalſtabschef des 3. Armeekorps (Thielmann) II, 2, 41, 57, 155. — I, 29/30, 32/3, 90/92, 180, 192, 278; II, 5/6, 11, 20, 112, 211, 324, 326/7, 353. (Stellen aus Briefen und militäriſchen Schriften.)
Clementi, Muzio, Komponiſt 313.
Cölln, Friedrich von, preußiſcher Beamter und Publiciſt I, 326/31; II, 340, 343, 351.
Collin, Heinrich Joſeph v., öſterreichiſcher Dichter I, 231, 316; II, 280.
— Matthäus v., Dichter, Bruder des Vorigen II, 280.
Colloredo II, 166.
Colomb, Rittmeiſter v., Schwager Blüchers, Führer eines Streifcorps II, 354.
Colſon, Major v. I, 122.
Compans, General II, 318.
Conſalvi, Kardinal II, 277.
Corbineau, franzöſiſcher Kavalleriegeneral II, 147.
Creuzer, Friedrich, Profeſſor der Philologie in Heidelberg I, 300, 302; II, 72.
Crome, Auguſt Friedrich Wilhelm, Nationalökonom I, 294/5; II, 350.
Cuſtine, Marquis v. II, 277.

Dahlmann, Friedrich Chriſtoph, Hiſtoriker I, 265/68; II, 322/23.
Dalberg, Karl v., Primas des Rheinbunds I, 207, 212, 214.
Dambmann, Georg Peter, Informator und Schriftſteller I, 238.
Dannei, Tiroler Prieſter I, 277/78.
Dante I, 160, 222.
Danz, Johann Traugott Leberecht, Jenaer Theologe (1769–1851) I, 41/43.
Daru, Graf, franzöſiſcher Staatsmann und Hiſtoriker, 1806 Generalintendant der Armee I, 204/07.

Davout (Herzog von Auerstädt, Fürst von Eggmühl), französischer Marschall I, 6, 53, 59, 70, 76, 105, 258/59; II, 87, 131. Bild I, 53.
Deetz, Königsberger Oberbürgermeister I, 200.
Denon, Dominique Vivant, Archäologe, Generaldirektor der französischen Museen I, 83; II, 329/31.
De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, Professor der Theologie in Heidelberg, dann in Berlin I, 302.
Diebitsch (Sabalkanski), russischer General II, 4, 41/42.
Dieterici, Karl Friedrich Wilhelm, Statistiker und Nationalökonom II, 329/31.
Diezelski, v., Leutnant im Schillschen Korps I, 256.
Dilitz, Andreas, Tiroler I, 276.
Dittfurt, Oberst I, 246.
Docen, Bernhard Joseph, Germanist II, 247.
Dörnberg, Ferdinand Wilhelm Kaspar, Freiherr v. I, 224, 255.
Dohna, Graf zu Dohna-Schlobitten, Alexander. 1808/10 preußischer Minister des Innern I, 281; II, 55, 57, 349, 353.
— — Friedrich, der fünfte von den Brüdern Dohna, Schwiegersohn Scharnhorsts II, 9, 41, 57.
— — Ludwig, der dritte von den Brüdern II, 52, 57/58.
Dolffs, Oberst v. II, 92.
Dorow, Wilhelm, 1813 Freiwilliger II, 114.
Dufour-Feronce, Leipziger Großkaufmann und Handlungsdeputierter II, 108/12.
Duhesme, Kommandeur der jungen Garde II, 318.
Dupas, französischer General I, 264.
Dupont de l'Etang, Graf, französischer General I, 150.
Duroc (Herzog von Friaul), französischer General, Großmarschall I, 52, 70, 71, 142; II, 278.
Duverny, französischer Bänkelsänger II, 247.
Drais, Karl v., Erfinder der Draisine II, 278.

Eben, Major I, 59.
Eberhard, v., Fähnrich I, 49.
Eberhöfer, Josef, 1808—12 Innsbrucker Student, später Frühmesser in Martell I, 242/51; II, 349.
Eckermann, Johann Peter, Goethes Privatsekretär I, 203; II, 208, 322.
Eichendorff, Josef v. I, 270.
Eichmann, Geh. Finanzrat I, 323.
Einsiedel, Karl Heinr. v. I, 51/52.
Eisenhart, v., General I, 9, 96/98, 117/19, 202/03, 228/30 (Aus Erinnerungen).
Elisabeth Alexiewna, Gemahlin Kaiser Alexanders von Rußland II, 274.
Elsner, Christoph Friedrich, Professor in Königsberg, Mediziner (1749—1820) I, 198.
El Empecinado, span. Insurgentenführer I, 218.
Erbstein, Dresdener Magister II, 142
Erlon Drouet, Graf, französischer General I, 275, 276.
Ernst III. von Coburg II, 274.
Esterhazy, Fürstin I, 314.
— Rosine (la beauté étonnante) II, 278
Esteve I, 81/83.
Etschern, Madame I, 27/28.
Eugen (Beauharnais), Vizekönig v. Italien, Stiefsohn Napoleons I, 263, 274/75; II, 16, 18, 90/92, 274.
Eugen von Württemberg, russ. General II, 173, 230, 240/41.
Eylert, Rulemann, protestantischer Bischof, Hofprediger II, 25.

Ferdinand, Prinz, Bruder Friedrichs des Großen I, 285.
Feuerbach, Anselm v., Jurist I, 239/40; II, 11, 108, 153/55, 265/66.
Fichte, Johann Gottlieb I, 282, 298, 327; II, 20, 86 — I, 144, 151/52, 155/58, 290, 292. — II, 66, 261, 346. Stellen aus Werken und Briefen. Bild I, 157.
Fierler, Martin, Tiroler I, 272/74, 277.
Finck von Finckenstein, Friedrich Ludwig Karl Graf, früher Regierungspräsident von Küstrin I, 334.
Fleck, hannoverscher Förster II, 29/32.
Folie, Josef, Tiroler I, 277.
Fouché (Herzog von Otranto), 1815 an der Spitze der provisorischen Verwaltung II, 324.

Fouqué, Heinrich Auguſt Freiherr de la Motte Fouqué, Romantiker II, 107, 195.
Franz, Herzog von Koburg-Saalfeld I, 35/36
Franz I. von Öſterreich I, 227, 228, 268; II, 12, 103, 113, 218, 224, 270/74, 283, 285, 329. Erſcheinung II, 274. Bild II, 273.
Friccius, Karl Friedrich, Kommandeur des 1. oſtpreuß. Landwehrbataillons I, 290/92; II, 180/83, 310/11, 356.
Friedrich Auguſt von Sachſen I, 212; II, 86/88, 112, 160, 193, 195, 200, 283, 285.
Friedrich VI. von Dänemark I, 117, II, 283,
Friedrich der Große I, 7, 9, 25, 26, 28, 29/30, 83, 266, 331; II, 5, 280.
Friedrich I. v. Württemberg I, 212; II, 274, 361.
Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels I, 224, 266, 269. Bild I, 267.
Friedrich Wilhelm II. von Preußen I, 180.
Friedrich Wilhelm III. überall, hervorzuheben ſind folgende Stellen: Charakter I, 39, 167—75, 184, 197, 228/30; II, 341, 343, 346, 347, 353. — Äußeres I, 167; II, 95, 270, 279. Bilder I, 3, 165, 171; II, 275. Militäriſche Begabung I, 26; II, 54, 146 (bei Culm) I, 58/61, 184/5. Briefe und Äußerungen I, 58/61, 167; II, 37, 80, 89, 180. Politiſche Beurteilung in der Zeit I, 7/8, 280; II, 7, 27/28.
Friedrich Wilhelm IV. I, 285, 288.
Fuchs, Martin, Tiroler I, 277.

Gabler, Johann Gottfried, Poſtillon, dann Ökonomiepächter, Napoleons Führer während der Schlacht II, 169.
Gäſebeck, Ludwig, Adjutant von Friccius II, 181.
Gagern, Hans v., Naſſauiſcher Miniſter I, 106.
Gall, Franz Joſeph, Anatom, Begründer der Phrenologie I, 309/13; II, 249, 350.
Gaß, Prediger I, 65.
Gentz, Friedrich v., Journaliſt I, 33, 158, 175, 279; II, 155, 203, 251, 278, 279/80, 332/33, 337/39.
Georg IV., engliſcher Prinzregent II, 244, 304.
George I, 17/18, 76/78, 251/52, 306/07; II, 131/32, 256/58.
Gepp, Jakob, Kapuzinerprovinzial I, 246.
Gérard, Etienne Maurice, Graf v., franzöſiſcher General II, 324.
Gerlach, Leopold v., General, konſervativer Führer II, 259.
Gersdorf, Karl Friedrich Wilhelm v. (1765—1829), Generaladjutant des Königs von Sachſen II, 108/10.
Geßler, Graf, früher preußiſcher Geſandter in Dresden II, 114, 116, 118, 355.
Gibſone, Alexander, Kaufmann in Königsberg II, 135.
Gieſebrecht, Ludwig, Dichter und Gymnaſiallehrer in Stettin (1792—1873) I, 317/18; II, 350.
Giouffroi, Geheimrat I, 83.
Giſevius, Superintendent in Lyck II, 51.
Gneiſenau, Graf Neithardt v. I, 131/37 (Colberg) 150, 185/87, 292; II, 3, 7, 107, 211, 212, 220, 234, 293/94, 308, 328. Bilder I, 132; II, 299. — Äußerungen in Briefen und Niederſchriften I, 44, 158/159, 260/61, 279/80; II, 135/38, 155/56, 175, 180, 208, 216/17, 238/40, 242, 251, 268, 304/08, 314/18, 321/22, 342, 345, 360.
— Sohn Auguſt II, 312.
Görke, Berliner Arzt I, 288.
Görres, Joſeph I, 140, 152, 159/63, 194/96, 300; II, 205, 251/53, 261/65, 296/97, 333/34, 336/37, 358. Bild II, 263.
Goethe I, 61/64 (1806), 144, 209, 211, 310/13; II, 85, 255, 280. — Äußerungen über die Zeit I, 63, 69, 204/07; II, 203/05 (Ende 1813), 208, 245 (Epimenides), 322, 342, 343, 354. Porträt (von Kügelgen) I, 211. Chriſtiane I, 63.
Götzen, Friedrich Wilhelm Graf v., 1807 ſchleſiſcher Generalgouverneur I, 17, 112/14, 150, 260; II, 85. Bild I, 113.
Goldbeck, Heinrich Julius v., Miniſter II, 344.
Goltz, Auguſt Friedrich Ferdinand Graf v. d., 1807—14 preußiſcher Miniſter des Auswärtigen I, 281.
Le Gonidec, franzöſiſcher Sprachforſcher II, 248.
Gortſchakow, Fürſt, ruſſiſcher General I, 129.
Gottſched II, 253.
Grandjean I, 262; II, 42.

Grawert, Julius Auguſt Reinhold v., preußiſcher General I, 24, 44/46, 51.
Grenier I, 263; II, 324.
Grimm, Jakob, Begründer der deutſchen Altertumswiſſenſchaft, 1814 Legationsſekretär beim heſſiſchen Geſandten im Hauptquartier der Verbündeten II, 221/26, 229/31, 247/49. Bild II, 247.
— Wilhelm, Bruder und Mitarbeiter des Vorigen II, 221, 223, 229, 247, 358.
Grolman, Karl v., preußiſcher General I, 150, 200/01; II, 229, 328/29.
Groß, J. C., Juſtizrat in Leipzig II, 108/10.
Großrobatſcher, Innsbrucker Student I, 248, 250.
Grouchy, Emanuel, Marquis v., franzöſiſcher Marſchall II, 310, 324.
Gruner, Juſtus, preußiſcher Politiker II, 7.
Gubitz, Friedrich Wilhelm, Profeſſor der Holzſchneidekunſt an der Berliner Kunſtakademie I, 81/83; II, 344.
Gutſchmid, v. I, 179/80.
Gyulai, Ignaz Graf von Maros-Nemeth und Nadaska, öſterreichiſcher Feldzeugmeiſter (1763—1831) II, 166, 221.

Haack, v., Feldwebel I, 102.
Hagen, Friedrich Heinrich v. d., Germaniſt II, 247.
Hahn I, 48.
Hain, Ludwig, Mitarbeiter von Brockhaus, Bibliograph, Überſetzer II, 193/95.
Hardegg, Ignaz Graf v., öſterreichiſcher Kavalleriegeneral (1772—1848) I, 262, 263.
Hardenberg, Karl Auguſt, Fürſt v., 1805 u. 1807 preußiſcher Miniſter des Auswärtigen, 1810/22 Staatskanzler I, 8, 14, 142, 281/82, 319/24, 326/27, 330/36; II, 50, 58/59, 62/63, 114/16, 118, 136, 158, 228, 259, 280, 288/89, 330. Bilder I, 321; II, 59, 287. Fürſtin Hardenberg I, 335.
Harniſch, Wilhelm, Pädagog II, 76.
Haſenhuth, Wiener Schuſpieler II, 295.
Haspinger, Joachim Johann Simon, Tiroler I, 270/71.
Haſſe, Königsberger Profeſſor, wahrſcheinlich Juriſt Johann Chriſtian H. (1779 bis 1830) I, 198.
Haugwitz, Chriſtian Auguſt Heinrich Kurt, Graf v., Ende 1805 bis November 1806 Miniſter des Außern I, 7, 14, 16, 30/31, 33.
Haxo, Vandammes Generalſtabschef II, 147.
Haxthauſen, Freiherr v. II, 155.
Haydn, Joſef I, 313/316.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich I, 41; II, 11.
Heidemann, Königsberger Profeſſor I, 198.
Heim, Ernſt Ludwig, berühmter Berliner Arzt I, 75, 288; II, 344. Bild I, 77.
Heindorf, Ludwig Friedrich, Philologe (1774—1816) I, 302.
Heinrich VI., deutſcher Kaiſer I, 10.
Heinrich IV. von Frankreich II, 246, 249, 279, 358.
Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen I, 29.
Heinrich, Prinz, Bruder Friedrich Wilhelms III. I, 14, 16, 59.
Hellwig, v., Leutnant I, 68.
Hendrich, Major II, 343.
Henry, Gabriel, katholiſcher Geiſtlicher in Jena (1752—1835) I, 212.
Herder, Johann Gottfried II, 255.
Hermann, Kommandant von Pillau II, 328.
Herwarth I, 45, 59.
Herzberg, Graf, Gendarmenoffizier I, 27.
Heſſen: Kurfürſt Wilhelm I. I, 178, 266 Prinzeſſinnen I, 288.
Heſſen-Homburg, Prinz Emil zu, preußiſcher Militär II, 149, 152, 182, 200.
Heydebreck, v., Staatsrat I, 323.
Hiller, v., Offizier in Hameln I, 124.
— Johann Freiherr v., Feldmarſchalleutnant I, 223, 259, 268.
Hippel, Theodor Gottlieb v., Juriſt und Schriftſteller I, 197.
— Theodor Gottlieb v., Neffe des Vorigen, Staatsrat, Verfaſſer des „Aufrufs an mein Volk“ II, 107.
Hirſchfeld, v., Leutnant I, 114.
Hochberg, badiſcher General II, 193.
Hölderlin, Friedrich I, 151.
Hofer, Andreas I, 242, 247, 272, 274/7. Bild I, 249.

Hohenlohe, Friedrich Ludwig, Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen I, 5, 17, 31/34, 39, 46/51, 58, 64, 83/88, 92, 99, 184. I, 46 Brief an Rüchel.
Hohenzollern, Fürst v. I, 263.
— Hermann Prinz v. H.-Hechingen, Mitglied des Tugendbundes I, 201.
Holberg, Ludwig Freiherr v. I, 18.
Holleben, v., Leutnant I, 136.
Holtei, Karl v. I, 110/12.
Holtzendorf, General I, 50. — 28.
Horaz I, 204.
Hormayr, Josef Freiherr v., Historiker, 1809 österreichischer Emissär in Tirol I, 246, 248, 251. Bild I, 245.
Horn, Franz, Dichter und Literarhistoriker II, 73.
[illegible]rich Wilhelm v., preußischer General [illegible].
[illegible]erliner I, 80.
Hoy[illegible], Graf, schlesischer Minister I, 110, 112.
Hoyos, Johann Ernst, Graf, österreichischer Oberstjägermeister (1779—1849) I, 231.
Hüser, v., Artillerieoberst I, 88.
Hufeland, Christoph Wilhelm, Berliner Arzt I, 109, 297.
Hugo, Gustav, Professor der Jurisprudenz in Göttingen, Mitbegründer der historischen Rechtsschule I, 302.
Humboldt, Alexander v., I, 83.
— Wilhelm v., 1808/10 Chef der Unterrichtsabteilung im preußischen Ministerium des Innern, 1810/16 preußischer Gesandter in Wien I, 282, 302; II, 114, 116, 260, 278, 282, 286, 288/89, 295.
Hussel, Leipziger Schriftsteller II, 158/64.

Jahn, Friedrich Ludwig I, 282, 298, 304/8; II, 280/82. — Aus Jahns Schriften I, 154/55, 304. Bild I, 307.
Jaine, spanischer Insurgentenführer I, 218.
Jassoi, zur Zeit des Wiener Kongresses bekannter Sarkast II, 278.
Jean Paul (Friedrich Richter) Politisches aus seinen Werken I, 9, 61, 152, 163/67. 180, 190, 288, 297; II, 265.
Jérôme Bonaparte jüngster Bruder Napoleons I, 112, 114, 212/14; II, 38. Bild I, 213.
Ingersleben, Kommandant von Küstrin I, 98/99.
Johann, Erzherzog von Österreich, jüngerer Bruder Kaiser Franzens I, 241, 242, 268, 272. Aus den Schriften II, 120, 139, 186, 285/86, 295/96.
Jordan, Juwelier, Chef der Berliner Bürgergarde 1806 I, 80.
Joseph II. von Österreich I, 334.
Joseph (Bonaparte), älterer Bruder Napoleons I, 150; II, 218, 223, 244, 290. Bild I, 221.
Josephine, Napoleons erste Frau I, 44.
Itzenplitz, Peter Ludwig Friedrich v., Landrat I, 14.
Junot (Herzog von Abrantes), französischer General I, 150.

Kalckreuth, Friedrich Adolf Graf v., preußischer General I, 58, 184.
Kalvin II, 118.
Kamensky, Graf (1735—1809), russischer Feldherr I, 105.
Kant, Immanuel I, 149, 199. Bild I, 198.
Kapodistrias, Johannes Graf, griechischer Staatsmann in russischen Diensten II, 277.
Karl von Baden (1811/18 Großherzog) II, 274.
Karl von Mecklenburg, Vater der Königin Luise I, 285, 317.
Karl von Mecklenburg, Bruder der Königin Luise II, 136, 200.
Karl von Österreich, Erzherzog, jüngerer Bruder von Kaiser Franz I, 223, 227, 228, 232/36, 241, 251, 255, 261/62, 268; II, 274. — Aus seinen Schriften I, 185, 231, 235/36, 257/59, 261, 278; II, 236, 241, 312, 314. Bild I, 233.
Karl IV. von Spanien (bis Frühjahr 1808) I, 230.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar I, 40, 72, 207, 208 ff.; II, 278.
Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig I, 5, 6, 30/31, 31/39, 53/60, 64, 70, 184; II, 342.
Katharina, Herzogin von Oldenburg II, 274.
Kathen, Charlotte v., Freundin Schleiermachers I, 14.

Katte, Hans Hermann v., Leutnant, Freund Friedrichs des Großen I, 28.
Kaufmann, tapferer Unteroffizier I, 55.
Kawerau I, 292/94.
Keller, Matthias, Schweidnitzer Schornsteinfegermeister II, 234/36.
Klebs, Leutnant vom 1. ostpreußischen Landwehrregiment II, 181.
Kleist von Nollendorf, Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Graf II, 139, 144/47, 166, 168, 173, 228, 236, 241. Bild II, 145.
— Heinrich v. I, 265/68, 327. Aus seinen Werken I, 109, 120, 225, 226/28, 239, 257, 260, 265, 341.
— Franz Kasimir v., General, Gouverneur von Magdeburg I, 99, 267.
Klenau, Johann Graf, Kavalleriegeneral, Feldmarschalleutnant II, 166.
Klewitz, Wilhelm Anton von, später Finanzminister II, 347.
Klöden, Karl Friedrich v., Historiker, Gründer der Berliner Gewerbeschule I, 19/22; II, 341.
Klopstock I, 13 (Gelehrtenrepublik); II, 255.
Klür, Karl v., Oberst († 1816) II, 89.
Knebel, Karl Ludwig v., Schriftsteller, Freund Goethes I, 61; II, 343.
Kneseбeck, Karl Friedrich Freiherr v. d., II, 55, 150.
Knobelsdorff, Friedrich Wilhelm v., Gesandter in Paris I, 31.
Knötel, Ignaz I, 112/14; II, 345.
Knorring I, 125.
Köckritz, Karl Leopold, Generaladjutant Friedrich Wilhelms III. I, 167, 183.
Königseck, v., Gendarmenrittmeister I, 26.
Körner, Gottfried II, 85.
Körner, Theodor, Sohn des vorigen II, 85, 97, 118, 355. Bild II, 117.
Konownizin, General II, 92.
Konstantin, Großfürst, Bruder Kaiser Alexanders von Rußland I, 120, 142, 212, 214; II, 23, 25, 272.
Koreff, Johann Ferdinand, jüdischer Arzt und Schriftsteller (1783—1851) I, 335.
Kotzebue, August v., Theaterdichter und Publizist II, 35/6.
Krafft I, 55, 59; II, 149.
Kraus, Johann Jakob, Professor der praktischen Philosophie (und der Staatswirtschaft) in Königsberg I, 198/99, 328.
Krippendorf, Johann Adam, Bauer in Auerstädt I, 56/58.
Kronegk, Walther v., Oberst im Regiment Altlarisch I, 51.
Krug, Wilhelm Traugott, Professor der Philosophie in Königsberg I, 196/97, 198/99, 200/01, 202.
Krusemarck, Friedrich Wilhelm Ludwig v., seit 1809 preußischer Gesandter in Paris I, 282.
Kügelgen, Wilhelm v., Maler II, 11/15, 32/34, 352.
Kunzböck, Frl. v., in Wien I, 313/6.
Kurländer (wahrscheinlich der Theaterdichter Franz August v. K. 1777—1836) I, 240.
Kutusow, russischer Feldmarschall II, 3, 78/80. Bild II, 78.

Lacarrière, Direktor der Leipziger Hospitäler II, 108, 111.
Ladenberg, Philipp v., Regierungsdirektor, später Minister I, 323.
Laforest, 1806 franz. Gesandter in Berlin I, 14.
La Garde, Chef des Berliner comité administrativ I, 80; II, 344.
Lamarque, französischer General I, 263.
Langeron, Andrault Graf v., russischer General II, 101, 135/36, 175, 178/79, 198, 242.
Lannes, Jean (Herzog von Montebello), französischer Marschall I, 36, 70, 105, 129, 203; II, 343. Bild I, 260.
Lanser, v., Innsbrucker Student I, 248.
Latour Maubourg, französischer General II, 173, 194.
Lauriston, Marquis de, französischer Marschall II, 194.
Le Camus, französischer General I, 117.
Le coq, Edler v., 1806 Kommandant in Westfalen I, 99, 100 ff., 51.
Lefèbvre (Herzog von Danzig), französischer Marschall I, 52, 270/71.
Legras, französischer Brigadegeneral II, 30.
Lehmann, Bürgermeister von Frankfurt a. O. I, 334.
Lehmann, Landrat des Kreises Lebus I, 334.

Lehmann, Professor, Rektor des Kneiphöfschen Gymnasiums in Königsberg I, 198, 200.
Lessing II, 255.
Lestocq, Anton Wilhelm v., preußischer Kavalleriegeneral, 1809 Gouverneur von Berlin I, 255.
Lichtenberg, Georg Christoph, Physiker und Satiriker I, 9.
Lichtenstadt I, 179.
Lichtenthurn, Freiherr Josef v. I, 272.
Liechtenstein, Aloys Fürst v., österreichischer Feldmarschalleutnant (1780—1833) II, 272.
Lieven, Christoph Andrejewitsch Fürst v., von 1809 ab russischer Gesandter in Berlin I, 142.
Ligne, Fürst Karl Josef v., österreichischer Feldmarschall, bekannter Sarkast II, 282.
Lobanow I, 142.
Lobau (s. Mouton).
Löwenhjelm, Graf v., Generaladjutant Bernadottes II, 183.
Lombard, Johann Wilhelm, Geheimer Kabinettsrat I, 14, 30.
Lottum, Karl Friedrich Heinrich Graf v., Militär- und Verwaltungsbeamter, Generaladjutant des Königs I, 183.
Loucey, Major I, 47.
Lowe, Hudson, 1814 englischer Militärbevollmächtigter in Blüchers Hauptquartier, später Gouverneur von St. Helena II, 232.
Lucadou, Kommandant von Kolberg vor Gneisenau I, 137.
Luccheſini, Girolamo, 1800—1806 preußischer Gesandter in Paris I, 16, 31.
Luck, Hans v., Kapitän im Füsilierbataillon v. Pelet, später General der Infanterie (1775—1859) I, 44.
Lucian II, 35.
Luden, Heinrich I, 67/68; II, 203/05.
Ludwig, Kronprinz von Bayern (Ludwig I.) I, 239; II, 274.
Ludwig XVI. von Frankreich II, 279.
Ludwig XVIII. von Frankreich II, 244, 249/51, 279, 282, 286, 290, 326/28. Bild II, 250, 327.
Ludwig Ferdinand (Louis) von Preußen I, 14, 16, 35/36, 39, 75, 180, 313. Bilder I, 37, 15 (Selbstbildnis).
Lützow, Adolf v., Freischarenführer I, 255/56; II, 73, 118. Bild II, 75.
Lützow, Leo v., Bruder des Vorigen I, 215.
Luise, Königin von Preußen I, 16, 18, 44, 58/59, 109, 142/44, 168, 228/30, 281, 288/90, 317; II, 195. Bilder I, 107, 285. — 165, 287, 289.
Luise, Herzogin von Weimar, Gemahlin Karl Augusts I, 72, 207, 208.
Luther I, 27/28, 292; II, 120.

Macdonald (Herzog von Tarent), französischer Marschall I, 263; II, 4, 38, 41, 54, 105, 136.
Mämpel, Johann Christian I, 216/21.
Mages, v., Innsbrucker Student I, 248.
Mahlmann, August, 1810—18 Pächter und Redakteur der Leipziger Zeitung II, 109, 112, 354.
Malachowski, Carl v., Generalleutnant (1783—1844) I, 93/94; II, 144/6, 231, 236/37, 241/42, 249/51.
Maler, Karl, Tiroler I, 277.
Maluga, ostpreußischer Landwehrmann II, 181.
Manteuffel, v., General II, 152.
Marais, v., Hauptmann I, 262; II, 349.
Marberger, Tirolerführer I, 277.
Marcoff, russischer General I, 131.
Maret (Herzog von Bassano), 1811—13 französischer Minister des Auswärtigen I, 70, 203, 208; II, 29.
Marheineke, Philipp Konrad, Theologe I, 302.
Maria Ludovica von Modena, 3. Gemahlin des Kaisers Franz von Österreich I, 242.
Maria Feodorowna (von Württemberg), Mutter Kaiser Alexanders II, 23/24, 240.
Maria Paulowna, Erbgroßherzogin von Weimar, Schwester Kaiser Alexanders II, 274.
Marie Luise, Tochter von Kaiser Franz und 2. Gemahlin Napoleons I, 271 (Bild).
Marmont (Herzog von Ragusa), französischer Marschall II, 105, 140, 174, 241.

St. Marsan, französischer Gesandter am preußischen Hofe II, 62.
Martens, Georg Friedrich v., Diplomat II, 150.
Martini, bayrischer Hauptmann I, 246.
Marwitz, Friedrich August Ludwig v. d. I, 14/16, 46/51, 78/80, 137/38, 184/85, 332/34. Bild I, 333. Neuausgabe II, 341, 344, 345, 347. — II, 342.
Masséna (Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling), französischer Marschall I, 259. Bild I, 259.
Massenbach, Christian v., Oberst, Generalquartiermeister I, 17, 31, 33, 48, 83, 87; II, 343.
Massow, Hofmarschall v. I, 334.
Massow, Eberhard Julius Wilhelm Ernst v., Minister II, 344.
Maximilian I., Joseph, König von Bayern I, 212, 239/40; II, 274, 361.
Mayr, Benitius, Innsbrucker Stadtprediger I, 247.
Meier I, 80.
Mensdorf, Graf, Schwiegersohn des Herzogs von Koburg I, 35/36.
Mersi, v., Professor der Rechtswissenschaft in Innsbruck I, 248, 250.
Merveldt, Maximilian Graf v., österreichischer General II, 166, 192.
Metternich-Winneburg, Clemens Fürst v., seit 1809 österreichischer Minister des Auswärtigen II, 29, 103, 113, 116, 118, 203, 218, 220, 274, 280, 283, 285, 286 (Charakteristik), II, 288/89, 296, 320/21. Bild II, 287.
Meyer, Dessauer Bürgermeister I, 70.
Milhaud, franz. Kavallerieführer II, 173.
Miloradowitsch, Graf, russischer General II, 94, 98.
Miltitz, Carl v., Komponist II, 66, 231, 247.
Mina, Name zweier spanischer Insurgentenführer I, 218.
Mirbach, Major Otto v. II, 183/84, 356.
Möllendorf, Joachim Heinrich v., Feldmarschall, 1805 Gouverneur von Berlin I, 28, 31, 55, 184.
Moltke, Charlotte Gräfin v., Hofdame, Marwitz' zweite Frau I, 15.
Moltrecht, Leipziger Kaufmann II, 108.
Momonoff, Fürst II, 16.
Montesquieu I, 210.
Montesquiou I, 268.
Moreau, Jean Victor, französischer General 1813 auf Seite der Verbündeten II, 131, 142.
Mortier (Herzog von Treviso), französischer Marschall I, 129.
Motherby, Königsberger Kaufmann, Hauptmann der Landwehr II, 182.
Mouton (Graf von Lobau), Adjutant Napoleons II, 108.
Müffling, Karl Freiherr v., gen. Weiß, 1806 Hauptmann im Generalstabe, 1813 Blüchers Generalquartiermeister I, 26, 31, 40, 49, 94, 96; II, 135, 174, 176, 227, 308, 314, 320, 341.
Müller, Adam, reaktionärer Publizist I, 327, 328. — 198, 335; II, 351.
Müller, Friedrich, weimarischer Regierungsrat, später Kanzler I, 70/75, 208/12, 394.
Müller, Karl, Publizist II, 110/11, 114, 268/69.
Müller, Johannes v., Historiker I, 15, 210, 317; II, 255.
Münchhausen, Gerlach Adolf Freiherr v., I, 298.
Münscher, Wilhelm, Kirchenhistoriker in Marburg (1766—1814) I, 302.
Murat, Joachim, König von Neapel, Kavalleriegeneral, Napoleons Schwager I, 70, 87/88, 144; II, 12, 14, 38, 105, 140, 167/70, 173, 195. Bild II, 168.
Nagler, Karl Ferdinand Friedrich v. (1770 bis 1846), preußischer Kriegsminister I, 281.
Napoleon überall, wesentlich sind folgende Stellen. Äußeres: I, 52, 142, 214; II, 14, 140, 160, 169. Sprechweise: I, 52, 70, 117/19, 204/11. Zeitgenossen über seine Politik: I, 9/13, 41, 61, 140, 215/16, 225, 227, 278, 279/80; II, 11, 19, 35/36, 76, 195, 202, 204, 285. Kriegskunst: I, 34, 106, 227, 235; II, 26, 80, 83. Aussprüche und Briefe: I, 44; II, 11, 15, 29, 37/38, 58, 89, 107, 126/28. (Operationsplan 1813). II, 131, 149, 218, 223, 244/45, 290, 297, 304, 310, 314, 324. Bilder: Titelbild, I, 11. 205 und zahlreiche Karikaturen.

Naumann, Frau II, 142.
Neſſelrode, Karl Robert Graf v., ruſſiſcher Staatsmann II, 114.
Nettelbeck, Joachim I, 133/37; II, 345.
Ney (Fürſt von der Moskwa), franzöſiſcher Marſchall I, 61/63, 99, 100, 127, 142; II, 100, 104, 149, 153/54, 163, 293, 298. Bild II, 153.
Nicolovius, Georg Heinrich Ludwig, Staatsrat I, 292, 302; II, 48.
— Bruder in Königsberg II, 48.
Niebuhr, Barthold Georg, Hiſtoriker und Finanzmann I, 178, 302/04; II, 66/72, 73, 108, 114/118, 347, 354, 357. Bild I, 303.
Niederer, Dr., Mitarbeiter Peſtalozzis I, 295.
Nieritz, Guſtav, Pädagog und Jugendſchriftſteller II, 94/96.
Niethammer, Friedrich Immanuel, Philoſoph I, 41.
Nitze I, 80.
Noailles, Graf v. II, 277.
Normann, Karl Friedrich Lebrecht Graf v., württembergiſcher General (1784—1822) II, 118, 192, 197.
Noſtitz, Karl v., Adjutant des Prinzen Ludwig Ferdinand, ſeit 1813 in ruſſiſchen Dienſten I, 26/29; II, 278/80.
— Ferdinand v., Major, Blüchers Adjutant 1815 II, 237/40, 309, 311, 312/13, 314.

Ochs, Peter, Staatsrat in Baſel I, 294.
O'Donell I, 238.
Oldenburg (Herzog Peter Friedrich Ludwig † 1823) II, 148. Herzogin II, 284.
Oppen, Oberſt v. II, 227.
Oranien, Fürſt von Naſſau-O., Schwager Friedrich Wilhelms III., von 1815 ab König der Niederlande (Wilhelm I.) I, 14, 59, 99; II, 320.
Orlow, Graf, Koſakenführer II, 173.
Oſtermann, ruſſiſcher General I, 106; II, 144, 146, 344.
Oudinot (Herzog von Reggio), franzöſiſcher Marſchall I, 262; II, 98, 104, 131, 149.

Padua, Herzog v. — Arrighi, franzöſiſcher Kavalleriegeneral II, 134.
Paër, Fernando, Komponiſt I, 316, 327.
Pahlen, Baron v. d., ruſſiſcher Generalmajor I, 126, 131. (?)
— Graf II, 174.
Palm, Johann Philipp, Nürnberger Buchhändler I, 7; II, 340.
Parthey, Guſtav, Philologe und Buchhändler II, 72/73, 329/30.
Paul I. von Rußland I, 120.
Paulucci, Philipp, ruſſiſcher General II, 52.
Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, rationaliſtiſcher Theolog I, 302.
Penz, Tiroler I, 276.
Pereira, Henriette v. P.-Arnſtein, Wiener Bankiersfrau und Kunſtfreundin (1780 bis 1859) I, 313/16.
Peſtalozzi, Heinrich I, 290/96, 298. Bild I, 291. P's. Frau I, 295.
Pichler, Caroline v., Wiener Schriftſtellerin I, 231/32, 240/41; II, 269/74.
Pirch, George Dubislaw Ludwig v. (Pirch I. genannt), Brigadechef II, 315.
Pius VII. II, 329.
Phull, Karl Ludwig Auguſt v., 1806 preußiſcher Generalſtabschef, 1812 in ruſſiſchen Dienſten I, 15, 31; II, 3.
Platen, Premierleutnant im 2. Reſerveregiment II, 184.
Platow, Koſakenhetman II, 192. Bild II, 39 dazu II, 361.
Pleß, Fürſt Ferdinand von Anhalt-P. 1806/7 Generalgouverneur von Schleſien I, 112.
Pleß, v., preußiſcher Huſarengeneral I, 93/94.
Plotho, Carl v., preußiſcher Offizier und Militärſchriftſteller I, 105/06, 125, 126/29; II, 344.
Pönitz, Dr., Dresdener Arzt II, 32.
Pörſchke, Karl Ludwig (1751—1812), Profeſſor der Äſthetik, Pädagogik und Beredſamkeit in Königsberg I, 198.
Poniatowski, Stanislaus II. Auguſt, letzter König von Polen von 1764—95 II, 283.
— Joſef Fürſt, Bruder des Vorigen, franzöſiſcher Marſchall II, 169, 187, 194.
Potemkin, Fürſt, ruſſiſcher Staatsmann II, 79.

Pozzo di Borgo, Graf, Korse, Gegner Napoleons, russischer Diplomat II, 277.
Pradt, Dominique Dufour Abbé de II, 11.
Priest, St., russischer General II, 240.

Quinette II, 324.
Quitzow, General v. I, 59.

Radetzky, Graf R. de Radetz, österreichischer Feldmarschall, 1813 Schwarzenbergs Generalstabschef II, 104, 124/26, 216/17.
Rahel s. Rahel Varnhagen.
Rajewsky, russischer Militär II, 174.
Rapp, Graf, französischer General I, 52, 70, 71.
Raumer, v., Kammerdirektor in Dessau I, 69. Frau I, 69/70. Kinder: Agnes I, 69/70, Franz I, 70.
— Friedrich, Historiker I, 142, 320/26, 328.
— Karl, Geolog I, 69/70, 142; II, 61, 73, 174, 211/12, 231/32.
Reck, Eberhard Friedrich Christoph Ludwig Freiherr v., Minister II, 344.
Recke, v. d., Präsident I, 208/9, 212.
Rehdiger, Mitglied des Zentralausschusses (zur Verwaltung der deutschen Länder 1813) II, 114, 116.
Reichardt, Johann Friedrich, Komponist I, 313/17; II, 61.
— Luise, Tochter des Vorigen I, 252.
Reiche, Ludwig v., General, 1813 Generalstabsoffizier Bülows, 1815 Zietens Generalstabschef I, 22/23, 39/40, 94/96, 285; II, 101/02, 149/52, 184/86, 297/98, 309, 310, 318/20, 328/9, 341.
Reichenbach, Bankier II, 195.
— Graf, Brigademajor I, 47.
Reidenitz, Königsberger Professor I, 198.
Reil, Johann Christian, Physiolog und Nervenarzt I, 297.
Reimer, Georg, Buchhändler I, 215; II, 7, 73, 340.
Rellstab, Ludwig, Musikschriftsteller I, 75; II, 255/56.
Renouard, v., Generalmajor I, 99.
Reusch, Königsberger Professor I, 198.
Reynier, Graf, französischer General II, 134, 194.
Rhaden, junger Offizier I, 101.
Richler, v., österreichischer Landwehroberst II, 271/72.
Richter, Ludwig, Maler II, 140/44.
Riemer, Friedrich Wilhelm, Hauslehrer bei Goethe I, 61/63.
Rietschel, Ernst II, 88/89.
Riveaux, General I, 96.
Rochlitz, Friedrich, Leipziger Schriftsteller II, 167/72.
Röder, Friedrich Erhardt v., 1812 Yorks Generalstabschef, 1813 Generalmajor II, 41, 236, 250.
Röhrig, Johann Jakob (1787—1856), Rheinländer im französischen Heer, später Schulmeister II, 138/39, 191.
Rösel, v. Rosenhof, August Johann, Naturforscher (1705—59) I, 9.
Rom, König v., Sohn Napoleons II, 244.
Romanzow, Graf, 1807—12 russischer Minister des Auswärtigen II, 29, 58.
Romberg, Andreas, Komponist I, 316.
Rostopschin, Graf, 1812 Generalgouverneur von Moskau II, 15, 23. Bild II, 15.
Rüchel, Ernst Wilhelm Friedrich v., preußischer General I, 9, 14, 15, 16, 17, 29, 31, 33, 44, 46, 51, 58/59, 64; II, 290, 343.
Rüchel-Kleist, Jakob Friedrich v., preußischer Infanteriegeneral II, 150, 152.
Rückert, Friedrich II, 119, 147, 255, 283.
Rühle von Lilienstern, preußischer General und Militärschriftsteller I, 16/17, 30/31, 32, 40/41; II, 342.
Rusca, französischer General I, 274.
Rustan, Napoleons Leibmameluk I, 212; II, 36. Bild II, 35.
Rysel, Anton Friedrich Karl v., 1813 sächsischer Brigadekommandeur, sächsischer General II, 199.
Rzewuski, Graf I, 238.

Sack, Karl, Theologe, Schüler Schleiermachers, 1818 Professor in Bonn II, 118.
Sacken, v., russischer General II, 136, 226, 228.
Sagan: Herzogin Dorothea II, 277.
Saint Cyr, Marquis de, französischer Marschall II, 139.

Saldern, Christoph v., Generalleutnant, Militärtheoretiker (1719—85) I, 18.
Santner, Anton, Innsbrucker Student I, 248.
Sartorius von Waltershausen, Caroline, Frau des Historikers I, 212/15.
Savary (Herzog von Rovigo), französischer Polizeiminister I, 203, 207; II, 214.
Savigny, Friedrich Carl v., Jurist I, 236, 282, 297, 300/04; II, 72, 114, Frau Gundel, geb. Brentano I, 236. Bild I, 301.
Saurma, Gräfin (la beauté du diable) II, 278.
Schack, v., Generalmajor I, 99.
Schadow, Gottfried, Bildhauer I, 83; II, 361/62. Bild I, 82.
Scharnhorst I, 15, 26, 31, 39, 55, 56, 95, 114, 116, 150, 169, 180/84, 185, 187, 200/01, 261; II, 3, 9/10, 26/7, 55, 57, **61, 63, 67**, 70, 90, 113, 158, 341, 352, **353. Bild** I, 181; II, 10.
— **Wilhelm v.**, Sohn des Vorigen, General **(1786—1854)** II, 99/100, 158.
Scharnweber, Kriegsrat, Mitarbeiter Hardenbergs an der Reformgesetzgebung I, 323; II, 114.
Schelling II, 85, 341.
Schenk, Major I, 59.
Schenkendorf, Max v., I, 98, 199, 251; II, 73, 118, 144, 166, 175, 203, 267, 321.
Scherenberg, Christian Friedrich, Berliner Dichter II, 320.
Schewitsch, russischer Kavalleriegeneral II, 173.
Schierstädt, v., Kammerpräsident in Küstrin I, 98, 99.
Schill I, 137, 201, 203, 224, 251/56; II, 211, 345. Bild I, 253.
Schiller I, 18, 151, 154, 317/18; II, 255.
Schimonsky, General I, 59.
Schinkel, Karl Friedrich, Architekt II, 255.
Schlegel, August Wilhelm II, 261, 265, 295.
— Friedrich I, 238; II, 211, 261, 265, 280, 295, 347.
Schleiermacher I, 13/14, 65/66, 140/42, 215, 297, 302, 304, 309; II, 73, 86. Bild I. 299.
Schlosser, Ludw. Wilh. Gottl., Pfarrer in Drakendorf, dann in Großschocher I, 63.
Schmalz, Theodor Anton Heinrich (1760 bis 1831), preußischer Staatsrechtslehrer, Reaktionär, Rektor der Berliner Universität I, 302, 327/28.
Schmedding, Johann Heinrich, 1809 vortragender Rat für katholisch-geistliche und Schulangelegenheiten I, 302.
Schmettau, Friedrich Wilhelm Karl Graf v. (1742—1806), General I, 14, 55, 56, 59.
Schmidt, Johann Ernst Christian, Theologe in Gießen I, 302.
Schön, Heinrich Theodor v., Mitglied der Immediatkommission, Mitarbeiter Steins, 1809 Regierungspräsident in Gumbinnen II, 47/48, 50, 52, 56, 57, 114/16, 118, 347. Bild II, 45.
Schopenhauer II, 66.
Schrötter, Friedrich Leopold v., Staatsminister (1743—1815) I, 295.
Schubart, Christian Friedrich Daniel, Dichter II, 348.
Schulenburg-Kehnert, Friedrich Wilhelm v. d., 1806 Gouverneur von Berlin I, 75. Bild I, 79.
Schwarzenberg, Karl Philipp Fürst zu II, 105/06, 128, 139, 146, 147, 166/67, 173/74, 199, 209/10, 216/21, 223/4, 228/29, 230, 240, 296, 301/02. Bild II, 125.
Schwed, Tiroler Student I, 277.
Sebastiani, Graf, französischer Marschall II, 326.
Selrakowsky, Major v. I, 334.
Seydlitz, Friedrich Wilhelm v. I, 29.
— Anton v. (1777—1832), Adjutant Yorks, im Dez. 1812 nach Berlin geschickt, um Instruktionen zu holen II, 38/41.
Seyffert, Leipziger Bäckermeister II, 187/88.
Shakespeare I, 14, 222.
Sieberer, Josef, Tiroler Landschützenmajor I, 272/78.
Smith, Adam, englischer Nationalökonom I, 149, 198/99, 328.
Spalding, Georg Ludwig (1762—1811), Philologe, Professor am Köllnischen Gymnasium in Berlin I, 302.

Speckbacher, Joſef, Tiroler Volksheld I, 272, 274.
Spontini, Gaſparo, Komponiſt II, 245.
Sobolewsky, Major I, 126.
Soult (Herzog von Dalmatien), franzöſiſcher Marſchall I, 49, 87, 142, 207, 208.
Stadion, Johann Philipp Karl Graf v., 1805—1809 öſterreichiſcher Hof- und Staatskanzler I, 224, 238; II, 114, 218.
Stägemann, Geheimer Finanzrat, Mitglied der Immediatkommiſſion, Dichter I, 34, 114, 119; II, 60, 347.
Stael, Frau v., II, 253, 358/59. Bild II, 254.
Stanislaus ſ. Poniatowski.
Stark, Johann Chriſtian, Jenaer Mediziner (1753—1811) I, 212.
Steffens, Henrik, Naturphiloſoph I, 64/66, 140, 215/16, 222, 252/55, 297/98, 309/13, 335/36; II, 60/63, 85/86, 97/101, 156/58, 174, 175/79, 226/28, 233/34, 245/46, 343, 348.
Steigenteſch, Auguſt Freiherr v., 1809 Landwehroffizier, dann an den preußiſchen Hof geſandt I, 231, 238.
Stein, Freiherr v. I, 14, 102, 145/50, 175, 178/79, 187, 190, 200/01, 216, 279, 281, 282, 295, 329, 332; II, 4, 20/24 (Rußland), 47/57 (Oſtpreußen 1813), 80, 85/86, 114/18 (Reichenbach), 203, 274, 284/85, 286, 288/89 (Wiener Kongreß), 348, 353, 355. — Äußeres II, 20/23. Bilder I, 177; II, 21.
Steinheil, Bennigſens Generalſtabschef 1807 I, 119.
Stewart, Marquis (Lord Londonderry), Halbbruder Caſtlereaghs II, 174.
Stock, v., Schillſcher Leutnant I, 256.
Stöſſel, v., Schillſcher Leutnant I, 256.
Stubenrauch I, 69.
Stumpf, Leutnant im oſtpreußiſchen Landwehrregiment II, 182.
Süvern, Johann Wilhelm, Staatsrat in der Unterrichtsabteilung I, 282, 292, 302.
Szecheny, Caroline (la beauté coquette) II, 278.

Tacitus I, 210; II, 223.
Talkenberg, Dresdener II, 34.
Talleyrand-Périgord, Charles Maurice Herzog v. (Fürſt von Benevent), 1788 Biſchof von Autun I, 71/75, 203/07, 229; II, 259, 279, 282/84, 286/88, 290/91, 295, 361. Bild II, 290. Karikatur I, 123.
Talma, François Joſèphe, Schauſpieler I, 208.
Tamanti, Kammerdiener I, 83.
Taſſo I, 222.
Taubenheim, Kapitän I, 86.
Tauentzien von Wittenberg, Friedrich Bogislaw Emanuel I, 34, 40, 44, 49, 50; II, 134, 153, 155, 196. Bild II, 133.
Tauentzien, Gräfin, Hofdame der Königin Luiſe I, 142.
Thaer, Albrecht, Begründer der rationellen Landwirtſchaftslehre I, 302, 327.
Tharreau, General I, 262.
Theophraſt, genannt Theutonicus I, 13.
Thibaut, Anton Friedrich Juſtus, Juriſt II, 267/68.
Thielmann, Adolf Freiherr v., ſächſiſcher, dann preußiſcher General II, 306, 308, 315.
Thümen, Auguſt v., Generalmajor (1757 bis 1826) II, 149/50, 154.
Thümmel, v. I, 51.
Thulemeyer, Friedrich Wilhelm v., Miniſter II, 344.
Teimer, Martin Rochus (1778—1835), Major, Tiroler-Führer I, 246.
Tieck, Ludwig II, 245.
Tiede, Oberpaſtor in Reichenbach II, 114.
Tilly, franzöſiſcher General I, 96/97.
Tippolt I, 292.
Toll, Karl Ferdinand Graf v., ruſſiſcher General (1777—1845) II, 103, 105, 312/13.
Tormaſſow, ruſſiſcher General II, 20.
Tremblen, Abraham, franzöſiſcher Naturforſcher (1700—84) I, 9.
du Troſſel, Oberſt, Kommandant von Magdeburg I, 98.
Trützſchler, v., in Bayreuth I, 131/32.
Tſchepe, Generalmajor I, 99.
Tſchernitſcheff, Fürſt, ruſſiſcher Feldherr II, 225, 278. Bild II, 225.
Tſchottin, Tirolerin I, 276.
Turenne, franzöſiſcher General I, 26.
Tutſchkow, ruſſiſcher General I, 119.

Uhden I, 302.
Uhland, Ludwig II, 78, 211, 334.
Unzelmann, Karl Wilhelm Ferdinand, Komiker (1753—1832) I, 18.
Uttenhoven, Amalie v., Koburg-Saalfelder Hofdame I, 35/36.
Uwarow, Graf, ruſſiſcher Miniſter I, 142; II, 23.

Valentini, Georg Wilhelm Freiherr v., 1813 Oberquartiermeiſter Yorks (1775 bis 1834) I, 34/35; II, 102.
Vandamme, franzöſiſcher General I, 100; II, 104, 144/48, 324.
Varnhagen von Enſe, Karl Auguſt, Diplomat und hiſtoriſcher Schriftſteller I, 100, 233/5, 261/64; II, 280/82, 349.
Varnhagen, Rahel, ſeine Frau II, 155, 251, 269.
Vial, franzöſiſcher General I, 274.
Victor (Claude Perrin; Herzog von Belluno), franzöſiſcher Marſchall I, 117; II, 140, 343.
Victoria auf dem Brandenburger Tor I, 83, 306/07; II, 255/58 (Bild).
Viereck, Fräulein v., Hofdame der Königin Luiſe I, 334.
Vietinghoff; wahrſcheinlich Reinhold Johann Peter Freiherr v. (1770 bis zirka 1825) I, 114/16, 125/26, 130.
Vincke, Ludwig Freiherr v., Oberpräſident von Weſtfalen I, 120/24, 178, 192/94.
Vogel, Jenaer Bürgermeiſter I, 212.
Voltaire I, 204, 208, 211.
Voß, Otto Karl Friedrich, Miniſter II, 56.
Voß, Sophie Gräfin v., Oberhofmeiſterin der Königin Luiſe I, 142/44, 229, 288/90; II, 345. Bild I, 141.

Wachholtz, v., General I, 18/19, 23/25, 99/100.
Wagner, Leipziger Kaufmann II, 108.
Wagner, Paſtor in Flieth und Chroniſt II, 344.
Waitz, Friedrich Siegmund W., Reichsfreiherr von Eſchen, heſſiſcher Miniſter I, 17.
Wald, Samuel Gottlieb, Königsberger Profeſſor, Theologe (1762—1828) I, 198.
Waldſtein, Graf I, 238.
Wallenſtein I, 235.
Wallmoden, Graf Thedel v., 1813 Führer der Armee an der Niederelbe II, 156.
Warburg, Oberſt II, 174.
Warnava, Brüder I, 102.
Wartensleben, Leopold Alexander Graf v. (1745—1822) I, 54, 59, 99.
Watzdorf, Luiſe v. II, 231.
Weckhrlin, Georg Rudolf, Dichter des 17. Jahrhunderts I, 40, II, 342.
Wedell, Graf v. I, 256.
Weigelt, Leipziger Bäckermeiſter II, 187/88.
Weigl, Joſef, Komponiſt I, 231; II, 351.
Weimar: fürſtliche Familie I, 207, ſ. Karl Auguſt, Luiſe, Maria Paulowna.
Weiſe, Maler I, 239.
Wellington I, 279; II, 288/89, 293/94, 295, 301, 308/09, 310, 311/20, 322, 325, 329. Erſcheinung II, 302. Bild II, 303.
Werner, Zacharias, romantiſcher Dichter I, 26/28; II, 280.
Wibeau I, 80.
Wieland I, 210/11; II, 255.
Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III. I, 14, 16, 59; II, 274.
Wilhelm, Prinz von Preußen (Kaiſer Wilhelm I.) I, 285, 288.
Wilhelm, König der Niederlande, ſ. Oranien.
Wilhelm I. von Württemberg II, 241, 274.
Williſen, Adjutant Yorks 1814 II, 233.
Wilſon, Sir Robert II, 24.
Winterfeldt, v., Major, Adjutant Blüchers 1815 II, 308, 311.
Wintzingerode, Ferdinand Freiherr v., ruſſiſcher Kavalleriegeneral, 1813 bei der Nordarmee II, 67, 90, 218, 238, 239, 241.
Wittgenſtein, Ludwig Adolf Peter, Fürſt von Sayn-W.-Ludwigsburg, Frühjahr 1813 Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen II, 20, 26, 38, 90, 139, 166, 224, 229, 230. Bild II, 91.
Wittgenſtein, Wilhelm, Fürſt zu Sayn-W. I, 178; II, 55, 56.
Witting, v., Innsbrucker Student I, 248.
Wochowski, Leutnant II, 111.
Wolf, Friedrich Auguſt, Philolog I, 302. 313; II, 66.

Wolzogen, Ludwig v., Adjutant Kaiser Alexanders II, 89/92, 139/43, 147/48, 173/74, 295.
Wothelius, Mecklenburger Ökonom I, 83/87.
Wrede, Karl Philipp Fürst, bayrischer General I, 265; II, 206, 240, 274. Bild II, 207.
Württemberg s. Wilhelm I.
Wussow, v., Leutnant II, 308.

Yelin, Christian Gottlieb, Konsistoralrat II, 340.
Yermolow, Chef der russischen Artillerie II, 92.
York von Wartenburg, Graf, preußischer Feldmarschall II, 4, 37/42, 49, 50, 52/54, 56, 57, 58, 101/02, 158, 174, 176, 195, 198, 212, 226, 228, 232/33, 236. Bilder II, 37, 53.

Zedlitz, Josef v., Offizier und Dichter I, 263.
Zeller, Karl August, Pädagog I, 292.
Zelter, Karl Friedrich, Komponist I, 80, 144.
Zeune, Direktor der Blindenanstalt II, 73.
Zezschwitz, Hans Gottlob v., sächsischer Generalleutnant I, 51.
Zglinicki, v., Premierleutnant I, 51.
Zichy, Graf I, 238.
Zichy, Julie (la beauté céleste) II, 278, 279.
Zichy, Sophie (la beauté triviale) II, 278.
Zieten, Hans v., preußischer General (1770 bis 1848) II, 90, 315, 326.
Zieten, Hauptmann vom ostpreußischen Landwehrregiment II, 181.
Ziethen, Gendarmenoffizier I, 27.
Zinkeisen, Johann Wilhelm, Publizist II, 92/94.
Zschokke, Heinrich, Journalist und Schriftsteller II, 200.

Druckfehlerberichtigung.

S. 105 Zeile 9 von oben Exaltation statt Exaltion.
S. 109 Zeile 10 von oben wir sahn statt wir sehn.

67 495 AA A 30